G. GRIMM,
Book-Binder
Madison, Wis.

University of Wisconsin
LIBRARY.

No. 10465

F471
.G3
5
1

Presented by

UNIVERSITY OF WISCONSIN

Geſchichte

der

deutſchen Kaiſerzeit.

Von

Wilhelm v. Gieſebrecht.

Fünfter Band.

Die Zeit Kaiſer Friedrichs des Rothbarts.

Braunſchweig,
C. A. Schwetſchke und Sohn
(M. Bruhn).
1880.

Geſchichte

der

Deutſchen Kaiſerzeit.

Von

Wilhelm v. Gieſebrecht.

Fünfter Band.

Erſte Abtheilung.

Neuer Aufſchwung des Kaiſerthums
unter Friedrich I.

Braunſchweig,
C. A. Schwetſchke und Sohn
(M. Bruhn).
1880.

Digitized by Google

10465
F471
.G3
E
1

Vorbemerkung.

Die Geschichte Friedrichs des Rothbarts ist so reich an Ereignissen von welthistorischer Bedeutung, so wichtig für unsere nationale Entwickelung, überdies durch die Persönlichkeit des Kaisers selbst so anziehend, daß sie von jeher ein besonderes Interesse erregen mußte. Wie sich die Gestalt des Rothbarts fest dem Gedächtniß der Nachwelt eingeprägt hat, so leben auch die hervorstechendsten Thatsachen seiner Regierung im allgemeinen Bewußtsein fort. Um so auffallender ist, daß die historische Forschung bisher seine Geschichte nicht mit so eingehender Sorgfalt untersucht hat, wie die meisten anderen Theile unserer alten Kaiserzeit. Nur dieser Vernachlässigung kann es zugeschrieben werden, daß der Gang der Ereignisse noch vielfach im Dunkeln liegt und auch die Würdigung Friedrichs eine so verschiedenartige ist.

Selbstverständlich ist in allgemeineren Büchern die Geschichte Friedrichs häufig behandelt worden; auch fehlt es nicht an Monographien, welche über einzelne für sein Regiment wichtige Vorgänge oder Persönlichkeiten gründliche Belehrung bieten: aber wir besitzen nur zwei Werke, welche sich eine zusammenhängende Darstellung seines ganzen Lebenslaufs zur besonderen Aufgabe gestellt haben. Das erste erschien im Jahre 1722 unter dem Titel: „Herrn Heinrichs von Bünau Probe einer genauen und umständlichen Teutschen Kayser- und Reichs-Historie oder Leben und Thaten Friedrichs I. Römischen Kayſers". Ob-

wohl eine Jugendarbeit des berühmten Hiſtorikers, war das Werk doch für die richtige Behandlung der deutſchen Reichsgeſchichte bahnbrechend und genoß lange Zeit ein nicht geringes Anſehen; heute kann es ſchon deshalb nicht befriedigen, weil der Stand der Quellenliteratur ein weſentlich anderer geworden iſt. Erſt etwa 150 Jahre ſpäter iſt die zweite Biographie Friedrichs an das Licht getreten. In ſeinem großen dreibändigen Werke hat Hans Prutz die zahlreichen Einzelforſchungen, welche die Geſchichte dieſes Kaiſers betreffen, mit Fleiß verwerthet und ſich nicht ohne Erfolg bemüht ein anſchauliches Bild jener vielbewegten Periode zu entwerfen, in deren Mittelpunkt der Kaiſer ſtand. Je mehr ich in meiner Arbeit durch Prutzs Werk unterſtützt worden bin, deſto bereitwilliger erkenne ich die Vorzüge deſſelben an, doch kann ich nicht verhehlen, daß es mich der Mühe einer neuen Prüfung der Quellen nicht überhoben und dieſe mich nicht ſelten zu anderen Reſultaten geführt hat.

Immer war mir klar, daß in der Periode Friedrichs I. die ſchwerſte Aufgabe liege, die mir in dieſer Kaiſergeſchichte geſtellt war. Sie iſt mir, als ich an die Löſung ging, faſt zu ſchwer erſchienen. Dennoch mußte ich meine Kräfte daran wagen, wenn ich nicht ein Werk, welches eine ſo freundliche Aufnahme gefunden hat, unvollendet laſſen wollte. Was ich jetzt vorlegen kann, iſt freilich nur ein Theil der Regierungsgeſchichte Friedrichs, aber der Theil, für welchen die Quellen am reichlichſten fließen und der zugleich als die reiche, lebensvolle Expoſition eines der großartigſten hiſtoriſchen Schauſpiele ſtets ſeine eigene Anziehungskraft haben wird. Ich glaubte auch hier von meinem bisherigen Verfahren, die zeitgleichen Zeugniſſe in möglichſter Vollſtändigkeit in die Darſtellung zu verweben, nicht abgehen zu dürfen. Hieraus erklärt ſich, daß dieſe Abtheilung einen größeren Umfang gewonnen hat, als ich ſelbſt gewünſcht hatte. Unter ſolchen Umſtänden war es mir beſonders erwünſcht, daß ich die langen Reden, die ſich bei Otto von Freiſing und ſeinem Fortſetzer finden, übergehen konnte, da ſie, ſo lehrreich ſie für die Anſchauun-

gen jener Zeit ſind, doch nicht als authentiſch gelten können. Nichts bedaure ich mehr, als daß ich nach der Einrichtung des Werks jetzt nicht ſogleich auch die „Quellen und Beweiſe“ dieſer Abtheilung beifügen kann. Da bei meinen Berufsgeſchäften ſich der Abſchluß des fünften Bandes vielleicht noch längere Zeit verzögern dürfte, beabſichtige ich wenigſtens einige Punkte, wo meine Darſtellung einer Rechtfertigung beſonders bedürftig erſcheint, demnächſt an einem anderen Orte näher zu erörtern.

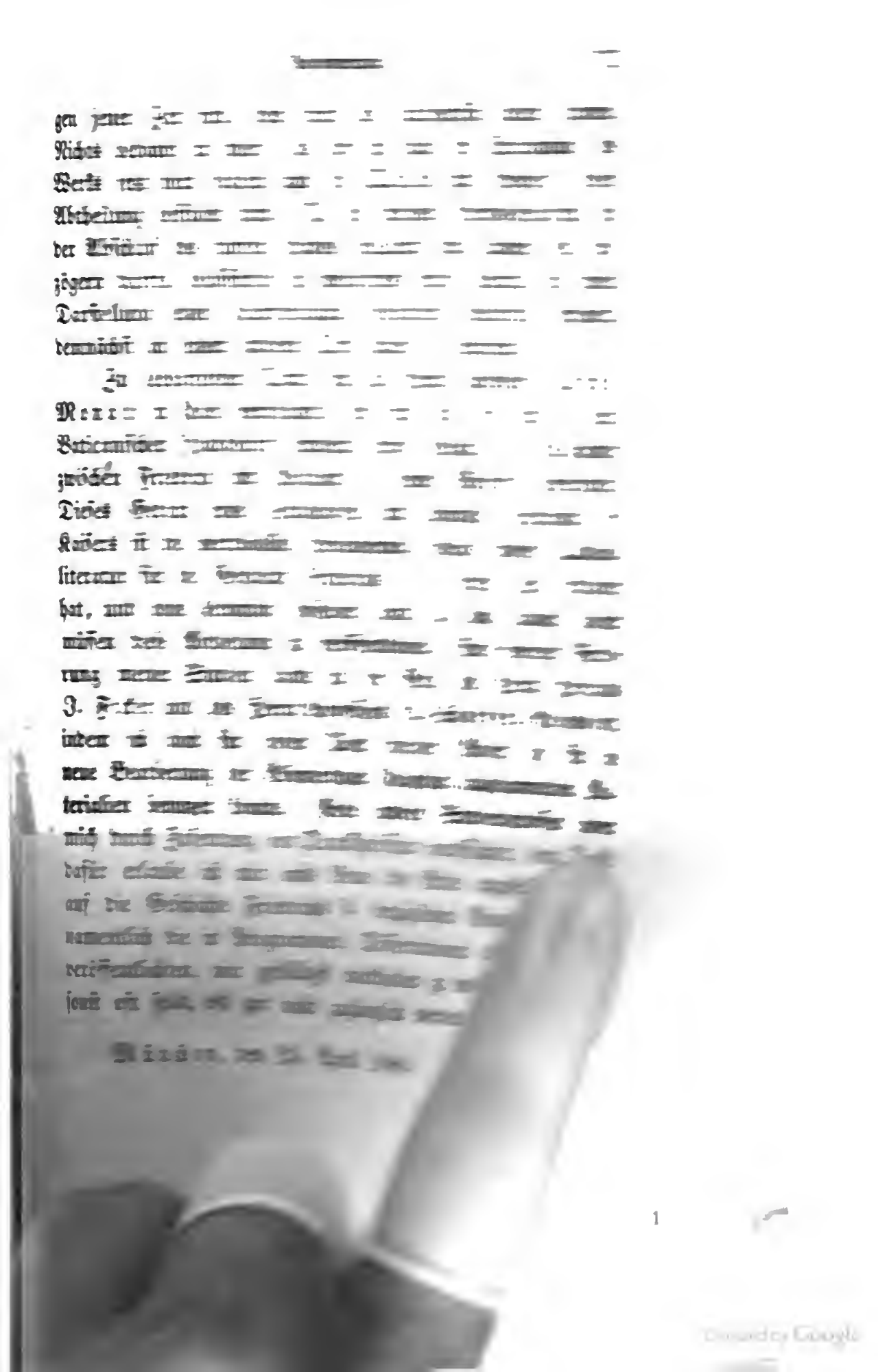
Zu lebhafteſtem Danke bin ich Herrn Profeſſor Erneſto Monaci in Rom verpflichtet, der mir das von ihm in einer Vaticaniſchen Handſchrift entdeckte große Gedicht auf die Kämpfe zwiſchen Friedrich und Mailand in ſeiner Abſchrift überſandte. Dieſes Gedicht eines Zeitgenoſſen und warmen Verehrers des Kaiſers iſt die werthvollſte Bereicherung, welche unſere Quellenliteratur für die Geſchichte Friedrichs I. in letzter Zeit erfahren hat, und ohne Kenntniß deſſelben hätte ich noch länger zögern müſſen dieſe Abtheilung zu veröffentlichen. Eine weitere Förderung meiner Studien danke ich der Güte des Herrn Hofraths J. Ficker und des Herrn Profeſſors P. Scheffer-Boichorſt, indem ich auch für dieſen Theil meiner Arbeit die für die neue Bearbeitung der Böhmerſchen Regeſten angeſammelten Materialien benutzen konnte. Viele andere Studiengenoſſen haben mich durch Zuſendung von Druckſchriften verpflichtet; dem Danke dafür erlaube ich mir aufs Neue die Bitte anzuſchließen, alle auf die Geſchichte Friedrichs I. bezüglichen kleineren Arbeiten, namentlich die in Programmen, Diſſertationen oder Zeitſchriften veröffentlichten, mir gefälligſt mittheilen zu wollen, da ſie mir ſonſt oft ſpät, oft gar nicht zugänglich werden.

München, den 23. April 1880.

W. v. Gieſebrecht.

wohl eine Jugendarbeit des berühmten Hiſtorikers, war das Werk doch für die richtige Behandlung der deutſchen Reichsgeſchichte bahnbrechend und genoß lange Zeit ein nicht geringes Anſehen; heute kann es ſchon deshalb nicht befriedigen, weil der Stand der Quellenliteratur ein weſentlich anderer geworden iſt. Erſt etwa 150 Jahre ſpäter iſt die zweite Biographie Friedrichs an das Licht getreten. In ſeinem großen dreibändigen Werke hat Hans Prutz die zahlreichen Einzelforſchungen, welche die Geſchichte dieſes Kaiſers betreffen, mit Fleiß verwerthet und ſich nicht ohne Erfolg bemüht ein anſchauliches Bild jener vielbewegten Periode zu entwerfen, in deren Mittelpunkt der Kaiſer ſtand. Je mehr ich in meiner Arbeit durch Prutzs Werk unterſtützt worden bin, deſto bereitwilliger erkenne ich die Vorzüge deſſelben an, doch kann ich nicht verhehlen, daß es mich der Mühe einer neuen Prüfung der Quellen nicht überhoben und dieſe mich nicht ſelten zu anderen Reſultaten geführt hat.

Immer war mir klar, daß in der Periode Friedrichs I. die ſchwerſte Aufgabe liege, die mir in dieſer Kaiſergeſchichte geſtellt war. Sie iſt mir, als ich an die Löſung ging, faſt zu ſchwer erſchienen. Dennoch mußte ich meine Kräfte daran wagen, wenn ich nicht ein Werk, welches eine ſo freundliche Aufnahme gefunden hat, unvollendet laſſen wollte. Was ich jetzt vorlegen kann, iſt freilich nur ein Theil der Regierungsgeſchichte Friedrichs, aber der Theil, für welchen die Quellen am reichlichſten fließen und der zugleich als die reiche, lebensvolle Expoſition eines großartigſten hiſtoriſchen Schauſpiele ſtets ſeine eigene Anz kraft haben wird. Ich glaubte auch hier von meinem Verfahren, die zeitgleichen Zeugniſſe in möglichſter V in die Darſtellung zu verweben, nicht abgehen zu aus erklärt ſich, daß dieſe Abtheilung einen gewonnen hat, als ich ſelbſt gewünſcht hatte. ſtänden war es mir beſonders erwünſcht, d den, die ſich bei Otto von Fr den, übergehen konnte.



Berichtigungen.

S. 8 Z. 24 lies Vortheil ſtatt Gewinn.
S. 23 Z. 17 lies Neffe ſtatt Sohn.
S. 40 Z. 18 lies erlangten ſtatt verlangten.
S. 49 Z. 8 lies es ſtatt ihn.
S. 102 Z. 9 lies ſtanden die Mailänder ſtatt ſtand Mailand.
S. 112 Z. 8 lies Kauffahrer ſtatt Kreuzfahrer.
S. 126 Anm. Z. 2 lies p. 491 ſtatt p. 4191.
S. 133 Z. 2 von unten lies erwirken ſtatt erwarten.
S. 170 Z. 27 und Anm. Z. 2 lies Kolbe ſtatt Kolb.
S. 175 Z. 11 lies dem ſtatt den.
S. 176 Z. 3 lies vor ſtatt von und Z. 6 lies demſelben ſtatt deſſelben.
S. 186 Z. 17 u. 18 lies zwei oder drei Podeſtäs ſtatt zwei Podeſtäs.
S. 272 Z. 11 iſt nach „getreten" ein Punkt zu ſetzen und ſind die folgenden Worte in Z. 11—13 zu ſtreichen.
S. 304 Z. 10 von unten iſt „nur" zu ſtreichen.
S. 310 Z. 1 iſt „ihnen" zu ſtreichen.
S. 312 Z. 8 lies bei der ſtatt der bei.
S. 313 Z. 13 lies welchem ſtatt welchen
S. 333 Z. 6 lies überſandt ſtatt überantwortet.
S. 378 Z. 11 iſt „nicht" zu ſtreichen.
S. 384 Z. 13 lies den Piſanern ſtatt ihnen.

Zehntes Buch.

Neuer Aufſchwung des Kaiſerthums unter Friedrich I.
1152—1164.

1.

Friedrichs I. mühſelige Anfänge.

Der 4. März 1152 war ein Tag allgemeinen Jubels in Frankfurt. Man freute ſich der einſtimmigen Wahl, die alle Bürgſchaft für eine dauernde Herſtellung der Ordnung im Reiche zu bieten ſchien; man hoffte vor Allem, daß dem unſeligen Zwiſt zwiſchen dem ſtaufenſchen und welfiſchen Hauſe nun endlich ein Ziel geſetzt ſei. Die Fürſten hatten einen Mann von erprobter Tüchtigkeit, energiſchem Willen, durchgreifender Kraft die Königskrone zuwenden wollen — und ein ſolcher Mann war ohne Zweifel in Friedrich von Schwaben gefunden worden.

Die Zeitgenoſſen ſind darüber einig, daß in dem Erwählten das Königthum ſich in wahrhaft glänzender Weiſe darſtellte. Die Natur hatte ihn mit ſo reichen Gaben ausgeſtattet, wie ſie ſelten auf einen Menſchen häuft. Schon die äußere Erſcheinung des etwa dreißigjährigen Mannes war überaus anziehend. Friedrich war von ſchlankem Wuchs, nicht ungewöhnlich groß, aber die Glieder im vollkommenſten Ebenmaß, die Bruſt kräftig, der ganze Körperbau ſtraff und männlich, die Hände von auffallender Schönheit. Sein Antlitz von großer Regelmäßigkeit hatte einen eigenthümlich ruhigen und heiteren Ausdruck, den auch die größten Aufregungen nicht veränderten. Die weiße Geſichtsfarbe mit durchſcheinender Röthe, die blonde Farbe des welligen Haupthaares und Bartes, die hellen, lebendigen Augen, die blendenden Zähne im feinen Munde gaben dem Antlitz einen leuchtenden Schimmer.

Man bemerkte in dem neuen König einen ſcharfen Verſtand, raſche Entſchloſſenheit und eine ungewöhnliche Beredſamkeit, die ſich beſonders in ſeiner Mutterſprache zu erkennen gab; denn des Lateiniſchen war er nicht ſo mächtig, daß er es mühelos hätte verſtehen und ſprechen können. Herab-

laſſend im Umgange, gewann er leicht die Menſchen und wußte ſie an ſich zu feſſeln; es unterſtützte ihn dabei ein überaus glückliches Gedächtniß, denn er konnte Perſonen, die er viele Jahre nicht geſehen hatte, wieder begrüßen, als ob ſie nie von ſeiner Seite gekommen wären. Freigebig ohne Verſchwendung, beſtändigen Sinns, Meiſter ſeiner Leidenſchaften, fand er leicht Freunde und Diener, welchen er unbedingt trauen konnte. Sein Gemüth war gottesfürchtig; täglich wohnte er des Morgens der Meſſe bei; ſtets bewies er der Kirche und ihren Dienern die gebührende Ehrfurcht, ſelbſt in den ſchweren Kämpfen, die ihm mit dem Papſtthum bevorſtanden; reichlich hat er zu allen Zeiten die Armen bedacht.

Von dem Augenblicke, wo er ſich die Krone geſichert wußte, ſah Friedrich in Karl dem Großen ſein Vorbild. Als das weſentlichſte Ziel ſeiner Regierung erſchien ihm, jenes Zeitalter des Rechts und des Friedens, wie es nach Geſchichte und Sage unter Karl beſtanden haben ſollte, wieder in der abendländiſchen Chriſtenheit herzuſtellen. Deshalb war er ein Freund von Geſetzen und begünſtigte gegen die Sitte ſeiner Vorfahren das geſchriebene Recht; mit den Rechtsgelehrten ſeiner Zeit trat er früh in Verbindung. Unermüdlich ſaß er ſelbſt zu Gericht, und ſtets zeigte er ſich als ein ſtrenger Richter; alle Uebertreter des Geſetzes hatten ſeinen unerbittlichen Spruch zu fürchten, ſelbſt die höchſtgeſtellten Männer und ſeine eignen Verwandten hat er nicht geſchont. Er verhehlte ſich nicht, daß in der gewaltthätigen Welt, in welcher er lebte, nur mit dem gezückten Schwerte das Recht zur Geltung zu bringen ſei, aber jeder Kampf reizte ihn mehr als er ihn ſchreckte. Zu den Waffen geboren und erzogen, ein ritterlicher Mann durch und durch, liebte er den Krieg, ſeine Gefahren und ſeinen Ruhm, und bisher war das Glück mit ſeiner Kühnheit im Bunde geweſen; man erinnerte ſich, daß das Mißgeſchick, welches den zweiten Kreuzzug begleitete, faſt ihn allein verſchont hatte. Ueberall, wo er mit den Seinen dem Feinde gegenüber ſtand, war er in den vorderſten Reihen, ſuchte das Handgemenge, der Held ſchien den König zu vergeſſen.

Ohne Frage war Friedrich hochſtrebenden Sinnes, ruhmbegierig und ſtolz. Bedenklich war es ſein Selbſtgefühl zu verletzen; denn keine Beleidigung ließ er, ſo lange er ſeine Waffen führen konnte, ungerächt. Wo er ſein Recht gekränkt ſah, konnte er ſtreng bis zur furchtbarſten Härte ſein. Deshalb mögen Manche ſeine Erhebung nicht ohne Beſorgniſſe geſehen haben, aber er war doch ein König, wie ihn das

deutſche Reich zu bedürfen ſchien, um die traurigen Wirren, unter denen es ſeit Jahrzehnten litt, endlich zu beſeitigen. Leicht erklärt ſich ſo, daß ſeine Wahl, wie ſie weiter und weiter in den deutſchen Ländern bekannt wurde, aller Orten die freudigſten Gefühle erregte. Alle, die es vermochten, machten ſich alsbald auf den Weg, um der Krönungsfeier beizuwohnen, die ſchon am nächſten Sonntag (9. März) zu Aachen ſtattfinden ſollte.

Nachdem ſich Friedrich am Tage nach der Wahl zu Frankfurt von allen anweſenden Fürſten den Eid der Treue und der Lehnsmannſchaft hatte ſchwören laſſen, entließ er die Mehrzahl derſelben und behielt nur ein kleines Gefolge bei ſich, welches ihn nach Aachen zu geleiten hatte. Am 6. März verließ er Frankfurt und fuhr zu Schiff den Main und Rhein abwärts bis zur Pfalz Sinzig unterhalb Andernach; von hier ſetzte er die Reiſe zu Pferde fort und kam am 8. März in Aachen an, wo eine ungeheure Menſchenmenge, nicht allein aus den deutſchen Ländern, ſondern auch aus den benachbarten franzöſiſchen Gegenden herbeigeſtrömt, ſeiner harrte. Am folgenden Tage, dem Sonntag Lätare, ward der König von den anweſenden hohen Geiſtlichen aus der Kaiſerpfalz in die Marienkirche geführt, dort unter freudigem Zuruf der alle Räume erfüllenden Menge, vom Erzbiſchof Arnold von Köln unter Mithülfe anderer Biſchöfe in herkömmlicher Weiſe gekrönt und dann auf den Thron Karls des Großen erhoben.

Feierlich gelobte Friedrich bei ſeiner Krönung, daß er dem römiſchen Papſt Ehrerbietung und Liebe beweiſen, die römiſche Kirche und alle kirchlichen Perſonen in ihren Gerechtſamen ſchützen, den Wittwen und Waiſen, wie allem ihm untergebenen Volk Recht und Friede ſichern werde. Als ein Zeichen der ſtrengen Rechtspflege, die von ihm zu erwarten, ſah man es an, daß er dem Erſten, der ſeine Gnade in Anſpruch nahm, ſie nicht gewährte. Es war einer ſeiner Miniſterialen, dem er aus gerechter Urſache ſeine Gunſt und ſein Gut entzogen hatte. Mitten in der Kirche fiel ihm dieſer zu Füßen und bat um Verzeihung; aber der König wies ihn zurück, indem er erklärte: nicht aus Haß, ſondern um der Gerechtigkeit willen habe er den Mann beſtraft, und ließ ſich durch keine Fürbitten erweichen. Eine günſtige Vorbedeutung wollte man auch darin ſehen, daß an demſelben Tage, in derſelben Kirche und von denſelben Biſchöfen Friedrich II. von Münſter die Weihe empfing, ſo daß die Salbung eines Königs und eines Biſchofs

in unmittelbare Verbindung traten; man meinte bei dieſer Doppelſalbung Chriſtus ſelbſt als höchſten König und höchſten Prieſter gegenwärtig zu haben und wagte ſich eine günſtige Zukunft für Kirche und Reich aus dieſer Verbindung zu verſprechen. Noch am Krönungstage ſelbſt zeigte Friedrich, daß er der Kirchen und Klöſter nicht vergeſſen wolle; er ſtellte dem Abt Wibald, der ſich um ſeine Wahl namhafte Verdienſte erworben hatte, ein Privilegium für das Kloſter Stablo aus.

Am folgenden Tage berieth der neue König mit den Fürſten die Lage des Reichs. Schon bei der Krönung hatte man erwartet, daß er die Ausführung der von ſeinem Oheim auf den Herbſt angekündigten Heerfahrt nach Italien feierlich verkündigen werde. Dies war nicht geſchehen; aber ſogleich trat nun die Romfahrt in den Vordergrund der Berathungen. Erzbiſchof Arnold von Köln und die anderen anweſenden Biſchöfe riethen dem König das von ſeinem Vorfahren dem Papſte gegebene Verſprechen zu erfüllen, zu der beſtimmten Zeit nach Rom zu ziehen, um die päpſtliche Herrſchaft in der Stadt herzuſtellen und ſich zugleich die Kaiſerkrone zu gewinnen. Man wird kaum bezweifeln können, daß Friedrich ſelbſt, der nach Ruhm und Thaten verlangte, gern ſolchen Rath befolgt hätte. Aber die weltlichen Fürſten traten demſelben entgegen; ſie hielten für gefährlich, daß der König ſchon jetzt Verpflichtungen wegen des Zugs eingehe, da die Feinde der öffentlichen Ordnung, wenn die bevorſtehende Romfahrt bekannt würde, zu den kühnſten Wagniſſen ſchreiten würden; überdies ſei es geziemender, daß der König vom Papſte gerufen würde, als daß er unaufgefordert in Rom erſchiene.

So wurde der Zug nach Italien verſchoben, aber zugleich beſchloß man nach dem Herkommen eine Geſandtſchaft an den Papſt zu ſchicken, um ihm die Thronbeſteigung des neuen Königs anzuzeigen. Zum Führer der Geſandtſchaft beſtimmte der König den Biſchof Eberhard von Bamberg, einen Mann in rüſtigen Jahren, von ungewöhnlicher literariſcher Bildung und großer Weltklugheit; bei der Wahl hatte er eine einflußreiche Rolle geſpielt und ſich das beſondere Vertrauen des Königs erworben, der ſeine Dienſtwilligkeit durch die Verleihung der reichen Abtei Nieder-Altaich belohnte. Die Zerwürfniſſe, welche zwiſchen Eberhard und Erzbiſchof Heinrich von Mainz beſtanden, mochten den Bamberger dem König beſonders empfehlen und ihm auch eine gute Auf-

nahme in Rom versprechen.*) In der Begleitung Eberhards sollten sich der neuerwählte Erzbischof Hillin von Trier, der ebenfalls für Friedrichs Wahl sehr thätig gewesen war, und der Abt Adam von Ebrach, der eifrige Ordensbruder des Papstes, um die Verbreitung des Cistercienserordens in Deutschland so hoch verdient, an den päpstlichen Hof begeben.

Das Schreiben, welches die Gesandtschaft zu überbringen hatte, wurde auf Befehl des Königs von Abt Wibald entworfen. Mit vieler Vorsicht sind darin die einzelnen Worte erwogen und festgestellt worden. Nicht ohne Absicht ist gleich im Eingange ausgesprochen, daß dem neuen Könige das Reich „von Gott" übertragen sei, wie es dem bei der Krönung üblichen Ritual entsprach. Ausführlich werden dann die allgemeinen Pflichten gegen den Papst, die römische Kirche und die gesammte Geistlichkeit, welche der König übernommen habe und erfüllen werde, aufgezählt; er erklärt sich bereit, die kanonischen Bestimmungen gegen jede frevelhafte Verletzung zu schützen, damit durch ihn die katholische Kirche aller Privilegien ihrer Stellung sich erfreue, das Reich aber in seiner alten Kraft und Herrlichkeit hergestellt werde. Im Besonderen verheißt dann der neue König dem Papste die gleiche Liebe, wie sie demselben sein Vorgänger bewiesen, und die gleiche Bereitwilligkeit zum Schutz der Kirche; Alles, was Konrad zur Befreiung und Erhöhung des apostolischen Stuhls versprochen, werde er als Nachfolger erfüllen, den Feinden des Papstes werde auch er ein Feind sein und dessen Widersacher züchtigen. Bemerkenswerth ist aber, daß bei aller Ergebenheit, welche der König gegen den Papst zeigt, er eine Bestätigung oder auch nur Anerkennung seiner Wahl weder verlangt noch erbittet. Allerdings gebraucht Wibald in einem besonderen Schreiben an den Papst, in welchem er ihm die wunderbare Eintracht der Fürsten bei der Wahl meldet, Ausdrücke, welche auf eine Anerkennung des Wahlacts hinzielen, aber er räth doch dem Papst, zugleich nicht damit zu zögern, sondern Friedrich für den rechtmäßigen König und Vogt der römischen Kirche zu erklären, sofort aber ihm und den Fürsten das zu gebieten, was die Ehre der katholischen Kirche und das Heil der Christen fordere, d. h. die Romfahrt zu unternehmen.

Nicht minder wichtig, als die römische Frage, war die Auseinander-

*) Vergl. Bd. IV. S. 313. 380.

setzung der Staufer unter einander über ihre Hausmacht, wie die Befriedigung der welfischen Ansprüche. Handelte es sich hierbei auch wahrscheinlich nur um Maßregeln, über welche man schon vor der Wahl einig geworden war, so mußte die Durchführung derselben doch den König und die Fürsten gleich nach der Krönung noch in Aachen lebhaft beschäftigen.

In der freigebigsten Weise stattete der König seinen jungen Vetter Friedrich, den Sohn König Konrads, aus. Zu den großen vom Vater ererbten Besitzungen und Lehen in Schwaben und Franken*) erhielt er gleichsam als Entgelt für die Krone das Herzogthum in Schwaben und dem Elsaß. Eine solche Macht hätte dem König, der nur ein verhältnißmäßig geringes Hausgut in Deutschland besaß und dasselbe überdies mit seinem Bruder Konrad theilen mußte, Bedenken erregen können, wenn er nicht selbst als Vormund des Knaben vorläufig die Verfügung über dessen Länder behalten hätte.

Dagegen nahm der König, wie es scheint, die Erbrechte seines Hauses an den Mathildischen Gütern für sich allein in Anspruch; denn er übergab die Verwaltung derselben sofort seinem Oheim Welf, den er gleichzeitig auch mit der Markgrafschaft Tuscien und dem Herzogthum Spoleto belehnte. Welf, der überdies den prunkenden aber wenig inhaltsreichen Titel eines Fürsten von Sardinien erhielt, trat in die glänzende Stellung, welche seine Vorfahren lange in der alten Heimath ihres Geschlechts erstrebt und Heinrich der Stolze auf kurze Zeit bekleidet hatte. Es mochte als ein Gewinn erscheinen, daß dem unruhigen Fürsten, welcher während der letzten Regierung Deutschland mit immer neuen Wirren erfüllt hatte, eine gewinnreiche Thätigkeit jenseits der Alpen zugewiesen wurde. Welfs Ehrgeiz schien für den Augenblick befriedigt; er ging ganz in den Dienst seines königlichen Neffen auf, dessen Hof er in der nächsten Zeit regelmäßig begleitete.

Wie seinen Oheim Welf, wußte Friedrich auch seinen jungen Vetter Heinrich, den ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Sachsenherzog, an sich zu fesseln. Noch waren Heinrichs Streitigkeiten mit Albrecht dem Bären über die Plötzkesche und Winzenburger Erbschaft nicht ausge-

*) Auch Nürnberg muß Herzog Friedrich verblieben sein; nach einer Urkunde vom 15. Februar 1163 (St. R. Nr. 3974) schenkte er mit Einwilligung des Kaisers fünf der dortigen Burg gehörige Frauen an das Bisthum Bamberg.

tragen, doch hatten die erbitterten Gegner wegen des Regierungswechſels Waffenſtillſtand geſchloſſen und ſich Beide zur Krönung in Aachen eingeſtellt. Der König behielt ſie längere Zeit in ſeiner Nähe und bot gewiß Alles auf, um ihre Händel zu ſchlichten und einem neuen Ausbruch der Fehde vorzubeugen. Er verſprach demnächſt einen Reichstag in Sachſen zu halten, damit auf demſelben ein Vergleich getroffen würde. Um ſo eher mochte er Heinrich zur Nachgiebigkeit zu bewegen hoffen, als er ihm bereits Ausſichten auf das beanſpruchte Herzogthum Baiern eröffnet hatte, welches er freilich nicht ohne Weiteres dem Babenberger Heinrich entziehen konnte.

Je mehr die Welfen am Hofe hervortraten, deſto mehr zogen ſich die öſtreichiſchen Babenberger, ſo einflußreich unter Konrads Regierung, von Friedrich zurück; außer Biſchof Otto von Freiſing war Keiner von ihnen bei der Wahl und Krönung zugegen, und auch in der nächſtfolgenden Zeit hielten ſie ſich vom Hofe fern, während dort der Markgraf Ottokar III. von Steiermark, ein Schweſterſohn Welfs und alter Widerſacher der Babenberger, wie der jüngere Otto von Wittelsbach, der neben dem alternden Vater die Geſchäfte der Pfalzgrafſchaft verwaltete, zu den häufigſten Gäſten gehörten.

Am 14. März verließ der König Aachen und begab ſich nach Utrecht. Noch immer verweigerte die Mehrheit der Bürger hier dem von König Konrad eingeſetzten Biſchof Hermann die Anerkennung; der Trotz, welchen die Stadt gegen den königlichen Willen gezeigt hatte, war noch ungebrochen*). Erſt das kräftige Auftreten Friedrichs ſchaffte Ordnung. Die Utrechter mußten eine Geldbuße zahlen, und Hermanns Herrſchaft wurde in der Stadt geſichert; freilich zeigte ſich bald, daß er nicht der Mann war, ſie mit Energie zu führen. Von Utrecht nahm der König ſeinen Weg nach Köln, wo er das Oſterfeſt (30. März) feierte und bis gegen Ende des April ſich aufhielt. Das Feſt vereinigte den König mit Erzbiſchof Arnold, der am meiſten zu ſeiner Erhebung beigetragen hatte und damals die erſte Stelle in ſeinem Rath einnahm. Als der König dann über den Rhein ging, übertrug er dem Erzbiſchof die Herſtellung des Landfriedens im unteren Lothringen, wo ſeit Jahren von einem geſetzlichen Zuſtande kaum mehr die Rede geweſen war.

Den herzoglichen Titel von Niederlothringen führte Gottfried

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 350. 353.

von Löwen, der noch nicht dem Knabenalter entwachſen war; neben ihm nannte ſich auch Heinrich II. von Limburg mit dem herzoglichen Namen, aber Beider Herzogthum hatte kaum über ihre unmittelbaren Beſitzungen hinaus Bedeutung. Anders war die herzogliche Gewalt, welche König Konrad Erzbiſchof Arnold übertragen hatte; es war ihm damit wohl die Sorge für den Landfrieden innerhalb ſeines Sprengels anvertraut worden. In der That hatte Arnold alsbald in Weſtfalen die Ordnung hergeſtellt, und in ähnlichen Beſtrebungen finden wir ihn denn auch bald in den niederrheiniſchen Gegenden. „Lothringen iſt Euer," ſchrieb Wibald an Arnold vom Hofe aus bald nach der Abreiſe Friedrichs von Köln, „nach Euren Abſichten und Maßregeln will der König Alles dort ordnen". Er beglückwünſcht den Erzbiſchof wegen der ruhmreichen Eroberung einer Burg und verſichert ihn, daß er frei mit derſelben ſchalten könne, ohne den König zu verletzen. Wenige Monate ſpäter berichtet Arnold an Wibald, daß er die Burg Sayn belagere, und ruft Gott zum Zeugen an, daß er nicht aus perſönlichem Haß, ſondern nur aus Gerechtigkeitsliebe und nach ſeiner Hirtenpflicht die Friedensbrecher verfolge, da die Wunden des lange ſchwer leidenden Landes endlich geheilt werden müßten; freilich ſeien alle Feinde des Friedens auch ſeine Feinde. Und gleich darauf ſpricht Wibald dem Erzbiſchofe ſeine Freude aus, daß er einen glänzenden Triumph über die Tyrannen und Räuber davon getragen, die aller Orten ſo überhand genommen hätten, daß kein Raum mehr vor ihnen ſicher geweſen ſei.

Die Zuſtände Sachſens waren durch die Streitigkeiten zwiſchen Herzog Heinrich und dem Markgrafen Albrecht nicht weniger bedenklich; der junge Herzog hatte eben ſo entſchiedene Anhänger, wie erbitterte Gegner im Lande, und die Letzteren ſahen das vertraute Verhältniß zwiſchen ihm und dem neuen Könige nicht ohne Beſorgniß. Manche Befürchtungen knüpften ſich an den Reichstag, den Friedrich auf Pfingſten (18. Mai) nach Merſeburg berufen hatte und zu deſſen Eröffnung er von Köln rechtzeitig aufbrach. Er nahm ſeinen Weg durch Weſtfalen über Dortmund, Soeſt und Paderborn, am 8. Mai war er in Goslar und traf zur beſtimmten Zeit in Merſeburg ein. Eine zahlreiche Verſammlung erwartete ihn hier; die geiſtlichen und weltlichen Fürſten Sachſens waren faſt vollſtändig erſchienen.

Unter den Anweſenden erregten beſondere Aufmerkſamkeit die beiden

däniſchen Königsſöhne, die ſchon ſechs Jahre um die Krone ihres Heimathlandes ſtritten*): Petrus-Sven, der Sohn Erich Emunds, und Knud, der Sohn des Magnus. Beide hatten die Entſcheidung ihres langen und blutigen Streits vom Könige verlangt und waren deshalb nach Merſeburg beſchieden worden. Sven hatte bisher die Oberhand im Kampfe behalten, und es war nur eine Anerkennung der factiſchen Verhältniſſe, wenn Friedrich ihm Dänemark zuſprach. Knud mußte ſeinen Anſprüchen auf den däniſchen Thron feierlich durch Darreichung ſeines Schwerts an Friedrich entſagen, und mit dem Schwerte, dem bei der Belehnung mit einem Königreiche gewöhnlichen Zeichen, verlieh Friedrich ſodann das däniſche Reich an Sven, der als Vaſall Treue und Mannſchaft dem deutſchen Könige ſchwur. Knud wurde mit einer ausgedehnten Herrſchaft, zu der namentlich Seeland gehörte, abgefunden. Auch dem jungen Waldemar, dem Sohn Knud Lawards, fielen Vergünſtigungen zu; ein däniſches Herzogthum, wahrſcheinlich Schleswig, mußte ihm überlaſſen werden. Friedrich ſelbſt krönte den Dänenkönig, der ihm dann bei der Pfingſtproceſſion in der Krone das Schwert vortrug. In derſelben Weiſe, wie einſt Magnus**), hatte Sven das Abhängigkeitsverhältniß Dänemarks vom deutſchen Reiche feierlich anerkannt.

Auch den Böhmenherzog Wladiſlaw II., den Schwager der Babenberger, hatte Friedrich nach Merſeburg zur Huldigung beſchieden. Aber Wladiſlaw wollte nicht perſönlich „vor der neuen Creatur“ erſcheinen, ſondern hatte ſich begnügt, den Biſchof Daniel von Prag und einige ſeiner Großen zu ſchicken. Sie fanden am deutſchen Hofe Udalrich, einen Sohn Herzog Sobeſlaws, welcher große Geldſummen dem Könige bot, wenn er ihn in die Herrſchaft ſeines Vaters zurückführen würde. Friedrich ſoll dem Prätendenten Verſprechungen gemacht haben, aber Biſchof Daniel gelang es, den böhmiſchen Prinzen auf andere Gedanken zu bringen. Er ſöhnte ihn mit dem Herzog aus, der ſeinem unruhigen Vetter das Gebiet von Königgrätz überließ, um ihn in der Treue zu erhalten. Udalrichs Treue war jedoch leichter Art. Schon im folgenden Jahre ging er mit neuen Anſchlägen gegen Wladiſlaws Herrſchaft um und flüchtete ſich, als ſie entdeckt wurden, mit ſeinen Genoſſen nach Polen.

*) Vergl. Bd. IV. S. 299. 300. 303. 353. 354.
**) Vergl. Bd. IV. S. 98. 99.

Der Reichstag zu Merſeburg war nicht ohne äußeren Glanz, aber der Hauptzweck deſſelben wurde nicht erreicht. Ein Austrag der Streitigkeiten zwiſchen Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht kam nicht zu Stande, vielmehr entbrannte die blutige Fehde zwiſchen ihnen aufs Neue. Auch der alte Groll Erzbiſchof Hartwichs von Bremen gegen den Herzog lebte fort. Der Erzbiſchof, welcher ſich durch die Begünſtigung ſeines däniſchen Schützlings ermuthigt fühlen mochte, drang in den alten Vicelin trotz der Inveſtitur, welche er von Heinrich zu nehmen ſich entſchloſſen hatte*), eine neue Inveſtitur vom Könige zu erbitten, doch Vicelin fand dazu nicht den Muth.

Bei den bedenklichen Verhältniſſen Sachſens mußte die Beſetzung des erledigten Erzbisthums Magdeburg für den König von beſonderer Wichtigkeit ſein. Am 14. Januar 1152 war Erzbiſchof Friedrich geſtorben, und die Domherren hatten ſich längere Zeit über die Wahl eines Nachfolgers nicht einigen können. Endlich trat eine zwieſpaltige Wahl ein; die Mehrzahl wählte den Dompropſt Gerhard, eine Minderheit den Dekan Hazzo. Unter dieſen Umſtänden war die Entſcheidung des Königs anzurufen, und die Domherren begaben ſich, während der König noch in Sachſen verweilte, an den Hof. Die beiden Gewählten ſchienen Friedrich zu der wichtigen Stellung, zu der ſie berufen werden ſollten, wenig geeignet. Dagegen hielt er für den rechten Mann den Biſchof Wichmann von Naumburg, der dieſes Bisthum erſt ſeit drei Jahren bekleidete. Wichmann war der Sohn des Grafen Gerhard von Seeburg und der Mathilde, einer Schweſter des Markgrafen Konrad von Meißen; er ſtand in Verwandtſchaft mit den im Mannesſtamm ausgeſtorbenen Geſchlechtern der Billinger und fränkiſchen Babenberger und hatte ſo bedeutende Güter in Oeſtreich und Sachſen ererbt. Seine theologiſche Bildung ſoll er in Frankreich erhalten haben, gehörte aber jener Richtung an, welche nach einer freieren Stellung des Episcopats gegen das Papſtthum ſtrebte und ſich deshalb eng an die Krone anſchloß. Eine große Thätigkeit und politiſcher Scharfblick zeichnete den noch jungen Kirchenfürſten aus, deſſen bedeutende Gaben Friedrich richtig erkannte. Er brachte die Wähler Hazzos dahin, daß ſie von ihrem Erwählten Abſtand nahmen und ihre Stimmen Wichmann zuwandten. Dieſe Wahl der Minderheit erkannte er dann ſogleich an,

*) Vergl. Bd. IV. S. 307.

ohne Zweifel unter Beiziehung des Raths angesehener Bischöfe, und ertheilte Wichmann, der an den Hof beschieden wurde, unverzüglich die Regalien. Der König berief sich für sein Verfahren auf die Bestimmungen des Wormser Concordats, welche ihm bei zwiespältiger Wahl die Entscheidung überließen; aber Wichmanns Einsetzung war nicht allein deshalb anfechtbar, weil die Wahl kaum als eine ganz freie angesehen werden konnte, sondern noch mehr, weil jeder Uebergang von einem Bisthum zu einem anderen nach den kanonischen Bestimmungen nur unter päpstlicher Genehmigung erfolgen durfte. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Partei Gerhards sich schleunigst mit Beschwerden an den Papst wandte und diese Beschwerden dort Gehör fanden. Friedrich mußte dies voraussehen, aber er war entschlossen seine Investitur unter allen Umständen aufrecht zu halten.

Nachdem der König die Verhältnisse Sachsens, so weit es möglich war, geordnet hatte, begab er sich nach Baiern, und feierte den Peter- und Paulstag (29. Juni) in Regensburg, der Hauptstadt des Landes. Da der Dom mit seiner Umgebung durch eine Feuersbrunst zerstört war, fand die Festkrönung diesmal in S. Emmeram statt. Wieder war eine größere Zahl von Fürsten um den König, unter ihnen jetzt auch sein Oheim Herzog Heinrich, der Babenberger. Nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als den Streit über Baiern gütlich zu beendigen und seinen Oheim zur freiwilligen Entsagung auf das Herzogthum zu vermögen; aber der Babenberger war mit Nichten gewillt Baiern freiwillig aus der Hand zu geben. Der König ging damals mit einem Kriegszug gegen Ungarn um. Er empfand es tief, daß die blutige Niederlage, welche sein Oheim im Jahre 1146 durch König Geisa erlitten*), noch immer ungerächt war, und nicht Geringeres beabsichtigte er, als Ungarn wieder dem Reiche zu unterwerfen, wie es einst von Heinrich III. geschehen war. Ein großer Sieg über die Magyaren hätte den Anfängen seiner Regierung einen unvergleichlichen Glanz verliehen, und neue Erwerbungen im Osten würden ihm zugleich die Mittel geboten haben, um den Streit über Baiern in friedlicher Weise zu lösen. Natürlich mußte der Krieg gegen Ungarn hauptsächlich mit den Streitkräften geführt werden, welche Baiern und die bairischen Marken boten, aber die Fürsten, welche über diese Streitkräfte geboten,

*) Bd. IV. S. 230. 231.

versagten ihre Mitwirkung, und der König mußte deshalb die Ausführung des Plans verschieben. Es ist begreiflich, daß die bairischen Herren sich nicht in einem Augenblick, wo der Streit über ihr Herzogthum unausgetragen war, in einen gefährlichen äußeren Krieg stürzen wollten. Der Austrag dieses Streits wurde aber auf einen Reichstag vertagt, der im Herbst zu Würzburg abgehalten werden sollte; beide Heinriche wurden dorthin beschieden, damit ihre Sache entweder in Güte beigelegt oder durch Urtheilspruch der Fürsten entschieden würde.

Zu Regensburg kehrten die an den Papst entsandten Bischöfe zum König zurück. Sie überbrachten ein am 17. Mai ausgefertigtes Schreiben Eugens III., in welchem dieser es für angemessen gehalten hatte, die Wahl ausdrücklich zu bestätigen, obwohl die Bestätigung nicht beansprucht war, vor Allem aber die Hoffnung aussprach, daß der König die von seinem Vorgänger der römischen Kirche gemachten Versprechungen erfüllen werde; er stellte ihm die Kaiserkrone in Aussicht und verhieß alsbald einen Cardinallegaten nach Deutschland zu senden, welcher weitere Aufschlüsse über die Absichten der römischen Curie geben werde.

Die königlichen Gesandten hatten zu Segni, wo der Papst sich noch immer aufhielt*), die beste Aufnahme gefunden. Hillin von Trier hatte nicht allein das Pallium, sondern auch wichtige Privilegien für sein Erzbisthum erhalten. Eberhard von Bamberg war vom Papst die Abtei Nieder-Altaich bestätigt worden, obwohl die Altaicher sich schwer darüber beklagten, daß sie so abermals um ihre Reichsfreiheit gebracht seien. Alles, was die Gesandten von der Curie meldeten, lautete günstig, und man glaubte mit guten Hoffnungen dem Eintreffen des päpstlichen Legaten entgegensehen zu können. Der Senat und das von Arnold von Brescia beherrschte Volk in Rom sahen voll Furcht, wie sich ein enges Verhältniß zwischen dem Papste und Friedrich zu knüpfen schien.

Aber so günstig sich Friedrichs Verhältnisse zur römischen Curie auch gestalteten, entstanden doch schon in Regensburg Besorgnisse, daß die Magdeburger Sache sie trüben könnte. Man wußte, daß sich Propst Gerhard auf den Weg gemacht, um sich über den König und Wichmann beim Papste zu beschweren und ein Einschreiten desselben herbeizuführen. Deshalb beschlossen die in Regensburg anwesenden Kirchen-

*) Bd. IV. S. 358.

fürſten — die Erzbiſchöfe Eberhard von Salzburg, Hartwich von Bremen und Hillin von Trier, die Biſchöfe Hermann von Konſtanz, Eberhard von Bamberg, Heinrich von Regensburg, Otto von Freiſing, Konrad von Paſſau, Daniel von Prag, Anſelm von Havelberg und Burchard von Eichſtädt — ſich mit einem Schreiben an den Papſt zu wenden, um die Verſetzung Wichmanns nach Magdeburg zu befürworten. Nichts kann deutlicher zeigen, als dieſer gemeinſame Schritt der Biſchöfe, unter denen mehrere an den ſtrengſten Gregorianiſchen Grundſätzen feſthielten, wie allgemein die Stimmung des hohen Klerus damals für Friedrich war und wie viel man von ihm für das Wohl des Reichs und der Kirche erwartete.

Der König ſelbſt verlangte nicht minder, als der Papſt, nach der Romfahrt. Er wünſchte ſehnlichſt die Kaiſerkrone zu gewinnen und das kaiſerliche Anſehen wieder zur Geltung zu bringen. Er rechnete bei dieſem Zuge vornehmlich auf die Unterſtützung der Welfen und Zähringer. Schon hatte er im Mai mit Herzog Berthold IV., der erſt vor Kurzem ſeinen Vater in deſſen hohen Reichsämtern gefolgt war*), einen Vertrag geſchloſſen, in dem ſich Berthold anheiſchig machte, 500 Ritter und 50 Bogenſchützen dem König zur Romfahrt zu ſtellen. In dem Vertrage war zugleich ein anderes Unternehmen in das Auge gefaßt, welches dem König und dem Zähringer gleich wichtige Vortheile verſprach.

Die Provence und die Hochgrafſchaft Burgund hatten ſich ſo gut wie ganz dem Reiche entzogen und damit war der Rectorat des burgundiſchen Reiches, welchen der Zähringer inne hatte, faſt zu einem leeren Titel geworden. In der Provence hatte ſich Raimund Berengar von Barcelona den Grafen Raimund von Baux, obwohl dieſer von Konrad III. mit dem Lande belehnt war, unterworfen, und alle Anſtrengungen der Söhne Raimunds, um ſich der drückenden Herrſchaft des Aragoniers zu entziehen, waren bisher vergeblich geweſen. In Hochburgund war am 20. Januar 1148 Graf Rainald III. geſtorben und hatte das Land ſeiner einzigen Tochter Beatrix hinterlaſſen; aber Beatrix ſtand ganz in der Gewalt ihres Oheims und Vormundes, des Grafen Wilhelm von Mâcon, eines alten Widerſachers der Zähringer**).

*) Vergl. Bd. IV. S. 359.
**) Vergl. Bd. IV. S. 219. 220.

Weder Raimund Berengar noch Wilhelm erkannten irgend eine Abhängigkeit von der deutschen Krone an. Ein bewaffnetes Einschreiten gegen sie lag im Interesse des Königs, zugleich aber gab es kein Mittel, um sich Herzog Berthold fester zu verbinden und ihn zu einer stattlichen Hülfe zur Romfahrt zu verpflichten. So schloß der König mit Berthold den bezeichneten Vertrag, in dem er sich anheischig machte, ihm die Provence und Hochburgund zu übergeben und ihn zur Unterwerfung beider Länder mit Heeresmacht soweit zu unterstützen, als es die Fürsten für räthlich hielten, welche sich dem Unternehmen anschlössen; die Gerechtsame des Herzogs in Hochburgund sollten dann nach dem Urtheil der Fürsten im Besonderen festgestellt werden. Die Regierung in beiden Ländern behielt sich für die Zeit, wo er selbst in denselben verweilte, der König vor, sonst sollte sie der Herzog führen. Ausgenommen von der herzoglichen Gewalt waren die Erzbisthümer und Bisthümer, welche unmittelbar vom Reiche zu Lehen gingen; die Bischöfe aber, welche Graf Wilhelm oder andere Laienfürsten bis dahin investirt hatten, sollten vom Herzog die Investitur erhalten. Der Herzog verpflichtete sich tausend Ritter zum Heere des Königs zu stellen, so lange derselbe sich in den feindlichen Ländern aufhielte, und überdies den erwähnten Zuzug zur Romfahrt zu leisten. Dieser Vertrag wurde vom Herzog Heinrich dem Löwen, von Welf, dem Kanzler Arnold, Otto von Wittelsbach und anderen Großen des Königs in dessen Namen feierlich bekräftigt und von zwei Vasallen des Herzogs, Burchard und Werner, beschworen; überdies verpfändete Berthold sein Allod Burg Teck mit allem Zubehör für die Erfüllung seiner Versprechungen.

Bei dem Vertrage war in Aussicht genommen, daß der Zug gegen die Provence in der nächsten Zeit, spätestens bis zum 1. Juni 1153, unternommen würde, und Friedrichs Gedanken haben sich in der That längere Zeit mit demselben beschäftigt. Aber der Kriegszug nach dem Süden Burgunds scheint so wenig nach dem Sinne der deutschen Herren gewesen zu sein, als der Ungarnkrieg. Als der König sich von Baiern nach Schwaben begab, wo er in den letzten Tagen des Juli zu Ulm einen Hoftag hielt, zu dem sich auch Herzog Berthold eingefunden hatte, war bereits entschieden, daß in diesem Jahre so wenig dieser Zug, wie der Ungarnkrieg, stattfinden werde.

Eine größere Zahl schwäbischer Fürsten hatten sich zu Ulm am Hofe des Königs eingefunden; mit ihrer Zustimmung richtete der König

einen Landfrieden für Schwaben auf. Sonst ist uns von den Beschlüssen dieses Hoftags nur noch einer bekannt, der alsbald den heftigsten Zorn des Papstes erregte. Die Laienfürsten erklärten nämlich, daß Personen, die wegen Raubes oder Brandstiftung auf geistlichen Gütern gebannt seien, nicht eher für rechtlich excommunicirt gelten sollten, als bis sie vor einem Laiengericht als schuldig befunden wären. Der Papst wies alsbald Wibald und die deutschen Bischöfe an, diesem Beschluß den äußersten Widerstand entgegenzusetzen, da er alle kirchliche Disciplin auflösen würde und die christliche Religion im Reiche mit dem Untergange bedrohe.

Allerdings waren die Kirchen in Deutschland noch immer großen Gefahren ausgesetzt, und die Hoffnungen, daß das neue Regiment sogleich allen Gewaltthaten der weltlichen Herren ein Ziel setzen würde, hatten sich nicht erfüllt. So hatten die edlen Herren Folkwin und Widukind von Schwalenberg, die Vögte des Klosters Korvei waren, um den 1. Juli die zu Korvei gehörige Stadt Hörter überfallen, die Umgegend verwüstet, die Mauern der Stadt zerstört, große Beute dort gemacht und von den reicheren Bewohnern das Versprechen großer Lösegelder erpreßt. Abt Wibald erfüllte mit seinen Klagen über diese Gewaltthaten die Welt. Er wandte sich mit Beschwerden an den Papst und den König, indem er dem Letzteren unverhohlen erklärte, daß er ihm und dem Reiche, wenn dieser Frevel nicht gerächt werde, nicht mehr nach seinen Wünschen dienen und in Sachsen nicht mehr ehrenvoll leben könne. Der König suchte Wibald zu beruhigen. Er stellte ihm und den Mönchen von Korvei volle Genugthuung in Aussicht, den Einwohnern von Hörter verbot er die erpreßten Lösesummen zu zahlen und ordnete die Herstellung der zerstörten Befestigungen an. Die gewaltthätigen Brüder beschied er auf den 24. August vor sich nach Worms, um dort Wibald und den Mönchen Genugthuung zu leisten; zugleich forderte er Herzog Heinrich auf, ihnen mit allem Ernst entgegenzutreten.

Von Schwaben kehrte der König im August nach Rheinfranken zurück; er hatte seinen Umritt in den deutschen Ländern vollendet und, wie viele Mißstände auch aller Orten sich zeigten, nirgends war doch seine königliche Autorität bestritten worden. Längeren Aufenthalt nahm er in Speier, der alten Kaiserstadt, welche in der Geschichte seines Hauses sich einen so glänzenden Ruhm gewonnen hatte; von hier ent-

ſandte er ſeine Baſe Richildis, die Tochter des vertriebenen Polenherzogs Wladiſlaw und der Babenbergerin Agnes, welche ſchon längere Zeit dem tapferen König Alfons VII. von Caſtilien verlobt war*), mit einem ſtattlichen Gefolge nach Spanien, um dort den königlichen Thron zu beſteigen. Die wichtigſten Reichsgeſchäfte hatte er für den längſt angekündigten Reichstag in Würzburg in Ausſicht genommen, zu dem er die Fürſten auf den 13. Oktober beſchied.

Um die Mitte des Oktober wurde der Reichstag eröffnet, deſſen Geſchäfte den König bis gegen Ende des Monats in Würzburg feſthielten. Eine große Zahl von Fürſten hatten ſich eingefunden, unter ihnen Welf und ſein Neffe Herzog Heinrich von Sachſen, Herzog Matthäus von Oberlothringen, des Königs Schwager, Herzog Heinrich von Kärnthen, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg, Konrad von Meißen, Ottokar von Steiermark, die Pfalzgrafen Hermann am Rhein, Otto von Wittelsbach und Friedrich von Sachſen. Leider fehlte Herzog Heinrich von Baiern, und in ſeiner Abweſenheit wagte der König nicht den verderblichen Streit um das bairiſche Herzogthum, der vor Allem die Berufung des Reichstags veranlaßt hatte, zur Entſcheidung zu bringen; er mußte ſich deshalb damit begnügen, neue Vorladungen zu einem Tage, der Pfingſten des nächſten Jahres zu Worms gehalten werden ſollte, an ihn zu erlaſſen. Dagegen gelang es endlich einen Ausgleich zwiſchen Herzog Heinrich dem Löwen und Markgraf Albrecht herbeizuführen; nach dieſem fiel die Erbſchaft der Winzenburger Heinrich zu, die Plötzkeſche Erbſchaft Albrecht. Für das öſtliche Sachſen, welches unter den Feindſeligkeiten dieſer beiden mächtigen Herren ſchwer gelitten hatte, traten nun ruhigere Zeiten ein; „die bisher von Nebel umhüllte Sonne leuchtete hier wieder hell“. Anders war es in Weſtfalen. Abt Wibald erhob vor dem Reichstage ſeine Klagen über die Gewaltthaten der Schwalenbergſchen Brüder, welche ſich auf die Mahnung des Königs nicht in Worms geſtellt hatten, und brachte es mindeſtens dahin, daß die Herſtellung der Befeſtigungen von Hörter beſchloſſen wurde; der König ſelbſt gab ihm zur Ausführung

*) Vergl. Bd. IV. S. 350.

der Arbeiten seinen Marschall zum Begleiter. Unzweifelhaft wurden die Schwalenberger des Landfriedensbruchs für schuldig erklärt, nur waren sie damit nicht gebändigt.

Immer näher traten die Angelegenheiten Italiens an den neuen König heran. Schon in Ulm waren lombardische Herren vor ihm erschienen, um sich ihre Privilegien und Lehen erneuern zu lassen; in Würzburg stellte sich eine noch größere Zahl ein. Der Bischof von Vercelli kam und erhielt die Bestätigung seiner Privilegien, der Graf Guido von Biandrate die Belehnung mit den Besitzungen seines Hauses, zugleich wußte sich der König in ihm einen einflußreichen Freund zu gewinnen. Es fehlte nicht an Mahnungen, daß Friedrich möglichst bald nach der Lombardei kommen möge, um den traurigen inneren Kriegen dort endlich ein Ziel zu setzen. Auch apulische Flüchtlinge fanden sich am Hofe ein, die den König unter Thränen um die Zurückführung in ihre Heimat baten.

Vor Allem mußten aber die römischen Verhältnisse selbst den König an die Romfahrt mahnen. Die Bürgerschaft in Rom hatte es übel empfunden, daß sich Friedrich sofort nach seiner Erhebung mit dem Papst in ein freundliches Vernehmen gesetzt, und man ging mit dem Plan um, sich ganz von dem deutschen Reiche loszusagen. Es ist uns ein sehr merkwürdiges Schreiben eines gewissen Wezel an den König erhalten, welches die Stimmung unter den Anhängern Arnolds von Brescia zu dieser Zeit deutlich erkennen läßt. Wezel, wohl ein Schwabe, der als Schüler Arnolds nach Rom gekommen war, macht Friedrich zum Vorwurf, daß er nicht für seine Wahl die Bestätigung der Stadt Rom, der Herrin der Welt, der Mutter aller Kaiser, eingeholt habe, sondern sich, wie seine Vorgänger, zum Kaiserthum berufen lasse durch ketzerische Priester und falsche Mönche, welche im Widerspruch mit den Vorschriften des Evangeliums und den kanonischen Bestimmungen die Kirche Gottes und die weltlichen Dinge verwirrten. Diesen Widerspruch sucht dann Wezel ausführlich darzuthun, indem er sich auf Bibelstellen, Aussprüche der Kirchenväter und selbst Stellen der pseudoisidorischen Decretalien beruft, während er von der Constantinischen Schenkung, mit welcher man die weltliche Macht des Papstthums zu begründen sucht, sagt: sie sei eine Fabel, welche in Rom selbst die Tagelöhner und alten Weiber verspotteten, so daß sich der Papst und die Cardinäle aus Scham gar nicht mehr in der Stadt zu

zeigen wagten. Unter Beziehung auf die Inſtitutionen des Juſtinian weiſt Wezel den König weiter darauf hin, daß er ſeine kaiſerliche Gewalt nicht allein auf die Waffen, ſondern auch auf die Geſetze zu ſtützen habe, die geſetzgebende Gewalt ihm aber nur durch das römiſche Volk übertragen werden könne. „Das Kaiſerthum und alle ſtaatliche Gewalt", ſchließt er ab, „gehört den Römern, und welches Geſetz und welcher Grund kann Senat und Volk hindern, ſich frei einen Kaiſer zu wählen?" Er räth deshalb Friedrich mehrere alemanniſche Herren — er nennt unter ihnen den Grafen Udalrich von Lenzburg — eiligſt nach Rom zu ſenden, um dort mit rechtskundigen Männern Fürſorge zu treffen, daß nicht zu ſeinem Nachtheile Neuerungen einträten.

Wie Wezel warnende Worte an den König richtete, ſo fehlte es auch von päpſtlicher Seite nicht an dringenden Warnungen. Am 20. September ſchrieb der Papſt ſelbſt von Segni aus an Wibald: zweitauſend vom niedern Volke hätten auf Anſtiften Arnolds heimlich einen Bund beſchworen, am 1. November einen Rath von hundert zuverläſſigen Anhängern Arnolds, ferner zwei Conſuln und einen Kaiſer zu wählen, der an der Spitze des Raths, der Conſuln und des ganzen Volkes ſtehen ſollte; Wibald möge dies vertraulich dem Könige mittheilen, damit dieſer ſeine Maßregeln treffe. Der Papſt wünſchte offenbar, daß der neue König unverzüglich in Rom einſchritte, aber er war ſonſt mit deſſen Regiment nicht ſonderlich zufrieden. In der Magdeburger Wahlſache trat er ihm ſogar energiſch entgegen. Schon am 1. Auguſt hatte er den Magdeburger Domherren geſchrieben, daß ſie Wichmann als Eindringling den Gehorſam verweigern ſollten, und jeden, der ihn anerkenne, mit Abſetzung bedroht. Am 17. Auguſt ertheilte er dann den deutſchen Biſchöfen, die für Wichmann eingetreten waren, eine ſehr derbe Zurechtweiſung, daß ſie nicht das Wohl der Kirche im Auge gehabt hätten, ſondern nur die Gunſt eines Königs, der ſich einer offenbaren Verletzung der Kirchengeſetze ſchuldig gemacht habe; Verſetzungen von Biſchöfen könnten nur ſtattfinden, wenn eine Nothwendigkeit oder ein augenſcheinlicher Nutzen der Kirche vorliege, aber hier handle es ſich lediglich um das Belieben eines Fürſten; da er deshalb die Genehmigung verſagen müſſe, ſollten ſie den König beſtimmen, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen und der Magdeburger Kirche freie Wahl zu gewähren. Daß Friedrich dennoch feſt auf der Einſetzung Wichmanns beſtand, mußte den Unmuth des Papſtes noch

ſteigern. Wir wiſſen, in welche Aufregung ihn überdies der bereits erwähnte Beſchluß des Ulmer Hoftags verſetzte. Es erklärt ſich leicht aus ſeiner Mißſtimmung über die deutſchen Angelegenheiten, daß die Abſendung des verheißenen Cardinallegaten unerwartet lange verzögert wurde; noch auf dem Würzburger Reichstage hatte man ihn vergeblich erwartet.

Der Papſt war darauf vorbereitet, daß er nicht für die nächſte Zeit eine Hülfe von Friedrich zu erwarten habe. Im Auguſt hatte ihm Wibald geſchrieben: „Wenn unſer Reich von ſeinen inneren, höchſt verderblichen Verwirrungen endlich Ruhe gewinnen könnte, ſo hättet Ihr wahrlich nicht mehr daran zu zweifeln, daß die heilige römiſche Kirche ihren früheren Glanz durch die Kraft unſeres Königs wieder erlangen würde.“ Wibald hatte Recht, wenn er ein ſchnelles Einſchreiten des Königs in Italien bezweifelte, aber er hatte nicht minder Recht, wenn er glaubte, daß der König nicht länger damit zögern werde, als es die Noth gebiete. Unaufhörlich beſchäftigten Gedanken an die Romfahrt Friedrich und noch auf dem Reichstage zu Würzburg brachte er es dahin, daß die Fürſten ihm ihre Beihülfe eidlich gelobten; der 1. Oktober wurde, wie es ſcheint, zum Aufbruch beſtimmt. Sobald die Reichshülfe ſicher war, beeilte ſich Friedrich auch eine Geſandtſchaft an den Papſt zu ſchicken, um mit ihm feſte Vereinbarungen zu treffen. Die Geſandten waren die Biſchöfe Anſelm von Havelberg, Hermann von Konſtanz, der Graf Udalrich von Lenzburg, der tuſciſche Graf Guido Guerra und der Graf Guido von Biandrate*).

Der König verlebte die letzten Monate des Jahres 1152 in den oſtfränkiſchen und rheiniſchen Gegenden. Das Weihnachtsfeſt beging er zu Trier. Viele Fürſten waren am Hofe, unter ihnen die Erzbiſchöfe von Mainz und Köln, die Herzoge Heinrich von Sachſen, Matthäus von Lothringen, Gottfried von Löwen, Herzog Welf und der Graf Theoderich von Flandern. Der Letztere, einer der angeſehenſten Fürſten der Zeit, der ſich durch ſeine kriegeriſchen Thaten im Abendlande und im Morgenlande einen großen Ruf gewonnen hatte, war mit einem ſtattlichen Gefolge erſchienen; er wurde vom Könige hoch

*) Biſchof Anſelm, Graf Udalrich und der Graf von Biandrate waren in Würzburg zugegen und gingen wohl bald nach dem Reichstage nach Italien, wo ſie erſt mit Biſchof Hermann und Guido Guerra zuſammengetroffen zu ſein ſcheinen.

geehrt und trug demselben bei der Festprocession das Schwert vor. Am Tage nach dem Feste beanspruchte er vom Könige die Belehnung nicht nur mit seinen bisherigen Besitzungen im Reiche, sondern auch mit dem Bisthum Cambray, nach welchem die Grafen von Flandern schon seit langer Zeit trachteten. Da alle anwesenden weltlichen Fürsten ihm günstig waren, erhielt Theoderich die Belehnung und leistete dem König den Lehnseid. Froh seines Erfolgs, verließ er den Hof, ehe noch die Urkunde über die Belehnung ausgestellt war. Er hatte sich zu früh entfernt; denn noch in der letzten Stunde vor Besiegelung der Urkunde erschien der Bischof Nicolaus von Cambray zu Trier und wußte die geistlichen Fürsten, die in großer Zahl dort bei einander waren, zu gewinnen, daß sie seinen Protest gegen die Verleihung des Bisthums an den Flanderer Grafen unterstützten. Die Einreden der Bischöfe waren so energisch, daß der König trotz des eifrigen Beistandes, welchen die weltlichen Fürsten Theoderichs Sache leisteten, jenen nicht zu widerstreben wagte. Er ließ den Flanderer zurückrufen und eröffnete ihm, daß bei der Einsprache der Bischöfe er ihm Cambray nicht überlassen könne. Der Graf gerieth über die plötzliche Sinnesänderung des Königs und das Einschreiten des Cambrayer Bischofs in den heftigsten Zorn; es kam zu den leidenschaftlichsten Reden zwischen den geistlichen und weltlichen Fürsten, und nur schwer gelang es dem Könige, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Bischof Nicolaus wußte, was ihm vom Flanderer drohte, und ließ Nichts unversucht, um einen längeren Waffenstillstand von ihm zu erwirken; nur der Verwendung des Königs hatte er es zu danken, wenn ihm endlich ein solcher bis Pfingsten gewährt wurde. In größter Erbitterung verließ der Graf den Hof des Königs, an welchem der Bischof bis zum 6. Juni verweilte und die Bestätigung der Freiheiten seines Bisthums erwirkte. Diese Scenen in Trier zeigen deutlich, daß Friedrichs Macht damals doch noch auf schwachen Füßen stand und des Beistandes der Bischöfe nirgends entbehren konnte.

Im Anfange des Jahrs 1153 begab sich der König aus den lothringischen Gegenden durch den Elsaß nach den burgundischen Ländern. Auf der Reise begleiteten ihn der Erzbischof Arnold von Köln, Bischof Ortlieb von Basel, Abt Wibald von Stablo; außerdem Herzog Heinrich von Sachsen und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach*). In Mühl-

*) Im Gefolge des Königs wird auch ein Markgraf Hermann von Sachsen genannt, wohl eine Person mit dem gleichnamigen Sohn Albrechts des Bären.

hauſen traf er am 4. Februar mit dem Zähringer Herzog Berthold zuſammen, und es hatte den Anſchein, als ob der mit dieſem geſchloſſene Vertrag jetzt zur Ausführung kommen ſollte. Aber im Angeſicht der drohenden Gefahr ſcheint Graf Wilhelm von Mâcon Unterhandlungen angeknüpft zu haben, durch welche er unter Anerkennung der deutſchen Oberhoheit ſich ſeine Gewalt in Hochburgund ſicherte. Am 15. Februar war der König in Beſançon und hielt hier inmitten vieler deutſcher Fürſten und Herren, unter denen aber Herzog Berthold nicht genannt wird, einen Hoftag; von burgundiſchen Großen waren der Erzbiſchof Humbert von Beſançon, der Biſchof Amadeus von Lauſanne, der Graf Amadeus von Genf und Graf Wilhelm ſelbſt gegenwärtig. Der König mag einen Angriff gegen die Provence, als er nach Burgund ging, noch beabſichtigt haben, aber es fehlte ihm ein Heer; Berthold ſelbſt ſcheint die bedungenen tauſend Ritter nicht geſtellt zu haben. So mußte Friedrich das Unternehmen aufgeben, und in der Folge iſt von einem Krieg gegen den Aragonier nicht mehr die Rede geweſen; etwa zehn Jahre ſpäter hat dann ſein Sohn unter ganz veränderten Verhältniſſen die Belehnung mit der Provence von Friedrich nachgeſucht und erhalten.

Obwohl es nicht gelungen war, die königliche Autorität im burgundiſchen Reiche wieder zur vollen Geltung zu bringen, war Friedrichs Erſcheinung im Lande doch nicht wirkungslos geblieben. Seit den Zeiten Heinrichs III. hatte man kein gekröntes Haupt dort geſehen, welches königliche Rechte übte und in die verworrenen Angelegenheiten des Landes perſönlich eingriff. Indem Friedrich den Burgundern näher trat, fühlten auch ſie ſich dem Reiche enger verbunden, und ſchon in der nächſten Zeit wurde ſein Hof in Deutſchland vielfach von den burgundiſchen Großen beſucht. Der Rectorat der Zähringer gewann nun auch in den romaniſchen Theilen des Königreichs eine größere Bedeutung; es war zwei Jahre ſpäter, daß Herzog Berthold mit allen ihm in der Stadt Vienne zuſtändigen Rechten in Gegenwart Friedrichs den Delphinus Guigo, Grafen von Albon, belehnte und ihm Unterſtützung gegen die Angriffe des Grafen Wilhelm von Mâcon verſprach.

Wie vom burgundischen, so ist auch von dem ungarischen Kriege nicht mehr die Rede gewesen. Von dem Plane des Königs, das Werk Heinrichs III. nach dieser Seite hin aufzunehmen, blieb keine weitere Spur, als der Titel eines Herzogs von Dalmatien oder von Meranien, welchen der Graf Konrad von Dachau, früher ein tapferer Widersacher Friedrichs, damals erhielt und der dann auf die Andechser überging, stets aber ein leerer Titel blieb. Um so mehr trat seitdem die Romfahrt in den Vordergrund der Politik.

In Besançon kamen die Bischöfe Hermann von Konstanz und Anselm von Havelberg, die an den Papst gesandt waren, an den königlichen Hof zurück. Sie hatten den Papst wieder in seiner Hauptstadt gefunden; denn die Hoffnungen der extremen Arnoldisten in Rom waren getäuscht worden. Im November 1152 hatte man einen gemäßigten Senat gewählt, der alsbald mit dem Papst in Verhandlungen trat, auf welche dieser um so eher einging, als er die Hoffnung auf eine schnelle Hülfe von Friedrich hatte aufgeben müssen. Im December war der Papst mit den Cardinälen und den römischen Großen, die zu ihm gehalten hatten, nach Rom zurückgekehrt, und hier war dann der Vertrag festgestellt worden, welchen die königlichen Gesandten überbrachten.

Der Vertrag war von sechs Cardinälen und dem Abt Bruno von Chiaravalle bei Mailand im Namen des Papstes und von den königlichen Gesandten auf folgende Bedingungen hin abgeschlossen worden: Der König wird von einem seiner Ministerialen für sich beeidigen lassen und selbst durch Handschlag dem päpstlichen Legaten geloben, daß er weder Waffenstillstand noch Frieden mit den Römern und Roger von Sicilien machen wird ohne die freie Zustimmung der römischen Kirche, wie des Papstes Eugen oder seiner Nachfolger, welche den Vertrag bewahren wollen. Der König wird nach den Kräften seines Reichs sich bestreben, dem Papst und der römischen Kirche die Römer wieder zu unterwerfen, wie sie seit hundert Jahren ihnen unterworfen waren. Die Macht des Papstthums und die Regalien des heiligen Petrus wird er als ergebener, besonderer Schutzvogt der römischen Kirche gegen alle Menschen nach seinem Vermögen schützen, Alles, was sie jetzt besitzt, vertheidigen, das Verlorene wiedergewinnen helfen und das Wiedergewonnene ihr wahren. Dem griechischen Kaiser wird er kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn derselbe in ein solches

einfallen sollte, bemüht sein ihn mit der Macht des Reichs in möglichster Eile daraus zu vertreiben. Dagegen verspricht der Papst kraft seines apostolischen Amts mit den Cardinälen, welche den Vertrag verhandelt haben, daß er den König als den theuersten Sohn des heiligen Petrus ehren, ihn bei dessen Ankunft in Rom ohne Schwierigkeiten und Einwendungen, so viel bei ihm steht, um der Vollgewalt der Krone willen zum Kaiser krönen und zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Macht des Reichs gewissenhaft unterstützen wird. Wer die Gerechtsame und die Macht des Reichs zu erschüttern oder anzutasten sich erkühnen wird, den wird der Papst, vom Könige aufgefordert, in kanonischer Weise zur Genugthuung mahnen und, wenn er dem Könige auf die apostolische Mahnung wegen der Rechte und Macht des Reichs Genugthuung verweigern sollte, mit der Excommunication bestrafen. Dem griechischen Kaiser wird der Papst kein Land diesseits des Meeres einräumen und, wenn jener ein solches besetzen sollte, sich bemühen ihn mit der Macht des heiligen Petrus daraus zu verjagen. Aenderungen des Vertrags können nur unter Zustimmung beider Theile erfolgen.

Bei dem Vertrage hatte der Papst offenbar die Unterwerfung Roms, Friedrich dagegen die Kaiserkrönung im Auge. Von beiden Seiten wollte man überdies eine neue Festsetzung der Griechen in Italien verhindern; zugleich suchte sich der Papst auch dagegen zu schützen, daß nicht zu seinem Nachtheile Friedrich ein Abkommen mit Roger von Sicilien treffe. Nachdem der Vertrag zum Abschlusse gekommen, beeilte der Papst sich auch die so lange verheißene Legation nach Deutschland zu schicken. Es war nicht ein Cardinal, den er jetzt über die Alpen sandte, sondern der Cardinalpriester Bernhard und der Cardinaldiakon Gregor, welche Beide bei dem Vertrage mitgewirkt hatten. Unter dem 8. Februar empfahl sie der Papst an Wibald von Stablo, auf dessen Ergebenheit er besonders rechnen zu können glaubte.

Die päpstlichen Legaten fanden den König zu Konstanz, wo er fast während des ganzen Monats März sich aufhielt. Er hatte hierin einen Reichstag und eine Synode berufen, und viele Große waren erschienen. Die Legaten trafen hier auch mit den Bischöfen Hermann und Anselm und dem Grafen Udalrich wieder zusammen, mit denen sie in Rom den Vertrag vereinbart hatten. Am 23. März wurde der Vertrag in Friedrichs Namen beschworen; unfraglich hat er auch den

Handſchlag, wie in demſelben beſtimmt war, den päpſtlichen Legaten geleiſtet. Dieſer Vertrag iſt in der nächſten Zeit die Grundlage für alle Beziehungen Friedrichs zur römiſchen Curie geblieben.

Vor dem König und den zu Konſtanz verſammelten Fürſten verlauteten die ſchwerſten Klagen über die Gewaltthätigkeiten, welche ſich die Mailänder in der Lombardei und namentlich gegen die Stadt Lodi erlaubten. Dieſe durch ihren Handel reiche Stadt war nach einer mehrjährigen Fehde von dem ſiegreichen Mailand im Jahre 1111 zerſtört worden. Ein Theil der Bürger hatte ſich zerſtreut, die zurückbleibenden waren in ſechs offenen Orten in der Umgegend angeſiedelt worden; in dem größten derſelben hielten ſie dann einen Wochenmarkt, und durch den Markt kam dieſer Ort zum Verdruß der Mailänder ſchnell empor. Die Mailänder verboten deshalb den Markt ferner an dieſem Platze zu halten und verlegten ihn auf ein freies Feld. Zwei Bürger von Lodi, welche durch dieſe Maßregeln perſönlich hart betroffen wurden und zufällig in Geſchäften mit Biſchof Hermann nach Konſtanz gekommen waren, hielten ſich für berufen, hier als Ankläger Mailands vor dem König aufzutreten, obwohl ſie dazu keinen Auftrag von ihren Conſuln erhalten hatten; der eine von ihnen, Albernard, war der deutſchen Sprache vollkommen mächtig und führte zugleich für ſeinen Gefährten, den Magiſter Homobonus, das Wort. Zwei ſchwere Kreuze, die ſie aus einer Kirche genommen hatten, auf ihren Schultern tragend, erſchienen ſie vor dem König und warfen ſich wehklagend ihm zu Füßen. Um ihr Mißgeſchick befragt, erzählte Albernard die traurigen Schickſale ſeiner Vaterſtadt und beſchwor den König und die Fürſten, durch ein Schreiben und einen Boten den Mailändern zu befehlen den Markt an dem früheren Ort herzuſtellen. Der König ließ ſich durch ihre Vorſtellungen bewegen und befahl den Kanzler ſogleich ein Schreiben an die Mailänder aufzuſetzen; dieſes ſollte ein gewiſſer Sicher überbringen und auf die Herſtellung des früheren Markts für Lodi dringen. Unter einer ähnlichen Tyrannei Mailands, wie Lodi, ſtand auch die im Jahre 1127 zerſtörte Stadt Como, und Ardicio, der Biſchof derſelben, der in Konſtanz zugegen war, wird ſich nicht minder in Klagen über Bedrückungen ergoſſen haben.

Während ſich ſo die italieniſchen Angelegenheiten näher und näher drängten, beſchäftigte den König doch damals vornehmlich eine perſön-

liche Angelegenheit, die ihn hauptſächlich zur Berufung des Reichstags veranlaßt hatte. Schon ſeit längerer Zeit war er mit Adela, der Tochter des reichen und mächtigen Markgrafen Dietbolds I. von Vohburg*), vermählt. Adela hatte ihm eine reiche Mitgift zugebracht, namentlich das Egerland und Giengen an der Brenz; aber die kinderloſe Ehe war ſehr unglücklich und ſchon vor Friedrichs Thronbeſteigung innerlich aufgelöſt. Nie wird Adelheid in den Urkunden Friedrichs erwähnt, nie hat er ſie krönen laſſen und nirgends erſcheint ſie als Königin in ſeiner Begleitung. Wohl von Anfang ſeiner Regierung an war er auf die Scheidung von dieſer ſeiner Gemahlin bedacht. Daß ſie ſich des Ehebruchs ſchuldig gemacht habe, wie ſpäter behauptet iſt, läßt ſich kaum glauben; denn als Scheidungsgrund iſt lediglich eine entfernte Verwandtſchaft, die man mühſam herausgefunden hatte, — in der fünften Generation ſtammten die Ehegatten von Geſchwiſtern ab — zur Geltung gebracht worden. Auf Grund dieſer Verwandtſchaft erklärten die zu Konſtanz verſammelten Biſchöfe durch einen Synodalbeſchluß unter Zuſtimmung der päpſtlichen Legaten die Ehe für nichtig, und im Chor der Konſtanzer Kirche ſagte ſich der König dann öffentlich von Adela los. Die Vohburgiſchen Güter behielt er zurück; ob Adela dafür auf andere Weiſe entſchädigt worden iſt, wiſſen wir nicht. Die Gemahlin Friedrichs hat ſich bald mit Dietho von Ravensburg, einem welfiſchen, ſpäter ſtaufenſchen Miniſterialen, vermählt**); den Werth ihrer freien, vornehmen Geburt ſcheint ſie nicht hoch angeſchlagen zu haben. Auch Friedrich hat bald an eine neue Heirat gedacht; ſeine Gedanken richteten ſich auf die Verbindung mit einer kaiſerlichen Fürſtin von Conſtantinopel.

Das Papſtthum, welches einſt den Scheidungsgelüſten Heinrichs IV. ſo energiſch entgegengetreten war, bequemte ſich jetzt den perſönlichſten Wünſchen des König; offenbar wollte es den eben mit ihm geſchloſſenen Bund nicht wieder in Frage ſtellen. Auch in anderen Dingen ſchienen die römiſche Curie und der König fortan Hand in Hand gehen zu wollen. Die Legaten hatten den Auftrag erhalten, eine große Säuberung des deutſchen Episcopats von ſeinen unfähigen und unfügſamen Elementen vorzunehmen; ſie traten mit dieſem Auf-

*) Vergl. Bd. IV. S. 217.

**) Die zweite Ehe Adelas war nicht kinderlos.

trage hervor, als ſie mit dem Könige das Oſterfeſt (19. April) zu Bamberg feierten. Vor Allem war die Beſeitigung des erſten Kirchenfürſten des Reichs, des Erzbiſchofs Heinrich von Mainz, in das Auge gefaßt, und gerade damit kamen die Legaten den Abſichten des Königs entgegen. Heinrich ſcheint in der That eine für ſeine hohe Stellung ganz ungeeignete Perſönlichkeit geweſen zu ſein. Seine Verwaltung des Reichs während des zweiten Kreuzzugs war nicht im beſten Andenken, und für ſein Erzbisthum ſcheint er nicht beſſer als für das Reich geſorgt zu haben; beſonders wurde ihm Verſchleuderung des Kirchenguts zur Laſt gelegt. Schon vor fünf Jahren vom Papſt ſuſpendirt, hatte er ſich nur mit Mühe in ſeiner Stellung erhalten*), trotzdem aber allen Zurechtweiſungen, die ihm auf erneute Anklagen ertheilt wurden, kein Gehör geſchenkt. Die Cardinäle waren beauftragt, jetzt mit aller Strenge gegen ihn einzuſchreiten, und der König, welcher die ſeiner Wahl von dieſem Erzbiſchofe bereiteten Schwierigkeiten nicht vergeſſen haben konnte, ließ den Cardinälen gern freie Hand.

Erzbiſchof Heinrich wurde vor den Richterſtuhl der Cardinäle nach Worms beſchieden, wo ſie mit dem Könige das nächſte Pfingſtfeſt (7. Juni) zu feiern gedachten. Er ſtellte ſich und fand in den Cardinälen und den Biſchöfen, welche ſich am Hofe eingefunden hatten, ſehr abgeneigte Richter. Selbſt ein beſänftigendes Schreiben, welches der heilige Bernhard noch in ſeinen letzten Tagen zu Gunſten des Erzbiſchofs an die Cardinäle richtete, blieb ohne Wirkung. Heinrich wurde entſetzt und zog ſich darauf in die Stille zurück; er ſtarb ſchon am 1. September deſſelben Jahres. Es fehlte nicht an Stimmen, welche das Urtheil der Legaten als ein ungerechtes, nur mit Rückſicht auf den König gefälltes ſchalten, und dies um ſo mehr, als das Erzbisthum Mainz in übermäßiger Haſt wieder beſetzt wurde. Der König ließ die grade am Hofe anweſenden Mainzer Geiſtlichen und Laien ſeinen Kanzler Arnold zum Erzbiſchof wählen und ertheilte ſogleich dem Gewählten die Inveſtitur.

Arnold ſtammte aus dem in Mainz angeſehenen Miniſterialengeſchlecht der Selenhofer und nahm ſchon ſeit längerer Zeit eine hervorragende Stellung unter den Mainzer Domherren ein. Reiche Pfründen

*) Bd. IV. S. 313. 315. 327. 358.

waren ihm zugefallen, wie die Propstei in Aschaffenburg und von St. Peter in Mainz; überdies bekleidete er das Amt eines Kämmerers in seiner Vaterstadt. Zugleich hatte er auch die Gunst des Hofes gewonnen; er war in die königliche Kapelle gezogen und ihm die Reichspropstei zu Aachen verliehen worden; in den letzten Tagen Konrads III. war er endlich dem Kölner Arnold als königlicher Kanzler gefolgt. Der Selenhofer stand schon in vorgerückten Jahren, als er zum Erzbisthum gelangte: dennoch gab man ihm Schuld, daß er auf unehrenhafte Weise die Absetzung seines Vorgängers und seine eigene Erhebung veranlaßt habe. Die Verleumdung ist ohne Zweifel gegen ihn geschäftig gewesen; denn kaum Anderes ist erweislich, als daß er das günstige Zeugniß, welches Heinrich in seinem Processe von ihm erwartete und beansprucht hatte, zu leisten verweigerte. Aber er wurde mit Mißgunst in Mainz aufgenommen, und da er die an die Vasallen und Ministerialen des Erzstifts verschleuderten Tafelgüter des Erzstifts wieder beizubringen, den Uebermuth der Bürgerschaft zu brechen und die im Klerus eingerissenen Unordnungen zu beseitigen suchte, gerieth er bald aller Orten in Streitigkeiten. Doch die Hindernisse schreckten ihn nicht, sondern vermehrten nur seinen Eifer; was dem Kölner Arnold gelang, mochte er um so eher für erreichbar halten, als er mit allen Verhältnissen in Mainz vertraut war und in der Macht seiner Familie dort einen starken Rückhalt zu haben schien.

Ein ähnliches Schicksal, wie Erzbischof Heinrich, hatte auch der Bischof Heinrich von Minden, der wegen Mitschuld an der Blendung eines Geistlichen beim Papste verklagt war; er wurde entsetzt, und an seine Stelle trat der Dompropst Werner. Wegen Altersschwäche wurde Bischof Burchard von Eichstädt seines Amtes enthoben, wie auch der erblindete Bischof Bernhard von Hildesheim; dem Letzteren folgte Bruno, bisher Dekan des dortigen Domstifts, dem Ersteren ein gewisser Konrad. So gewiß alle diese Maßregeln der Cardinäle von dem König bereitwillig unterstützt wurden, so widersetzte er sich doch mit Entschiedenheit, als sie in der Folge noch gegen andere Bischöfe vorgehen und namentlich auch Wichmann, den erwählten Erzbischof von Magdeburg, vor ihren Richterstuhl ziehen wollten. Uebrigens verhielt sich der König in Wichmanns Sache damals mit großer Vorsicht; in den Urkunden jener Zeit wird Wichmann nur als Bischof von Naumburg bezeichnet. Der König tagte darauf mit den Legaten

noch einmal im Sommer zu Würzburg; eine Einladung der Legaten folgend, hatte ſich auch Wibald eingefunden und erhob ſchwere Klagen über die Gewaltthaten des ſächſiſchen Pfalzgrafen Friedrich gegen Korvei; dieſe Klagen führten ein Einſchreiten des Königs und der Legaten gegen den Pfalzgrafen herbei, in deſſen Folge der Biſchof von Halberſtadt die Excommunication gegen den Pfalzgrafen ausſprach.

Wibald, der ſich in der letzten Zeit, wenn nicht am Hofe, meiſt in Korvei aufgehalten hatte, begab ſich darauf nach dem Wunſche des Königs und der Legaten nach Stablo, ging aber bald darauf wieder nach Aachen, wo der König einen Hoftag hielt, um von ihm Vergünſtigungen für ſeine lothringiſche Abtei zu erwirken, die ihm auch nicht vorenthalten wurden. Der König litt damals an einem Quartanfieber, doch hielt ihn dies nicht ab, die Reichsgeſchäfte zu beſorgen und ſich im September nach Baiern zu begeben. Er hatte die bairiſchen Fürſten und Herren nach Regensburg beſchieden, weil er hier endlich den Streit um das Herzogthum zur Entſcheidung zu bringen hoffte. Der Babenberger Heinrich hatte ſich allerdings im Juni zu Worms eingeſtellt, aber einen Spruch der Fürſten dadurch verzögert, daß er abermals nicht rechtlich vorgeladen zu ſein behauptete. So wurde damals Nichts entſchieden, und auch zu Regensburg kam man nicht weiter, da der Babenberger wahrſcheinlich denſelben Einwand gebrauchte und der König auch jetzt noch nicht Ernſt zeigen wollte.

Inzwiſchen war die Nachricht nach Deutſchland gekommen, daß Papſt Eugen am 8. Juli 1153 zu Tivoli geſtorben war. Er hatte in ſeiner letzten Lebenszeit äußerlich im Frieden mit den Römern gelebt, und auch die Beſtattung des Todten erfolgte in St. Peter ohne alle Störung. Ungehindert hatten dann auch die Cardinäle die Wahl des neuen Papſtes vollzogen; ſie hatten einmüthig ihre Stimmen dem Biſchof Konrad von der Sabina gegeben, der am 12. Juli geweiht wurde und den Namen Anaſtaſius IV. annahm. Ein Römer von Geburt, in den Geſchäften der Curie ergraut, ein Mann friedfertigen Geiſtes, ſcheute ſich Anaſtaſius die Feindſeligkeiten mit dem Senat wieder aufzunehmen; er blieb in der Stadt und erlitt dort keine Anfechtungen, aber in denſelben Mauern mit ihm lebten Arnold und ſeine Anhänger, vom Senat geſchützt, und an einen dauernden Frieden mit den Römern war nicht zu denken. Wie ſein Vorgänger, mußte deshalb auch er nach der Hülfe des Königs verlangen, und es iſt kein

Zweifel, daß er an dem zu Konstanz geschlossenen Vertrag nach seinem ganzen Umfange festhielt. Die päpstlichen Legaten in Deutschland wußten, daß der Tod des Papstes in den Geschäften der Curie wenig verändert hatte, aber man wünschte in Rom ihre Rückkehr, und sie beschlossen deshalb, nachdem sie noch Michaelis eine Berathung mit mehreren Bischöfen in Worms gehalten und sich vom Könige verabschiedet hatten, Deutschland zu verlassen. Etwa in der Mitte des Oktober werden sie den Rückweg angetreten haben; ein gutes Andenken ließen sie in den deutschen Gegenden nicht zurück.

Der Tod des Papstes brachte in der Absicht des Königs, demnächst die Romfahrt anzutreten, keine Aenderung hervor. Schon hatte er ein Edict erlassen, in welchem er den Aufbruch zu Michaelis nächsten Jahres ankündigte und die Großen Deutschlands, Burgunds und Italiens aufforderte mit ihren Rittern in stattlicher Ausrüstung auf dem Roncalischen Felde bei ihm einzutreffen. Dieses Edict wurde durch seine Boten auch in der Lombardei verbreitet und erregte dort an manchen Orten die frohsten Hoffnungen, an anderen Furcht und Bangen. Vor Allen gerieth Mailand in große Besorgniß, da es den Zorn des Königs empfindlich gereizt hatte. Wir wissen, wie sich Friedrich der unglücklichen Lodesanen angenommen hatte. Jener Sicher, welcher das königliche Schreiben mit dem Befehl, ihnen den alten Markt zu gestatten, nach Mailand bringen sollte, war zuerst nach Lodi selbst gegangen, hier aber hatten die Consuln, voll Besorgniß nur neues Unheil so über ihre Stadt heraufzubeschwören, das eigenmächtige Hülfegesuch, welches Albernard und Homobonus zu Konstanz angebracht hatten, verleugnet und den Boten des Königs beschworen das Schreiben nicht nach Mailand zu bringen, sondern ihnen zu überlassen, damit sie zur rechten Zeit, wenn der König mit Heeresmacht nach Italien käme, davon Gebrauch machen könnten. Der Bote hatte aber ihnen erklärt, er müsse um jeden Preis seinen Auftrag vollführen, und war nach Mailand gegangen, wo er den Consuln das Schreiben überreichte. Diese geriethen in den höchsten Zorn, warfen das Schreiben zur Erde und zertraten das königliche Siegel mit den Füßen. Auch die persönliche Sicherheit des Boten war in Gefahr; nur mit Mühe entkam er aus der Stadt und flüchtete sich nach Lodi; von dort kehrte er an den königlichen Hof zurück, wo die Erzählung seines Schicksals den König und alle Fürsten in helle Zornesflammen setzte. Seitdem zitterte Lodi

vor neuen Gewaltthaten der Mailänder, und Viele verließen zaghaft den Unglücksboden der Heimat. Erst als der Aufbruch des Königs nun unzweifelhaft wurde, legte sich die Besorgniß der Lodesanen; heimlich schickten sie durch den Markgrafen Wilhelm von Montferrat einen Schlüssel vom reinsten Golde dem König als Geschenk, empfahlen sich seinem Schutze und gelobten ihm feste Treue. Die Mailänder dagegen begannen den Zorn des Königs zu fürchten und sandten, um ihn zu versöhnen, einen goldenen Pokal mit Münzen gefüllt. Aber sie erreichten ihre Absicht nicht. Denn auch Cremona und Pavia, welche gleichfalls Geschenke dem Könige sandten, beklagten sich über den Uebermuth Mailands und traten für das hartgeplagte Lodi ein.

Zu derselben Zeit, wo die Romfahrt Friedrichs öffentlich verkündet wurde, nahm er auch die Verbindungen seines Vorgängers mit Constantinopel auf. Kaiser Manuel, längst im Kriege mit Roger stehend, hatte Friedrich vor Kurzem ein entgegenkommendes Schreiben gesandt, in welchem er ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen gedachte und zugleich den Wunsch verlauten ließ, daß der König in das einst von seinem Vorgänger eingegangene Bundesverhältniß eintreten möge. Ein Bund mit dem Kaiser schien Friedrich große Vortheile bei seinem italienischen Unternehmen zu bieten und überdies eine Verschwägerung mit dem Herrscherhause von Constantinopel seine Stellung im eignen Reiche heben zu können; bei den nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen, in welchen Herzog Heinrich von Baiern und Herzog Friedrich von Schwaben mit Kaiser Manuel standen, versprach eine Ehe mit einer Verwandtin desselben auch dem König nicht unerhebliche politische Vortheile. Er beschloß deshalb Gesandte nach Constantinopel zu senden, um wegen der Ehe und wegen einer Verbindung gegen Roger mit dem Kaiser zu unterhandeln; im September soll er diese seine Absicht den Fürsten eröffnet und die Zustimmung derselben gewonnen haben.

Die Gesandten hatten ein Schreiben des Königs zu überbringen, in welchem er unter Hinweis auf die letzten Ermahnungen seines Vorgängers sich erbot ein ähnliches Bundesverhältniß einzugehen, wie es sein Vorgänger mit dem Ostreiche geschlossen hatte, und zur Befestigung des Bundes um eine kaiserliche Fürstin von Constantinopel warb. Er verlangte schnell — er hatte deshalb besonders leicht berittene Boten vorausgesandt — von dem Erfolge seiner Werbung unterrichtet zu werden. Denn er habe, schrieb er dem Kaiser, nachdem er in allen

Ländern ſeines Reichs einen feſten Frieden hergeſtellt, bereits den Zug gegen Apulien und Sicilien verkündigt, welchen die Fürſten und die ganze Ritterſchaft ſeines Reichs mit dem größten Jubel aufgenommen und ihm ihre Hülfe eidlich gelobt hätten; ſchon im nächſten Sommer, zur gewöhnlichen Zeit des Auszugs, werde er mit einem großen Heere über die Alpen gehen. Das Schreiben, von Wibald abgefaßt, der in einer beſonderen Zuſchrift an den Kaiſer noch ſeine eigenen Bemühungen in dieſer Sache hervorzuheben nicht unterließ, iſt in demſelben ſchwülſtigen Tone gehalten, welcher in den Briefen Konrads einen ſo ungünſtigen Eindruck macht; auch Friedrich legt ſich hier den kaiſerlichen Titel bei, der ihm in Wahrheit nicht zukam. Kaiſer Manuel empfing das Schreiben zu Caſtoria in Macedonien und erließ darauf am 22. November eine Antwort an Wibald; er giebt in derſelben ſeinen Wunſch nach einer feſten Verbindung beider Reiche lebhaften Ausdruck; wegen der Ehe habe er ſeine Abſichten dem Könige — nur ſo nennt er Friedrich — ausführlich durch ſeine Boten, welche dieſen Brief überbrächten, zu erkennen gegeben. Es ſcheint hiernach, als ob der Kaiſer an Friedrich ſelbſt keine ſchriftliche Antwort ertheilte, und über die mündlichen Aufträge der kaiſerlichen Boten ſind wir nicht unterrichtet. Aber ohne Zweifel verhielt ſich der Kaiſer zu Friedrichs Anerbieten nicht ablehnend; vielmehr wurden die Eheverhandlungen fortgeſetzt, und Maria, die ſchöne Tochter des Sebaſtokrators Iſaak, eine Nichte des Kaiſers, hatte man in Conſtantinopel Friedrich zur Gemahlin erſehen.

Im December*) hielt der König ſich zu Speier auf, und es erſchienen hier vor ihm die beiden Heinriche, doch konnte ihr Streit um Baiern auch jetzt nicht entſchieden werden, da der Babenberger den gewöhnlichen Einwand mangelhafter Vorladung aufs Neue erhob; abermals mußte ſo die Sache vertagt werden. Das Weihnachtsfeſt ſcheint der König in Speier gefeiert zu haben; am 17. Januar 1154 war er noch in dieſer Stadt, als ſich mehrere burgundiſche Biſchöfe und Herren am Hofe einfanden. Unter dieſen war der Biſchof Arducius von Genf, der mit fürſtlichen Ehren empfangen wurde und die Regalien mit dem

*) Am 1. November wollte der König einen Hoftag in Köln halten, wozu er auch Wibald beſchieden hatte. Wir ſind über die Verhandlungen auf dieſem Hoftage nicht unterrichtet, ja es iſt fraglich, ob derſelbe überhaupt abgehalten wurde.

Scepter erhielt. Bald darauf brach der König nach Ostfranken auf und feierte Mariä Reinigung (2. Februar) zu Bamberg. Eine große und glänzende Versammlung deutscher Fürsten war damals um ihn versammelt, unter ihnen Welf und die drei babenbergischen Brüder (Herzog Heinrich, Bischof Otto von Freising und Bischof Konrad von Passau), der Erzbischof von Salzburg und der Bischof von Regensburg, außerdem fast alle hervorragenden Großen Baierns, der alte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Söhnen Otto und Friedrich, die Markgrafen Ottokar von Steiermark und Berthold von Vohburg, der Burggraf Heinrich von Regensburg und sein Bruder Otto, Graf Gebhard von Sulzbach, die Grafen von Pütten, Dachau, Andechs, Bogen und Tirol. Die Anwesenheit so vieler baierscher Herren läßt vermuthen, daß der König mit ihnen die ihn am meisten bedrängende Frage, wie die Ansprüche Heinrichs des Löwen zu befriedigen seien, auch hier zur Verhandlung gebracht habe. Aber wir wissen von den Geschäften der Versammlung nicht mehr, als daß der König den getreuen Bischof Eberhard mit der Abtei Niederaltaich, die ihm noch immer bestritten wurde, aufs Neue unter Zustimmung der Fürsten belehnte.

Gegen die Osterzeit ging der König nach Sachsen und feierte das Fest (4. April) zu Magdeburg. Noch immer war wegen der Versetzung Wichmanns Nichts entschieden; aber gerade damals stellte sich am königlichen Hof ein päpstlicher Legat ein, der Cardinaldiakon Gerhard, welcher den Auftrag hatte, dem ärgerlichen Handel ein Ende zu bereiten. Der Legat war an Wibald empfohlen und überbrachte diesem als eine persönliche, lange erstrebte Auszeichnung einen Bischofsring. Gewiß wird sich Wibald nach Kräften bestrebt haben den König für die Aufträge des Legaten günstig zu stimmen, aber alle diese Bemühungen waren vergeblich. In Wichmanns Sache blieb der König fest wie Stein, und der Legat mußte unverrichteter Dinge Deutschland verlassen. Unmittelbar darauf begab sich Wichmann selbst mit königlichen Gesandten nach Rom. Er fand die Lage der Dinge hier nicht ungünstig; denn auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe wollte es der alte Papst nicht ankommen lassen. Die Gesandten Friedrichs erwirkten nicht allein, daß die Wahl Wichmanns als gültig anerkannt, seiner Versetzung keine Schwierigkeiten mehr bereitet, sondern ihm auch sogleich das Pallium ertheilt wurde. Man erzählte: der Papst habe, als sich

kein Ankläger gegen Wichmann gemeldet, das Pallium auf den Altar niedergelegt und ihm überlaſſen es ſelbſt zu nehmen, wenn er kanoniſch gewählt ſei; Wichmann habe gezaudert, aber ſeine Begleiter ungeduldig den Ehrenſchmuck ergriffen und ihm übergeben. Wichmann kehrte eiligſt nach Sachſen zurück und trat nun ungehindert in die Verwaltung ſeines Erzbisthums ein; er gab Naumburg auf, wo man einen gewiſſen Berthold zu ſeinem Nachfolger wählte.

Es war ein großer Erfolg, welchen der König in dieſer Sache gewonnen hatte. Seit Menſchengedenken hatte man in Deutſchland nicht gewagt in einer kirchlichen Angelegenheit der römiſchen Curie in dieſer Weiſe entgegenzutreten, und zu Rom war ſogar verlautet: niemals werde man Wichmanns Erhebung dulden. Noch nach Jahren rühmte der König, wie er bei der Verſetzung deſſelben trotz aller Einwendungen und Schwierigkeiten Roms ſeine heilſame Abſicht durchgeſetzt und die päpſtliche Autorität ſchließlich die Verſetzung beſtätigt habe. Ausdrücklich verſichert Otto von Freiſing, daß das Anſehen des Königs, nachdem er durch ſeine Feſtigkeit Wichmanns Stellung geſichert, im Reiche ungemein geſtiegen ſei und ſich dies in den geiſtlichen und weltlichen Geſchäften überall fühlbar gemacht habe.

Unter dem unmittelbaren Eindruck dieſes Erfolgs wagte Friedrich endlich auch eine vorläufige Entſcheidung in dem unſeligen Streit über das Herzogthum Baiern herbeizuführen. Es drängte ihn um ſo mehr dazu, als er bei der Romfahrt beſonders auf die Unterſtützung Heinrichs des Löwen rechnete und dieſe kaum zu erreichen war, wenn ihm nicht zuvor ſein Recht an Baiern geſichert wurde. Beide Heinriche waren aufs Neue zum Juni auf einen Hoftag nach Goslar vorgeladen worden, und der König kehrte, nachdem er im Mai die rheinfränkiſchen und ſchwäbiſchen Gegenden beſucht hatte, im Anfange des Juni nach Sachſen zurück. Heinrich der Löwe hatte ſich in Goslar eingeſtellt, aber der Babenberger Heinrich fehlte. Der König überließ nun den Fürſten — unſeres Wiſſens waren es meiſt ſächſiſche und thüringiſche Herren — über den Anſpruch des Welfen auf Baiern das Urtheil zu fällen, und ſie erkannten die Rechtmäßigkeit ſeines Anſpruchs an. Nach ſiebenjährigem Kampfe hatte der junge Herzog von Sachſen erreicht, daß durch Fürſtenſpruch ſein Erbrecht auch auf das zweite große Herzogthum ſeiner Vorfahren beſtätigt und ihm damit eine Macht geſichert wurde, die nicht die königliche war, welche ſein Vater erſtrebt hatte, aber

doch auf weit festerem Grund, als die Gewalt des Königs selbst, zu ruhen schien.

Unfraglich verdankte es der Welfe besonders seinem staufenschen Vetter, welcher jetzt die Krone trug, daß er so Großes erreicht hatte. Und noch in einer anderen Sache, welche in Goslar zur Sprache kam, zeigte sich der König dem Sachsenherzog geneigt. Wir wissen, wie dieser seit Jahren mit Erzbischof Hartwich über die neubegründeten Kirchen im Lande der Wagrier und Abodriten stritt*). In Abwesenheit des Erzbischofs ließ jetzt der König dem Herzoge eine Urkunde ausstellen, in welcher ihm die Vollmacht ertheilt wurde, in den ihm übertragenen wendischen Ländern Bisthümer und Kirchen einzurichten und diesen nach eigenem Ermessen Reichsgut zu verleihen; in welcher überdies ihm und seinen Nachfolgern die Investitur der Bisthümer Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg überlassen wurde, so daß die Bischöfe hier aus Herzogs Hand in gleicher Weise die Regalien empfangen sollten, wie die deutschen Bischöfe aus der Hand des Königs; dasselbe Recht sollte dem Herzoge, wenn er noch neue Bisthümer in jenen wendischen Gegenden errichten würde, auch für diese zustehen. Die wichtige Urkunde, noch jetzt im Original vorhanden, ist nicht vollzogen worden, sei es aus Schonung gegen Hartwich, sei es weil man, nachdem die Sache Wichmanns geordnet, nicht dem Papste sogleich neuen Anlaß zu Streitigkeiten geben wollte. Denn keinem Zweifel unterliegt, daß die Zugeständnisse jener Urkunde nicht allein den Erzbischof schwer verletzten, sondern auch in Rechte eingriffen, in deren Alleinbesitz der Papst zu sein vermeinte. Erst mehrere Jahre später ist der Herzog in aller Form in jene Herrschaft über die von ihm begründeten Bisthümer des Wendenlandes eingesetzt worden, welche ihm die Urkunde einräumte; vorläufig war sie wenig mehr als ein Versprechen des Königs, das in günstigerer Zeit eingelöst werden sollte.

Auch in die Regierung Baierns ist der Welfe damals nicht eingetreten, wie er auch die Belehnung erst nach Jahr und Tag erhielt. Factisch blieb hier der Babenberger in der Gewalt, und dem König lag der Gedanke fern, einen inneren Krieg in den Augenblick zu entzünden, wo er sich zur Romfahrt rüstete. Wenn er sich von Sachsen alsbald nach Baiern begab, führte ihn wohl der Wunsch dahin, seinen

*) Vergl. Bd. IV. S. 306—308.

Oheim durch Güte zur Nachgiebigkeit zu bewegen; aber dieser war nicht gewillt, die Fahne Baierns, welche er rechtmäßig aus König Konrads Hand gewonnen hatte, seinem Stiefsohn zu überlassen.

Aus Baiern eilte der König nach Schwaben. Schon waren alle seine Gedanken auf die Romfahrt gerichtet. Weder durch das Grollen seines Oheims, noch durch das Murren vieler Fürsten über sein Wagniß ließ er sich länger von dem Gange nach der Kaiserkrone abhalten. Um den 1. Oktober sammelte sich um Augsburg auf dem Lechfelde das Heer, welches ihn über die Alpen geleiten sollte. Es war nicht so groß, als er nach den Zusagen der Fürsten erwarten mußte; es bestand nur aus 1800 Rittern, und nur wenige Fürsten schlossen sich persönlich dem Zuge an. Aber auch das entmuthigte ihn nicht. Er glaubte in der Lombardei auf die Unterstützung der durch Mailands Tyrannei bedrückten Städte zählen zu können; er hoffte überdies, wenn es zum Kampfe gegen das sicilische Reich käme, im Bunde mit den Griechen die Normannen anzugreifen. Noch vor seinem Abzuge aus Deutschland schickte er deshalb neue Gesandte nach Constantinopel.

Die Gesandten waren der vielgewandte Bischof Anselm von Havelberg, welcher auch den Vertrag mit dem Papste hauptsächlich vermittelt hatte und schon von den Zeiten Kaiser Lothars in Constantinopel bekannt war, und der Graf Alexander von Gravina, ein von Roger vertriebener normannischer Baron, seit mehr als einem Jahrzehnt der thätigste Unterhändler zwischen dem griechischen und deutschen Hofe, um beide Reiche zu einem wirksamen Angriff auf Rogers Macht zu verbinden. Alexander hatte als Brautwerber schon König Konrad III. gedient*), und schon die Wahl dieses Gesandten zeigt, daß es Friedrich mit der Werbung um die Hand der griechischen Fürstin und die Freundschaft des Kaisers vollkommen Ernst war. Uebrigens versprach ein gemeinsames Vorgehen gegen Sicilien gerade damals den günstigsten Erfolg.

Denn inzwischen war König Roger im Alter von 56 Jahren gestorben (26. Februar 1154) und hatte die Herrschaft auf beiden Seiten des Pharus seinem einzigen ihn überlebenden Sohn Wilhelm hinterlassen; eine Herrschaft, die bei der gewaltthätigen Weise ihrer Begründung

*) Vergl. über Anselm Bd. IV. S. 106. 112 und über Alexander Bd. IV. S. 202. 269. 294. 339. 344.

zahlreiche Gegner im Inneren hatte und überdies mit den Griechen längſt im offenen Kriege ſtand, während ſie zugleich in jedem Augenblick Angriffe vom Papſt und dem deutſchen Könige zu erwarten hatte. Roger ſoll ſelbſt gezweifelt haben, ob ſein Sohn zur Regierung des Reichs unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen befähigt ſei, und in ſeinem Teſtament eine Beſtimmung getroffen haben, wonach die Herrſchaft auf ſeinen Schweſterſohn Robert von Baſſavilla, Graf von Converſano, übergehen ſollte, wenn ſie Wilhelm nicht zu führen vermöchte. In der That erregte das Regiment des jungen Königs bald das allgemeine Mißvergnügen; beſonders dadurch, daß er einen Bareſen aus niederem Stande, Majo mit Namen, der in der königlichen Kanzlei emporgekommen war, alle Gewalt überließ und ihn auch als Admiral an die Spitze ſeiner Flotte ſtellte. Ein herzhafter Angriff ſchien das ſiciliſche Reich über den Haufen werfen zu können.

Mehr als zwei Jahre waren ſeit der Thronbeſteigung Friedrichs verfloſſen, und unverkennbar wehte ſeitdem ein friſcherer Geiſt im deutſchen Reiche. Thätigkeit, Klugheit und Feſtigkeit waren dem neuen Könige nachzurühmen. Aber ſo günſtig, wie man es erwartet, hatten ſich die Anfänge ſeines Regiments keineswegs entwickelt; die unglückſeligen Verhältniſſe, in welchen Konrad das Reich hinterlaſſen hatte, waren nicht ſo ſchnell zu beſeitigen. Noch immer war der innere Friede wenig befeſtigt; die geiſtlichen Herren ſtritten mit den weltlichen um Ehre, Geld und Gut, und die weltlichen Fürſten ſelbſt waren in ihren Intereſſen geſpalten. Viel fehlte daran, daß die Krone ſchon inmitten der inneren Zerwürfniſſe eine freie Stellung gewonnen hatte; nur im Bunde mit der hohen Geiſtlichkeit und durch Willfährigkeit gegen die Welfen hatte der König ſein Anſehen behaupten können, und Alles, was er bisher erreicht hatte, war faſt mehr Gewinn für ſeine Bundesgenoſſen, als für ihn ſelbſt. Sein ritterlicher Sinn verlangte nach Kämpfen für ſeine Ehre und für die Herſtellung der alten Herrlichkeit des Reichs; aber ſeinen Wünſchen traten die Fürſten mehr entgegen, als ſie dieſelben förderten. Den Krieg gegen die Ungarn hatten ſie vereitelt, zum Zuge nach der Provence ihm kein Heer geſtellt, die Romfahrt, ſo lange es möglich war, verzögert, und er hatte es als ein Glück zu preiſen, daß ihm endlich zu dieſer noch eine Zahl ihm näher ſtehender und beſonders verpflichteter Herren die erforderlichen

Streitkräfte boten. Auf einen hochstrebenden Geist, wie Friedrich, mußten die verworrenen Zustände des Reichs mit drückender Schwere lasten; freier konnte er aufathmen, als er mit Heeresmacht den Alpen zuzog, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen.

2.

Friedrichs I. Romfahrt.

Die Kämpfe in der Lombardei.

Friedrichs Heer nahm den gewohnten Weg über den Brenner und lagerte in den letzten Tagen des Oktober 1154 bei Povegliano am südlichen Ufer des Gardasees. So wenig zahlreich es war, hatte es doch schon auf diesem Wege schweren Mangel an Lebensmitteln gelitten und sich genöthigt gesehen seinen Unterhalt öfters mit Gewalt von den Kirchen und Klöstern zu nehmen. Es war deshalb die erste Sorge des Königs, den erlittenen Schaden den heiligen Orten zu vergüten: er ließ eine Sammlung im Heere anstellen und überschickte den Ertrag derselben den Bischöfen von Trient und Brixen, um ihn unter die Beschädigten zu vertheilen. Aber bald stellte sich neuer Mangel im Heere ein und führte zu Plünderungen, für welche es dann keine Entschädigung mehr gab.

Der König hatte Boten nach der Lombardei vorausgesandt, um in den Städten und Burgen das Fodrum, die übliche Steuer für die Romfahrt, zu erheben und zugleich für den Unterhalt des Heeres Sorge zu treffen. Diese Boten wurden aber an vielen Orten entweder mit ihren Forderungen abgewiesen oder diese doch nicht vollständig erfüllt. Schwer hatten jene Orte ihre Weigerung zu büßen; sie wurden von Friedrichs Heer geplündert und dem Erdboden gleich gemacht, öfters waren sie dem zuchtlosesten Treiben der Waffenknechte preisgegeben. Erschrocken sahen die Lombarden, daß der neue König rücksichtslos seine Rechte im Lande ausüben, seine Autorität mit eiserner Festigkeit geltend machen wollte.

Nachdem das Heer den Weg durch die Gebiete von Brescia und Bergamo genommen hatte, stand er am 29. November im Terri-

torium von Lodi. Er lagerte in den offenen Plätzen, welche Mailand von der Stadt belaſſen hatte; der König ſelbſt ließ ſein Zelt an jenem Ort aufſchlagen, für deſſen Markt er Forderungen an Mailand geſtellt hatte. Beim Anrücken der Deutſchen waren die Lodeſanen in gewaltige Aufregung gerathen; ſie hatten ſich großentheils nach Mailand, Cremona, Piacenza und Pizzighettone geflüchtet, und die Zurückgebliebenen ſuchten ſich ſogar dem erſten Eindringen der Deutſchen zu widerſetzen; denn ſie fürchteten nicht minder den Zorn Mailands, als die Verwüſtungen der Fremden. Aber die perſönliche Erſcheinung Friedrichs gab dem furchtſamen Volke bald den Muth zurück, und auch die Flüchtlinge kehrten heim. Schon am 30. November verließ der König den Boden von Lodi wieder und begab ſich nach der Roncaliſchen Ebene bei Piacenza, wo er ſich dann ſechs Tage aufhielt. Von hier ſchickte er ſofort einen Kapellan an die Lodeſanen und verlangte von ihnen die Huldigung. In neuer Noth erklärten die Bürger, daß ſie ohne Einwilligung Mailands dieſe nicht leiſten könnten, und baten deshalb um eine kurze Friſt. Es wurde ihnen ſolche gewährt, und innerhalb derſelben verlangten ſie von den Mailändern, welche ſelbſt ſchon in Furcht ſchwebten, ohne große Schwierigkeiten die Erlaubniß. Freudig leiſteten ſie dann insgeſammt dem Könige den Eid der Treue.

In der üblichen Weiſe wurde auf dem Roncaliſchen Felde die Heerſchau gehalten*). Bei der Nachtwacht und dem Aufruf des folgenden Tags zeigte ſich, daß manche Fürſten trotz der übernommenen Verpflichtung die Heeresfolge nicht geleiſtet hatten. Mit Strenge wurde gegen ſie verfahren und nicht nur den Laien ihre Lehen, ſondern auch zwei geiſtlichen Fürſten, Erzbiſchof Hartwich von Bremen und Biſchof Udalrich von Halberſtadt, die Regalien abgeſprochen; ſie wurden nur ihnen perſönlich entzogen, nicht ihren Kirchen, da ſie ja dieſen für alle Zeit verliehen waren. Von den deutſchen Großen waren bei der Heerſchau meiſt nur die zugegen, welche den König ſchon über die Alpen begleitet hatten. Von dem hohen Klerus waren es der Patriarch Peregrin von Aquileja, der Erzbiſchof Arnold von Köln, der Erzkanzler Italiens, der Erzbiſchof Hillin von Trier, die Biſchöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Konſtanz, Ortlieb von Baſel und Konrad von Worms, die Aebte Markwald von Fulda und Wibald von Stablo.

*) Vergl. Bd. III, S. 804.

Unter den weltlichen Fürsten ragte besonders der junge Heinrich der Löwe hervor, welcher fast eben so viele Ritter zum Heere gestellt hatte, als der König selbst. Herzog Berthold von Zähringen leistete persönlich auf diesem Zuge die treuesten Dienste; ob er aber die früher verheißene Zahl von Rittern zusammengebracht hatte, ist zu bezweifeln. An diese beiden mächtigen Herren schlossen sich Herzog Heinrich von Kärnthen, der jüngere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Ottokar von Steier und Hermann von Verona, die Grafen Werner von Habsburg, Udalrich von Lenzburg, Werner von Baden, Berthold von Andechs, Ernst von Hohenburg, ferner Konrad, der junge Bruder des Königs, und der vertriebene Herzog Boleslaw von Polen, der Schwager Heinrichs Jasomirgott, der einzige Mann im Zuge, welcher der Babenberger Sippe näher stand.

Nur wenige Deutsche sind später noch zur Verstärkung des königlichen Heeres erschienen, wie Bischof Heinrich von Lüttich, die Grafen Heinrich von Tecklenburg, Gozwin von Falkenberg und Friedrich von Eppan. Viele blieben offenbar mit des Königs Bewilligung daheim; unter ihnen auch entschiedene Anhänger desselben, deren Entfernung bei den noch unbefestigten Zuständen des Reichs gefährlich war. Gegen seinen Oheim Heinrich Jasomirgott hatte der König allen Grund Nachsicht zu üben; wenn er aber ihm so nahe stehende Fürsten, wie Erzbischof Arnold von Mainz und Herzog Welf zurückließ, konnte es nur geschehen, weil das Reich Männer bedurfte, welche an der Aufrechthaltung der bestehenden Zustände das lebhafteste Interesse hatten.

Aus der Lombardei stellten sich eine Anzahl vornehmer Herren auf dem Roncalischen Tage ein, wie der Markgraf Wilhelm von Montferrat und der Graf Guido von Biandrate. Die Städte waren aufgefordert Gesandte zu schicken, und sie scheinen sämmtlich diesem Gebote nachgekommen zu sein. Ihre Abgeordneten brachten dem Könige reiche Geschenke. So sandte Genua durch den Archidiakon Hugo und den Geschichtsschreiber Cafaro Löwen, Strauße, Papagaien und andere Seltenheiten, welche bei den Eroberungen von Almeria und Lissabon erbeutet waren. Diesen Gesandten Genuas gab der König geheime Aufträge an die Consuln mit, welche unfraglich den Krieg gegen Sicilien betrafen; treue Dienste versprach Friedrich gebührend zu vergelten und stellte Genua den ersten Rang unter allen Städten Italiens in Aussicht. Auch die Gesandten Pisas wurden in ehrenvoller Weise

empfangen; denn auch dieſe Stadt war für ihn bei einem Angriff auf Sicilien von Bedeutung. Die Mailänder ſchickten zwei ihrer Conſuln Obertus de Orto und Girardus, die unheimliche Tage in der Nähe der Deutſchen verlebten. Von allen Städten Italiens verlangte der König den Eid der Treue, und ſie ſcheinen ihn alle ohne Anſtand geleiſtet zu haben.

Nach der Sitte ſeiner Vorfahren ſaß der König auf dem Roncaliſchen Felde zu Gericht und hörte die Beſchwerden der Lombarden an. Wilhelm von Montferrat, ein mächtiger Herr, der ſich faſt allein in der Poebene der immer weitergreifenden Macht der Städte zu erwehren wußte, erhob ſchwere Klagen über den Trotz der Bewohner von Chieri und Aſti; über Aſti ergoß ſich auch der Biſchof der Stadt in Beſchwerden. Die Conſuln von Como, von ihrem Biſchof begleitet, und die Conſuln von Lodi traten mit den beweglichſten Klagen über die langjährige Tyrannei Mailands vor den Thron des Königs, und auch Pavia, welches ſchon ſeit dem Sommer mit den Mailändern in Krieg ſtand, ergriff die Gelegenheit, um die feindliche Stadt zu verdächtigen. Die ſonſt ſo ſtolzen Mailänder waren kleinmüthig geworden. Wie ſie den Bürgern von Lodi erlaubt hatten dem König zu huldigen, ſo fügten ſie ſich jetzt ſeinem Befehle, gegen Pavia die Waffen ruhen zu laſſen und die gefangenen Paveſen ihm auszuliefern; ebenſo ſollte auch Pavia ihm die gefangenen Mailänder übergeben. Ueberdies erboten ſich die Mailänder 4000 Mark Silber zu zahlen, wenn ſie nur nicht zur Herſtellung der von ihnen zerſtörten Städte Lodi und Como genöthigt würden. Der König, deſſen nächſte Abſicht war, gegen Chieri und Aſti zu ziehen und den Weg durch das Mailänder Gebiet nach den Ticinobrücken zu nehmen, verlangte vor Allem Geleit auf einer guten, zur Verpflegung des Heeres geeigneten Straße und beanſpruchte von den beiden Conſuln, daß ſie ſelbſt die Leitung durch ihr Gebiet übernähmen; die Conſuln erklärten ſich auch hierzu bereit und blieben beim Könige zurück; ſie hofften ſeinen Unmuth gegen ihre Stadt noch zu beſänftigen.

Auch als Geſetzgeber zeigte ſich Friedrich gleich damals den Italienern auf dem Roncaliſchen Felde. Am 5. December erließ er eine Lehnsconſtitution, in welcher die Beſtimmungen Lothars vom Jahre 1137 *)

*) Vergl. Bd. IV. S. 126.

verſchärft und ihnen zugleich rückwirkende Kraft gegeben wurde. „Denn was an ſich rechtswidrig iſt," — heißt es in dem Geſetz — „kann durch die Zeit nicht Rechtskraft erhalten". Eine für Deutſchland längſt gültige Beſtimmung, daß Jeder, der von ſeinem Herrn zum Dienſt bei der Krönungsfahrt entboten ſei und dieſen nicht rechtzeitig leiſte, ſeiner Lehen verluſtig gehen ſolle, wurde jetzt auch auf Italien ausgedehnt.

Am 6. December brach der König mit dem Heere von dem Roncaliſchen Felde auf und zog weſtwärts dem Ticino zu. Drei Tage führte der Weg durch im Kriege Mailands gegen Pavia arg verwüſtete Gegenden, in welchen man kaum die dürftigſten Lebensmittel fand. Endlich gelangte man bei Landriano an den Lambrello und ſchlug ein Lager auf; aber den Pferden fehlte es auch hier faſt an allem Futter. Die Stimmung wurde gegen die mailändiſchen Conſuln, welchen man beimaß, daß ſie abſichtlich das Heer in dieſe Oede geführt hätten, ſehr erbittert, und der Zorn der Deutſchen übertrug ſich auf alle Mailänder. Als in Landriano die gefangenen Mailänder und Paveſen ausgeliefert wurden, ließ der König die Letzteren frei, die Mailänder aber wurden zurückbehalten und hatten Mißhandlungen zu erdulden. Auch den Mailänder Bäckern und Krämern, welche dem Heere gefolgt waren, wurde übel begegnet. Höchſt aufgebracht auf die treuloſen Städter kam man am folgenden Tage gegen Roſate, eine Burg der Mailänder, in welcher etwa 500 Ritter lagen. Vor der Burg ſchlug der König ein Lager auf und verweilte daſelbſt zwei Tage. Das Heer litt Mangel und ſtarke Regengüſſe, die plötzlich eintraten, vermehrten ſeine Leiden. Der König verlangte deshalb von den Mailändern, daß ſogleich der ganze Platz geräumt würde, damit er dort Unterkunft und Vorrath für ſein Heer finde. In der That zogen ſchon in der nächſten Nacht alle Bewohner, Männer, Weiber und Kinder, bei ſtrömendem Regen ab, und am Morgen des anderen Tages brachen die Deutſchen ein, plünderten Alles, was ſie vorfanden, und übergaben dann die Burg den Flammen.

Schon ſchweiften einzelne Reiter Friedrichs bis vor die Thore Mailands; einige Mailänder wurden gefangen und getödtet. In der Stadt, wo man eine Belagerung gefürchtet zu haben ſcheint, entſtanden Tumulte. Man gab den beiden Conſuln, die inzwiſchen nach der Stadt zurückgekehrt waren, Schuld, durch ihre Ungeſchicklichkeit alles Unheil veranlaßt zu haben. Das Volk ſtürmte das Haus des Conſuls Girardus; nur mit Mühe wurden weitere Ausſchreitungen der Maſſe

verhindert. Die Behörden der Stadt hielten es für geboten, Nichts unversucht zu lassen, um den Zorn des Königs von der Stadt abzuwenden, und beschlossen deshalb eine neue Gesandtschaft an ihn zu schicken. Friedrich, der eine Belagerung Mailands nicht beabsichtigte, war inzwischen von Rosate nach Abbiate grasso gezogen und hatte dort Nachtquartier genommen. Am folgenden Morgen (15. December) war er mit seinem ganzen Heere über die beiden Holzbrücken gezogen, welche die Mailänder hier über den Fluß geschlagen und befestigt hatten; sobald das deutsche Heer sie überschritten hatte, ließ sie der König zerstören. Nachdem man auf dem rechten Ufer des Ticino die Nacht zugebracht hatte, rückte man in das Gebiet des Grafen von Biandrate ein, wo man jede Unterstützung fand.

Hier erschienen vor dem Könige die mailändischen Gesandten. Sie brachten ihm die Versicherung, daß die Stadt die große ihm versprochene Geldsumme zahlen würde; nur baten sie ihr die Hoheitsrechte über Lodi und Como zu belassen. Der König erwiderte den Gesandten: die Mailänder hätten die ihm gegebenen Zusagen schmählich gebrochen, er habe ihre Ränke kennen gelernt und wolle mit einem so treulosen und wortbrüchigen Volke nichts mehr gemein haben; ihr Geld verschmähe er und befehle ihnen sogleich seine Nähe zu verlassen. Er fügte noch hinzu: sie sollten sich fortan keine Täuschungen mehr über ihn hingeben, kein Abkommen werde er mit ihnen treffen, worin nicht die Herstellung von Lodi und Como gesichert wäre. Als diese Antwort in Mailand bekannt wurde, herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit, aber man konnte sich doch nicht entschließen Lodi und Como freizugeben. Mehrmals noch beschied dann Friedrich die Mailänder vor sein Gericht; als sie nicht erschienen, sprach er nach dem Urtheil der Fürsten wegen der Zerstörung von Como und Lodi über Mailand den Bann aus.

Der König lagerte in dem alten Gebiet der Stadt Novara. Der größte Theil dieses Gebiets war in die Gewalt des Grafen von Biandrate gefallen, eines Bundesfreundes Mailands, freilich von sehr zweifelhafter Treue. Novara selbst war nach der Zerstörung durch Heinrich V.*) von Neuem aufgebaut und mit einer festen Mauer und einem ziemlich hohen Wall umgeben. Die Stadt hatte bisher ihre Selbstständigkeit gegen Mailand behauptet, aber sie war in derselben

*) Vergl. Bd. III. S. 804. 870.

nicht minder, wie Pavia, unabläſſig bedroht. In ihrem Gebiet auf der rechten Seite des Ticino hatten die Mailänder mehrere ſtarke Feſten angelegt, um ſie als Stützpunkte zu weiteren Angriffen zu benutzen: es waren Galliate auf einer Beſitzung des Erzbiſchofs, Trecate und Torre di Momo. Der König, der Mailand nicht ſelbſt angreifen, aber doch empfindlich züchtigen wollte, beſchloß, dieſe Burgen zu zerſtören und entbot dazu die Bürger von Novara und Pavia, welche ihm bereitwillig Hülfe leiſteten. Zuerſt wurde Galliate angegriffen, genommen und dem Erdboden gleich gemacht. Daſſelbe Schickſal traf dann Torre di Momo und Trecate. Mitten in dieſem Zerſtörungswerk feierte Friedrich das Weihnachtsfeſt im Lager bei Galliate; die Deutſchen jubilirten über ihre kriegeriſchen Thaten und achteten wenig auf den Jammer der Unglücklichen, die obdachlos umherirrten. Es war in denſelben Tagen, daß eine Geſandtſchaft Venedigs, an ihrer Spitze der Sohn des Dogen Domenico Mauroceno, vor dem König erſchien. Die Freundſchaft Venedigs war für Friedrich bei ſeinen Abſichten gegen Sicilien und ſeinen Verbindungen mit dem griechiſchen Reiche von größter Bedeutung; er erneuerte die alten Verträge mit der Republik und ihre Grenzen gegen das Reich wurden, um ferneren Streitigkeiten ein Ziel zu ſetzen, genau beſtimmt.

Die Mailänder glaubten, als ſie ihre Burgen brechen ſahen, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, eine Beute des Todes zu ſein. Sie beſchlich eine Ahnung, was ſie von dieſem Könige zu erwarten hatten. Aber ſie ſahen vorläufig keine Möglichkeit ihm zu begegnen und begnügten ſich damit, ihn auf alle Weiſe zu ſchmähen. Friedrich ließ ſich, nachdem er ſein Rachewerk vollführt, nicht abhalten den Weg zu verfolgen, den er ſich vorgezeichnet hatte. Er ſetzte ſeinen Marſch auf Chieri und Aſti durch das Gebiet von Vercelli und Turin fort und ſcheint auf demſelben nirgends einem Widerſtand begegnet zu ſein. Bei Turin ſetzte er über den Po und rückte dann gegen Chieri. Ueber dieſe Stadt ſprach er wegen ihrer Unbotmäßigkeit gegen Markgraf Wilhelm die Acht aus; auch über Aſti, welches ſeine Streitigkeiten mit dem Markgrafen nicht durch den König ſchlichten laſſen wollte, wurde die gleiche Strafe verhängt.

Chieri war ein großer, befeſtigter Platz, aber die Einwohner trauten doch ihren Befeſtigungen nicht und flüchteten ſich beim Anrücken des deutſchen Heeres in die benachbarten Berge. Ohne Widerſtand zog

der König in die Stadt und fand reiche Vorräthe in derſelben. Nach mehrtägigem Aufenthalt verließ er Chieri, welches er als einen Schutthaufen zurückließ, und zog gegen Aſti. Auch hier hatten ſich die Einwohner geflüchtet und Schutz hinter den Mauern der benachbarten Burg Annone geſucht. Der König zog ungehindert in die verödete Stadt ein. Längere Zeit verweilten die Deutſchen in Aſti, wo ſie manche koſtbare Beute fanden; der größte Theil der Stadt wurde bei ihrem Abzuge durch Feuer zerſtört (1. Februar). Der König überließ die Ruinen dem Markgrafen, welcher die Thürme und theilweiſe auch die Mauern abtragen ließ, dann aber die flüchtigen Einwohner zur Rückkehr bewog. Alsbald huldigte Aſti dem Könige und wurde wieder zu Gnaden angenommen.

Es konnte kaum anders ſein, als daß eine Kriegsführung, die faſt nur im Plündern und Zerſtören beſtand, die Zucht im Heere bedenklich lockerte. Nicht allein, daß Alles gegen den Feind erlaubt ſchien, auch im Lager kam es häufig zu den wüſteſten Raufereien, namentlich unter den jüngeren Kriegsleuten. Noch in Aſti hatte deshalb der König auf den Rath der Führer ein ſtrenges Edict gegen derartige Unordnungen erlaſſen. Alle, hoch und niedrig, mußten beſchwören das Schwert nicht im Lager gegen einen Waffenbruder zu ziehen. Der Bruch dieſes Lagerfriedens ſollte mit Enthauptung oder bei leichteren Fällen mit dem Verluſt der Hand beſtraft werden. Dieſe Maßregel erwies ſich in der Folge als ſehr heilſam, und bald fand das Heer eine Aufgabe zu löſen, der es in der früheren Zuchtloſigkeit kaum gewachſen geweſen wäre.

Auf einem der letzten Abhänge des Apennin nach dem Norden lag die Stadt Tortona; über ſie führte die große Straße von Genua und Mailand und ſie diente den beiden großen Handelsplätzen als Stapelort. Dadurch war die Stadt ungeachtet ihres beſchränkten Gebiets reich geworden. Obwohl ihr Territorium faſt ganz von dem Gebiet Pavias umſchloſſen war, hielt ſie doch ſtets zu Mailand und ſuchte ſich dadurch ihre Selbſtſtändigkeit gegen Pavia zu ſichern. Die Paveſen erhoben jetzt vor dem König ſchwere Klagen über vielfache Unbilden, die ſie von der Stadt erlitten. Der König beſchied die Bürger von Tortona vor ſein Gericht, aber im Vertrauen auf die Unterſtützung Mailands leiſteten ſie weder der erſten noch ſpäteren Vorladungen Folge. Oeffentlich ſprach deshalb der König den Bann über die aufrühreriſche Stadt aus und bedrohte ſie, wenn ſie in ihrem

Trotz beharre, mit Zerstörung. Aufgestachelt von den Mailändern, verweigerte Tortona auch da noch dem Könige Gehorsam; es rüstete sich zur Abwehr des deutschen Heeres und fand bei Mailand und einigen benachbarten Baronen Unterstützung.

Der König war von Asti in die Markgrafschaft Busco, die Gegenden zwischen Bormida und Scrivia, eingerückt und hatte dort ein Lager bezogen. Da sein Entschluß feststand, den Trotz Tortonas durch die Vernichtung der Stadt zu strafen, schickte er seinen Bruder Konrad, den Herzog Berthold von Zähringen und den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, seinen Bannerträger, mit einigen Rittern voraus, um das Terrain zu erforschen; diese setzten über die Scrivia und schlugen auf dem anderen Ufer ihre Zelte auf. Ungesäumt folgte ihnen der König mit dem deutschen Heere und einer pavesischen Hülfsschaar, konnte aber nicht über den plötzlich durch Regengüsse angeschwollenen Fluß gelangen und mußte getrennt von ihnen das Lager beziehen. Glücklicher Weise verlief sich das Wasser nach kurzer Zeit, so daß sich der König mit den Seinigen zu verbinden vermochte. Ohne Verzug rückte man dann vor die Stadt, schlug am 13. Februar — es war grade Fastenanfang — dort ein Lager auf und begann die Belagerung.

Der obere Theil der Stadt, die Burg, lag auf einer steilen Klippe, die mit ihren Felsrändern natürliche Bastionen bildete; die zugänglicheren Stellen waren durch Thürme geschützt, unter denen der stärkste, weil aus rothen Backsteinen gebaut, der rothe genannt wurde. Man hieß diesen Thurm, welcher die bedenklichste Stelle deckte und an dem besonders das Schicksal der Burg hing, auch den Thurm des Tarquinius, weil man ihn für ein Werk des letzten Römerkönigs hielt. Abwärts von der Burg, am Südabhange hinab, lag die untere Stadt, die Vorstadt, von einem Bach durchflossen; auch sie durch eine Mauer und viele Thürme geschützt.

Nach drei Tagen wagte Herzog Heinrich mit seinen Sachsen einen Sturm auf die untere Stadt, und es gelang ihm, dieselbe ganz in seine Gewalt zu bekommen. Bis zur Burg vorzudringen, glückte ihm nicht, da das Dunkel einbrach und ein furchtbarer Sturm toste. Die untere Stadt wurde darauf fast völlig zerstört, und in den Trümmern derselben bezogen die Sachsen ein Lager. Die Pavesen lagen in der Ebene nach Norden und Osten, wo die Straßen nach Mailand und Pavia gingen; der

König selbst mit dem übrigen Heere an der Westseite, unmittelbar unter dem Felsen der Burg.

Die Einwohnerschaft Tortonas war in der Burg zusammengedrängt, die außerdem noch hundert Ritter nebst zweihundert Bogenschützen, die dürftige von Mailand gesandte Hülfe, und einige aus der Nachbarschaft herbeigekommene Barone mit ihren Vasallen umschloß; unter den Baronen war auch der Markgraf Opizo Malaspina. Bei der hier eingeschlossenen Menschenmenge brach nach kurzer Zeit Hungersnoth aus, und die gedrückte Stimmung der Belagerten steigerte sich noch dadurch, daß bei der engen Umschließung der Burg an ein Entkommen kaum mehr zu denken war. Aber die Verzweiflung weckte den Muth, und bald sah Friedrich, ein wie schweres Werk er begonnen hatte. Die Maschinen, welche er gegen die Burg brauchte, thaten keine Wirkung. Mehrere Angriffe wurden abgeschlagen. Die Belagerten wagten selbst wiederholentlich Ausfälle, bei denen mehrere Deutsche ihr Leben einbüßten. Aber auch die Belagerten selbst erlitten bei diesen Ausfällen schwere Verluste, namentlich unter ihren mailändischen Bundesgenossen. Einige Italiener, welche in die Hand der Deutschen fielen, ließ der König zum warnenden Beispiel für die Rebellen am Galgen aufknüpfen.

Am empfindlichsten bedrückte die Belagerten der Wassermangel. Seit längerer Zeit hatte es nicht geregnet, und die Brunnen auf der Burg waren versiegt. Fast täglich entbrannten deshalb Kämpfe um einen Brunnen, der in der Tiefe nach dem Lager der Pavesen hin lag. Die Belagerten mußten hier ihr Trinkwasser holen, da der die untere Stadt durchfließende Bach theils von Trümmern verschüttet, theils durch die Sachsen gesperrt war. Der unaufhörlich um jenen Brunnen sich entspinnenden Kämpfen schienen die Pavesen allein nicht gewachsen; der König verstärkte sie deshalb durch Wilhelm von Montferrat und einige andere Barone Italiens, die sich ihm angeschlossen hatten. Aber auch so that man jenen Kämpfen keinen Einhalt, und es blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als das Wasser durch hineingeworfene Leichname und Pechfackeln ungenießbar zu machen.

Was der König sonst unternahm, um den Fall der Burg zu beschleunigen, hatte nur geringen Erfolg. Er ließ Minen gegen den rothen Thurm führen, um seine Fundamente zu unterhöhlen, aber die Belagerten merkten sein Vorhaben, gruben Gegenminen und ver-

eiteiten das Unternehmen. Auch der Verſuch, ein benachbartes, von den Mailändern beſetztes Caſtell durch einen nächtlichen Ueberfall, bei dem beſonders Herzog Berthold und Otto von Wittelsbach thätig waren, einzunehmen, mißglückte völlig. Aufſehen erregte im Lager des Königs das Heldenſtück eines Stallknechts. Ungeduldig über die ſich hinſchleppende Belagerung, wollte er zeigen, wie man der Burg beikommen könne. Nur mit Schild, Schwert und einem kleinen Beil, wie ihn die Leute ſeines Geſchäfts am Sattel trugen, bewaffnet, klomm er die dem rothen Thurm vorliegende Felswand empor. Mit ſeinem Beile hieb er ſich Stufen in das Geſtein und ſtieg ſo in die Höhe inmitten eines Regens von Geſchoſſen, die von oben und unten geſchleudert ſich kreuzten. Glücklich gelangte er bis zu dem ſchon halb zerſtörten Thurme und ſtreckte hier einen Rittersmann, auf den er ſtieß, zur Erde nieder. Dann kehrte er unverſehrt zu den Seinen in das Lager zurück. Der König wollte dem kühnen Mann den Rittergürtel ertheilen, aber er wies dieſe Auszeichnung zurück. Er ſei ein niederer Mann, ſagte er, und wolle in ſeinem Stande bleiben. Reich vom Könige beſchenkt, kehrte er zu ſeinen Roſſen zurück. Niemand fand ſich, welcher den gefährlichen Weg, den er gezeigt hatte, nach ihm betreten wollte, und die Burg blieb unbezwungen.

Schon lag der König ſechs Wochen vor Tortona, als die Oſterzeit eintrat. Am grünen Donnerſtag (24. März) trat wegen des heiligen Feſtes eine viertägige Waffenruhe ein, und dieſe Zeit glaubten die Kleriker und Mönche in der Burg zu einem Verſuch benutzen zu ſollen, das Herz des Königs zur Milde zu ſtimmen. Am Charfreitage traten ſie in feierlichem Zuge unter Vortragung der Kreuze in ihren geiſtlichen Gewanden aus der Burg und ſtiegen zu dem Lager des Königs hinab. Sie erbaten Gehör beim Könige, welches ihnen verſagt wurde; doch ſandte er einige Biſchöfe zu ihnen, um ihr Anliegen zu hören. Ihnen ſtellten die Geiſtlichen dann ihr eignes unverſchuldetes Unglück dar und ſuchten zugleich Mitleid mit der verzweifelten Lage ihrer Landsleute zu erregen. Die Biſchöfe meldeten dem Könige, was ſie gehört hatten, und er vernahm es nicht ohne Bewegung. Aber jede Milde ſchien ihm unzeitig; die Geiſtlichen mußten in die Burg zurückkehren, ohne etwas für ſich und ihre Landsleute erreicht zu haben.

In ähnlicher Weiſe, wie das Weihnachtsfeſt, feierte der König auch Oſtern inmitten von Ruinen, die er geſchaffen hatte. Wenn er

glaubte, daß der Muth der Belagerten schon völlig gebrochen sei, irrte er. Aufs Neue begannen nach Ostern die Kämpfe, aufs Neue wurden die Maschinen in Anwendung gebracht, und noch immer leistete die Burg hartnäckigen Widerstand. Erst in der dritten Woche nach Ostern sahen die Belagerten die Unmöglichkeit ein, den Widerstand fortzusetzen. Hunger und Durst waren nicht mehr zu stillen, Krankheiten brachen aus, und die Hoffnung auf Entsatz war nur zu lange getäuscht worden. Durch den Abt Bruno von dem Kloster Chiaravalle bei Mailand begannen sie endlich mit dem König zu unterhandeln. Der Vertrag wurde auf die Bedingungen abgeschlossen, daß den Belagerten Leben und Freiheit belassen würde, daß alle, Männer und Weiber, mit der Habe abziehen dürften, welche sie zu tragen vermöchten, alles Andere aber dem Könige und seinem Heere verbliebe. Der Abt habe, behaupteten die Mailänder, von dem Könige auch das Versprechen erhalten, daß die Burg nicht zerstört werden solle, aber der König habe dieses Versprechen nicht halten können, weil er schon früher den Pavesen gegen eine Geldsumme die völlige Zerstörung Tortonas zugesagt und sie auf die Erfüllung dieser Zusage gedrungen hätten.

Am 18. April ergab sich Tortona. Die abziehende Bevölkerung bot den traurigsten Anblick; man glaubte Leichname zu sehen, die aus den Gräbern erstanden. Die Schaaren des Königs, des Herzogs und der Pavesen zogen in die Burg. Unter den Gefangenen, die man vorfand, war ein Grieche, welchen Opizo Malaspina aufgegriffen und hier bewahrt hatte; der König gab dem unglücklichen Manne sogleich die Freiheit. Unverzüglich wurde dann mit dem Zerstörungswerk begonnen; die Burg wurde geplündert, in Brand gesteckt und bis auf die Fundamente abgetragen. Noch am 20. April war der König, sein Strafgericht vollstreckend, auf dem Boden Tortonas; darauf verließ er mit den Deutschen den wüsten Platz, auf dem die Pavesen noch acht Tage zurückblieben, um von der verhaßten Stadt keinen Stein auf dem anderen zu lassen.

Man hat sich billig zu verwundern, daß das große und mächtige Mailand während der langen Belagerung nicht seine ganze Macht aufbot, um Tortona zu entsetzen. Es läßt sich wohl nur dadurch erklären, daß es gleichzeitig die Erhebung Lodis und Comos besorgte und für seine eigene Sicherheit fürchtete. Wenig wollte es besagen, wenn es noch im letzten Augenblicke zweihundert Ritter und eben so viele Fuß-

ſoldaten ſandte, die nicht einmal nach Tortona gelangten, ſondern in Sarezzano und der Umgebung liegen bleiben mußten. Aber kaum hatten die Paveſen den Platz Tortonas geräumt, ſo beſetzte dieſe Schaar die Unglücksſtätte und machte bereits am 1. Mai mit der Herſtellung der Stadt den Anfang. Schon in den nächſten Wochen kam es dann zwiſchen Mailand und Pavia über das neue Tortona zu blutigen Kämpfen, in denen Mailand das Uebergewicht zu behaupten wußte.

Friedrich hatte ſich von Tortona nach Pavia begeben und feierte dort am Sonntag Cantate (24. April) ein großes Siegesfeſt; in der Kirche des Erzengels Michael neben dem Palaſt der alten Langobardenkönige ließ er ſich unter dem Frohlocken der Paveſen und ſeines Heeres zur Feier des Tages die Krone aufſetzen. Drei Tage wurden in Gelagen und Jubel verbracht. Dann zog er mit dem Heere hinab nach Caſtel nuovo im Gebiete von Piacenza, wo er ein Lager bezog und bis in den Anfang des Mai verweilte. Piacenza war ihm feindlich geſinnt, und die Mailänder hatten zur Vertheidigung der Stadt Mannſchaften geſchickt. Aber Friedrich, der vor Tortona ſchon ſo viele koſtbare Zeit verloren hatte, war nicht gewillt ſich in eine neue Belagerung einzulaſſen; er begnügte ſich das Gebiet der Stadt zu verwüſten. Uebrigens wetteiferten die Städte und Fürſten Italiens nach der Unterwerfung Tortonas in Dienſtwilligkeit gegen den König und ſchickten ihm die reichſten Geſchenke. Nur die Genueſen waren zurückhaltender, als früher. Man forderte ſie auf nicht zurück zu bleiben, aber die Conſuln erklärten, daß ſie nicht eines Hellers Werth mehr dem Könige zahlen würden. Es gab ihnen Selbſtvertrauen, daß ſie das ganze Gebiet in guten Vertheidigungszuſtand geſetzt hatten, nach allen Seiten völlig gerüſtet waren. Als der König von den Rüſtungen Genuas hörte, ſandte er Boten an die Conſuln mit geheimen Aufträgen. Einer der Conſuln ging darauf ſelbſt zum Könige und trat mit ihm in wichtige Berathungen, die unfraglich dem ſiciliſchen Kriege galten; abermals verſprach Friedrich der Stadt die glänzendſte Zukunft.

Nachdem der König den Po überſchritten, zog er, ſchon von zahlreichen lombardiſchen Schaaren begleitet, durch die Gebiete von Parma und Modena in das Bologneſiſche; überall kam man ihm dienſtwillig entgegen. Bei Bologna feierte er das Pfingſtfeſt (15. Mai). Er hatte am Reno ein Lager aufgeſchlagen, um dem ermüdeten Heere Ruhe zu gönnen. Nach einem neuerdings entdeckten Epos eines Dichters aus

Bergamo, welcher die Kämpfe Friedrichs mit Mailand verherrlicht, ist der König damals zuerst der berühmten Rechtsschule nahe getreten, welche nach einigen Jahren tiefer in seine Politik eingreifen sollte. Wir haben keinen Grund in die Nachrichten jenes Gedichts Zweifel zu setzen und verweilen um so lieber bei ihnen, als sie zeigen, daß Friedrich in jenen Tagen, wo er Italien glaubte nur durch den Schrecken zügeln zu können, doch auch friedlicher Bestrebungen gedachte; es fällt so ein lichter Schein in ein sonst sehr düsteres Bild.

Ganz Bologna, berichtet der Dichter, zog hinaus, um den König zu ehren. Die Bürger brachten ihm Geschenke und sorgten für die Bewirthung seines Heers. Im langen Zuge nahten mit einander auch die Doctoren Bolognas und ihre Schüler, voll brennenden Verlangens den römischen König zu sehen. Gütig nahm sie der König auf und richtete viele Fragen an sie: wie sie in der Stadt sich befänden, warum ihnen gerade dieser Ort besonders gefiele, ob die Bürger ihnen irgendwie beschwerlich fielen, ob sie getreulich die übernommenen Verpflichtungen einhielten, ihnen Liebe erwiesen und sie gastlich behandelten. Ein Doctor übernahm darauf die Antwort und schilderte das glückliche Leben der Scholaren: man suche Bologna auf, da es reich an Lebensbedürfnissen und bequem für die Studirenden sei, es ströme hier der Studien wegen eine große Zahl Lernbegieriger von allen Seiten herbei, sie brächten Gold und Silber, Geld und Gewande hierher, mietheten Häuser sich inmitten der Stadt und kauften Alles mit Ausnahme des Wassers um einen angemessenen Preis, Tag und Nacht lägen sie, so lange sie in der Stadt verweilten, fleißig den Studien ob und die Arbeit wäre ihnen eine Lust; die Bürger erwiesen ihnen vielfache Ehren und seien nur in einem Punkte ihnen bisweilen beschwerlich, daß sie manche zwingen wollten Schulden zu zahlen, welche nicht sie, sondern ihre Nachbarn zu Hause gemacht, und sie zu dem Ende pfändeten; gegen einen solchen Unfug möge der Kaiser sie durch ein Gesetz schützen. Der Kaiser ging darauf mit den Fürsten zu Rath und erließ ein Gesetz zum Schutz der Studirenden, wonach Niemand sie weder während ihres Aufenthalts in der Stadt noch bei der Ankunft oder dem Weggang beunruhigen, auch von keinem Studirenden die Zahlung einer Schuld beanspruchen dürfte, welche einer seiner Nachbarn gemacht habe. Der König bat dann die Bürger, sie möchten die Studirenden in ihrer Stadt in Ehren halten und die Gastlichkeit ihnen gegenüber nicht verletzen.

Einige Tage darauf ließ Friedrich das Lager abbrechen, ging über den Apennin und ſtieg in das Arnothal hinab. Hier ſcheint Florenz ihm einigen Widerſtand bereitet zu haben, doch konnte derſelbe ſeinen Marſch nicht aufhalten. Von Piſa erſchienen in dieſer Zeit Geſandte und wurden in ehrenvoller Weiſe empfangen; der König befahl der ſeemächtigen Stadt Schiffe gegen den König von Sicilien zu rüſten und ſtellte auch ihr, wie früher Genua, große Vergünſtigungen in Ausſicht. Schon vorher war Anſelm von Havelberg von Conſtantinopel zum Könige zurückgekehrt, während Alexander von Gravina dort zurückgeblieben war, um eine Geſandtſchaft zu geleiten, welche dem Biſchofe nach Italien folgen ſollte. Anſelm wird gute Kunde gebracht haben; wenn er auch den Bund mit dem Oſtreiche nicht zum Abſchluß gebracht hatte, muß er doch in den weſentlichen Punkten Uebereinſtimmung erreicht haben. Dafür zeugen nicht nur die Maßregeln für den Krieg in Unteritalien, welche der König damals traf, ſondern auch die hohen dem Havelberger Biſchof beſtimmten Auszeichnungen. Der König veranlaßte, daß Anſelm durch Wahl des Klerus und des Volks auf den erledigten erzbiſchöflichen Stuhl von Ravenna erhoben wurde, und ertheilte ihm den Ehrentitel eines Exarchen. Der Erwählte von Ravenna folgte dem gegen Rom ziehenden Heere, um dort vom Papſte geweiht zu werden. Höhere Ehren, als einſt Norbert zugefallen, hatte ſein gelehrter und weltgewandter Schüler der Gunſt des Staufers zu danken.

Papſt Hadrian IV. und Friedrichs Kaiſerkrönung.

Näher und näher rückte der König mit ſeinem Heere gegen Rom. Am 4. Juni lagerte er beim Caſtell Tintignano im Thal der Orcia, nur wenige Tagemärſche von der Stadt. Seine Nähe erfüllte die römiſche Curie halb mit Freude, halb mit Beſorgniß. Sie hatte ſelbſt ihn gerufen, und ſie erwartete von ihm Hülfe gegen den Sicilier und vor Allem die Unterdrückung des Senats. Aber ſie wußte doch auch genug von ſeinem Ehrgeiz und ſeinem Stolz, um dieſen Bundesgenoſſen zu fürchten.

Anaſtaſius IV. ſaß nicht mehr auf dem Stuhle Petri. In den Tagen, als Friedrich auf der Roncaliſchen Ebene zu Gericht ſaß, war

er nach kurzem Pontificat geſtorben (3. December 1154). Einmüthig hatten die Cardinäle ſogleich den Biſchof Nicolaus von Albano zu ſeinem Nachfolger gewählt, und der Erwählte, welcher den Namen Hadrian IV. annahm, war ohne Verzug ordinirt worden.

Der Lebensgang des neuen Papſtes war ein ſehr wunderbarer geweſen. Er*) ſtammte von St. Albans in England — der einzige Engländer, der je auf den Stuhl Petri gelangt, — und war aus den dürftigſten Verhältniſſen hervorgegangen. Sein Vater war ein armer Kleriker, der ſpäter in das Kloſter St. Albans eintrat und den ſchönen, reich begabten Knaben ſich ſelbſt überließ. Nicolaus, in der Heimath verlaſſen und mißachtet, ſuchte in der Ferne ſein Glück. Er zog zunächſt nach Frankreich, wußte aber es dort nicht zu finden. Weiter wanderte er dann und kam in die burgundiſchen Gegenden, wo er zu Arles Gelegenheit zu gründlicheren Studien fand. Folgenreich war es für ihn, daß er in dem Stift St. Rufus bei Valence Aufnahme fand. Man gewährte ihm hier Unterhalt, und er ſuchte ihn durch willige Dienſte zu vergelten. Der anmuthige, kluge und thätige Jüngling gefiel allgemein, ſo daß man ihn endlich zum Eintritt in das Stift aufforderte. Allmählich erlangte er durch ſeine Kenntniſſe und ſeine ungewöhnliche Beredſamkeit ein ſolches Anſehen unter den Brüdern, daß man ihn erſt zum Propſt, dann zum Abt des Stifts wählte. Aber die durchgreifende Herrſchaft des Fremden wurde den Brüdern nach kurzer Zeit läſtig; ſie begannen Händel mit dem Engländer, verweigerten ihm den Gehorſam und verklagten ihn bei Eugen III. Der Papſt nahm ſich des Abts, deſſen hervorragende Begabung er erkannte, mit allem Eifer an, konnte aber auf die Dauer den Widerſtand in St. Rufus nicht brechen und hielt es ſchließlich für das Beſte, den Abt in Rom zu behalten. Er verlieh ihm das Cardinalbisthum Albano und benutzte ihn bald darauf zu einer ſehr wichtigen Legation nach dem ſcandinaviſchen Norden. Der Zweck derſelben war neben dem Erzbisthum Lund eigene Kirchenprovinzen für die norwegiſchen und ſchwediſchen Bisthümer zu begründen. Im Jahre 1152 trat Nicolaus die Reiſe an, welche von großen Erfolgen begleitet war. Für Norwegen und die nördlichen Inſeln des Oceans bis Island und Grönland gründete er zu Drontheim ein neues Erzbisthum. Zu einer gleichen Schöpfung für Schweden

*) Sein urſprünglicher Name war Breakſpear.

brachte er es nicht, doch gelang es ihm auch dort die Kirchen im Sinne Roms feſter zu organiſiren. Nachdem er für Drontheim noch die Zuſtimmung des Erzbiſchofs Eskil von Lund gewonnen, kehrte er gegen Ende des Jahrs 1154 nach Rom zurück. Man feierte ihn als den Apoſtel des Nordens, der dort die kirchlichen Ordnungen durchgeführt und dem Herrn ein großes Volk gewonnen habe; auch das ſchlug man ihm hoch an, daß er den Norden zur Zahlung des Peterspfennigs verpflichtet hatte. So groß ſchien ſein Verdienſt, daß man ihn, als kurze Zeit darauf der Stuhl Petri erledigt wurde, für den geeigneten Mann hielt, unter den obwaltenden, äußerſt ſchwierigen Verhältniſſen das römiſche Bisthum zu leiten.

Hadrian erſchien äußerlich als ein Mann von ſanftmüthigem Weſen, zu Aufwallungen der Leidenſchaft wenig geneigt. Aber ſein Wille war feſt und von großer Zähigkeit; vor Allem beherrſchte ihn das Verlangen, die höchſte Stelle der abendländiſchen Chriſtenheit, zu der er aus dem Staube emporgeſtiegen, mit allen Ehren zu bekleiden. Ein Mann, dem ſo viel geglückt war, mochte der eigenen Kraft wohl trauen, und ohne Zweifel beſaß er Eigenſchaften, welche ihn zu der Leitung der römiſchen Kirche vorzugsweiſe zu befähigen ſchienen.

Wenn der neue Papſt mit den Traditionen und dem Geſchäftsgange der Curie weniger bekannt war, ſo ergänzte ihn nach dieſer Seite vortrefflich ſein Kanzler Roland, der ſchon in der letzten Lebenszeit Eugens III. und während des kurzen Pontificats ſeines Nachfolgers im Weſentlichen die Politik der Curie geleitet hatte. Roland ſtammte aus Siena; man hat ſpäter behauptet, daß er dem vornehmen Geſchlecht der Bandinelli entſproſſen ſei, aber es finden ſich nirgends Beweiſe für eine adlige Herkunft. Durch die ausgezeichneten Kenntniſſe, welche er ſich in den ſcholaſtiſchen und in den ſchönen Wiſſenſchaften aneignete, kam er empor. Eine Zeit lang hatte er ſogar in Bologna gelehrt und beſonders das Kirchenrecht vorgetragen; kanoniſtiſche Schriften ſind von ihm erhalten und ſelbſt an der berühmten Sammlung des Gratian ſoll er Antheil haben. Als Diakon und Domherr gehörte er der Kirche zu Piſa an, wo man die Bildung, die Rechtskenntniß und die hervorragende Beredſamkeit Rolands nach Gebühr zu würdigen wußte; doch erkannte Papſt Eugen, daß ein ſolcher Mann nur an der Curie ſeine rechte Stelle fände. Etwa um dieſelbe Zeit, wo Nicolaus in das Cardinalcollegium gezogen wurde, fand auch

Roland in demſelben Aufnahme; er wurde zuerſt zum Cardinaldiakon der Heiligen Cosmas und Damiani, dann zum Cardinalprieſter vom Titel des h. Marcus beſtellt, bald auch das Kanzleramt ihm übertragen. Er war erheblich jünger, als der neue Papſt, raſcher und leidenſchaftlicher, aber ihre Anſchauungen ſtanden doch in voller Harmonie. Beider Geiſt bewegte ſich ganz in den Ideen Gregors VII.; in dem Regiment der letzten Päpſte erſchien ihnen Vieles als ſchwächliche Nachgiebigkeit, und die Noth der römiſchen Kirche mochten ſie zum großen Theile auf Selbſtverſchuldung jener Päpſte zurückführen. Sie glaubten an den Sieg der Kirche, waren aber überzeugt, daß er nur durch unbeirrtes Feſthalten an den Principien Gregors VII. gewonnen werden könne.

Die Schwierigkeiten ſeiner Stellung blieben Hadrian nicht lange verborgen. Er hat ſpäter ſeinem Freunde Johann von Salisbury bekannt: der Stuhl Petri ſei mit Stacheln beſäet und die päpſtliche Krone aus ſcharfen Dornen geflochten und von erdrückender Schwere, ſie glänze wohl, aber nur weil ſie eine Feuerkrone ſei; er wünſche, daß er nie den Boden Englands verlaſſen habe oder ſtill im Kloſter St. Rufus geblieben ſei. In der That war das römiſche Bisthum trotz der ausſchweifenden Vorſtellungen, die man von ſeiner Macht und Herrlichkeit hatte, und trotz alles äußern Glanzes, welcher den Pontifex umſtrahlte, damals in der kläglichſten Lage. Mit dem jungen König von Sicilien dauerten die Streitigkeiten fort, welche die letzten Päpſte mit ſeinem Vater geführt hatten. Die Griechen ſuchten in Italien wieder feſten Boden zu gewinnen und bedrohten mehr noch die geiſtliche Autorität des römiſchen Biſchofs, als ſeine weltlichen Gerechtſame. Mit dem Senat war ein Scheinfriede geſchloſſen, welchen die Curie ſelbſt nur ſo lange zu halten gedachte, als die Noth ſie zwang. Vom Senate geſchützt, weilte Arnold von Brescia noch in Rom und beſtritt in ſeinen das Volk erhitzenden Reden alle weltliche Macht der Kirche. Schon ſeit einem Jahrzehnt hatte die Curie Hülfe gegen die ſie bedrängenden Feinde von Deutſchland erwartet, aber bisher ſtets vergebens. Als der neue Papſt ſein Regiment antrat, konnte nur das ihm einige Hoffnung bieten, daß ein deutſches Heer endlich die Alpen überſtiegen hatte und in der Lombardei ſtand. Wenige Wochen nach ſeiner Thronbeſteigung ſchickte er deshalb an Friedrich Geſandte. Es waren der Cardinalbiſchof Cencius von Porto und die Cardinalprieſter Bernhard und Octavian. Die beiden Letzteren hatten auch zu den

Unterhändlern des zwiſchen Friedrich und Eugen III. geſchloſſenen Friedens gehört und waren dem König durch ihre Legationen in Deutſchland bekannt. Ihr Auftrag war kein anderer, als die Erneuerung des Friedens in allen ſeinen Beſtimmungen, und ſie erlangten dieſelbe ohne Schwierigkeiten. Als ſich dann durch die Kämpfe um Tortona Friedrichs Anzug gegen Rom verſpätete, trieb ihn der Papſt immer von Neuem zur Eile.

Sobald König Wilhelm von Sicilien die Wahl des neuen Papſtes erfahren hatte, war eine Geſandtſchaft mit Friedensanerbietungen von ihm nach Rom abgeſendet worden; aber ſie hatte dort die ſchroffſte Abweiſung gefunden. Im Anfange der Faſten kam Wilhelm ſelbſt nach Salerno, und an ſeinem Hofe ſtellte ſich hier der römiſche Cardinal Heinrich ein; er überbrachte ein Schreiben des Papſtes, in welchem dem Sicilier ſogar der königliche Titel verweigert wurde. Wilhelm 'gerieth in den heftigſten Zorn, ließ den Legaten nicht vor und beſchloß dem Papſte mit den Waffen zu antworten. Während er ſelbſt nach Sicilien zurückging, übergab er die Regierung Apuliens ſeinem Kanzler Asclittin mit dem Auftrag, Benevent zu beſetzen und von Campanien aus gegen Rom vorzudringen.

Indeſſen war es in Rom ſelbſt zu den ärgerlichſten Auftritten gekommen. Arnold von Brescia verweilte, obgleich der Papſt gleich nach ſeinem Regierungsantritt die Ausweiſung deſſelben verlangt hatte, noch immer in der Stadt: ihm und ſeinem Anhange maß man die Ruheſtörungen bei. Als ein angeſehener Cardinal, der ſich gerade zum Papſt begeben wollte, auf der Via ſacra überfallen und ſchwer verwundet wurde, nahm der Papſt hiervon Veranlaſſung, über die eigene Stadt, was noch keiner ſeiner Vorgänger gewagt hatte, das Interdict zu verhängen. Aller Gottesdienſt mußte in Rom, wo ſich in der Faſtenzeit die Pilger von allen Seiten ſammelten, unterbleiben, die Kirchen wurden geſchloſſen, die Hymnen verſtummten. Dieſe Maßregel wirkte. Als das Oſterfeſt nahte, beſtürmten Klerus und Volk den Senat die Aufhebung des Interdicts vom Papſt zu erwirken. Am Tage vor dem grünen Donnerstag erſchienen darauf die Senatoren vor dem Papſte und beſchworen vor ihm, wie er es verlangte, daß Arnold und ſeine Genoſſen ſofort aus der Stadt und ihrem Gebiete entfernt werden ſollten, wenn ſie ſich dem Papſte nicht willig unterwerfen wollten. Die Unterwerfung müſſen ſie verweigert haben; denn noch an demſelben Tage

wurden ſie aus Rom verwieſen. Das Interdict wurde nun aufgehoben, und unter großem Jubel zog der Papſt, der bis dahin die Leoſtadt nicht zu verlaſſen gewagt hatte, in feierlicher Proceſſion mit den Cardinälen, begleitet von dem Adel und der Bürgerſchaft, am grünen Donnerstag nach dem Lateran, wo er das Oſterfeſt (27. März) mit gewohnter Pracht beging.

Die Freude über dieſen Erfolg wurde dem Papſte bald getrübt. Der ſiciliſche Kanzler hatte das Beneventaniſche bis an an die Mauern der Stadt verwüſtet und ſie dann eng eingeſchloſſen. Im Mai drang er darauf in die römiſche Campagna ein. Am 30. Mai wurde Ceperano von dem Heere des Kanzlers in Brand geſteckt. Am 1. Juni ſtand daſſelbe bei Monte S. Giovanni; am 3. Juni ging auch das benachbarte Bauco in Flammen auf. Dem Einbruch der Normannen antwortete der Papſt mit dem Banne, den er gegen König Wilhelm ſchleuderte, und ſchon rückte das deutſche Heer heran, mit welchem er den verwegenen Vaſallen züchtigen und die unbotmäßigen Römer unterwerfen wollte.

So hochwillkommen die Nähe des deutſchen Heeres dem Papſte war, ſah er doch der Begegnung mit König Friedrich nicht ohne Sorge entgegen. Es war ihm zweifelhaft, ob er in ihm die Devotion finden würde, welche er von dem Manne beanſpruchte, den er zum Kaiſer krönen ſollte; überdies ſcheint er befürchtet zu haben, daß Arnold von Brescia bei dem Könige eine Zuflucht finden könnte. Arnold hatte nämlich, nachdem er aus Rom verjagt war, von dem Bann und den Häſchern des Papſtes verfolgt, an den Grenzen Tusciens in einem Hospiz der Camaldulenſer zu Bricola im Thal der Orcia eine Zuflucht geſucht, war aber hier in die Hände des Cardinaldiakonen Oddo, eines eifrigen und geſchickten Werkzeugs der Curie, gefallen. Auch Oddo war aus Brescia gebürtig, aber die beiden Brescianer waren ſehr verſchiedene Wege gegangen. In der Noth fand Arnold noch einmal unerwartete Hülfe: die benachbarten Visconti von Compagnatico entriſſen ihn der Gewalt des Cardinals und brachten ihn auf eine ihrer nahen Beſitzungen. Dort lebte er, von ſeiner Umgebung wie ein Prophet geehrt, noch zu der Zeit, als Friedrichs Heer in das Thal der Orcia hinabſtieg.

Der Papſt hielt es für gerathen, ſelbſt dem König entgegenzugehen. Schon in der Mitte des Mai verließ er Rom und begab ſich nach

Siena, von wo er am 1. Juni drei Cardinäle, Guido vom Titel der h. Potentiana, Johannes vom Titel der Heiligen Johannes und Paulus und den Diakonen Guido von S. Maria in Porticu an den König abſandte, den ſie zu St. Quirico fanden. Sie ſollten Sicherheiten für den Papſt gewinnen, wie ſie früher Heinrich V. und Lothar vor der Krönung gegeben hatten, und zugleich die Auslieferung Arnolds fordern. Obwohl Friedrich den gefürchteten Brescianer nicht in Händen hatte, fand er doch ſofort Mittel und Wege, um den Wunſch des Papſtes zu erfüllen. Er ſandte ſeine Häſcher nach den Viscontis aus; einer von dieſen wurde ergriffen und ließ, um ſich zu löſen, Arnold an den König überliefern. So kam Arnold in Friedrichs Gewalt und aus dieſer in die Hand der Cardinäle, welche dem Papſt ſeinen gehaßteſten Gegner zuführten. Wegen ihrer anderen Aufträge erhielten die Cardinäle keinen Beſcheid; denn gleichzeitig hatte der König den Erzbiſchof von Köln und Anſelm, den Erwählten von Ravenna, an den Papſt geſandt, um die erforderlichen Vereinbarungen zu treffen, und vor der Rückkehr dieſer Geſandten meinte er keine Verbindlichkeiten eingehen zu können.

Der Papſt wollte dem König bis Orvieto entgegengehen und war bereits bis Viterbo gekommen, als er die Nachricht von jener königlichen Geſandtſchaft erhielt. Er beſorgte, daß ſie ungebührliche Forderungen an ihn ſtellen werde, und zog ſich nach Civita Caſtellana zurück. Hierhin folgten ihm die Geſandten und eröffneten ihre Aufträge, welche keinen Zweifel ließen, daß der König die günſtigſten Abſichten für den Papſt und die römiſche Kirche hege. Dennoch glaubte der Papſt vor Rückkehr ſeiner Geſandtſchaft keine bindenden Erklärungen geben zu können. Als die königliche Geſandtſchaft darauf die Rückkehr antrat, traf ſie auf dem Wege die päpſtlichen Geſandten, die aus dem königlichen Lager kamen. Sie hielten es für das Beſte, ſich ſofort gemeinſam zum Könige zu begeben, der inzwiſchen über Aquapendente bis Viterbo gelangt war.

Bei den wichtigen Verhandlungen, die dann im königlichen Lager gepflogen wurden, war auch der Cardinal Octavian thätig, welcher an dem Abſchluß des Vertrags zwiſchen Friedrich und der römiſchen Curie beſonders betheiligt geweſen war, und es iſt deshalb ſchwer zu glauben, daß er auf die Verhandlungen einen verwirrenden Einfluß geübt habe, wie ſpäter behauptet wurde. Die Angelegenheiten wurden ganz im

Sinne des Papſtes geordnet. Vor dem Könige und ſeinem ganzen Gefolge in Gegenwart der Cardinäle beſchwor ein vornehmer Vaſall des Königs in deſſen Namen auf das Kreuz und das Evangelium alle die Sicherheiten, welche der Papſt verlangte, und die vollſtändige Aufrechthaltung des ſchon früher feſtgeſtellten Vertrags. Wir kennen den Inhalt des Eides nur aus einem nicht unverdächtigen Bericht eines Mannes, der ſpäter zu den entſchiedenſten Gegnern Friedrichs gehörte. Wäre dieſem Bericht zu trauen, ſo hätte der König nicht nur dem Papſte jede Sicherheit für ſeine Perſon, ſeine Stellung und ſeine Beſitzungen, unbedingten Schutz gegen ſeine Widerſacher und Rächung aller erlittenen Unbilden beſchwören laſſen, ſondern dieſelben Zuſicherungen, was früher nie geſchehen war, auch ſämmtlichen Cardinälen gegeben.

Hocherfreut kehrten die Cardinäle zum Papſte zurück; ihre Botſchaften entfernten alle Bedenken der römiſchen Curie. Der Papſt erklärte ſich ſofort zur Krönung bereit und wünſchte ſobald wie möglich eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem König zu haben. Sie erfolgte in den nächſten Tagen. Während der König bis Sutri vorgegangen war und in der Nähe lagerte, hatte ſich der Papſt am 7. Juni nach Nepi begeben; am folgenden Tage wollten die beiden Häupter der abendländiſchen Chriſtenheit ſich im königlichen Lager begegnen. Der Papſt erſchien in feierlichem Aufzuge, auf einem Zelter reitend, von allen ſeinen Cardinälen umgeben; der Erzbiſchof Arnold und viele andere deutſche Fürſten kamen ihm entgegen und geleiteten ihn in feſtlicher Weiſe zum Zelt des Königs. Aber der Papſt und die Cardinäle waren ſehr überraſcht, als der König die Dienſte des Marſchalls dem Nachfolger Petri verweigerte, weder den Zügel ſeines Zelters führte, noch ihm den Steigbügel hielt. Alle die früheren Beſorgniſſe erwachten unter den Cardinälen von Neuem; der Papſt ſelbſt war ſehr niedergeſchlagen. Nachdem er von dem Zelter geſtiegen und ſich auf einen bereitgeſtellten Thronſeſſel niedergelaſſen, warf ſich der König nach dem Herkommen vor ihm nieder, küßte ihm die Füße und erwartete von ihm den Friedenskuß. Aber der Papſt verweigerte ihm denſelben und ſagte, da der König ihm die Ehren, welche die Vorgänger deſſelben den Nachfolgern Petri erwieſen, verſagt habe, werde er ihn nicht eher zum Friedenskuß zulaſſen, als bis er Genugthuung empfangen habe. Der König behauptete: er ſei zu dem vom Papſte beanſpruchten Ehrendienſt

nicht verpflichtet, war aber einer genauen Unterſuchung der Sache nicht entgegen.

Man blieb am folgenden Tage noch an derſelben Stelle und verhandelte lange und eingehend über die ſtreitigen Verpflichtungen des Königs. Die Cardinäle traten dafür ein, daß es ſich um ein altes Recht des Papſtes handle, die deutſchen Herren beſtritten dies mit Entſchiedenheit, und der Streit erhitzte ſich ſo, daß mehrere Cardinäle das Lager verließen. Da aber einige ältere Fürſten und ſolche Männer, die ſich der Zeiten Lothars erinnerten, für die Anſprüche des Papſtes ſich erklärten und dafür hiſtoriſche Nachweiſe vorgebracht wurden, einigte man ſich endlich zu dem Beſchluß, daß der König aus Ehrfurcht vor dem Apoſtel Petrus und der römiſchen Kirche gehalten ſei dem Papſte die Dienſte eines Marſchalls zu leiſten, alſo den Steigbügel zu halten, und der König fügte ſich dieſem Beſchluß. Am folgenden Tage brach man auf, um an dem kleinen See von Monteroſi ein Lager zu beziehen. Der König zog dem Papſte voran, und als dieſer ſich dem Königszelte näherte, ritt er auf einem Umwege ihm entgegen, ſtieg darauf vom Pferde, führte auf Wurfweite vor den Augen des ganzen Heeres dem päpſtlichen Zelter den Zügel und hielt dann dem Papſte den Steigbügel. Jetzt nahm der Papſt keinen Anſtand mehr dem Könige den Friedenskuß und den Segen zu ertheilen.

Vereint und in beſtem Einverſtändniß ſetzten Beide den Zug gegen Rom fort. Der Papſt wurde nicht müde über die Unbilden, welche er von den Römern zu erleiden habe, ſich zu beklagen und Friedrich die durch den Vertrag übernommene Verpflichtung, Rom wieder ganz der päpſtlichen Herrſchaft zu unterwerfen, in Erinnerung zu bringen. Inzwiſchen erſchien eine Geſandtſchaft der Römer ſelbſt, um dem Könige die Bedingungen für ſeine Aufnahme in der ewigen Stadt zu ſtellen. Sie verlangten Zuſicherungen, daß er gewiſſe Geldſummen für die Krönung ſpende, überdies die alten Rechtsgewohnheiten und die Beſitzurkunden mit einem dreifachen Eide beſtätige. Dies Alles war herkömmlich. Aber wenn Friedrich ſich dem Papſte gegenüber dem Herkommen gefügt hatte, den Römern glaubte er Gleiches nicht ſchuldig zu ſein: überdies mußten bei den Verpflichtungen, die er gegen den Papſt eingegangen war, alle Zuſicherungen an die Römer bedenklich erſcheinen. Nachdem er mit dem Papſt und den Cardinälen Rath gepflogen, wies er entſchieden die Forderungen der Römer ab; er

wollte, wie er ſelbſt ſagt, die Kaiſerkrone nicht kaufen und hielt es nicht ſeiner Würde entſprechend, ſich dem Volke eidlich zu verpflichten. Entrüſtet verließ die Geſandtſchaft der Römer den König, und es war klar, daß er die Kaiſerkrone nur gegen den Willen des römiſchen Volks gewinnen werde.

Schon ſtanden König und Papſt mit dem deutſchen Heere am Monte Mario. Die Leoſtadt war in den Händen des Papſtes, aber es ſchien nöthig, um die Krönungsfeierlichkeiten vor jeder Störung zu ſichern, in dieſelbe eine ſtarke deutſche Beſatzung zu legen. Man beſtimmte zu der Krönung den 18. Juni, einen Sonnabend gegen die hergebrachte Sitte, um die Römer irre zu führen, welche die Ceremonie erſt zum Sonntag erwarteten. In der Nacht vom Freitag zum Sonnabend führte der Cardinal Octavian durch das kleine Thor zwiſchen der Engelsburg und St. Peter einen großen Theil des deutſchen Heeres in die Leoſtadt und ließ die ganze Umgebung des Doms durch daſſelbe beſetzen.

In der erſten Frühe des folgenden Tages brachen dann Papſt und König vom Monte Mario auf. Der Papſt mit den Cardinälen und den anderen Klerikern zog voran, um den König zu empfangen. Noch vor acht Uhr erſchien der König, hoch zu Roß, umgeben von einem glänzenden Gefolge, mit den Rittern, welche er zurückbehalten hatte, an dem Thor der Leoſtadt und wurde von dem Papſte an den Stufen von St. Peter empfangen. Während der König die für die Kaiſerkrönung übliche Tracht anlegte, begab ſich der Papſt nach der nahen Kirche S. Maria in Turri. Hierhin folgte ihm Friedrich und legte vor ihm das herkömmliche Gelöbniß ab: „Ich verſpreche und gelobe vor Gott und dem heiligen Petrus, daß ich ein Schutzherr und Vertheidiger der römiſchen Kirche in allen ihren Angelegenheiten nach allem meinen Wiſſen und Vermögen unter Gottes Beiſtand ſein werde.“ Der Papſt begab ſich darauf nach St. Peter, wohin der König ſogleich ihm folgte. Hier wurden die üblichen drei Gebete über Friedrich geſprochen, und es erfolgte dann die Salbung vor dem Grabe des Apoſtelfürſten. Bei der Meſſe überreichte der Papſt dem Könige Schwert, Scepter und Krone und ertheilte ihm den Segen. Ein ſo kräftiger Jubelruf erſcholl von den deutſchen Kriegern, daß man glaubte das Rollen des Donners zu hören. Um die Mittagsſtunde war die Ceremonie vollendet, und der Kaiſer kehrte, allein auf einem reich-

geſchmückten Roß ſitzend, ſein Gefolge zu Fuß ſich ihm anſchließend, nach ſeinem Lager zurück, welches dicht vor der Leoſtadt auf den Neroniſchen Wieſen aufgeſchlagen war. Der Papſt zog ſich nach dem Palaſt neben der Peterskirche zurück.

Die Krönung hatte ohne Wiſſen der Römer ſtattgefunden; man hatte die Thore neben der Engelsburg, welche von der Petersbrücke in die Leoſtadt führten, geſchloſſen gehalten, um jede Betheiligung des Volks zu verhindern. In vielen Beziehungen erinnerte der Vorgang an jene verſteckte Krönungsfeierlichkeiten, durch welche Heinrich V. das kaiſerliche Diadem gewonnen*); nur daß Hadrian willig die Hand zu einer Ceremonie bot, zu der ſich Paſchalis II. nur unter den Schrecken der Gefangenſchaft hatte bewegen laſſen. Es ſtand kaum zu erwarten, daß das heißblütige, um ſeinen Krönungsſold betrogene Volk der Römer die ihm bereitete Ueberraſchung ruhig hinnehmen würde. Den Ausbruch des Volksunwillens wird Friedrich vorausgeſehen und wenig gefürchtet haben. Aber das Unwetter brach früher los, als er und der Papſt erwartet hatten.

Sobald das römiſche Volk Kunde von der Krönung erhalten hatte, drängte es nach der Petersbrücke, ſprengte die Thore derſelben und ergoß ſich durch die Leoſtadt, welche von dem Kaiſer und ſeinem Heere bereits verlaſſen war, bis nach St. Peter. Zwei zurückgebliebene Kriegsknechte des Kaiſers wurden erſchlagen, mehrere Cardinäle mißhandelt und geplündert. Als der Kaiſer und das Heer, von der Hitze und den Anſtrengungen des Tages völlig erſchöpft, ſich durch die Genüſſe des Mahles zu erquicken ſuchten, hörte man das Getümmel von St. Peter her, und eilig griff Alles zu den Waffen. Der Kaiſer beſorgte, daß ſich die Menge Gewaltthaten gegen den Papſt erlauben könnte, und ſtürmte mit ſeinen Rittern voran, um dem Bedrängten zu helfen. Ueber die Mauern, die noch ſeit den Zeiten Heinrichs IV. in Trümmern lagen, eilte man von allen Seiten nach dem Dom, und es entſpann ſich alsbald um ihn der hitzigſte Kampf. Während die Deutſchen die über die Petersbrücke vorgedrungenen Römer zurücktrieben, hatten ſie zugleich den Trasteverinern zu begegnen, die von der anderen Seite die Leoſtadt angriffen. Es war ein wüſtes Gemetzel, in welchem ſich beſonders die Sachſen unter Heinrich dem Löwen den

*) Vergl. Bd. III. S. 820. 821.

Römern furchtbar machten. Erſt die Nacht machte dem Blutbade ein Ende. Die Deutſchen blieben im Beſitz der Leoſtadt, während die Römer zurückwichen. Die Letzteren ſollen gegen tauſend der Ihrigen verloren haben, die theils dem Schwerte erlagen, theils im Tiber ertranken, theils in Gefangenſchaft fielen. Die Gefangenen, etwa zweihundert, lieferte der Kaiſer auf ſeine dringenden Bitten dem Papſte aus, der ſie dann dem Präfecten Petrus übergab.

Der Krönungstag war in einen Kampf ausgelaufen, der an jene unſeligen Ereigniſſe erinnerte, welche der mißglückten Krönung Heinrichs V. folgten. Freilich hatten damals die Römer für den mißhandelten Papſt die Waffen ergriffen, während ſie jetzt den Papſt zugleich mit dem Kaiſer bekämpften. Hadrian mochte glauben, daß er nun um ſo eher auf die Unterwerfung Roms durch Waffengewalt zu hoffen habe. Der Aufſtand der Stadt ſchien den Bund zwiſchen ihm und dem Kaiſer nur feſter zu ziehen. Gerade damals erhielt Anſelm, der ſich um dieſen Bund die größten Verdienſte erworben, den Lohn ſeiner Dienſte: der Papſt ordinirte ihn zum Erzbiſchof von Ravenna und der Kaiſer ertheilte ihm ein großes Privilegium für das Kloſter S. Maria in Portu.

Um dieſelbe Zeit fand Arnold von Brescia, das unglückliche Opfer jenes Bundes, ſein Ende. Von dem Präfecten verurtheilt, wurde der Mann, welcher den Bann von vier Päpſten getragen hatte, zum Galgen geführt. In dem bereits erwähnten, neuentdeckten Gedicht über Friedrichs Kämpfe mit Mailand finden ſich Nachrichten über Arnolds Ende, die vielleicht um ſo mehr Glauben verdienen, als ſie von einem Bergamasken herrühren, welcher dem Propheten nicht fern geſtanden zu haben ſcheint, aber nicht zu ſeinen Anhängern gehörte. Als Arnold, ſagt er, die Rüſtungen zu ſeiner Hinrichtung ſah und ihm der Strick um den Hals gelegt werden ſollte, fragte man ihn, ob er von ſeiner Irrlehre ablaſſen und ſeine Sünden bekennen wolle; er aber antwortete unerſchrocken und voll Selbſtvertrauen: ſeine Lehre halte er für heilſam und werde für ſeine Reden, die weder unvernünftig noch ſchädlich ſeien, den Tod nicht ſcheuen, nur bitte er um eine kurze Friſt, denn er wolle Chriſtus ſeine Sünden bekennen. Darauf beugte er ſeine Kniee, erhob die Augen und Hände zum Himmel und ſeufzte aus tiefſter Bruſt; ohne Worte empfahl er Gott ſeine Seele. Ruhig überließ er dann den Henkern ſeinen Leib. Nicht ohne Thränen

verrichteten ſie ihr trauriges Geſchäft. Den Leichnam übergab man den Flammen und ſtreute ſeine Aſche in die Tiber; denn man fürchtete, daß noch dieſe Aſche Gegenſtand der Verehrung ſein könnte*). Es iſt dieſes Blutgericht ſchon damals der römiſchen Kirche zum Vorwurf gemacht worden, und ſie hat alle Schuld auf den Präfecten zu wälzen geſucht. So vergeblich dieſes Bemühen iſt, ſo wenig wird ſich auch die Mitſchuld Friedrichs beſtreiten laſſen. Jener Dichter von Bergamo ſagt: der Kaiſer ſolle die That bereut haben, nur zu ſpät; nirgends aber finden ſich ſichere Spuren einer ſolchen Reue.

Friedrich hatte einen Sieg über die Römer davon getragen, jedoch dieſer Sieg bot ihm keinen Gewinn. Viel fehlte daran, daß die Ueberwundenen ſich ihm, wie einſt Konrad II. unterworfen hätten. Die alte Stadt blieb ihm geſperrt, und er hat ſie auch in der Folge niemals betreten. Aber nicht einmal in der Leoſtadt konnte er ſich behaupten. Der Mangel an Lebensmitteln und die heiße Jahreszeit nöthigten ihn ſchon am folgenden Tage mit dem Heere die Nähe Roms zu verlaſſen. Der Papſt begleitete das deutſche Heer, und auch er iſt Jahr und Tag von St. Peter und dem Lateran ausgeſchloſſen geweſen.

Vereint zogen Kaiſer und Papſt durch die Ebene am Tiber den Soracte vorüber zur Furt von Magliano, wo ſie den Fluß überſchritten. Ihr Weg ging weiter durch die Sabina, wo ſie das Kloſter Farfa und St. Polo berührten. Am Vorabend vor dem Peter-Paulstage lagerten ſie an der Lucaniſchen Brücke unterhalb Tivoli am Anio, an einem Orte traurigſten Andenkens in der Geſchichte des Papſtthums**). Jetzt begingen Kaiſer und Papſt hier ein Bundesfeſt. Große Feſtlichkeiten verherrlichten den Tag der Apoſtelfürſten (29. Juni); bei der Meſſe erſchienen die beiden Häupter der Chriſtenheit in ihren Kronen. Beide ſchienen damals nur das Gleiche zu wünſchen und zu wollen. Der Papſt ſprach Alle, die im Kampfe gegen die Römer Blut vergoſſen

*) Der Todestag Arnolds iſt unbekannt, ebenſo der Ort ſeiner Hinrichtung. Man hat ſich darin gefallen, ihn in oder vor Rom ſterben zu laſſen. Aber die Ereigniſſe des 18. Juni 1155 laſſen dort nicht noch zu einem Blutgericht Platz, und die Klugheit rieth mehr zu einer Beſeitigung des gefährlichen Mannes in der Verborgenheit. Vielleicht erfolgte die Hinrichtung in Civita Caſtellana, wo der Präfect Beſitzungen hatte. Daß Kaiſer oder Papſt zugegen waren, wird nirgends geſagt und iſt an ſich unwahrſcheinlich.

**) Vergl. Bd. III. 817. 818.

hatten, von Schuld frei; denn wer im Dienſte des Kaiſers für das Wohl des Reichs Jemanden tödte, ſei nicht ein Mörder, ſondern nur ein Rächer des Unrechts. Als die Bürger von Tivoli ihre Stadt dem Kaiſer unterwarfen, der Papſt aber, dem ſie kurz zuvor gehuldigt hatten, ſein älteres Anrecht geltend machte, überließ der Kaiſer ſeinem Bundesgenoſſen willig die Stadt und behielt ſich nur im Allgemeinen die kaiſerlichen Hoheitsrechte vor. Von dem Gebiete von Tivoli begaben ſich dann Kaiſer und Papſt in das Albanergebirge, wo ſie mit einander zu Tusculum und Albano bis gegen die Mitte des Juli verweilten.

Die Städte rings um Rom waren in der Gewalt des Kaiſers und des Papſtes, die Burgen des Adels in der Campagna meiſt zerſtört: aber vergebens erwartete man, daß die Bürgerſchaft Roms ſich fügſam erweiſen würde. Es ſchien, wenn man ſie demüthigen wollte, nichts Anderes übrig zu bleiben, als ein Angriff auf die Stadt, zu welchem aber die Streitkräfte des Kaiſers kaum ausreichten. Ueberdies hatte man einen Einfall in die Länder des Siciliers in Ausſicht genommen, und die Verhältniſſe lagen für einen ſolchen ſehr günſtig. Der Kanzler Asclittin war beim Anrücken des deutſchen Heeres aus dem römiſchen Gebiet zurückgewichen und inzwiſchen unter den Baronen Apuliens ein Aufſtand ausgebrochen, welcher das ſiciliſche Heer auch die Belagerung Benevents aufzugeben nöthigte. Kein Geringerer ſtand an der Spitze des Aufſtandes als Robert von Baſſavilla, der Vetter des jungen Königs. Gleichzeitig drangen der Fürſt Robert von Capua, der Graf Andreas von Rupecanina, der Graf Richard von Aquila und andere Flüchtlinge in Apulien und Campanien ein, wo ſie ſich ohne Widerſtand ihrer früheren Beſitzungen, Städte und Burgen bemächtigten. Der Kaiſer ſtand mit dieſen Aufſtändigen in Verbindung; er ordnete eine Geſandtſchaft an ſie ab, an deren Spitze der tuscíſche Graf Guido Guerra ſtand. Man glaubte, daß er ſelbſt mit dem Heere alsbald dieſer Geſandtſchaft folgen werde.

Der Papſt drang auf den Zug gegen den excommunicirten König von Sicilien; Erzbiſchof Arnold von Köln, Biſchof Hermann von Konſtanz und Andere riethen zu demſelben, und auch der König ſelbſt hätte gern ſeine Waffen nach Unteritalien getragen. Allein das Heer verlangte ſtürmiſch nach Rückkehr. Fieber waren in demſelben ausgebrochen und hatten manche Verluſte herbeigeführt; in der Julihitze war die Sehnſucht nach dem friſcheren Norden allgemein. So

wenig wie zu einem neuen Unternehmen gegen Rom, waren die deutſchen Krieger zu einem Kriege im ſüdlichen Italien zu bewegen. Nothgedrungen gab der Kaiſer den Vorſtellungen der Seinen nach. Mochte er den Wünſchen des Papſtes damit nicht entſprechen, gegen den Wortlaut des Vertrags fehlte er nicht, wenn er jetzt den Kampf gegen Rom und den Sicilier aufgab; denn er hatte weder Frieden noch Waffenſtillſtand mit den Römern und dem König von Sicilien geſchloſſen und ſich um die Unterwerfung Roms nach ſeinen Kräften bemüht.

Wenn ſich die Ausſichten, welche der Papſt an die Kaiſerkrönung geknüpft, nicht erfüllt hatten, ſo ſuchte Friedrich ihn damit zu begütigen, daß er mit größerer Streitmacht in Bälde zurückzukehren verſprach, um dann ſeine Pflichten gegen die römiſche Kirche nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Beide ſchieden äußerlich als Freunde, aber der Papſt trennte ſich doch nicht ohne bittere Empfindungen von dem Kaiſer, den er gekrönt und der ihm nicht ſeine Feinde unterworfen hatte. Die geiſtlichen Fürſten, die ſich beſonders um den Kriegszug verdient gemacht hatten, erhielten von ihm große Gnadenerweiſungen; Keiner größere, als der Erzbiſchof Hillin von Trier, welchem die Stellung eines ſtehenden apoſtoliſchen Legaten in Deutſchland, wie ſie ſein Vorgänger gehabt hatte, übertragen wurde. Bei Tivoli — bis hierhin hatte er den Kaiſer begleitet — trennte ſich Hadrian von den Deutſchen. Der Kaiſer zog mit ſeinem Heere in das kühle Thal der Nera, wo er ſeinen Kriegern einige Tage der Erholung gönnte.

Die Rückkehr des Kaiſers.

So erſchöpft das deutſche Heer war, mußte es doch auf ſeiner Rückkehr alsbald noch einen neuen Kampf beſtehen. Wie in allen anderen Gegenden Italiens, ließ Friedrich auch in dem Herzogthum Spoleto, als er in daſſelbe einrückte, von den Städten das Fodrum einziehen. Dabei reizte Spoleto, die Hauptſtadt, ſeinen Zorn. Sie ſollte 800 Pfund zahlen, erlegte aber die Summe nicht vollſtändig und zum Theil in falſcher Münze. Noch mehr erbitterte den Kaiſer gegen die Spoletaner, daß ſie den Grafen Guido Guerra und deſſen Mitgeſandte bei der Rückkehr aus Apulien gefangen genommen und auf ſeinen

Befehl ihm nicht ausgeliefert hatten. Der König glaubte es deshalb seiner Ehre schuldig zu sein, die trotzigen Spoletaner zu züchtigen.

Spoleto, auf einer ziemlich steilen Höhe belegen, war sehr stark befestigt; die Stadt zählte fast hundert Thürme. Als die Bürger die Absicht des Kaisers, ihre Stadt anzugreifen, erkannten, zogen sie mit Schleuderern und Bogenschützen hinaus und begannen selbst den Kampf. Der Kaiser sagte: „Das scheint mir ein Spiel mit Knaben, nicht ein Kampf mit Männern", und führte seine Schaaren den Städtern entgegen. Bald wichen die Spoletaner zurück und suchten hinter den Mauern der Stadt Zuflucht. Aber mit ihnen zugleich drangen auch die Deutschen ein. Der Kaiser selbst nahm an dem Kampfe den lebhaftesten Antheil; namentlich bei der Erstürmung des höheren Stadttheils, wo die Burg lag, that er es Allen zuvor und setzte sich den größten Gefahren aus. Der 27. Juli war der Unglückstag, an den man in Spoleto lange gedacht hat. In der Frühe des Tages begann der Kampf und war bald nach der Mittagsstunde beendet; sogleich wurde dann die Stadt geplündert und mit Feuer zerstört. Halbnackt flohen die Einwohner, die sich retten konnten, auf einen benachbarten Berg. Der Kaiser blieb die Nacht über auf den Ruinen Spoletos. Am anderen Tage verließ er sie wegen der durch die Leichname verpesteten Luft, verweilte aber noch zwei Tage in der Umgegend, um die reiche Stadt in Muße auszuplündern. Eine große Menge von Gefangenen waren in die Hände der Deutschen gefallen; der Kaiser entließ die Weiber und Kinder, die Männer führte er mit sich fort, gab sie aber später gegen ein Lösegeld frei und erlaubte ihnen ihre Stadt wieder aufzubauen.

So hatte Spoleto dasselbe Schicksal gefunden, wie Chieri, Asti und Tortona. Friedrich endete in Italien, wie er begonnen hatte, mit der Zerstörung der Städte, die seinem Gebot widerstrebten. Wenn Mailand und Rom einem ähnlichen Schicksal entgangen waren, so lag es weniger in seinem Willen, als in seinen unzureichenden Streitkräften.

Von Spoleto zog Friedrich an die Küste des adriatischen Meeres, und hier begegnete ihm in der Nähe von Ancona die verheißene griechische Gesandtschaft. An ihrer Spitze standen Michael Paläologus, ein sehr vornehmer, dem Kaiser Manuel selbst verwandter Mann, und Johannes Ducas; begleitet war sie von Alexander von Gravina, dem

eigenen Unterhändler Friedrichs. Die griechischen Gesandten brachten dem Kaiser kostbare Geschenke; man war in Constantinopel entschlossen die schöne Nichte Kaiser Manuels Friedrich zur Ehe zu geben und den engsten Bund mit ihm zu schließen. Die Gesandten boten ihm unermeßliches Geld, wenn er mit seinem Heere sogleich nach Apulien umwenden wolle, um der Herrschaft des Königs Wilhelm, des Feindes beider Reiche, ein schnelles Ende zu bereiten. Es war eine griechische Flotte in der Nähe, und bei dem Aufstand Apuliens schien ein schneller Angriff auf den Sicilier fast ein sicherer Sieg. In der That war der Kaiser bereit auf die Anerbietungen der Griechen einzugehen. Er verhandelte mehrere Tage mit ihnen und zugleich mit den deutschen Fürsten. Er wandte alle Mühe an, um diese für seine Absichten zu gewinnen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich. Das Siechthum hatte sich im Heere nur weiter gesteigert, die Sehnsucht nach der Heimat war unüberwindlich. Nicht ohne Bitterkeit des Herzens fügte er sich in den Willen der Fürsten und gab einen Kriegszug auf, von dem er sich glänzenden Ruhm und große Vortheile versprach.

Unter diesen Umständen konnte auch eine Gesandtschaft des Robert von Bassavilla, welche Friedrich die verlockendsten Aussichten eröffnete, wenn er nach Apulien käme, nur eine abweisende Antwort erhalten. Aber Alexander von Gravina benutzte dieselbe, um Palãologus und Robert in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Griechen wandten sich alsbald mit ihrem Heere und ihrem Gelde den apulischen Aufständigen zu. Sie verbreiteten Briefe Friedrichs, in deren Besitz sie auf uns unbekannte Weise gelangt waren, und diese Briefe erweckten den Glauben, daß sie in völligem Einverständniß mit Friedrich handelten*). Und doch war es nicht einmal zum Abschluß eines Bundesvertrags zwischen den beiden Kaisern gekommen. Das Hinderniß mag besonders darin gelegen haben, daß die Griechen Abtretungen in Apulien verlangten, welche Friedrich ihnen weder zugestehen wollte noch nach seinem Vertrag mit dem Papste gewähren konnte. Nothgedrungen mußte er sich jetzt von den Griechen trennen, doch war es dabei keineswegs seine Absicht, das freundschaftliche Verhältniß mit Constantinopel

*) Die Schreiben scheinen für den Fall vorbereitet gewesen zu sein, daß Friedrich die Fürsten für den Kriegszug gewönne; vielleicht waren sie von den Spoletanern dem Grafen Guido Guerra abgenommen worden.

völlig zu löſen. Gerade damals ſandte er Wibald von Stablo als Geſandten an Kaiſer Manuel, und kein anderer Mann war geeigneter, die guten Beziehungen zu erhalten, die ſeit Jahrzehnten zwiſchen den beiden Kaiſerreichen beſtanden.

Sobald feſtſtand, daß der Krieg gegen Sicilien nicht unternommen werde, löſte noch bei Ancona Friedrich ſein Heer auf. Mehrere Fürſten, wie der Patriarch von Aquileja, der Biſchof von Bamberg, Herzog Heinrich von Kärnthen, Markgraf Ottokar von Steiermark und Graf Berthold von Andechs ſchifften ſich mit ihren Leuten ſogleich ein und kehrten über Venedig nach Hauſe zurück. Die Schaaren aus Burgund und dem oberen Lothringen ſuchten auf dem kürzeſten Wege den St. Bernhard zu erreichen. Ein Theil des Heeres und mit ihm Erzbiſchof Arnold von Köln, die Biſchöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Konſtanz, Ortlieb von Baſel und Konrad von Worms, der Abt Markward von Fulda, die Herzoge Heinrich von Sachſen und Berthold von Zähringen, Pfalzgraf Otto, die Grafen Udalrich von Lenzburg und Gozwin von Falkenberg blieben bei dem Kaiſer, der ſeinen Weg zunächſt durch die Gebiete von Sinigaglia und Fano nahm. Am 25. Auguſt ſtellte er im Lager bei Faenza den Piſanern eine Urkunde aus. Sie hatten ſich ihm zu Dienſten gegen König Wilhelm erboten; er bedurfte dieſer Dienſte jetzt nicht mehr, aber er war ihrer Treue eingedenk. Hinter Imola ging er über den Apennin und zog durch das Gebiet von Bologna an den Po, den er auf einer Schiffsbrücke überſchritt. Um den 1. September erreichte er wieder das Veroneſiſche; am linken Poufer bei Cenefelli eine Tagfahrt haltend, entzog er den Mailändern wegen ihres fortdauernden Ungehorſams nach dem Urtheil der Fürſten Münze, Zoll, Gerichtsbarkeit und alle Regalien, das Münzrecht derſelben verlieh er ihren alten Feinden, den reichsgetreuen Cremoneſen. Durch Schreiben an die Conſuln und Bürgerſchaften der lombardiſchen Städte, namentlich an Mantua, Brescia und Bergamo, machte er dieſe Maßregeln bekannt und verbot die Annahme der Mailänder Münzen. Wie ſein erſtes Auftreten in Italien durch Feindſeligkeiten gegen Mailand bezeichnet war, ſo verließ er mit ſolchen auch jetzt den Boden der Halbinſel.

Als er gegen Verona kam, hatte die Bürgerſchaft etwas oberhalb der Stadt nach altem Brauch eine Brücke über die Etſch geſchlagen, damit hier das Heer, ohne die Stadt ſelbſt zu berühren, überſetzen

könne. Aber die Brücke war, angeblich auf Anstiften der Mailänder, so schwach gezimmert, daß sie unter der Wucht der Kriegsschaaren, wie man annahm, zusammenbrechen müßte; überdies wurden gewaltige Balkenmassen den Fluß herunter geflößt, deren Anprall den Zusammensturz der Brücke beschleunigen sollte. Dennoch kam der Kaiser mit den Seinen glücklich hinüber, und die Brücke brach erst zusammen, nachdem auch einige Veroneser dieselbe passirt und die kaiserlichen Schaaren im Rücken angegriffen hatten. Ihr Angriff wurde nun leicht zurückgewiesen, sie geriethen sämmtlich in die Hände der Deutschen und büßten den Verrath mit dem Tode. Der Kaiser war einer großen Gefahr entgangen, aber sollte sogleich eine noch größere zu bestehen haben.

Sehr erschöpft bezog Friedrich nicht weit von der Brücke das Nachtquartier, während der Vortrab des kleinen Heeres noch vor Einbruch des Dunkels die Klause bei Volargna passirte. Die Burg, welche hier auf steiler Höhe den schmalen Weg an dem tosenden Fluß beherrschte, hielt Alberich, ein vornehmer Veronese, mit einer Schaar von zusammengelaufenen Leuten besetzt; es war seine Absicht, sich von dem Kaiser und seinem Heere ein hohes Lösegeld zu erpressen. Den Vortrab hatte er unbelästigt gelassen, um den Kaiser zu täuschen; als aber dieser selbst mit den Seinen am anderen Tage durch die Engen ziehen wollte, sperrte ein Hagel von Steinen ihnen den Weg. Beim Kaiser waren zwei veronesische Ritter, Garzaban und Isaak; er sandte diese an Alberich, um ihn von seinem feindlichen Verfahren abzubringen. Aber alle Verhandlungen waren erfolglos. Alberich verlangte für den freien Durchzug des Heeres von jedem Ritter einen Harnisch und ein Pferd, vom Kaiser überdies eine große Geldsumme. Auf solche Bedingungen, welche dem Kaiser ehrverletzend schienen, wollte er nicht eingehen, und er beschloß um jeden Preis Alberich und die Burg in seine Gewalt zu bringen. Garzaban und Isaak erklärten dies aber nur dann für möglich, wenn ein steiler Fels oberhalb der Burg besetzt werden könne.

Dieses Wagniß auszuführen, entschlossen sich des Kaisers Bannerträger Otto von Wittelsbach mit 200 erlesenen Jünglingen, und es gelang ihnen wirklich unter großen Gefahren, die Höhe zu erklimmen. Dort angekommen, ließ Otto das kaiserliche Banner wehen; mit Freudengeschrei begrüßten dasselbe die Deutschen unten am Paß un-

stürmten sogleich zu Alberichs Burg hinan. Alberich und seine Genossen erkannten ihre verzweifelte Lage und stoben in wilder Flucht auseinander. Die Meisten stürzten dabei die Felsen hinab und fanden so ihren Tod; Andere fielen unter den Schwertern der Deutschen. Alberich selbst wurde mit zwölf seiner Genossen, fast alle vom Ritterstande, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Unter ihnen war ein armer französischer Ritter, der sich nur, um sein Leben zu fristen, der Schaar angeschlossen hatte; ihm schenkte der Kaiser auf seine jämmerlichen Bitten das Leben, doch mußte er den Henker seiner Genossen machen. Die Leichen der von den Abhängen Herabgestürzten wurden am Wege aufgehäuft; es sollen deren 500 gewesen sein. Das nächste Nachtlager hielt der Kaiser bereits im Gebiet von Trient.

Am 7. September bestätigte Friedrich zu Trient dem Bischof von Lüttich die Privilegien seines Bisthums. Er nahm darauf über Bozen, schon damals durch seine Weine bekannt, und über Briren den Weg auf den Brenner; er überstieg den Paß in der Mitte des September, und wandte sich sodann dem Lechthal zu. Am 20. September war er zu Peiting, der alten Welfenburg unweit des rechten Lechufers; er traf hier mit seinem Oheim Welf und mehreren schwäbischen Herren zusammen. Von dort nahm er nach Augsburg seinen Weg. Wenig mehr, als ein Jahr war verflossen, seitdem er von hier die Romfahrt angetreten hatte.

Friedrich rühmte sich großer Erfolge in Italien. „Niemals", schrieb er, „sei vorher mit einem so kleinen Heere ein so großer Sieg gewonnen". Und in der That bezeugten die Ruinen der zerstörten Städte, daß er die Waffen glücklich geführt hatte. Auch mußte er bei den Vorstellungen, die er von seinem Beruf hegte, es als einen unschätzbaren Gewinn ansehen, daß ihm die Kaiserkrone, welche sein Oheim nie erlangt, schon nach wenigen Jahren zugefallen war.

Augenscheinlich war es Friedrich mit der Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Italien voller und ganzer Ernst. Aber viel fehlte daran, daß er eine durchgreifende Gewalt bereits dort begründet hatte. Allerdings hatten viele Barone der Lombardei und mächtige Städte, wie Pavia, Bergamo und Cremona sich ihm aus Haß gegen Mailand auf das Engste angeschlossen; mit stürmischer Leidenschaft drängten sie

sich an seine Seite. Aber um so erbitterter war der Haß Mailands, und Mailand war doch die erste Stadt der Lombardei mit einer über die Pogegenden weithin verbreiteten Clientel. Noch hatte der Kaiser den Boden Italiens nicht verlassen, als Mailand und Pavia aufs Neue sich bekriegten und Tortona wieder aus dem Schutte erstand. Schon fiel Mailand über Novara, Lodi, Como und Bergamo her, um sie für den Anschluß an den Kaiser zu strafen, und fand bei Piacenza, bald auch bei Brescia Unterstützung. So war Friedrichs Autorität in der Lombardei wieder in Frage gestellt, und noch übler sah es mit derselben in den anderen Theilen der Halbinsel aus.

Als der Bundesgenosse des Papstes, welcher die Unterwerfung Roms und einen Angriff auf Sicilien von ihm erwartete, war Friedrich nach Italien gekommen. Da er aber die römische Bürgerschaft dem Papste nicht wieder hatte unterwerfen können und den Krieg gegen Sicilien ganz aufgeben mußte, sah sich der Papst in allen seinen Erwartungen getäuscht, und der Kaiser konnte sich kaum verhehlen, daß auf die Bundestreue des Nachfolgers Petri nicht mehr sicher zu rechnen war. Noch weniger durfte er den Griechen trauen, die um jeden Preis auf dem Boden Italiens wieder festen Fuß fassen wollten. Hatte er ihnen dazu nicht Hülfe geboten, so unternahmen sie die Eroberung jetzt auf eigene Hand. Etwa zu derselben Zeit, wo er nach Deutschland zurückkehrte, brachten sie durch einige glückliche Waffenthaten und durch die Briefe Friedrichs, welche in ihren Händen waren, fast ganz Apulien — Gegenden, die noch Kaiser Lothar erobert und für das abendländische Reich beansprucht hatte, — in ihre Gewalt, um sie dauernd wieder mit dem morgenländischen Reiche zu verbinden.

Friedrich hatte den Versuch gemacht, die deutsche Herrschaft in Italien herzustellen. Einzelne Resultate waren gewonnen, aber noch schien keines gesichert. Sollte dies geschehen, so mußte er in kurzer Frist zurückkehren. Das verlangten seine Freunde in der Halbinsel, und vor Allem war es sein eigener Wunsch. Denn auf halbem Wege stehen zu bleiben widersprach seiner ganzen Natur.

3.

Wachſendes Anſehen Friedrichs I. im Reiche.

Sorge für den Landfrieden in Deutſchland.

Die Abweſenheit des Königs und derer, die ihm am nächſten ſtanden, hatte ſich in den deutſchen Ländern ſehr fühlbar gemacht. Fehden entbrannten an vielen Orten, die Straßen wurden durch Räuber und Wegelagerer unſicher, der Handel litt durch willkürliche Zollerpreſſungen. Ein allgemeines Gefühl der Unſicherheit herrſchte, wie in den unglücklichen Zeiten König Konrads.

Erzbiſchof Hartwich von Bremen und Biſchof Udalrich von Halberſtadt hatten ſich ohne Wiſſen des Königs der Romfahrt entzogen; ohne Zweifel, weil ſie die Zeit, wo Heinrich der Löwe in Italien kämpfte, benutzen wollten, um ihm, ihrem Bedränger, empfindliche Verluſte beizubringen. Wenn ihnen auch auf dem Roncaliſchen Felde ihre Lehen abgeſprochen waren, ſo hatte dies doch zunächſt für ſie keine empfindlichen Folgen; wichtiger war, daß ſie zu einem gemeinſamen Unternehmen gegen die Macht Heinrichs Vorbereitungen trafen. Hartwich ſetzte ſeine Burgen zu Bremervörde, Freiburg und Harburg in wehrhaften Zuſtand; zugleich trat er mit anderen Gegnern des Königs und des Herzogs in Verbindung. Im Böhmerwalde hatten mehrere oſtſächſiſche Große mit bairiſchen Herren eine Zuſammenkunft, wegen einer Verſchwörung, wie es hieß, die nur gegen den König und Herzog gerichtet ſein konnte. Auch Hartwich nahm an dieſer Verſammlung Theil; als er dann nach Bremen zurückkehren wollte, ſperrten ihm die Leute des Herzogs den Weg, und etwa ein Jahr mußte er außerhalb ſeines Bisthums verbleiben; die Tage ſeiner unfreiwilligen Verbannung ſcheint er beſonders in Merſeburg verlebt zu haben. So ſcheiterte Hartwichs Unternehmen, und auch von einem Vorgehen ſeiner Genoſſen iſt nicht weiter die Rede.

Man hat geglaubt, daß zu jenen Verſchworenen auch Albrecht der Bär und Heinrich Jaſomirgott gehörten, obwohl beſtimmte Beweiſe dafür fehlen. Aber gewiß wird Albrecht der Bär die Zeit nicht ungenützt gelaſſen haben, um die ihm ſo bedrohliche Macht Heinrichs des Löwen in Sachſen nach Kräften zu untergraben, und der Babenberger

mußte in der letzten ihm gegebenen Friſt Alles aufbieten, um die Herſtellung des Welfen in Baiern wo möglich zu vereiteln. Wir wiſſen, daß der Landfriede in Baiern bei der unſichern Stellung des Herzogs ſchwer erſchüttert war, und wenig anders war es in Sachſen, wo die zähringiſche Clementia, die Gemahlin Heinrichs des Löwen, das Regiment führte. Auch auf beiden Seiten des Niederrheins, wo Arnold von Köln mit ſo vieler Sorgfalt die Herſtellung beſſerer Zuſtände angebahnt hatte, führte die lange Abweſenheit des Erzbiſchofs zu den alten Zuſtänden zurück.

Am traurigſten ſah es am Mittelrheine aus. Der Erzbiſchof Arnold von Mainz hatte durch ſeinen reformatoriſchen Eifer nicht nur ſeinen Klerus, den er mit rückſichtsloſer Strenge von allen bedenklichen Elementen zu ſäubern ſuchte, ſondern auch die mächtigen Vaſallen und die Miniſterialen, da er ſeine lehnsherrlichen Rechte ihnen gegenüber in aller Schärfe zur Geltung brachte, aufs Höchſte erbittert. Viele derſelben verbanden ſich deshalb zu gemeinſamem Widerſtand. An der Spitze der Vaſallen ſtand Hermann von Stahleck, der Pfalzgraf am Rhein; ihm ſchloſſen ſich die Grafen von Leiningen, Sponheim, Katzenellenbogen, Kirberg, Dietz und Andere an; die aufſäſſigen Miniſterialen führte der Mainzer Meingot, ein alter Gegner des Erzbiſchofs und ſeines Geſchlechts. Der Pfalzgraf ſchritt alsbald zu den äußerſten Gewaltthaten; er zerſtörte die Burgen des Erzſtifts, verwüſtete die Güter und nahm ſie in Beſchlag, plünderte die Kirchen und Klöſter und ſchleppte die Leute des Erzbiſchofs als Gefangene fort. Er und ſeine Genoſſen ſuchten dabei die Meinung zu verbreiten, daß ſie im Auftrage des Kaiſers handelten, was bei dem verwandtſchaftlichen Verhältniß des Pfalzgrafen zu Friedrich leicht Glauben finden konnte. Arnold bemühte ſich in ſeiner Bedrängniß zuerſt um einen Ausgleich, aber vergeblich. Darauf ſchritt er zu gewagten Maßregeln: er berief die Aufſtändigen vor ſein Gericht; als ſie nicht erſchienen, ſprach er den Bann über ſie aus und ſuchte nun der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Er enthielt ſich nicht tiefer Eingriffe in das Kirchengut und machte ſelbſt einen Theil des geprieſenen Bennakreuzes zu Geld, um eine Streitmacht zu gewinnen. Die Grafen Ludwig von Lohlm, Wilhelm von Gleiberg und Andere traten für ihn in die Waffen, aber im Kampfe zeigten ſich die Erzbiſchöflichen dem Pfalzgraf und ſeinem Anhange nicht gewachſen. Nur mit Mühe konnte ſich Arnold in Mainz ſelbſt behaupten.

Sobald Friedrich die Alpen überſchritten hatte, ſtellte er ſich die Herſtellung des Landfriedens zu ſeiner erſten Aufgabe. Vor Allem kam es darauf an, die unklaren Verhältniſſe Baierns zu regeln; hier war zunächſt Ordnung zu ſchaffen, wenn man das Uebel mit der Wurzel ausrotten wollte. Er berief deshalb die Fürſten zu einem Reichstag, der in der Mitte des Oktober zu Regensburg gehalten werden ſollte, und begab ſich ſofort ſelbſt von Augsburg nach Baiern, um Alles aufzubieten, ſeinen Oheim zur Nachgiebigkeit zu beſtimmen. Im Regensburger Gebiet kamen der Kaiſer und Heinrich Jaſomirgott zuſammen. Aber wie dringend die Vorſtellungen des Kaiſers waren, er konnte ſeinen Oheim nicht zur Aufgabe des bairiſchen Herzogthums bewegen; nur dahin kam es, daß man eine neue Zuſammenkunft an der böhmiſchen Grenze verabredete, wo durch Unterhändler ein Ausgleich verſucht werden ſollte. Zu der beſtimmten Zeit fand die neue Zuſammenkunft ſtatt, aber trotz aller Mühe der Unterhändler — unter ihnen war Otto von Freiſing, Herzog Heinrichs Bruder, — der Herzog widerſtrebte hartnäckig, wie zuvor, der Forderung des Kaiſers, und ſie trennten ſich ſogar ohne Abſchied. Die Kriegsthaten Friedrichs in Italien und ſeine neue Kaiſerkrone hatten auf den Babenberger keinen Eindruck gemacht; einen um ſo größeren auf Andere, die ſich bisher ihm wenig gefügig gezeigt hatten. So erſchienen damals Herzog Wladiſlaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Hermann vor dem Kaiſer und ſuchten ſeine Gunſt zu gewinnen.

Inzwiſchen rückte die Zeit der nach Regensburg berufenen Reichsverſammlung heran. Rechtzeitig ſtellte der Kaiſer ſich ein, mit ihm auch Heinrich der Löwe, um den Lohn für ſeine aufopfernden Dienſte in Italien zu empfangen. Heinrich Jaſomirgott ſcheint den Reichstag nicht beſucht zu haben, jedenfalls beharrte er in ſeiner Weigerung Baiern aufzugeben. Aber der Kaiſer war jetzt nicht mehr gewillt ſeinen Oheim zu ſchonen. In feierlicher Sitzung des Reichstags übergab er dem Welfen wieder das Herzogthum ſeiner Väter; die bairiſchen Großen mußten dem neuen Herzog huldigen und ihm den Lehnseid leiſten, die Regensburger Bürger ihm nicht allein Treue ſchwören, ſondern auch Geiſeln ſtellen. Der junge Welfenfürſt hatte erreicht, wonach er ſo lange geſtrebt hatte; ſeine Stellung ſchien im oberen Deutſchland jetzt eben ſo geſichert, wie in den ſächſiſchen Gegenden;

Niemand im Reiche konnte ſich ihm, der jetzt die Fahnen Sachſens und Baierns trug, an Macht vergleichen.

Indem Friedrich die Macht ſeines tapferen Vetters ſo ſehr erhöhte, nahm er jedoch zugleich ſeine eigenen Rechte in Baiern mit aller Strenge wahr. Am 10. Mai 1155 war der Biſchof von Regensburg, Heinrich von Dieſſen, nach langem Pontificat geſtorben. Zu ſeinem Nachfolger war Hartwich aus dem Geſchlechte der Grafen von Sponheim im Lavantthal gewählt worden, ein Neffe des Herzogs Heinrich von Kärnthen und eines anderen Hartwichs, der vor Heinrich von Dieſſen den Biſchofsſtab zu Regensburg geführt hatte. Die Wahl war regelmäßig erfolgt, aber es verſtieß gegen den Wormſer Vertrag, daß Hartwich die Weihe vor der Belehnung erhalten und Kirchenlehen, ehe er ſie noch ſelbſt von dem Kaiſer empfangen, beſtellt hatte. Obwohl der neue Biſchof einer Familie angehörte, welcher Friedrich verpflichtet war, obwohl der Verſtoß deſſelben mit der Abweſenheit des Kaiſers entſchuldigt werden konnte, mußte er denſelben doch mit hundert Pfunden büßen; eine gleiche Buße mußten auch die Fürſten, die von ihm Lehen trugen, der Kammer zahlen, nur zehn Pfunde die Vaſallen niederen Standes und die Miniſterialen. Es waren dies damals die üblichen Geldſtrafen für ſolche, welche die königlichen Rechte beeinträchtigten. Von der Aufrichtung eines beſonderen Landfriedens für Baiern ſcheint der Kaiſer damals noch Abſtand genommen zu haben.

Nicht geringen Eindruck auf die zu Regensburg verſammelten Herren machte eine Geſandtſchaft Veronas, welche der Kaiſer vor ihnen empfing. Es war der Biſchof der Stadt, begleitet von den Rittern Garzaban und Iſaak, welche in der Klauſe Friedrich ſo treffliche Dienſte geleiſtet hatten. Der Zweck der Geſandtſchaft war, den Zorn des Kaiſers wegen der Vorgänge in der Klauſe zu beſchwichtigen und die Unſchuld der Bürgerſchaft an denſelben darzuthun. Die Stadt erbot ſich den Beweis ihrer Nichtbetheiligung an jenen Freveln vor dem Hofgericht zu führen: der Kaiſer möge ihre Rechtfertigung anhören und den Stachel ſeines Zornes nicht gegen ſie, ſondern vielmehr gegen den Trotz der Mailänder und Römer richten. Der Kaiſer berieth über die Sache mit den Fürſten, und es ſcheint der Stadt Gelegenheit zur Darlegung ihrer Unſchuld geboten zu ſein. Wir hören, daß Verona ſpäter wieder zu Gnaden angenommen wurde, aber eine große Geldbuße zahlen und ſich eidlich verpflichten

mußte, eine möglichſt große Ritterſchaft dem Kaiſer gegen Mailand zu ſtellen.

Auch der Erzbiſchof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann waren zu Regensburg erſchienen und erhoben gegen einander vor dem Kaiſer die ſchwerſten Klagen. Friedrich war über die verderblichen Händel dieſer beiden angeſehenen Fürſten im höchſten Maße erzürnt und gedachte gerade in dieſem Falle den Landfriedensbruch mit aller Strenge zu ſtrafen; da aber weitere Erhebungen nöthig ſchienen, verſchob er das gerichtliche Verfahren auf einen ſpäteren Termin.

Von Baiern begab ſich der Kaiſer nach Oſtfranken. Am 29. Oktober hielt er zu Würzburg Hof, wo ſich viele fränkiſche, thüringiſche und ſächſiſche Herren einſtellten. Laute Klagen wurden hier von den Bürgern und Kaufleuten der Mainſtädte über die ungeſetzlichen Zölle, welche ihre Schiffahrt beſchwerten, erhoben. Der Kaiſer nahm ſich ihrer Leiden an und beſtimmte nach dem von dem Pfalzgrafen Hermann gegebenen Weisthum, daß ſämmtliche Zölle, die nicht auf einem ausdrücklichen kaiſerlichen Privilegium beruhten, ungeſetzlich ſeien, und Alle, welche bisher Zölle erhoben, ſich über den Beſitz eines Privilegiums bis Weihnachten auszuweiſen hätten. Von Oſtfranken ging der Kaiſer nach dem Niederrhein. Im Anfange des November wurde ihm zu Köln vom Erzbiſchof Arnold und der Bürgerſchaft ein feſtlicher Empfang bereitet. Hier war es, wo Heinrich der Löwe gegen einen Ritter, Bernhard mit Namen, die Anklage erhob, daß er am Morde Hermanns von Winzenburg betheiligt geweſen ſei*); Bernhard wurde ſchuldig befunden und auf Befehl des Kaiſers enthauptet.

Noch im November kehrte Friedrich nach Schwaben zurück; am 27. war er zu Konſtanz, wo er die vielen treuen Dienſte des Biſchofs Hermann reichlich belohnte. Gegen Weihnachten machte er ſich dann nach Rheinfranken auf den Weg**), um das Feſt in Worms zu feiern. Viele Fürſten umgaben hier ſeinen Thron und wichtige Reichsgeſchäfte wurden erledigt. Die Bedrücker der Mainſchiffahrt wagten nicht zu erſcheinen, und der Kaiſer erließ den gemeſſenen Befehl, alle jene Erpreſſungen einzuſtellen; nur zu Neuſtadt und Aſchaffenburg ſollten zu beſtimmten Zeiten noch Zölle erhoben werden dürfen, wie zu Frankfurt,

*) Vergl. Bd. IV. S. 363.

**) Am 18. December war der Kaiſer in Triſels.

wo der Zoll kaiſerlich war; im Uebrigen ſollte der Strom frei ſein. Durch ein förmliches Reichsgeſetz iſt ſpäter (6. April 1157) dieſe Entſcheidung verbrieft worden.

Auch wegen des Landfriedensbruchs, welchen der Erzbiſchof von Mainz und der Pfalzgraf mit ihren Genoſſen verſchuldet hatten, hielt der Kaiſer zu Worms Gericht. Mehr die Störung des öffentlichen Friedens, wie die Beſchwerden, welche die beiden hochangeſehenen und ihm perſönlich naheſtehenden Männer erhoben, faßte Friedrich in das Auge und zeigte ſich gegen Beide als ein ſtrenger Richter. In gleicher Weiſe wurden ſie mit ihren Genoſſen des Landfriedensbruches für ſchuldig befunden. Die Pfalzgrafen und ſeine Anhänger traf die ſchimpfliche Strafe, welche man Harneſcharre nannte. Barfuß mußte Hermann von Stahleck in der Winterskälte eine Meile weit einen Hund am Halſe öffentlich tragen, ebenſo zehn Grafen, die ſeine Mitſchuldige waren; die niederen Leute, welche ſich dem Pfalzgrafen angeſchloſſen hatten, trugen ſtatt des Hundes einen Sattel oder ein Pflugrad am Halſe*). Dem Erzbiſchof erließ der Kaiſer wegen ſeines Alters und ſeines geiſtlichen Standes die Strafe aus Gnaden, aber ſeine Mitſchuldigen ſollten in gleicher Weiſe büßen. Als ſie aber den traurigen Gang begannen, erließ ihnen der Kaiſer denſelben aus Rückſicht auf den Kirchenfürſten.

Obwohl Friedrich dem Pfalzgrafen ſich auch in der Folge gnädig erwies, hatte dieſer doch die erlittene Schmach tief empfunden. Sein Sinn wandte ſich fortan mehr geiſtlichen Dingen zu, und er begann auf ſeinem Gute Bildhauſen bei Münnerſtadt ein Ciſtercienſerkloſter zu gründen; er ſelbſt dachte daran, das weltliche Leben zu verlaſſen. Mitten in dieſen frommen Beſtrebungen ereilte ihn der Tod (20. September 1156). Seine Gemahlin Gertrud vollendete die Stiftung ihres Gemahls unter Beihülfe des Abts Adam von Ebrach, und der Kaiſer ſicherte Bildhauſen durch eine Urkunde, in welcher er die Treue und Frömmigkeit des Pfalzgrafen höchlich belobte. Gertrud widmete ſich als Wittwe dem klöſterlichen Leben, erſt im Kloſter Wechterswinkel bei Rellrichſtadt, dann in Bamberg, wo ſie das Kloſter des H. Theodorus baute; dort iſt ſie erſt im Jahre 1191 geſtorben. Hermann von Stahleck hinterließ keinen Erben. Die Pfalzgrafſchaft am Rheine, welche die

*) Vergl. Bd. I. S. 250.

Staufer ſchon lange an ihnen durch Familienbande angehörige Herren zu bringen gewußt hatten, kam jetzt unmittelbar in ihre Hand; der Kaiſer verlieh ſie ſeinem jungen Stiefbruder Konrad, deſſen kriegeriſche Tüchtigkeit er in den italieniſchen Kämpfen erprobt hatte.

Das Strafgericht zu Worms hatte einen großen Schrecken verbreitet. Nicht nur im Mainziſchen wurde die Ruhe hergeſtellt, auch in den anderen Theilen des Reichs minderten ſich die Fehden und Gewaltthaten. Viel zur Herſtellung des Landfriedens trug bei, daß der Kaiſer auf ſeinen weiteren Fahrten durch das Reich die Burgen und Zufluchtſtätten der Friedbrecher zerſtörte und gegen dieſe ſelbſt, wenn ſie in ſeine Hand fielen, rückſichtsloſe Strenge übte; Manche mußten ihre Fehdeluſt mit dem Tode büßen. Wo keine beſchworenen Landfrieden bereits beſtanden, ließ der Kaiſer ſolche beſchwören.

Zunächſt ging der Kaiſer über Speier nach Straßburg, wo er ſich am 25. Januar 1156 aufhielt. Die Herzoge Welf, Berthold von Zähringen und Mathäus von Oberlothringen, des Kaiſers Schwager, fanden ſich hier am Hofe ein. Auch der Erzbiſchof Humbert von Beſançon erſchien, und wahrſcheinlich wurden ſchon damals die Einleitungen zu der zweiten Vermählung des Kaiſers getroffen, welche alsbald erfolgte. Friedrich hatte, der langen Verhandlungen mit dem griechiſchen Hofe müde, ſeine Bewerbungen um eine Fürſtin des Oſtreichs aufgegeben und ſein Auge auf Beatrix, die Erbtochter Rainalds III. von Hochburgund, geworfen. Ohne Frage waren es nicht allein die perſönlichen Vorzüge der Beatrix, ſondern noch mehr ihre reiche Mitgift in den burgundiſchen Ländern, wodurch ſeine Wahl beſtimmt wurde. Am 20. Februar war der Kaiſer zu Frankfurt; in der zahlreichen Verſammlung, welche ihn hier umgab, waren auch Heinrich der Löwe und Erzbiſchof Hartwich von Bremen. Schon hatte auch der Erzbiſchof jeden Gedanken an Widerſtand gegen den Kaiſer aufgegeben und ſeinen Frieden mit dem Herzog gemacht.

Schwere Demüthigungen hatte Hartwich in den letzten Jahren erlitten; ſeine Kraft war völlig gebrochen. Bremen, welches er zu neuer Blüthe zu bringen gehofft hatte, lag danieder und ſchien ganz in die Gewalt des Herzogs gegeben. Als durch die Reiſe des Cardinals Nicolaus auch die letzte Hoffnung dem Erzſtifte benommen war, ſeine Legation im ſcandinaviſchen Norden herzuſtellen, beſtanden zwar die hergeſtellten Miſſionsbisthümer im Wendenlande: Oldenburg, Meklen-

burg und Ratzeburg dem Namen nach fort, aber unter den dürftigſten Verhältniſſen. Der Herzog hatte Nichts unterlaſſen, um ſich die Inveſtitur dieſer Bisthümer zu ſichern*), aber für ihre Dotation wenig oder Nichts gethan. Geneigtere Geſinnung fand die Miſſion bei Heinrich von Badwide, dem Grafen von Ratzeburg. Evermod, einer der erſten Schüler Norberts, der nach dem Tode des Meiſters als Propſt dem Marienſtift zu Magdeburg vorgeſtanden hatte, war um das Jahr 1153 — wir wiſſen nicht, durch wen, — zum Bisthum Ratzeburg berufen worden: ihm wies der Graf neben ſeiner Burg eine öde Inſel im See zum Wohnſitz an und gab zur Ausſtattung des Bisthums 300 Hufen von ſeinem Lehen dem Herzog zurück, welcher dieſe dann dem Biſchof übertrug, überdies die Zehnten, von denen aber der Graf die Hälfte als biſchöfliches Lehen in der Hand behielt. Eine gleiche Ausſtattung beanſpruchte man jetzt auch für das Bisthum Oldenburg vom Grafen Adolf von Holſtein, und der Graf zeigte ſich dazu bereit. Aber zum Unglück Oldenburgs beſtanden damals zwiſchen dem Herzog und dem Grafen von Holſtein erbitterte Händel. Der Herzog beſchwerte ſich, daß das aufblühende Lübeck, des Grafen Stadt, den Bardewiker Handel beeinträchtige und die Lüneburger Salzwerke durch die Oldisloer Saline des Grafen Schaden erlitten: er verlangte deshalb den halben Ertrag von Lübeck, wie von der Oldisloer Saline und verbot, als ſeine Forderung abgeſchlagen wurde, den Lübecker Markt den Kaufleuten, die nur in Bardewik fortan ihre Waaren verkaufen ſollten; zugleich ließ er die Oldisloer Salzquellen zuſchütten. Bei ſolchen Zerwürfniſſen war es nur ein Schein, wenn auch Graf Adolf 300 Hufen von ſeinem Lehen dem Herzog zurückgab und dieſer es der Oldenburger Kirche übertrug; in Wahrheit geſchah von den hadernden Herren Nichts für das arme Bisthum, und als der alte Vicelin am 12. December 1154 ſtarb, hinterließ er ſeinem Nachfolger kaum mehr als das Dorf Buzoe (Boſau) am Plöner See**).

Vicelins Tod fiel in die Zeit, wo der Herzog in Italien kämpfte, wo der Erzbiſchof, dem wegen verweigerter Heeresfolge der Kaiſer die Lehen abgeſprochen hatte, von den Leuten des Herzogs der Zugang nach Bremen verſperrt war***). Die junge Herzogin Clementia be-

*) Vergl. oben S. 36.
**) Vergl. Bd. IV. S. 307.
***) Vergl. oben S. 74.

mühte sich sogleich einem Braunschweiger Chorherrn, Gerold mit Namen, das erledigte Bisthum zu verschaffen. Gerold war ein Schwabe von Geburt, wissenschaftlich gebildet und in jedem Betracht für das Bisthum geeignet; auch setzte die Herzogin seine Wahl durch, und der Erwählte begab sich nach Merseburg, um sich vom Erzbischof weihen zu lassen. Aber der Erzbischof weigerte sich ihm in seiner Verbannung die Weihe zu ertheilen. Auf Befehl des Herzogs begab sich Gerold darauf nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten; nothgedrungen ertheilte sie Hadrian IV., doch erklärte er damit das Recht des Erzbischofs nicht beeinträchtigen zu wollen. Wenig später fand auch Bischof Emmehard von Meklenburg, der mit dem Herzog nach Italien gezogen war, dort seinen Tod; zu seinem Nachfolger bestimmte der Herzog einen Cistercienserмönch aus dem Kloster Amelungsborn in den Wesergegenden, Berno mit Namen, der gleichfalls vom Papste die Weihe empfing; er erhielt ein Bisthum ohne Gemeinden und ohne Kirchen. Indessen war Gerold aus Italien zurückgekehrt und hatte sich in seinen Sprengel begeben. Aber er fand dort, da er über die Einkünfte von Neumünster nicht wie Vicelin verfügen konnte, nicht einmal für einen Monat Unterhalt und wegen seiner unklaren Stellung zum Bremer Erzstift Schwierigkeiten aller Arten. So hielt er es für gerathen, dem Erzbischof näher zu treten, der sich damals in Stade befand und von nicht geringerer Noth bedrängt war. Beide verständigten sich und versprachen sich gegenseitige Unterstützung in ihrer schwierigen Lage.

Bald darauf kehrte der Herzog nach Sachsen zurück. Willkürlich hauste er auf den Gütern des Erzstifts; er vertrieb Bovo, den Verwalter der vom Erzbischof angelegten niederländischen Kolonien; in Bremen schaltete er wie in seiner eigenen Stadt. Schon war auch ein Gesandter des Kaisers erschienen, um hier, wie es gleichzeitig in Halberstadt geschah, alle Besitzungen des Erzbischofs in Beschlag zu nehmen und dessen Einkünfte für den Fiscus einzuziehen. Am 1. November 1155 kam der Herzog selbst nach Bremen, um bei dem großen Markt an den friesischen Rüstringern, welche seinen Zorn erregt hatten*), ein

*) Im Jahre 1153 waren nach mehreren Annalen eine große Zahl von Sachsen erschlagen worden. Unter ihnen waren wahrscheinlich Dienstmannen des Herzogs, und der Frevel scheint von den Rüstringern, die westlich von der Wesermündung wohnten, ausgegangen zu sein.

Rachewerk zu üben; er ließ alle Rüstringer, die zum Markt gekommen waren, ergreifen und ihrer Habe berauben. Gerade damals aber gelang es Gerold, den Herzog gegen den Erzbischof milder zu stimmen und eine Versöhnung herbeizuführen, welche freilich nur dadurch zu ermöglichen war, daß der Erzbischof sich ganz in den Willen seines schlimmsten Gegners fügte. Der Herzog erlaubte dem unglücklichen Erzbischof die Rückkehr nach Bremen, aber er behielt die bischöflichen Güter in der Hand und waltete im Sitze des Erzbisthums selbst, als wäre er allein hier Herr. Der stolze Hartwich von Stade stand fortan neben dem Welfen in der gedrücktesten Stellung, gleichsam wie sein Kaplan. Nachdem sich der Erzbischof so tief gedemüthigt hatte, um sich und sein Erzstift vor dem völligen Untergange zu retten, war es ohne Zweifel der Herzog selbst, welcher Hartwich die Gnade des Kaisers wiedergewann. Wieviel auch Bremen durch diese traurigen Vorgänge verloren hatte, die Aussöhnung des Erzbischofs mit dem Herzog blieb wenigstens für die Ruhe Sachsens nicht ohne Gewinn.

In der Fastenzeit des Jahres 1156 verweilte der Kaiser in den niederrheinischen Gegenden, auch hier für den Landfrieden thätig. Als eine Förderung desselben mochte erscheinen, daß am 27. März der schwache Bischof Hermann von Utrecht nach einem unglücklichen Pontificat starb; in Gegenwart des Kaisers wurde zu seinem Nachfolger Gottfried von Rhenen gewählt. Vom Niederrhein eilte Friedrich dann nach Sachsen. Nachdem er das Osterfest (15. April) in Münster gefeiert hatte, ging er nach Halberstadt, wohin er auf den Anfang des Mai die sächsischen Großen beschieden hatte. Hier wurde unter Vermittelung Eberhards von Bamberg auch Bischof Udalrich von Halberstadt wieder zu Gnaden angenommen. Die Ruhe Sachsens galt jetzt als völlig gesichert, und ein allgemeiner Landfriede wurde, wie es scheint, auch hier beschworen.

Gleich nach dem Halberstädter Tage verließ der Kaiser Sachsen. Am 15. Mai war er auf der kaiserlichen Pfalz Boyneburg; in seiner Umgebung befanden sich Heinrich der Löwe, der Zähringer Berthold und dessen Bruder Konrad, der junge Friedrich von Schwaben, des Kaisers Bruder Konrad, Graf Berthold von Andechs und viele andere Grafen und Herren. Unmittelbar darauf zog Friedrich wieder nach Baiern, wo er das Pfingstfest (3. Juni) in der Stille beim Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, wahrscheinlich zu Kelheim, beging. Am zweiten

Tage nach dem Feſte hatte er eine Zuſammenkunft mit ſeinem Oheim Heinrich Jaſomirgott bei Regensburg, und hier gelang es ihm endlich, denſelben zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Babenberger zeigte ſich jetzt bereit gegen große Vortheile, die man ihm für Oeſterreich verbürgte, das bairiſche Herzogthum Heinrich dem Löwen zu überlaſſen. Otto von Freiſing ſagt: höher als alle ſeine bisherigen Erfolge habe es Friedrich angeſchlagen, daß er zwei ſo mächtige und ihm ſo nahe verwandte Reichsfürſten ohne Blutvergießen verſöhnte. Durch die Willfährigkeit des Babenbergers wurden endlich auch für den Landfrieden in Baiern günſtige Ausſichten eröffnet. So ſchien Friedrich erreicht zu haben, was er ſeit ſeiner Rückkehr über die Alpen als ſeine weſentlichſte Aufgabe angeſehen hatte.

Aber gerade in dieſer Zeit größter Befriedigung traf ihn unerwartet ein harter Schlag. Am 14. Mai ſtarb zu Xanten Erzbiſchof Arnold von Köln; die Folgen eines Sturzes bei einem Wettlaufe brachten ihn in das Grab. Sein Ende war wenig geziemend für einen geiſtlichen Fürſten, und auch im Leben hatte Arnold wohl oft die Tonſur wenig beachtet. Aber er war ein Mann von nicht gewöhnlicher ſtaatsmänniſcher Begabung geweſen und hatte große Erfolge gewonnen. Man pries ihn als den Herſteller der Kölner Kirche, und auch die Herſtellung des Reichs wurde zum großen Theil ihm verdankt, denn unfraglich war es hauptſächlich ſein Verdienſt, wenn nach den Zeiten trauriger Zerrüttung jetzt das Reichsregiment neue Energie entfalten konnte. Durch ihn vornehmlich war Friedrich erhoben; er hatte die deutſche Kirche ihm dienſtwillig erhalten; er beſonders war für die Romfahrt des Königs thätig geweſen und hatte ſeine Bemühungen für den Landfrieden unterſtützt. Man darf es nicht vergeſſen, daß Arnold vor Allen dem Kaiſer die Wege zu ſeinen weltbewegenden Thaten geebnet hat, und am wenigſten hat Friedrich ſelbſt dies verkannt. Wegen der ausgezeichneten Dienſte Arnolds nahm er deſſen Geſchwiſter, die Aebtiſſin Hedwig von Eſſen und den Grafen Burchard von Wied, in ſeinen beſonderen Schutz, ingleichen die Kirche zu Schwarzrheindorf, welche Arnold mit großen Gütern ausgeſtattet und wo er ſeine Ruheſtätte gefunden hatte. Wie tief aber der Verluſt des ergebenen Mannes den Kaiſer auch betrübte, bald drängten frohe Ausſichten wieder die Trauer zurück. Von Regensburg eilte er nach Würzburg, um ſeine Vermählung mit Beatrix von Burgund zu feiern.

Vermählung Friedrichs mit Beatrix von Burgund.

Beatrix war die Erbin der Grafschaft Hochburgund, mit welcher bedeutende Besitzungen und Gerechtsame in allen burgundischen Ländern verbunden waren. Sie entstammte dem Geschlechte Otto Wilhelms, wie Agnes von Poitiers, die Gemahlin Kaiser Heinrichs III., und dieses Geschlecht stand mit den ersten Häusern des Abendlandes vielfach in verwandtschaftlichen Beziehungen. Vor Kurzem war ihr Oheim und harter Bedränger, der Graf Wilhelm von Mâcon, gestorben; Beatrix verfügte jetzt frei über ihre Hand, und an glänzenden Freiern konnte es ihr nicht fehlen. Sie alle stellte der Kaiser in Schatten, als dessen Brautwerber besonders der Erzbischof von Besançon eingetreten zu sein scheint; auch Stephan, der Sohn des Grafen Wilhelm von Mâcon, scheint die Werbung des Kaisers unterstützt zu haben*). Freudig verlobte sich die Burgunderin dem Manne, welcher die erste Krone des Abendlands trug und die höchste Gewalt in so ritterlicher Weise repräsentirte.

Beatrix war jung und schön. Ein italienischer Zeitgenosse hat von ihrer Persönlichkeit ein sehr vortheilhaftes Bild entworfen. Sie war, sagt er, von mittlerer Größe, der ganze Körperbau zierlich, das Haar glänzend wie Gold, die Gesichtsbildung anmuthig, der Mund klein, die Zähne weiß und gut gestellt, die Augen hell und freundlich, ihre Mienen gewinnend; sie trug sich aufrecht, war bescheiden in ihrem Benehmen, züchtig in Reden und wohlunterrichtet in den Wissenschaften. Ein anderer Italiener stellt Beatrix an Schönheit über Venus, an Geist über Minerva, an Reichthum über Juno; nur der Jungfrau Maria stehe sie nach und räume ihr gern den Vorrang ein. Auch ohne ihren Reichthum mußte sie nach dieser Schilderung als ein begehrenswerthes Weib erscheinen.

Der Kaiser, der bald nach seiner Scheidung an eine zweite Ehe gedacht hatte, da er den lebhaftesten Wunsch Nachkommenschaft zu gewinnen hegte, der aber seine Absicht, eine griechische Fürstin auf den deutschen Thron zu erheben, bei dem Zaudern Kaiser Manuels endlich aufgegeben hatte, konnte kaum eine bessere Wahl treffen. Sein Vetter

*) Stephan erhielt einige Abtretungen aus der Erbschaft Rainalds und führte den Titel eines Grafen von Burgund fort.

Friedrich von Schwaben, über deſſen große ſchwäbiſche und fränkiſche Beſitzungen und Lehen er als Vormund noch gebot, ging den Jahren der Mannbarkeit entgegen, und des Kaiſers eigene Hausmacht war unerheblich; ſo mußte die ſehr ſtattliche Mitgift, welche ihm Beatrix in dem burgundiſchen Reiche zubrachte, für ihn von Wichtigkeit ſein; ein Heer von 5000 Rittern ſoll er durch dieſe Mitgift gewonnen haben. Auch für ſeine Abſichten auf Italien war es von unberechenbarer Bedeutung, daß er einen feſteren Stützpunkt am Fuße der Weſtalpen erhielt, als alle früheren Kaiſer hier gehabt hatten.

Von mehreren Biſchöfen und Fürſten des Kaiſers wurde Beatrix nach Deutſchland geleitet; aus ihrer Heimath folgten ihr auf der Brautfahrt der Erzbiſchof Humbert von Beſançon und ihr Vetter Graf Stephan. Am Samſtag den 9. Juni wurde ſie zu Worms gekrönt, und es iſt bemerkenswerth, daß ihr gleich nach dieſer Krönung nicht nur der königliche, ſondern gegen die Sitte auch der kaiſerliche Titel von der Kanzlei ertheilt wurde. Am folgenden Tage wurde dann zu Würzburg feſtlich die Hochzeit begangen. Eine große Anzahl deutſcher Fürſten verherrlichten die Feier. Von den nächſten Verwandten des Kaiſers waren ſein Bruder Konrad, ſein Vetter der junge Herzog von Schwaben, ſein Schwager Herzog Matthäus von Lothringen, auch Hermann von Stahleck und der Graf Gebhard von Sulzbach zugegen; dann der alte Welf, Heinrich der Löwe, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Pfalzgraf Otto. Unter den geiſtlichen Fürſten werden die Erzbiſchöfe Wichmann von Magdeburg und Hillin von Trier, die Biſchöfe von Bamberg, Freiſing, Würzburg, Eichſtädt, Straßburg, Baſel, Worms und Lüttich als anweſend genannt. Heinrich Jaſomirgott fehlte, und auch von den Zähringern ſcheint Keiner der Hochzeit beigewohnt zu haben. Herzog Berthold konnte nicht freundliche Miene zu einer Ehe machen, die ihn zum guten Theile um ſeine Anſprüche auf die hochburgundiſche Erbſchaft brachte; denn von dem Vertrage, den er vier Jahre zuvor mit Friedrich geſchloſſen, konnte jetzt kaum mehr ernſtlich die Rede ſein. Ueberdies lag es in der Natur der Dinge, daß die Stellung, welche der Kaiſer durch ſeine Ehe in Burgund gewann, überall dort den Zähringer zurückdrängen mußte.

Auch eine Anzahl fremder Herren nahmen an den Hochzeitsfeſten Theil. So Geſandte Heinrichs II. von England, welche dem Kaiſer prächtige Geſchenke ihres Königs überbrachten. Von italieniſchen Großen

waren der Markgraf Wilhelm von Montferrat und Graf Guido von Biandrate erſchienen, wie die Biſchöfe Ardicio von Como und Gerhard von Bergamo. Mitten in den Hochzeitsjubel miſchten ſich die Klagen der Lombarden über die traurigen Kämpfe, unter welchen ihre Heimath litt.

Noch während der Kaiſer jenſeits der Alpen geweſen war, hatte ſich ein erbitterter Kampf zwiſchen Brescia und Bergamo entſponnen. Kaiſerlichen Friedensgeboten zum Trotz hatte Brescia denſelben fortgeſetzt und endlich nach einem Siege Bergamo einen demüthigenden Frieden aufgezwungen (März 1156). Obwohl Bergamo hatte verſprechen müſſen, daß es den kaiſerlichen Schutz nicht in Anſpruch nehmen würde, kamen Beſchwerden der Stadt doch bald an Friedrich. Jetzt wurden ſie von Neuem erhoben und zugleich von Como, Lodi und Pavia die alten Klagen über Mailands Gewaltthätigkeiten. Sie alle verlangten vom Kaiſer Hülfe, aber Friedrich hielt es für gerathener, noch einmal den Verſuch zu machen, Mailand zur Nachgiebigkeit gütlich zu bewegen. Er beſchloß Geſandte nach der Stadt zu ſchicken, welche die Forderung an ſie ſtellen ſollten, daß ſie vom Kriege abſtänden und die Bewohner von Como und Lodi ihre Städte herſtellen ließen; weigerte ſich Mailand dieſe Bedingungen zu erfüllen, ſo ſolle es den Zorn des Kaiſers zu empfinden haben.

Um ſo mehr mochte Friedrich wünſchen einem Kampfe mit Mailand auszuweichen, als ihn die Angelegenheiten Apuliens damals lebhafter beſchäftigten, als zu jener Zeit, wo er an den Grenzen des Landes geſtanden hatte. Denn inzwiſchen war Kunde eingelaufen, daß die Macht des Siciliers auf dem Feſtlande ſo gut wie völlig gebrochen war. Mit griechiſchem Gold und griechiſchen Truppen hatte ſich Robert von Baſſavilla der ganzen Küſte Apuliens bemächtigt, die neue Burg bei Bari mit Hülfe der Bürger zerſtört, dann mit einer griechiſchen Flotte Brindiſi genommen, wo nur die Burg vertheidigt wurde. Zu derſelben Zeit war Robert von Capua wieder in den Beſitz ſeines alten Fürſtenthums bis nach Neapel und Salerno hin gelangt, Richard von Aquila war Herr in Sueſſa und Tiano, Andreas von Rupecanina in der Grafſchaft Alife geworden. In Apulien und Campanien hielten außer der Burg von Brindiſi nur noch Neapel, Amalfi, Salerno, Troja, Melfi und einige kleinere Feſten zum Könige. Die Aufſtändigen in Campanien luden alsbald den Papſt ein, zu ihnen zu kommen und ihre

Huldigung anzunehmen. Im Anfange des Oktober 1155 hatte ſich der Papſt nach S. Germano begeben, wo ihm die Herren Campaniens den Lehnseid leiſteten; dann war er nach Benevent gegangen und auch hier hatten alle Barone der Umgegend ihn als ihren Lehnsherrn anerkannt. Zugleich ſuchte der griechiſche Kaiſer die Bundesgenoſſenſchaft des Papſtes; gegen die Abtretung dreier apuliſcher Seeſtädte verſprach er ihm Geld, Mannſchaft und Flotte gegen den Sicilier. Der Papſt wies dieſe Anerbietungen zurück und mußte es thun, wenn er ſeinen Vertrag mit Friedrich nicht brechen wollte. Ueberdies hatte er für den Augenblick wenig von dem Sicilier zu fürchten. Der junge König lag vom September bis zum Schluß des Jahres ſchwer krank danieder; Manche ſagten, er ſei in Irrſein verfallen, Andere wollten wiſſen, daß er bereits verſtorben und ſein Tod nur verheimlicht werde. Auch in Sicilien brach ein Aufſtand aus, und der Hof war ſelbſt in Palermo nicht ſicher.

Aber im Anfange des Jahres 1156 gewannen die Dinge plötzlich eine andere Geſtalt. Der König genas von ſeiner Krankheit, in drei Monaten gelang es ihm die Ordnung auf der Inſel herzuſtellen, und er konnte nun ſeine Blicke wieder auf das Feſtland richten. Vor Allem ſuchte er jetzt den Papſt zu gewinnen; er bat um die Losſprechung vom Bann, verſprach den Lehnseid zu leiſten, alles der römiſchen Kirche Entzogene zurückzugeben und ihr drei Burgen zu überlaſſen, die gleiche Summe zu zahlen, die Kaiſer Manuel angeboten hatte, überdies dem Papſte die Bürgerſchaft Roms, ſei es mit Waffengewalt ſei es durch Gold, wieder zu unterwerfen. Der Papſt ſchien nicht abgeneigt auf dieſe Anerbietungen einzugehen, aber der größere Theil der Cardinäle war nicht für dieſelben zu gewinnen, da ſie auf eine ſchnelle Unterſtützung Friedrichs rechneten und nicht mit Unrecht fürchteten, daß ein Bund der römiſchen Kirche mit dem Sicilier den Bruch mit dem deutſchen Hofe herbeiführen würde.

Inzwiſchen hatte ſich König Wilhelm gegen die Griechen gerüſtet. Im Mai 1156 kam er nach Apulien und begann Brindiſi zu Land und zur See zu belagern; dreißig griechiſche Galeeren fielen in ſeine Hand, auch zu Lande erlitten die Griechen bedeutende Verluſte; am 28. Mai mußte ſich die Stadt ihm ergeben. Bald darauf fiel auch Bari, wo Wilhelm ein furchtbares Rachewerk übte, indem er die Stadt zur Sühne für die zerſtörte Burg dem Erdboden gleich machen ließ.

Die Griechen waren in Apulien in wenigen Wochen vernichtet, und auch die campaniſchen Aufſtändigen konnten ſich nun nicht mehr halten. Robert von Baſſavilla, Andreas von Rupecanina und Andere flüchteten zum Papſt nach Benevent; auch Richard von Capua wollte das Weite ſuchen, wurde aber beim Uebergang über den Garigliano von Richard von Aquila gefangen genommen und dem Sicilier ausgeliefert. Durch dieſen Verrath gewann Richard von Aquila die Gunſt des Königs wieder; der unglückliche Fürſt von Capua wurde geblendet und in Palermo eingekerkert, wo er bald nachher ſein mühſeliges Leben beſchloß.

Von dieſem plötzlichen Umſchwung der Dinge hatte man in Deutſchland noch keine Kunde; man wußte nicht anders, als daß die Griechen ganz Apulien in ihrer Gewalt hätten. So ſehr Friedrich die Normannenherrſchaft haßte, wollte er doch nimmermehr die Griechen im Abendlande feſten Fuß faſſen laſſen. Er war entſchloſſen ſie aus Apulien zu verjagen, wozu ihn ohnehin der Vertrag mit dem Papſte verpflichtete. Die Fürſten werden einem apuliſchen Zuge ſo wenig wie früher, geneigt geweſen ſein, aber ſie mußten doch ihre Hilfe dem Kaiſer eidlich geloben; für welche Zeit der Auszug angeſetzt war, wird nicht berichtet.

Eben damals war Abt Wibald von Conſtantinopel zurückgekehrt, und es hatten ihn griechiſche Geſandte nach Deutſchland begleitet. Ihre Aufträge gingen dahin, wegen der Vermählung Friedrichs mit der ihm beſtimmten griechiſchen Fürſtin feſte Vereinbarungen zu treffen und zugleich einen deutſchen Kriegszug gegen Ungarn zu bewirken. Denn Kaiſer Manuel hatte nicht lange zuvor dem Prätendenten Boris ein Heer gegen Ungarn geſtellt; dieſes Heer war aber vollſtändig geſchlagen und Boris ſelbſt nach ſeiner Niederlage von einem Kumanen in ſeinem Gefolge getödtet worden; die Deutſchen ſollten nun die griechiſche Niederlage rächen helfen. Aber Friedrich war zu ſolcher Dienſtleiſtung jetzt am wenigſten geneigt, wo er im hohen Grade über den Mißbrauch zürnte, welchen die Griechen mit ſeinen Briefen in Apulien gemacht hatten und ihre Beſetzung dieſes Landes als die ſchwerſte Beeinträchtigung des Reiches empfand. Die Stimmung des Kaiſers kannten die Geſandten und waren deshalb, ſeinen Zorn fürchtend, in Salzburg zurückgeblieben. In der That berieth der Kaiſer lange mit den Fürſten, ob er dieſe Griechen nicht als Verräther be-

ſtrafen oder ſchimpflich ohne Empfang zurückſchicken ſolle; endlich gewann aber doch die Meinung die Oberhand, daß ihnen eine Audienz zu gewähren ſei. So wurden ſie nach Nürnberg beſchieden, wo der Kaiſer in der nächſten Zeit einen Hoftag zu halten gedachte.

Noch in Würzburg ſelbſt gewann Friedrich für ſeine italieniſche Unternehmung einen überaus wichtigen Bundesgenoſſen. Zu der Feſtverſammlung war auch der Böhmenherzog Wladiſlaw mit ſeinem Bruder Dietbold erſchienen; in ihrem Gefolge befanden ſich der Biſchof Daniel von Prag und der Propſt Gervaſius von Wiſſegrad, die vertrauten Räthe des Herzogs. Mit ihnen trat der Kaiſer in geheime Verhandlungen; er verſprach, wenn ihn Böhmen mit aller ſeiner Macht in Italien unterſtütze, dem Herzog das königliche Diadem zu ertheilen und ihm die Burg Bautzen, welche von Böhmen — wir wiſſen nicht wann*), — wieder abgekommen war, zurückzugeben. Da der Herzog eidlich die Hülfe gelobte, wurde ein für die Geſchicke Deutſchlands und Böhmens höchſt folgenreicher Bund geſchloſſen.

Es waren nicht ſorgloſe, aber doch glückliche Tage geweſen, in denen der Kaiſer ſeine zweite Gemahlin gewann. Denn ſo unbefriedigend ſeine erſte Ehe war, einen um ſo reicheren Segen hatte er der zweiten zu danken. Beatrix war eben ſo verſtändig, wie reich und ſchön. Sie liebte ihren Gemahl von ganzer Seele und fürchtete ihn als ihren Herrn. Sein Glück war das ihre. Man hat von ihr geſagt: indem ſie Beatrix d. h. die Beglückende genannt werde, ſei ſie ſelbſt in Wahrheit die Beglückte geweſen. Sie hat dem Kaiſer in ſeinen Kämpfen treulich zur Seite geſtanden und ihn in den Staatsgeſchäften nach Kräften unterſtützt, aber ohne je einen ſchädlichen Einfluß auf die Regierung des Reichs zu üben. Sie ſtarb vor dem Kaiſer nach faſt dreißigjähriger Ehe und hinterließ ihm eine zahlreiche blühende Nachkommenſchaft. Die Burgunderin iſt die Gemahlin, die Mutter und Großmutter aller jener gewaltigen Staufer geweſen, die ſich ein unvergängliches Andenken gewonnen haben.

Von Würzburg begab ſich der Kaiſer im Juli nach Nürnberg.

---

*) Bautzen war nach dem Tode Heinrichs von Groitſch im Jahre 1136 an Böhmen gekommen; vielleicht hatte es dann Herzog Wladiſlaw an Konrad III. als Entgelt für die Belehnung oder den 1142 geleiſteten Beiſtand abtreten müſſen. Vergl. Bd. IV. S. 111. 205. 206.

Hier empfing er die griechischen Gesandten, die eine bessere Aufnahme fanden, als sie erwartet hatten. Inzwischen mußten Nachrichten von der wieder erstarkten Macht des Siciliers eingelaufen sein, und es schien im Interesse Friedrichs, mit Constantinopel nicht völlig zu brechen. Der nächste Zweck der Gesandtschaft war freilich verfehlt. Der Kaiser war bereits mit der Burgunderin vermählt, und den Kriegszug gegen Ungarn lehnte er unter dem Vorwande ab, daß er in der bezeichneten Frist — schon im September sollte Ungarn angegriffen werden — ein Heer nicht aufbieten könne. Als er die griechischen Gesandten entließ, schickte er mit ihnen seinen Kaplan Stephan nach Constantinopel; es lag ihm daran, sich von den Absichten des griechischen Hofes genaue Kenntniß zu verschaffen, mit dem ihn trotz alter Zerwürfnisse noch immer die gleiche Feindschaft gegen Sicilien verband.

Zu Nürnberg erschien vor dem Kaiser auch eine Gesandtschaft aus Köln. Man war dort über den Nachfolger Erzbischof Arnolds nicht einig geworden. Die Domherren hatten dem Propst von S. Georg Friedrich, dem Sohne des Grafen Adolf von Berg und Hovele, — demselben Manne, dem einst schon das Bisthum Utrecht bestimmt gewesen war*), — ihre Stimmen zugewendet, während die Klostergeistlichkeit und ein Theil des Weltklerus sich für den Bonner Propst Gerhard erklärt hatten. Beide Parteien wandten sich jetzt an den Kaiser, um über die zwiespältige Wahl zu entscheiden. Drei Tage wurde vor ihm die Sache verhandelt, ohne daß eine Entscheidung getroffen wurde. Nach dem Beschluß der Fürsten vertagte endlich der Kaiser die Angelegenheit auf einen Reichstag, den er an Mariä Geburt (8. September) zu Regensburg halten wollte, um dort die wichtigste Angelegenheit des Reichs, die Auseinandersetzung zwischen Baiern und Oesterreich, zum Abschluß zu bringen.

Das Herzogthum Oesterreich.

Nachdem der Kaiser im August seine heimatlichen Gegenden, Schwaben und den Elsaß, besucht hatte**), begab er sich um die Mitte

*) Vergl. Bd. IV. S. 347. 348. 353.

**) Friedrich hielt damals einen Hoftag zu Ulm. Am 17. August war er in Kolmar.

des September nach Regensburg, wo ihn die verſammelten Fürſten ſchon einige Tage erwartet hatten. Sie waren in ſtattlicher Zahl erſchienen; unter ihnen der Patriarch Peregrin von Aquileja, Erzbiſchof Eberhard von Salzburg, die Biſchöfe Otto von Freiſing und ſein Bruder Konrad von Paſſau, Eberhard von Bamberg, Hartmann von Brixen, Hartwich von Regensburg und Albert von Trient, Herzog Welf, des Kaiſers Bruder Konrad, die Herzoge Heinrich von Sachſen, Heinrich von Käruthen, Friedrich von Schwaben, Wladiſlaw von Böhmen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Markgraf Engelbert von Iſtrien, Markgraf Dietbold von Cham*), Pfalzgraf Hermann bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit ſeinem Bruder Friedrich. Die Verſammlung war würdig der wichtigen Geſchäfte, die in ihrer Mitte erledigt werden ſollten.

Der Babenberger Heinrich Jaſomirgott war nicht in Regensburg; er hatte ſein Lager zwei deutſche Meilen öſtlich vor der Stadt auf den Barbinger Wieſen aufgeſchlagen. Er wollte nicht zu dem Kaiſer kommen, vielmehr ſollte dieſer ihn in ſeinem Lager aufſuchen. In der That begab ſich Friedrich bald nach ſeiner Ankunft in Regensburg, begleitet von allen Fürſten und Herren, in das Lager ſeines Oheims, und hier wurde der bereits vereinbarte Vertrag zwiſchen den beiden Heinrichen zum Vollzug gebracht. Der Babenberger gab das Herzogthum Baiern mit ſieben Fahnen, wie er es einſt erhalten, dem Kaiſer zurück. Heinrich der Löwe empfing dann vom Kaiſer das Herzogthum mit den ſieben Fahnen, gab aber die Mark Oeſterreich und die Lehen, welche ſeit Alters die Markgrafen vom bairiſchen Herzogthum trugen, mit zwei Fahnen zurück. Aus der Mark wurde darauf nach dem Beſchluſſe der Fürſten — Herzog Wladiſlaw von Böhmen hatte zuerſt geurtheilt und alle Anderen ſich ihm angeſchloſſen — ein neues Herzogthum gebildet, und dieſes verlieh der Kaiſer mit den zwei Fahnen nicht allein ſeinem Oheim Heinrich Jaſomirgott, ſondern auch zugleich deſſen Gemahlin, der griechiſchen Theodora.

Um den Beſtand des neuen Herzogthums für alle Folge zu ſichern,

---

*) Dieſer Dietbold war der jüngſte Sohn Dietbolds I. von Vohburg; er erſcheint als Markgraf auf dem Nordgau neben ſeinem Bruder Berthold von Vohburg und wird gewöhnlich als Markgraf von Cham bezeichnet. Vergl. Bd. IV. S. 217. 218.

stellte der Kaiser noch an demselben Tage zu Regensburg eine Urkunde über die Belehnung aus, in welcher überdies bestimmt wurde, daß das Herzogthum nach Erbrecht nicht nur an die Söhne, sondern auch an die Töchter Heinrichs und Theodoras übergehen solle, und daß, wenn Beide keine Kinder hinterließen, sie das Herzogthum beanspruchen könnten, für wen sie wollten; weiter wurde verbrieft, daß Niemand ohne des Herzogs Erlaubniß im Bezirk des Herzogthums Gericht halten dürfe und der Herzog zu keinen anderen Diensten dem Reiche verpflichtet sei, als zu den Tagfahrten des Kaisers in Baiern auf Mahnung zu erscheinen und zu solchen Kriegen auszuziehen, welche der Kaiser gegen die Oesterreich benachbarten Reiche und Länder unternehmen würde. Die Urkunde, welche nicht mehr im Original, sondern nur in Copieen erhalten ist, wurde am 17. September 1156 zu Regensburg ausgestellt; das Original ist wohl absichtlich vernichtet, als man auf Grund desselben eine andere Urkunde fälschte, welche noch viel weiter gehende Rechte dem neuen Herzogthume zugestand. Noch an demselben Tage stellte der Kaiser auf Antrag Heinrichs Jasomirgott den Johannitern eine Bestätigungsurkunde für ihre Besitzungen in Oesterreich aus; in derselben findet sich Heinrich bereits als Herzog von Oesterreich bezeichnet.

So gelangte Heinrich der Löwe zu dem bairischen Herzogthum; ohne Frage für ihn ein großer persönlicher Gewinn, aber er machte ihn unter Bedingungen, die für das Herzogthum selbst die größten Verluste in sich schlossen. Bis dahin hatte Oesterreich noch immer in einer gewissen Abhängigkeit von Baiern gestanden; die Markgrafen waren zuletzt gradezu Vasallen des Baiernherzogs gewesen. Dieses Abhängigkeitsverhältniß wurde jetzt völlig gelöst. Wie Baiern durch die Trennung Kärnthens und der kärnthenschen Marken schon früher von Italien abgeschnitten war, so wurde durch das neue Herzogthum auch Ungarn seinen Einwirkungen entzogen und alle unmittelbaren Verbindungen mit dem Auslande — denn Böhmen konnte nicht als Ausland gelten — ihm genommen. Es ist dies für die ganze weitere Geschichte Baierns um so wichtiger geworden, als die Trennung von seiner Ostmark, obwohl sich zweimal die Möglichkeit einer Aufhebung zeigte, doch durch alle Jahrhunderte fortgedauert hat.

Wie schwer sich Heinrich Jasomirgott zur Aufgabe Baierns entschlossen hatte, er gewann dafür einen Preis, der nicht hoch genug

anzuſchlagen iſt. Sein neues Herzogthum wurde mit verbrieften Rechten ausgeſtattet, wie ſie bis dahin in der Geſchichte des Reichs geradezu unerhört waren. Nicht allein, daß Oeſterreich von allen Verpflichtungen gegen die bairiſchen Herzoge gelöſt wurde, auch ſeine dem Reiche zu leiſtenden Dienſte wurden auf ein ſehr beſcheidenes Maß beſchränkt: von den koſtſpieligen Fahrten zu Hofe in weite Fernen wurde der Herzog entbunden und zu keinen anderen Kriegsleiſtungen verpflichtet, als in ſeiner unmittelbaren Nähe, wo er ohnehin ſeine Waffen nicht ruhen laſſen konnte. Indem nach dem Privilegium in ſeinem ganzen Gebiet keine Gerichtsbarkeit mehr geübt werden konnte, als von ihm ſelbſt oder mit ſeiner Genehmigung, gewann er überdies in Bezug auf alle rechtlichen Verhältniſſe die auffälligſte Sonderſtellung im Reiche. Und dieſe außerordentliche Macht wurde nicht nur dem Herzog perſönlich, ſondern zugleich ſeiner Gemahlin verliehen; ſie ſollte überdies nach Erbrecht auf ihre Kinder übergehen, nicht die Söhne allein, ſondern auch die Töchter, und wenn die erſten Empfänger ohne Erben ſtürben, auf diejenigen, dem ſie das Herzogthum beſtimmen würden. Es iſt das erſte Mal, daß ein Reichslehen in Deutſchland einer Frau übertragen wird, das erſte urkundliche Zeugniß für eine Geſammtbelehnung, vor Allem das älteſte Beiſpiel einer Verbriefung weiblicher Erbfolge in einem deutſchen Fürſtenthum. Dem Kaiſer blieb Nichts als die Form der Belehnung; die Beſetzung des neuen Herzogthums war ihm für unberechenbare Zeiten entzogen. Nur die ungewöhnlichen Umſtände, welche zur Begründung dieſes Herzogthums führten, können die exorbitanten dem neuen Herzog gemachten Zugeſtändniſſe erklären. Wenn man ſagen kann, daß Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär in ihren Marken ſchon früher eine landesherrliche Stellung gewonnen hatten*), ſo läßt ſich dies mit noch viel größerem Recht von Heinrich Jaſomirgott und der bairiſchen Oſtmark behaupten. Die Marken begannen ſich in gewiſſem Sinne ſchon damals vom Reiche zu löſen.

Des Kaiſers Vorgänger hatte in der Vereinigung Baierns und Schwabens in eine Hand eine ſo große Gefahr für Krone und Reich geſehen, daß er lieber ſich in einen bedenklichen inneren Krieg ſtürzte, als eine ſolche Verbindung zugeſtand**). Auch Friedrich konnte nicht

*) Vergl. Bd. IV. S. 310.
**) Vergl. Bd. IV. S. 177.

entgehen, daß das Regensburger Abkommen für seine eigene Stellung gefahrvoll war. War auch Baierns Macht geschwächt worden, sie vermehrte doch noch um ein Bedeutendes die schon übergroße Gewalt Heinrichs des Löwen. Ueberdies war vorauszusehen, daß die großen an Oesterreich gemachten Zugeständnisse den Neid der anderen Fürsten unaufhörlich anstacheln und zu weiteren Concessionen treiben würden. So wenig sich Friedrich hierüber getäuscht haben wird, war er des erreichten Resultates doch von ganzem Herzen froh: er hatte den verderblichen Streit zwischen seinen nächsten Verwandten ohne Blutvergießen beigelegt und Verpflichtungen erfüllt, die ihn schon lange bedrückten. Wenn er gewählt worden war, um den Streit zwischen dem staufenschen und welfischen Hause auszutragen, so hatte er diese Aufgabe jetzt nach ihrem ganzen Umfange gelöst. Sehr erwünscht war es ihm, daß auch der Kölner Wahlstreit jetzt in Regensburg zum Austrag kam. Beide Parteien hatten abermals Gesandte geschickt, aber die Entscheidung fiel auf Friedrich von Hovele, weil er besonders von den Domherren gewählt war. Der Kaiser ertheilte ihm die Investitur mit den Regalien und sandte ihn alsdann nach Italien, um die Weihe vom Papst zu erhalten.

Am Tage nach dem Abschluß des Vertrags zwischen den beiden Heinrichen, ließ der Kaiser einen Landfrieden bis Pfingsten über das Jahr von den bairischen Großen beschwören. Er hatte die Beruhigung Baierns erreicht, an welcher er ein Jahr lang gearbeitet hatte, und damit waren seine Bemühungen um den Landfrieden in den deutschen Ländern zu einem gewissen Abschluß gediehen. Auch Baiern gewann jetzt die Ruhe, welche schon in allen anderen Theilen des Reichs gesichert schien. „Von diesem Tage an", sagt Otto von Freising, „erfreut sich das ganze Reich diesseits der Alpen eines so herrlichen Friedens, daß Friedrich nicht allein Kaiser und Augustus, sondern auch Vater des Vaterlandes mit Recht genannt wird".

Friedensedict und Kriegsgedanken.

Ohne Angabe des Jahres und Tages, ist ein merkwürdiges Edict Friedrichs erhalten, in dessen Eingang er ausspricht, wie er nach Erlangung der Kaiserkrone als seine Pflicht betrachte darüber zu wachen,

daß alle göttlichen und menschlichen Rechte in Kraft erhalten und besonders die Kirchen und der Klerus gegen jede Gewaltthat geschützt werden. Indem er Jedem sein Recht bewahrt wissen will, befiehlt er den lange ersehnten und früher überall als Nothwendigkeit erkannten Frieden in allen Theilen seines Reichs aufrecht zu halten und verkündet eine Reihe von Strafbestimmungen gegen die Friedbrecher.

Es ist nicht ohne Interesse, die einzelnen Bestimmungen aufzuführen; sie dienen zur Charakteristik der Absichten des Kaisers, wie zur Signatur seiner Zeit. Nach dem Edict soll Jeder, der während eines aufgerichteten Landfriedens einen anderen erschlägt, mit dem Tode bestraft werden, wer einen anderen verwundet, die Hand verlieren; seine bewegliche Habe soll eingezogen und unter das Volk vertheilt werden; sein Eigengut erhalten die Erben unter der Bedingung, daß sie dem Friedbrecher keinen Nutzen davon zukommen lassen; sollten sie es dennoch thun, so hat der Graf das Gut zu confisciren, empfängt es aber dann vom König als Lehen. Wer einen anderen gefangen nimmt und thätlich mißhandelt, ihm Bart oder Haupthaar ausrauft, hat dem Mißhandelten eine Buße von 10 Pfunden, dem Richter ein Strafgeld von 20 Pfunden zu zahlen; für Schmähreden erhalten der Beleidigte und der Richter 10 Pfunde; werden die Strafgelder weder von dem Friedbrecher noch dessen Erben erlegt, so hat der Graf das als Unterpfand dienende Gut zu confisciren und empfängt es dann vom König als Lehen. Wenn ein Kleriker einen Friedbrecher in seinem Hause aufnimmt, muß er dem Grafen 20 Pfunde zahlen und für seine Schuld nach den kanonischen Bestimmungen seinem Bischof Genugthuung leisten; im Fall des Ungehorsams geht er nicht nur seines Amts und seines Beneficiums verlustig, sondern wird auch selbst als Friedbrecher behandelt. Wenn der Richter einen Friedbrecher auf Landschrei bis zur Burg eines Herrn verfolgt, hat ihn der Burgherr auszuliefern; wenn jener sich nicht dem Gericht stellen will, muß der Herr, wenn der Friedbrecher in der Burg wohnhaft ist, dessen ganze bewegliche Habe ausliefern und ihn nie mehr aufzunehmen versprechen; ist der Friedbrecher dort nicht wohnhaft, so hat er ihn aus der Burg zu entfernen. Wenn zwei über ein Lehen in Fehde liegen, und der eine führt den Lehnsherrn vor, welcher die Belehnung anerkannt, soll er das Lehen behalten, wofern er durch zwei glaubhafte Zeugen darthun kann, daß er ohne Gewalt zu demselben gelangt ist; wird er aber der Gewalt

überführt, so hat er dem Richter das doppelte Strafgeld zu zahlen und verliert das Lehen, wenn er es nicht durch richterlichen Spruch erstreitet. Wenn verschiedene Personen wegen eines Lehens fehden und verschiedene Lehnsherren vorführen, soll der Richter durch zwei glaubwürdige und ortskundige Männer erkunden, wer ohne Gewalt in den Besitz des Lehens gelangt ist, und diesem das Lehen verbleiben, so lange es ihm nicht durch richterlichen Spruch entzogen wird. Wenn ein Landmann einen Ritter wegen Friedensbruchs anklagt, hat der Ritter die Nothwehr mit eigener Hand zu beschwören, den Reinigungseid hat er mit vier Eideshelfern zu leisten. Wenn ein Ritter einen Landmann wegen Friedensbruchs verklagt, muß dieser die Nothwehr mit eigener Hand beschwören; seine Unschuld darzuthun bleibt ihm die Wahl zwischen Gottesgericht und Richterspruch, auch kann er sich durch sechs glaubwürdige, vom Richter erwählte Zeugen reinigen. Wenn ein Ritter gegen einen anderen wegen Friedensbruchs oder einer anderen Capitalsache einen Zweikampf bestehen will, hat er darzuthun, daß er und seine Eltern in Wahrheit dem Ritterstande angehören.

Ferner bestimmt das Edict, daß in jedem Jahre nach Mariä Geburt, jeder Graf mit sieben Männern guten Leumundes aus seiner Grafschaft nach dem Ertrage der Erndte den Getreidepreis feststellen soll; wer dann innerhalb des Jahres das Getreide theurer verkauft, soll wie ein Friedbrecher bestraft und so vielmal 20 Pfunde dem Grafen zahlen, als er den Scheffel höher verkauft hat*). Wenn ein Landmann Rüstung, Lanze und Schwert trägt, hat ihm der Richter, in dessen Bezirk er betroffen wird, entweder die Waffen abzunehmen oder 20 Schillinge von ihm zu fordern. Der das Land durchziehende Kaufmann soll sein Schwert an den Sattel binden oder auf den Wagen legen, damit er nicht einen Unschuldigen verletze, sich aber gegen Räuber vertheidigen könne. Niemand darf Netze, Schlingen oder Fallen auf anderes Wild stellen, als Bären, Eber und Wölfe. Zum Grafengericht soll Niemand in Waffen erscheinen, es sei denn auf Aufforderung des Grafen selbst. Räuber werden nach dem herkömmlichen Rechte bestraft. Wer eine Vogtei oder ein anderes Lehnsamt schlecht verwaltet und deshalb verliert, soll wie ein Friedbrecher bestraft werden, wenn er das

*) Diese merkwürdige Bestimmung ist wohl dadurch veranlaßt worden, daß in jener Zeit öfters Mißwachs, namentlich in Schwaben, eingetreten war.

verlorene Amt mit Gewalt wiedergewinnen will. Wer 5 Schillinge oder eine Sache gleichen Werthes ſtiehlt, wird gehängt; wer einen geringeren Betrag entwendet, ſoll mit Ruthen und Scheeren geſtäupt und gezwickt werden. Wenn Miniſterialen eines Herrn unter ſich fehden, ſoll der Graf oder Richter, in deſſen Bezirk es geſchieht, ſie nach dem Rechte verfolgen. Wer durch das Land zieht, kann zur Fütterung ſeines Pferdes ſoviel Getreide nehmen, als er von der Straße aus mit den Armen einſpannen kann. Jeder darf auch an Gras und Waldlaub ohne Verwüſtung nehmen, was er zu ſeiner Bequemlichkeit oder Nothdurft gebraucht.

Beſtimmungen über ſehr verſchiedenartige Vergehen werden in dieſem Edict zuſammengefaßt, die nur in dem Bruch des Landfriedens und der möglichen Gefährdung deſſelben eine Verbindung haben. Die Strafen, mit denen die Vergehen bedroht ſind, erſcheinen hart, doch die meiſten derſelben entſprachen nachweisiich älteren Landfriedensſatzungen. Man wird aber das Edict deshalb nicht in eine Linie ſtellen können mit den zahlreichen Friedensordnungen, wie ſie in den einzelnen deutſchen Ländern ſeit einem Jahrhundert und darüber aufgerichtet waren, wie ſie auch Friedrich ſelbſt theils früher theils ſpäter veranlaßt hat. Denn grade die wichtigſten Beſtimmungen dieſer provinciellen Landfrieden: über die Dauer deſſelben, über die Friedenszeiten des Jahres und der Woche, über die umfriedeten Orte und Perſonen u. ſ. w. fehlen ganz dem Edict. Vielmehr ſetzt daſſelbe den Beſtand ſolcher Friedensordnungen überall voraus und nimmt ſie in den Schutz des Reichs, indem es gleiche Strafen über die Friedbrecher in allen Theilen deſſelben verhängt. Es iſt nicht ohne Bedeutung, daß damit der Kaiſer wieder die Wahrung des inneren Friedens, die ſo lange hauptſächlich den lokalen Gewalten überlaſſen war, als ſeine eigenſte Aufgabe erfaßt und zu ihrer dauernden Löſung den Weg des geſchriebenen Geſetzes einſchlägt. In der That bezeichnet das Edict den Anfang einer neuen Epoche in der Reichsgeſetzgebung, die ſeit der Karolingiſchen Zeit ſo ſehr verkümmert war. Wie in allen Dingen, glaubte Friedrich auch in dieſen ſeinen Friedensbeſtrebungen in die Fußſtapfen Karls des Großen zu treten, führte er doch alle Landfriedensordnungen auf jenen Kaiſer zurück, den man ſich längſt als den Urheber alles Rechts anzuſehen gewöhnt hatte.

Friedrich legte auf ſeine Friedensarbeiten und die Wirkungen

derſelben den höchſten Werth; er giebt ſich ſelbſt den Beinamen: Pacificus (Friedeſpender) und preiſt die Zeiten ſeines Regiments wegen der Fülle des Friedens glücklich*). Auch darf man den Erfolg ſeiner Friedensordnungen nicht unterſchätzen; namentlich muß er in Baiern ſehr fühlbar geweſen ſein. Otto von Freiſing nennt den Kaiſer den Friedenſpender und rühmt, wie er nach finſterer, regneriſcher Nacht die Friſche eines heiteren Morgens der Welt zurückgegeben, indem er „Jedem das Seine“ wahrend, den ſüßen Frieden hergeſtellt habe; er bezeichnet die nächſtfolgende Zeit als die glückliche Friedensepoche gegenüber der früheren Fehdezeit, und in bairiſchen Annalen wird zum Jahre 1157 bemerkt: „Fülle des Friedens.“ Aber es unterliegt doch keinem Zweifel, daß es auch damals nicht an Gewaltthätigkeiten im Reiche fehlte. Gegen Ende des Jahres 1156 klagte Wibald, daß die Beſitzungen von Korvei vom Grafen von Teklenburg verwüſtet ſeien und der Stadtgraf Dietrich von Hörter, welcher noch vor Kurzem dem Kaiſer in Italien treffliche Dienſte erwieſen hatte, als er im Kloſter das ihm verliehene Vogteigericht übte, auf der Kirchenmauer von Widukind von Schwalenberg erſchlagen ſei. Der Kaiſer übergab das Gericht über Letzteren Heinrich dem Löwen, der Gnade für Recht walten ließ, doch mußte Widukind in das Exil über den Rhein gehen und verſprechen nur mit Erlaubniß des Herzogs zurückzukehren; überdies mußte er Korvei und den Kindern des Erſchlagenen Entſchädigung leiſten und die Burg Deſenberg, die er von Heinrich zu Lehen trug, dieſem zurückgeben. In den niederrheiniſchen Gegenden müſſen die Frevel gegen den Landfrieden noch zahlreicher geweſen ſein, denn der Kaiſer war alsbald veranlaßt hier ſelbſt einzuſchreiten.

Von Regensburg hatte ſich der Kaiſer im September 1156 nach den burgundiſchen Ländern begeben; er ſah dieſe Länder zum erſten Mal als Gemahl der Beatrix und nahm von dem reichen Erbe derſelben Beſitz. Wahrſcheinlich traf er auch damals mit Berthold von Zähringen das Abkommen, durch welches der früher mit dieſem über

*) Friedrich legt ſich den Beinamen Pacificus in einem Schreiben an König Heinrich II. von England vom 6. Mai 1157 bei, ebenſo in einem nicht viel ſpäter erlaſſenen Schreiben an Ludwig VII. von Frankreich, in welchem ſich auch die Worte finden: Divina clementia ex pacis abundantia feliciter regnandi felicia nobis concessit tempora. Man ſah Pacificus wohl auch als Ueberſetzung von Friedrich an.

die Erbschaft Rainalds geschlossene Vertrag beseitigt wurde. Berthold empfing durch die Vogtei und die Regalien der Bisthümer Lausanne, Genf und Sitten eine Entschädigung, freilich nur dürftiger Art, für die auf jenem Vertrage beruhenden Ansprüche. Nachdem Friedrich seine Angelegenheiten in Burgund „glänzend", wie er selbst an Wibald schrieb, geordnet hatte, kehrte er nach den fränkischen Gegenden zurück, um das Weihnachtsfest in Speier zu feiern. Noch vor dem Fest hielt er einen Hoftag zu Würzburg, den unter vielen anderen Fürsten auch der aus Italien zurückgekehrte Erzbischof Friedrich von Köln besuchte.

In den ersten Tagen des Jahres 1157 verweilte der König zu Trier, wo er neue Streitigkeiten, die zwischen dem Erzbischof und dem Grafen Heinrich von Namur entstanden waren, zu Gunsten des Ersteren schlichtete. Alsdann begab er sich nach Ulm, um einen dorthin auf den 2. Februar berufenen Reichstag abzuhalten. Wir wissen, daß der Tag von schwäbischen und bairischen Herren zahlreich besucht war und der Kaiser sie beschieden hatte, „um die Wohlthat des Friedens zu sichern." Wir sind aber über die Verhandlungen und ihre Ergebnisse nicht näher unterrichtet; vielleicht ist damals das oben erwähnte Friedensedict erlassen. Des Kaisers Absicht war von Ulm unmittelbar an den Niederrhein zu gehen, um sein volles Ansehen auch hier zur Geltung zu bringen. „Wir wollen," schrieb er an Wibald, „den Hochmuth derer, die ihre Hände gegen unsere durchlauchtigste kaiserliche Macht zu erheben sich erdreisten, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln so züchtigen, daß ihre Söhne und Enkel, durch das Beispiel der Väter gewarnt, die Widersetzlichkeit gegen das Reich verlernen und begreifen sollen, daß sie sich dessen Geboten in schuldigem Gehorsam und Ehrfurcht zu fügen haben."

Der Zug an den Niederrhein verzögerte sich, da mitten in die Friedensbestrebungen des Kaisers sich Kriegssorgen drängten. Aus Italien waren üble Nachrichten eingelaufen. Der Papst hatte sich dem Kriegsglück des Siciliers beugen müssen und hatte es kaum mit Widerstreben gethan. Im Juni 1156 war ein Vertrag zwischen ihm und König Wilhelm vereinbart worden, der im Wesentlichen die alten Verhältnisse des sicilischen Reichs zur römischen Curie wiederherstellte. Bei Benevent hatte der Papst darauf Wilhelm vom Banne gelöst, ihn mit Sicilien, Apulien und dem Fürstenthum Capua belehnt und von ihm den Lehnseid empfangen; nur so viel hatte der Papst für seine

bisherigen Bundesgenossen erreichen können, daß Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina freien Abzug gewährt wurde; Beide begaben sich erst nach der Lombardei und dann zu Friedrich. Der Papst ging nach Abschluß des Friedens zunächst nach Orvieto, welches er erst vor Kurzem der römischen Kirche wiedergewonnen hatte. Im November zog er, nachdem er mit Senat und Bürgerschaft einen uns nicht näher bekannten Vertrag geschlossen hatte, feierlich in Rom ein. Unstreitig hatte er dem Sicilier zu danken, wenn er wieder im Lateran residiren konnte, aber er konnte sich zugleich nicht verhehlen, daß er durch den Gang der Dinge in eine ähnliche Abhängigkeit von Wilhelm gerathen war, wie einst Innocenz II. von König Roger, und daß alle späteren Bestrebungen der Päpste, das sicilische Joch abzuschütteln, vereitelt waren.

Kaiser Friedrich war über den jähen Wechsel der päpstlichen Politik sehr erbittert. Er warf dem Papst den Bruch des bestehenden Vertrags vor, und obwohl der Wortlaut desselben nicht verletzt war, hatte das Verfahren des Papstes doch unfehlbar alle die Bedingungen geändert, auf denen jener Vertrag beruhte; freilich konnte zur Entschuldigung des Papstes geltend gemacht werden, daß Friedrich selbst, indem er den Kampf gegen Rom und Sicilien im Jahre 1155 aufgegeben hatte, den Papst in Fährlichkeiten versetzte, denen sich derselbe kaum in anderer Weise zu entziehen vermochte. Wie tief Friedrich aber auch den völligen Umschwung der römischen Politik empfand, es war ihm unmöglich gemacht, jetzt tiefer in die Verhältnisse Unteritaliens einzugreifen. Ein Zug dorthin wäre nicht so sehr gegen die Griechen, wie gegen den König von Sicilien gerichtet gewesen, und zwar nicht mehr gegen den Gebannten des Papstes, sondern gegen den Vasallen desselben, bei der Lage der Dinge ein geradezu sinnloses Unternehmen. So beschloß der Kaiser den Fürsten den bereits beschworenen Zug nach Apulien zu erlassen.

Um so dringender wurde der Krieg gegen Mailand, welches nicht abließ die Waffen gegen die kaisertreuen Städte zu führen und seine Herrschaft in der Lombardei auszudehnen. Seine kriegerische Lust stachelte besonders ein ausgezeichneter fremder Architekt, Guintelmus mit Namen, der durch seine Thätigkeit und Kunst das Unmögliche möglich zu machen schien, ein Mann, der allmählich ein fast dictatorisches Ansehen in der Stadt gewann.

Dem Kaiser zum Trotz hatten die Mailänder Tortona weit schöner und fester hergestellt, als es zuvor gewesen war. Mit der alten Tyrannei verfuhren sie gegen die unglücklichen Bürger von Lodi und Como; sie wußten sie niederzuhalten, indem sie alle Festen in der Umgegend besetzten. Im Mai 1156 zerstörten sie mit Maschinen, welche ihnen Guintelmus hergestellt hatte, die starke Feste Stabblo, nachdem sie schon vorher das nahe Chlasso genommen hatten. Im August rückten sie dann in das Thal von Lugano ein, wo sie etwa zwanzig Castelle brachen. Ununterbrochen stand Mailand zugleich gegen Pavia, welches mit Novara verbündet war, im Kampfe. Schon im Winter 1155 hatten sie eine neue Brücke über den Ticino bei Bernate gebaut; über dieselbe drangen sie, unterstützt von Brescia, im Juni 1156 in das Gebiet von Novara ein. Cerano wurde genommen, obwohl die Heere von Pavia und Novara in der Nähe lagen, dann Sozzago, Mosezzo, Fara, Torre di Momo; Novara verlor mehr als die Hälfte seines Gebiets. Im August 1156 fielen dann wohl die Paveser in das Mailändische ein, aber sie erlitten bei Vidigulfo im Süden von Mailand eine schwere Niederlage und mußten sich zurückziehen. Im November baute Meister Guintelmus darauf eine zweite Brücke über den Ticino zwischen Abiate Grasso und Cassolo, unterhalb der ersteren, ein Werk, welches durch seine Festigkeit und Schönheit die allgemeine Bewunderung erregte; die neue Brücke sollte vor Allem Angriffe auf Pavia selbst ermöglichen.

Die Mailänder hatten, unbelästigt von Cremona, die erwähnten Unternehmungen ausführen können, weil Cremona nach einer Niederlage einen längeren Waffenstillstand hatte abschließen müssen. Noch während der Dauer desselben hatten die Mailänder am 19. Juli 1156 mit Piacenza ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß auf zehn Jahre geschlossen, welches von allen Bürgern beider Städte beschworen werden mußte. Der Form nach war in demselben die Treue gegen Kaiser Friedrich und seine Nachfolger vorbehalten, nichtsdestoweniger richtete er sich gegen dessen treueste Bundesgenossen, Pavia und Cremona, und machte es Cremona auch nach Ablauf des Waffenstillstandes unmöglich Pavia zu unterstützen, da Piacenza ihm jeden Durchzug durch sein Gebiet mit bewaffneter Hand verwehren konnte.

Die Vorstellungen, durch welche der Kaiser die Mailänder im vorigen Jahre zur Einstellung der Feindseligkeiten hatte bewegen wollen,

waren ohne allen Erfolg gewesen. Wenn die Mailänder auch die kaiserlichen Gesandten ehrenvoll aufgenommen und ihr Verfahren damit zu rechtfertigen gesucht hatten, daß sie nicht sowohl die Angreifer, als die Angegriffenen gewesen seien, so lenkten sie doch keinen Augenblick von dem eingeschlagenen Wege ab. Mit jedem Tage wuchs ihr Selbstvertrauen und ihre Kampflust; mit der Unterwerfung der Lombardei waren sie im besten Zuge, und die Freunde des Kaisers dort bedurften der Aussicht auf nahe Hülfe, wenn sie nicht verzweifelnd die Waffen niederlegen sollten. Indem der Kaiser die Ausdehnung des neuen italienischen Zugs bis nach Apulien aufgab, faßte er den Krieg gegen Mailand nur um so fester in das Auge.

Zum 24. März 1157 wurde ein Reichstag nach Fulda berufen, wo der Kaiser mit den Fürsten über den italienischen Krieg Rath halten wollte. Schon zu Würzburg, wo der Kaiser in der Mitte des März eintraf, war eine große Zahl von Fürsten um ihn; so wird auch der Reichstag stattlich beschickt worden sein. Die Fürsten werden es nicht ungern gehört haben, daß der Kaiser den Zug nach dem fernen Apulien ihnen erließ, und nur um so williger ihre Zustimmnng zu dem Kriege gegen Mailand gegeben haben. Nach ihrem Beschluß wurde zu Fulda der Zug angekündigt und von den Anwesenden ihre Unterstützung dem Kaiser eidlich gelobt; acht Tage nach Pfingsten 1158 sollte das Heer aufbrechen, zu dessen Sammelplatz Ulm bestimmt war. Kaiserliche Schreiben benachrichtigten die abwesenden Fürsten von dem gefaßten Beschluß und forderten sie zur Theilnahme am Zuge auf. „Da der Hochmuth der Mailänder", schrieb der Kaiser an Bischof Otto von Freising, „sich schon lange gegen das römische Reich erhoben hat und jetzt mit Gewalt ganz Italien zu verwirren und seiner Herrschaft zu unterwerfen sucht, wollen wir, auf daß solche Keckheit zu unserer Zeit nicht ungestraft bleibe und das ruchlose Volk nicht unsre Macht an sich reiße oder beschimpfe, mannhaft dem Schicksale entgegentreten und zur Vernichtung der Mailänder die ganze Kraft unsres Reichs aufbieten."

Gleich nach dem Fuldaer Reichstage kehrte der Kaiser nach dem rheinischen Franken zurück. Das Osterfest (31. März) feierte er in Worms, wo fast alle Fürsten des Reichs um ihn versammelt waren; auch hier wurde der Zug gegen Mailand beschworen. Lombardische Gesandte hatten sich eingestellt — es waren unter Anderen Consuln

von Pavia, Novara, Como und Cremona — und baten um Hülfe; ſie erhielten ſichere Ausſicht auf Beiſtand. Der Kaiſer ſoll ihnen eine Fahne mitgegeben haben, damit ſie ſich um dieſelbe ſchaarten, und das kaiſerliche Banner Mailand mit Schrecken erfülle. Am 4. April ſtellte der Kaiſer zu Worms der Stadt Cremona eine Urkunde aus, in welcher er Jedermann unterſagte in dem Lande zwiſchen der Adda und dem Oglio eine neue Burg zum Schaden der Stadt und ihres Bisthums zu bauen. Erſt nachdem Friedrich ſo alle Vorkehrungen zum Kriege gegen Mailand getroffen hatte, begab er ſich an den Niederrhein. Am 15. April war er in Köln, am 6. Mai in Aachen, am 3. Juni in Nymwegen. Ob dort noch Jemand ſeine Hand gegen die kaiſerliche Macht zu erheben wagte, wiſſen wir nicht; geſchah es, ſo wird er verſpürt haben, daß die Zeiten Konrads III. nicht mehr waren.

Kaiſer Friedrich und Otto von Freiſing.

Der gewaltige Umſchwung der Dinge im deutſchen Reiche machte ſich allen Orten fühlbar. Das wachſende Anſehen des Kaiſerthums empfand Jedermann, aber Niemand tiefer, als der Kaiſer ſelbſt. Sein von Natur ſtarkes Selbſtgefühl wuchs mit ſeinen Erfolgen, und weil ihm Schweres gelang, glaubte er Alles ſeiner Kraft zutrauen zu dürfen. Gern ließ er ſich die Geſchichten der alten Kaiſer vorleſen; denn er liebte es ſich mit ihnen, namentlich mit Karl dem Großen, in Vergleich zu ſtellen. Obwohl er erſt in den Anfängen ſeines Regiments ſtand, ergriff er doch die nächſte ſich darbietende Gelegenheit, um auch ſeine Thaten verherrlichen zu laſſen; er lieferte ſogar ſelbſt den Stoff zu einer auf dieſes Ziel gerichteten Arbeit.

Friedrich wußte von dem großen weltgeſchichtlichen Werke, welches ſein Oheim Biſchof Otto von Freiſing vor mehr als zehn Jahren abgefaßt hatte und wünſchte es zu beſitzen. Obwohl Otto wegen mancher Stellen, welche die Stellung des Reichs zur Kirche betrafen, das Buch nicht gern in die Hand des Kaiſers gab, mußte er doch dem Wunſche deſſelben ſich fügen; er ſuchte jene bedenklichen Stellen mit den traurigen Zuſtänden zu entſchuldigen, in denen er verbitterten Herzens geſchrieben, erbot ſich aber zugleich die glücklichen inzwiſchen eingetretenen Zeiten, die man dem Kaiſer danke, darzuſtellen, keinen anderen Lohn dafür beanſpruchend, als daß der Kaiſer ſich der Freiſinger Kirche in

ihren Bedrängniſſen annehmen wolle. Bald nach Oſtern 1157 empfing Friedrich das Buch, wie er ſelbſt ſagt, mit der lebhafteſten Freude*), und mit nicht geringerer Freude nahm er das Anerbieten ſeines Oheims an, ſeine eigene Geſchichte zu ſchreiben. Er beeilte ſich für ihn die wichtigſten Punkte aus ſeinen erſten fünf Regierungsjahren aufzeichnen zu laſſen, namentlich die Vorgänge auf der Romfahrt, welche Otto nicht begleitet hatte. Wir beſitzen noch dieſe in der kaiſerlichen Kanzlei gemachten Aufzeichnungen, ein hiſtoriſches Denkmal vom höchſten Werth.

Es war ein Glück für Friedrich, daß er gerade Otto als Herold ſeiner Thaten fand. Nicht allein, daß der Freiſinger Biſchof an ſchriftſtelleriſchem Talent in Deutſchland Wenige ſeines Gleichen hatte, daß er alle Verhältniſſe des Reichs und Hofes durchſchaute, ſeinen kaiſerlichen Neffen unbedingt ergeben war: vor Allem konnte in Niemandes Munde das Lob des neuen Regenten unbefangener erſcheinen, als in dem eines Halbbruders Konrads III., eines rechten Bruders Heinrichs Jaſomirgott. In der That hat Friedrich ſeinen glänzenden Nachruhm zum nicht geringen Theil ſeinem Oheim zu danken.

Biſchof Otto machte ſich mit Eifer an das Werk; in wenig mehr als Jahresfriſt vollendete er zwei Bücher deſſelben, von denen das erſte Friedrichs Leben vor ſeiner Königswahl, das zweite das erſte Quinquennium ſeiner Regierung darſtellt und mit dem Regensburger Reichstag im September 1156 ſchließt. Die Fortſetzung des Werks hatte er in Ausſicht genommen, aber ein früher Tod hat ihn daran verhindert. Er faßte ſein Werk in Jahren ab, wo die Verhältniſſe des Reichs ſo eben die glücklichſte Wendung genommen hatten, wo auf die Tage des Weinens, wie er ſelbſt ſagt, die Tage des Lachens, auf die Fehdezeit die Friedenszeit gefolgt war; er führte dieſe Wendung auf den Fürſten zurück, deſſen Tugenden ihm gleichſam von Gott ſelbſt inſpirirt ſchienen, dem wunderbarer Weiſe in allen Fährlichkeiten noch immer das Glück zur Seite geſtanden hatte. Ottos erregbarer Geiſt war eben ſo leicht gehoben, wie bedrückt, und in der gehobenſten Stimmung ging er an dieſe ſeine Arbeit, wie ſich auf jeder Seite des

*) Von der Chronik Ottos iſt ſpäter in der kaiſerlichen Kanzlei amtlicher Gebrauch gemacht worden. In einer Urkunde Friedrichs vom 6. Auguſt 1167 werden aus dem ſechsten Buche längere Stellen angeführt; das Werk wird dort als „Kaiſerannalen“ bezeichnet.

Werkes kundgiebt. So tief die Schatten in ſeiner Chronik, in ſeinem Leben Friedrichs iſt Nichts als Licht und Glanz. Es iſt ſehr fraglich, ob er zehn Jahre ſpäter die Dinge noch in gleich heller Beleuchtung geſehen hätte.

Man wird Ottos Buch über Friedrich nicht in allen Beziehungen loben können. Man begegnet läſtigen Abſchweifungen, zahlreichen Irrthümern und Flüchtigkeitsfehlern, und noch ſchlimmer iſt, daß Otto mit höfiſchen Rückſichten ſchreibt. Sein Buch iſt zunächſt für den Kaiſer beſtimmt; er erzählt nur das, was dem Kaiſer genehm iſt, und erzählt es ſo, wie es vor deſſen Auge Gnade finden ſollte. Man wird ihn nicht gefliſſentlicher Entſtellung von Thatſachen zeihen können, aber wir erkennen die Lücken, die er abſichtlich in ſeiner Darſtellung läßt, und wir bemerken nicht minder die Zurückhaltung des freien Urtheils. Aber bei allen Mängeln wird das Buch immer von Neuem die Leſer feſſeln; denn es iſt voll Leben und Friſche, eine Epoche lebendigen Aufſchwungs in unſerer nationalen Geſchichte und die Perſönlichkeit eines unſerer hervorragendſten Fürſten iſt in ihm mit genauer Kenntniß des Thatſächlichen und zugleich mit der ganzen Wärme unmittelbarer Anſchauung und perſönlicher Theilnahme geſchildert. Wie ſchmerzlich vermißt man doch Ottos Werk für die weitere Geſchichte Friedrichs, obwohl es in dem Freiſinger Domherrn Ragewin einen nicht ungeſchickten Fortſetzer fand.

Ragewin, der Otto früher als Notar und Kaplan gedient hatte und der ihm auch bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten als Schreiber hülfreich geweſen war, übernahm nach dem Wunſche ſeines Meiſters und des Kaiſers die Fortführung des Werks. Er war ein ſchulgerecht gebildeter Mann und fleißiger Sammler, aber er beſaß weder für die kriegeriſchen Vorgänge noch für die politiſchen Ereigniſſe, über welche er zu berichten hatte, ein tieferes Verſtändniß. Vortreffliches Material wurde ihm aus der kaiſerlichen Kanzlei geliefert und iſt uns durch ſeine Arbeit erhalten worden, doch verräth die unſichere Verwerthung dieſes Materials und die ängſtliche Anlehnung an den Ausdruck älterer Hiſtoriker noch mehr, als ſeine eigenen Geſtändniſſe, daß er ſich der ihm ungewohnten Aufgabe nicht ganz gewachſen fühlte. Bei der Vergleichung ſeiner Fortſetzung mit Ottos Werk kann man nicht vergeſſen, daß zwiſchen Meiſter und Geſelle immer ein Unterſchied obwaltet.

4.

Steigender Einfluß des deutſchen Reichs auf das Abendland.

Die Verhältniſſe im Wendenlande, Polen und Dänemark.

Mit der Herſtellung der inneren Ordnung wuchs das Anſehen des Reichs auch nach außen. Selbſt da, wo der Kaiſer nicht unmittelbar einſchreiten konnte und wollte, trat dies zu Tage, namentlich im Wendenlande an der Oſtſee, wo Heinrich der Löwe wie ein freier Herr zu ſchalten gewohnt war. Willig dienten ihm die ſonſt zur Empörung geneigten Häuptlinge des Volks, und ſelbſt als er, um ſeine durch den italieniſchen Zug geleerten Säckel zu füllen, den Tribut der Wenden auf faſt unerſchwingliche Höhe ſteigerte, fanden ſeine Steuereinnehmer kaum einen Widerſtand.

Aber ſo unbeſtritten hier Heinrichs Herrſchaft war, für die Herſtellung der Bisthümer war doch noch wenig geſchehen, und die chriſtliche Kirche ſtand im Lande der Wagrier und Abodriten noch im Gewande einer Bettlerin da. Selbſt Biſchof Gerold lebte trotz ſeiner nahen Beziehungen zum Herzog in der äußerſten Noth. Als er im Anfange des Jahres 1156 nach Wagrien ging, um den heiligen Dreikönigstag an ſeinem Biſchofsſitze Oldenburg zu feiern, fand er dort nur Ruinen; auf einem Schneehaufen mußte er das Hochamt halten. Aber freundliche Aufnahme bereitete ihm und ſeinen Begleitern der in der Nähe wohnende Pribiſlaw, der einſt eine fürſtliche Stellung unter den Wagriern bekleidet, längſt aber niedergelegt hatte*). Auch von dem Theſſemar, einem mächtigen und angeſehenen Mann unter den Wenden, wurden die deutſchen Prieſter zu Gaſt geladen. Auf dem Wege zu ihm kamen ſie an einen Hain, das Hauptheiligthum des Götzen Prove, und Gerold glaubte die Gelegenheit nicht unbenutzt laſſen zu ſollen, dieſe Stätte des Aberglaubens zu zerſtören. Es geſchah, ohne daß ſich Jemand an Gerold und ſeinen Genoſſen zu vergreifen wagte. Auch gewährte ihnen Theſſemar deshalb keine minder gute Aufnahme. Aber die Freuden, die ihnen ihr Wirth bereitete, wurden durch die Qualen der gefeſſelten Chriſten vergällt, die ſie in deſſen

*) Vergl. Bd. IV. S. 297.

Hauſe ſahen; es waren gefangene Dänen, welche der Wende von ſeinen Raubzügen heimgebracht hatte. Alles erinnerte ſie daran, daß ſie in einem Lande waren, wo wohl der deutſche Name gefürchtet war, aber das chriſtliche Bekenntniß nicht in Ehren ſtand.

Am nächſten Sonntag ging Gerold nach Lübeck, wo ſich eine große Menge wendiſchen Volks zuſammenfand. Bewegliche Worte richtete er hier an die Wenden, um ſie zur Taufe zu vermögen. Aber ſie machten keinen Eindruck, und den Grund dafür gab Pribiſlaw an, der als Sprecher ſeines Volkes auftrat. Er klagte dem Biſchof, daß die Wagrier dem Herzog und den Grafen von Holſtein ſo unerſchwingliche Abgaben zahlen müßten, daß ſie nicht daran denken könnten Kirchen zu bauen und die Taufe zu nehmen, ſondern nur ſännen, wie ſie durch Flucht ihren Leiden ein Ziel zu ſetzen vermöchten; aber auf jenſeits der Trave erwarte ſie daſſelbe Elend; nur das Meer ſtände ihnen offen, und es ſei ihnen nicht als Schuld anzurechnen, wenn ſie dort ihren Unterhalt ſuchten, indem ſie die Schiffe der Dänen und Kaufleute überfielen. Gerold erwiederte, daß die Wenden ſo ſchwere Bedrückungen nur erführen, weil ſie noch immer Heiden ſeien, die Sachſen und die anderen chriſtlichen Völker lebten ruhig und in geſetzlich geregelten Verhältniſſen. Darauf erklärte Pribiſlaw: „Wenn der Herzog und du willſt, daß wir mit euch denſelben Glauben haben, ſo gebet uns Sachſenrecht an unſrem Boden und deſſen Ertrag; gern wollen wir dann Chriſten werden, Kirchen bauen und Zehnten zahlen.“

Der Biſchof traf bald darauf mit dem Herzog zu Artlenburg zuſammen, wo dieſer einen Landtag hielt. Auch die wendiſchen Häuptlinge waren zu demſelben erſchienen, und auf Antrieb des Biſchofs forderte ſie der Herzog auf, daß ſie die Taufe nehmen und ſich zu dem *einen* Gotte, der Himmel und Erde erſchaffen, bekehren ſollten. Aber der Abodritenfürſt Niklot, der, obwohl Heide, ein gefügiger Dienſtmann des Herzogs war*), brach in die Worte aus: „Der Gott im Himmel ſei dein Gott; du ſollſt unſer Gott ſein, und du biſt uns genug. Verehre du jenen Gott, wir wollen dich verehren.“ Der Herzog verwies dem Abodriten die läſterliche Rede, aber er drang nicht weiter auf die Taufe der Häuptlinge.

Indeſſen wurde Gerold nicht müde in den Herzog zu dringen, daß

*) Vergl. Bd. IV. S. 300. 302. 303.

er endlich für die Ausſtattung des Bisthums Sorge trage; er drohte mit der Niederlegung ſeines Amts, wenn ihm nicht ſein Unterhalt angewieſen werde. Da ließ der Herzog den Grafen Adolf von Holſtein kommen und fragte ihn nach den 300 Hufen, die früher für das Bisthum Oldenburg beſtimmt waren. Der Graf ſah ein, daß er die Dotation nicht länger zurückhalten könne; er beſtimmte deshalb für den Biſchof Eutin und einige andere Ortſchaften mit einer bequem gelegenen Bauſtelle am Markt in Oldenburg. Er verlangte, Gerold ſollte nun ſelbſt nach Wagrien kommen und die ihm zugewieſenen Beſitzungen abſchätzen laſſen; was an den beſtimmten 300 Hufen fehle, wolle er zulegen. Gerold ging nach Wagrien, aber er fand, daß die ihm überantworteten Güter kaum das Maß von 100 Hufen hatten. Der Graf ließ ſie darauf vermeſſen, jedoch mit kurzem, nicht dem landesüblichen Maß und rechnete Sümpfe und Wald dem Ackerland gleich. Alle Beſchwerden, welche der Biſchof deshalb vor den Herzog brachte, waren vergeblich; er mußte ſich begnügen mit dem, was der Graf ihm gegeben hatte.

Wie wenig Gerolds Anſprüche befriedigt waren, er hatte endlich doch einen Sitz in ſeinem Bisthum gefunden, und damit war zugleich ein neuer Mittelpunkt für die Miſſion im Wendenlande gewonnen worden. Mit Eifer machte er ſich ſogleich an die Arbeit, um den Beſtand ſeines Bisthums zu ſichern. In Eutin legte er Burg und Markt an und baute ſich ein Wohnhaus. Das Auguſtinerſtift in Högersdorf, das einzige in ſeinem Sprengel, verlegte er mit Einwilligung des Herzogs trotz des Widerſtrebens der Brüder wieder nach dem nahen Segeberg; es lag ihm daran, an den hohen Feſten ſo einen zahlreicheren Klerus zur Hand zu haben. Auch die unmittelbare Verbindung des Bisthums mit Neumünſter ſuchte er herzuſtellen, aber Erzbiſchof Hartwich wollte dieſes nicht aufgeben und geſtand nur ſoviel zu, daß das Stift den Biſchof in der Miſſion unterſtützen ſolle.

Gerold berief alsbald den Prieſter Bruno, der einer der eifrigſten Jünger Vicelins geweſen war, aber nach deſſen Tode das Wendenland verlaſſen hatte, von Neumünſter und ſandte ihn nach Oldenburg. Wieder betrieb Bruno das Miſſionswerk mit dem alten Eifer, predigte den Wenden, fällte die heiligen Bäume und rottete das heidniſche Weſen aus. Da die Burg und die Stadt, welche einſt der Sitz des Bisthums geweſen war, verödet lag, beſtimmte er den Grafen dort eine

ſächſiſche Colonie anzulegen. So kam der Ort empor und erhielt nun auch wieder eine ſtattliche Kirche, welche mit Büchern, Glocken und allem anderen Bedarf reichlich ausgeſtattet wurde. Der Biſchof weihte in Gegenwart des Grafen und ſeiner Gemahlin Mathilde dieſe neue Kirche feierlich ein; es geſchah neunzig Jahre nach Zerſtörung der erſten. Der Graf befahl darauf den Wenden ihre Todten auf dem Kirchhofe zu beſtatten und an den Feſttagen die Kirche zu beſuchen, wo ihnen Bruno in wendiſcher Sprache abgefaßte Predigten vorlas. Zugleich verbot er ihnen den Reinigungseid bei ihren heiligen Bäumen, Quellen und Steinen zu leiſten, vielmehr mußte man die Angeklagten vor den Prieſter führen, um vor ihm die Probe des glühenden Eiſens oder der Pflugſchaar zu beſtehen. Auch litt es der Graf nicht mehr, daß die Wenden gefangene Dänen an das Kreuz ſchlugen.

Der glückliche Erfolg in Oldenburg ermuthigte den Biſchof und den Grafen auch an anderen Orten Aehnliches zu verſuchen. So ſandten ſie einen eifrigen Prieſter aus Neumünſter, Deilawin mit Namen, in das Räubernest an der Krempine (Kremper-Au bei Altenkrempe); er wohnte dort inmitten von Heiden und hatte harte Entbehrungen zu ertragen, aber auch ſeine Arbeit war nicht fruchtlos. Nach Lütkenborg und Ratikow ging der Biſchof mit dem Grafen und ſuchte dort geeignete Plätze zu Kirchenbauten. Zu derſelben Zeit baute der Graf auch die Burg Plön wieder auf und gründete bei derſelben Stadt und Markt. Ueberall unterſtützten ſich gegenſeitig der Biſchof und der Graf; mit einander kamen in Wagrien die deutſchen Prieſter und die deutſchen Coloniſten wieder in die Höhe. Die Wenden zogen ſich allmählich aus den größeren Ortſchaften zurück, an ihrer Stelle bauten Sachſen ſich an. Das Wagrierland hörte nach und nach auf Wendenland zu ſein und verſchmolz mit dem ſächſiſchen Holſtein.

Aehnliches geſchah um dieſelbe Zeit im Ratzeburgiſchen, dem alten Polaberlande, durch den Eifer des Grafen Heinrich und des Biſchofs Evermod*). Auch dort wuchs die Zahl der Kirchen, und die Wenden ließen in großer Zahl ſich taufen. Doch von dem Seeraub und den Beutezügen in das Dänenland waren ſie nicht abzubringen; eher ließen ſie den Glauben, als das Diebesgewerbe der Väter. In dem Gebiete Niklots im Abodritenlande beſtanden das Heidenthum und Wendenthum

*) Vergl. oben S. 81.

faſt noch ganz ungebrochen fort. Biſchof Berno war noch immer ohne Gemeinde und ohne Kirche; wir wiſſen nicht, wie und wo er ſein Leben friſtete. Heinrich der Löwe, deſſen Wort bei den Abodriten Alles galt, ließ ruhig bei ihnen, wenn ſie ihm nur die Steuern zahlten, das alte Unweſen beſtehen; auch um die Miſſion bei den Wagriern und Polabern, ſo ſehr ſie ſeiner Macht zu gut kamen, kümmerte er ſich wenig.

Kriegeriſche Unternehmungen lagen dem jungen Herzoge mehr am Herzen, als friedliche Eroberungen. Im Sommer des Jahrs 1156 führte er ein Heer gegen die Frieſen, wahrſcheinlich gegen die Rüſtringer, welche ſchon früher ſeinen Zorn gefühlt hatten*). Aber das Glück war in den frieſiſchen Marſchen nicht mit dem Herzog; ohne Ruhm und nicht ohne Gefahr mußte er den Rückzug antreten. Als er dann im Herbſte deſſelben Jahrs, nachdem er ſich in Regensburg das Herzogthum Baiern geſichert hatte, nach Sachſen zurückkehrte, warf er ſich in die aufs Neue entbrannten däniſchen Thronſtreitigkeiten.

Der von dem Kaiſer eingeſetzte Könlg Sven hatte ſich bald als ein unfähiger Regent gezeigt. Das Land war unabläſſig den Verwüſtungen der wendiſchen Seeräuber preisgegeben, und ſtatt ihnen mannhaft entgegenzutreten, begnügte ſich der König den Beiſtand der Sachſen durch große Geldſummen zu erkaufen; aber auch damit wußte er das Land nicht zu ſichern. Verächtlich in den Augen des Volks ob ſeiner Feigheit, verwickelte er ſich überdies in neue Streitigkeiten mit ſeinem alten Widerſacher Knud und dem jungen Waldemar, Knud Lawards Sohn. Der innere Krieg wüthete aufs Neue in Dänemark, und bald mußte Sven das Feld räumen. Er begab ſich zuerſt zum Grafen Adolf von Holſtein, dann zu ſeinem Schwiegervater, dem Markgrafen Konrad von Meißen (1154). Dieſer, dem Tode nahe und ganz mit geiſtlichen Gedanken beſchäftigt, konnte und wollte dem Vertriebenen nicht helfen, aber gewährte ihm Jahr und Tag Unterhalt an ſeinem Hofe. Indeſſen war Dänemark in der Gewalt Knuds und Waldemars. Endlich begab ſich Sven zu Heinrich dem Löwen und nahm deſſen Hülfe in Anſpruch; er verhieß, daß ſich, ſobald nur ein ſächſiſches Heer in Dänemark erſcheine, Alles ihm zufallen würde. Seine Bitten wurden von anderen ſächſiſchen Fürſten unterſtützt, beſonders von Erzbiſchof Hartwich, der neue Hoffnungen ſich die däniſchen Bisthümer zu unterwerfen an das

*) Vergl. oben S. 83.

Unternehmen knüpfen mochte; auch große Geldſummen, die Sven verſprach, machten auf den Herzog Eindruck.

Schnell brachte der Herzog ein zahlreiches Heer zuſammen. Im Spätjahr 1156 drang er mit demſelben durch das Danewirk, deſſen Wächter beſtochen waren, und belagerte Schleswig. Die Stadt mußte ſich ergeben und Heinrich eine erhebliche Contribution zahlen. Noch empfindlicher für ſie war, daß Sven eine im Hafen überwinternde Flotte ruſſiſcher Kreuzfahrer in Beſchlag nahm und mit dem Erlös der Ladung das Heer bezahlte; denn ſeitdem wurde der Hafen Schleswigs von den Fremden gemieden, und der blühende Handel der Stadt kam in Verfall. Unter Verwüſtungen drang das ſächſiſche Heer weiter vor, und bald ergab ſich ihm auch Ripen. Ohne Kampf gelangte es bis Somerſtäd im ſüdlichen Jütland, aber zugleich wurde es auch immer deutlicher, daß ſich unter den Dänen keine Hand für Sven erheben wollte. Schon verließ ihn ſelbſt der Muth, und er rieth zur Rückkehr. In großer Haſt, Geiſeln von Schleswig und Ripen mit ſich führend, kehrte das Heer nach Sachſen zurück. Alles ſah ſich in den Hoffnungen getäuſcht, die Sven erregt hatte.

Aber trotz ſeines Mißerfolges plante Sven alsbald ein neues Unternehmen, um zu ſeinem Reiche zu gelangen. Er wollte die gefürchteten Wenden zu Bundesgenoſſen gewinnen und begab ſich über Lübeck, wo ihm Graf Adolf Gaſtfreundſchaft erwies, zum Abodritenfürſt Niklot, der ihm Hülfe verſprach. Zugleich erging ein Befehl Heinrichs des Löwen an die Wagrier und Abodriten, den vertriebenen Dänenkönig zu unterſtützen. Nur mit wenigen Schiffen leiſtete Niklot dem Dänen Beiſtand, aber ſie ſchienen eine genügende Macht bei der entſetzlichen Furcht, welche auf der däniſchen Inſel vor den Wenden herrſchte, die kurz vorher noch Fühnen in der ſchonungsloſeſten Weiſe verwüſtet hatten. Sven landete zunächſt in Laaland, wo er einige Anhänger hatte und ohne Widerſtand Aufnahme fand; bald ergaben ſich ihm auch Fühnen und einige kleinere Inſeln. Inzwiſchen ſammelten Knud und Waldemar ein Heer, um Sven entgegenzutreten. Aber zum Kampfe kam es nicht. Unter Vermittelung des Biſchofs Elias von Ripen und mehreren Großen beider Parteien ſchloſſen die hadernden Herrſcher einen Frieden, in dem ſie Dänemark theilten. Waldemar erhielt Jütland, Knud Seeland, Sven Schonen; die kleineren Inſeln wurden nach ihrer Lage den einzelnen Theilen zugelegt.

Zum Glück Dänemarks haben die drei Königreiche, in die es der Friede zerriß, keinen Beſtand gewonnen; in wenigen Tagen war der Friede ſelbſt zerriſſen. Gleich nach dem Abkommen veranſtalteten Knud und Waldemar ein großes Gelage zu Roeskilde und luden zu demſelben auch Sven. Er erſchien, aber noch tobte in ſeinem Herzen der alte Haß gegen die Männer, die ihn vom Throne geſtoßen. Sobald er ſie ſicher ſah, ſann er auf ihr Verderben. Am anderen Tage des Gelages, als es dunkel wurde, ließ er ſie von gedungenen Schergen mit entblößten Schwertern überfallen. Knud fiel unter den Streichen derſelben, aber Waldemar wußte ihnen zu entgehen und ſuchte ſein Heil in nächtlicher Flucht (9. Auguſt 1157). Er entkam nach Jütland und rief hier Alles zu ſeinem Beiſtande auf. In kurzer Zeit hatte Waldemar ein anſehnliches Heer geſammelt, während Sven auf Seeland und den anderen Inſeln eine Kriegsmacht bildete und mit derſelben nach Jütland überſetzte. Waldemar trat ihm entgegen und auf der Gratheheide zwiſchen Wiborg und Randers kam es zur Schlacht. Der Sieg fiel Waldemar zu; das Heer ſeiner Gegner zerſtob, und Sven ſelbſt fand auf der Flucht den Tod (23. Oktober 1157).

Der einſt von Kaiſer Friedrich eingeſetzte, dann vom Sachſenherzog unterſtützte Dänenkönig war durch ſeine eigene Schuld untergegangen, und ſein Verderben war für Dänemark ein großer Gewinn, für die Deutſchen kein Verluſt. Waldemar, erſt 26 Jahre alt, wurde allgemein als König in den däniſchen Ländern anerkannt. Der innere Friede kehrte in das Reich zurück, und das geeinte Dänemark wußte nun auch den wendiſchen Seeräubern beſſer zu begegnen. Aber ſofort ſuchte auch Waldemar die Deutſchen für ſich zu gewinnen. Er ſchloß mit Adolf von Holſtein Freundſchaft, bemühte ſich um die Gunſt Herzog Heinrichs und verſprach die Belehnung wie ſeine Vorfahren vom Kaiſer nachzuſuchen. Es gelang Waldemar, das zerrüttete Dänemark neu zu kräftigen und den Grund zu einer nordiſchen Macht zu legen, welche dem von Parteien zerriſſenen Deutſchland ſpäter furchtbar werden ſollte, welche aber damals keine ernſtliche Gefahren dem Kaiſerreich drohte.

Während dieſer wichtigen Vorgänge im Norden war Herzog Heinrich im Dienſte des Kaiſers beſchäftigt. Dieſer war im Juni 1157 aus den rheiniſchen Gegenden nach Sachſen gekommen und hielt in der zweiten Hälfte des Monats zu Goslar Hof. Viele Große hatten ſich um ſeinen Thron verſammelt, unter ihnen waren außer dem Sachſenherzog auch

Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg und Markgraf Albrecht, dem kurz zuvor nicht geringes Glück widerfahren war.

Es iſt bekannt, wie im Jahre 1150 Albrecht Brandenburg als Erbe des Wendenfürſten Heinrich erhalten hatte*). Aber dieſe Erbſchaft war ihm bald wieder beſtritten worden. Ein Verwandter Heinrichs, der ſich auf Brandenburg Rechnung gemacht hatte, benutzte eine günſtige Gelegenheit, die Stadt in ſeine Gewalt zu bekommen. Sein Name war Jacze, und er wird als ein mächtiger Großer des polniſchen Reichs bezeichnet; wahrſcheinlich waren die damals noch zu Polen gehörigen Gebiete an der unteren Spree, ſpäter die Lande Teltow und Barnim genannt, in ſeiner Hand und die Burg Köpenik ſeine Reſidenz. Mit einem großen Heere rückte er vor Brandenburg, wo er zuvor Leute des Markgrafen beſtochen hatte. Bei Nacht wurden ihm die Thore geöffnet und ohne Widerſtand drang er in die Stadt; die Verräther nahm er zum Schein gefangen und ließ ſie nach Polen abführen. Seitdem dachte Albrecht unabläſſig an die Wiedereinnahme der Stadt, doch es verging längere Zeit, ehe er das Unternehmen angreifen konnte. Erſt im Frühjahr 1157 zog er im Bunde mit Erzbiſchof Wichmann und anderen ſächſiſchen Fürſten gegen Brandenburg. Die Stadt wurde tapfer vertheidigt, und viel Blut floß vor den Mauern derſelben; auch Werner von Veltheim, ein Schweſterſohn des Markgrafen, fand hier den Tod. Aber die Noth zwang endlich die Städter zur Unterwerfung. Am 11. Juni 1157 zog Albrecht wieder in Brandenburg ein, auf einer Anhöhe, wohl dem Marienberg, pflanzte er ſein ſiegreiches Banner auf und gab demüthig Gott die Ehre des Sieges. Seit dieſem Tage iſt Brandenburg in den Händen der Deutſchen geblieben, eine wichtige Erwerbung für die Germaniſirung der Gegenden an Havel und Spree, eine nicht minder wichtige für die Befeſtigung der chriſtlichen Kirche unter den Wenden. Die Markgrafen der ſächſiſchen Nordmark haben ſchon in der nächſten Zeit öfters in der Stadt reſidirt, und der Name: Mark Brandenburg wurde fortan Bezeichnung für ihr geſammtes Gebiet. Wenige Jahre nach der Eroberung verlegte auch der Biſchof von Brandenburg wieder den Sitz ſeines Bisthums von Leitzkau nach der Stadt, von welcher daſſelbe den Namen führte, obwohl es dort bisher faſt nie eine ſichere Stelle gehabt hatte.

*) Vergl. Bd. IV. S. 308.

Etwa zu derſelben Zeit, wo Albrecht Brandenburg dauernd gewann, ſcheint Erzbiſchof Wichmann auch das Land Jüterbock, wo noch heidniſches Weſen im Schwunge war, in Beſitz genommen zu haben; ſeitdem war der Erzbiſchof Herr in dieſem Lande, in welchem das Heidenthum bald ganz in Vergeſſenheit kam. Mit dem überelbiſchen Beſitzthum des Ascaniers mehrte ſich hier zugleich das Gebiet des Magdeburger Erzſtifts. Der ſächſiſche Stamm war wieder einmal in energiſchem Vordringen nach dem Oſten, und ſchon ging der Kaiſer ſelbſt mit einem Kriegszuge um, welcher weiterem Vordringen förderlich werden konnte.

Obwohl es wenig wahrſcheinlich iſt, daß der Polenherzog Boleſlaw, deſſen Schweſter Judith Otto, dem älteſten Sohne des Markgrafen Albrecht, vermählt war*), bei Jaczes Unternehmen unmittelbar betheiligt war, hat der Kampf um Brandenburg doch vielleicht dem Kaiſer den Anſtoß gegeben, der trotzigen Haltung, welche bisher Boleſlaw gegen das Reich eingenommen hatte, mit Ernſt zu begegnen. Schon waren mehr als zehn Jahre verfloſſen**), ſeit er König Konrad das Verſprechen gegeben hatte, ſeine Streitigkeiten mit ſeinem vertriebenen Bruder Wladiſlaw auszutragen; aber noch hatte er alle ſeine Verſprechungen unerfüllt gelaſſen. Wladiſlaw lebte mit ſeiner Gemahlin, der babenbergiſchen Agnes, einer Muhme des Kaiſers, im deutſchen Exil; beide, wie es ſcheint, mit dem Kaiſer im freundlichſten Vernehmen. Es war eine ſeiner erſten Sorgen geweſen, ihre dem Könige von Caſtilien verlobte Tochter mit ſtattlichem Geleite nach Spanien zu ſenden; Wladiſlaw hatte dann den Kaiſer auf der Romfahrt begleitet. Wiederholt hatte Friedrich ſeitdem den Polenherzog aufgefordert ſeinem Bruder gerecht zu werden, aber ohne Erfolg; überdies hatte Boleſlaw bisher ihm weder den Huldigungseid geleiſtet, noch den hergebrachten Tribut von 500 Mark gezahlt. Friedrich, in dem ſich die kriegeriſche Luſt wieder zu regen begann, hielt jetzt den Zeitpunkt für günſtig, gegen Polen die Waffen zu ergreifen, und ohne Frage bot er ſchon im Juni zu Goslar die ſächſiſchen Fürſten zu der Heerfahrt auf die er im Auguſt beginnen wollte.

Zunächſt begab ſich der Kaiſer von Goslar nach Bamberg, wo er im Anfange des Juli einen großen Hoftag hielt. Es wohnten dem-

*) Vergl. Bd. IV. S. 302.
**) Vergl. Bd. IV. S. 230.

ſelben bei die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Paſſau, Regensburg und Eichſtädt, der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oeſterreich, Herzog Welf, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und ſein Bruder Friedrich, Graf Berthold von Andechs, Graf Rapoto von Abenberg, Graf Konrad von Dachau, welcher den Titel eines Herzogs von Dalmatien führte, Markgraf Engelbert von Iſtrien, Graf Gebhard von Sulzbach und ſein Sohn Berengar, Burggraf Heinrich von Regensburg, Graf Ekbert von Pütten, dann der erklärte Polenherzog Wladiſlaw, wie Herzog Wladiſlaw von Böhmen und ſein Bruder Dietbold mit Biſchof Daniel von Prag, ihrem geheimen Rathe. Schon die Anweſenheit ſo vieler bairiſcher Herren weiſt darauf hin, daß manche bei den neuen Verhältniſſen ihres Landes noch ſtreitige Sachen hier erledigt wurden. Der Kaiſer ſcheint alle Anſprüche, welche die Babenberger erheben konnten, bereitwillig befriedigt zu haben; ſo wurde Konrad von Paſſau auch Mertingen an der Schmutter, welches er vor ſieben Jahren zur Befriedigung Welfs hatte abtreten müſſen*), jetzt zurückgegeben. Beſonders beſchäftigte aber doch den Kaiſer der polniſche Krieg, zu dem auch der Böhmenherzog ihm ſeinen Beiſtand verſprach.

Von Bamberg ging der Kaiſer nach Halle, wo ſich im Anfange des Auguſt das ſächſiſche Heer zu ſammeln begann. Die meiſten weltlichen Großen Sachſens und Thüringens ſtellten ſich zu der Fahne des Kaiſers, unter ihnen Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär und ſein Sohn Hermann, Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Dietrich von der Lauſitz und ſeine Brüder Heinrich und Dedo. Der Vater der Letzteren, Markgraf Konrad, war erſt vor Kurzem geſtorben (5. Februar 1157). Während einer Pilgerfahrt, die er nach Jeruſalem unternommen, hatte ſeine Gemahlin der Tod ereilt, und dieſer Verluſt hatte den alten Fürſten ſo gebeugt, daß er beſchloß ſich in das von ihm geſtiftete Kloſter auf dem Petersberge zurückzuziehen. Am 30. November 1156 verſammelte er dort ſeine Verwandten und Freunde, in ihrer Gegenwart übergab er ſeinem älteſten Sohne Otto die Mark Meißen, dem zweiten Dietrich die Mark Lauſitz, den jüngeren Heinrich, Dedo und Friedrich die Grafſchaften Wettin, Rochlitz und Brena; er ſelbſt nahm aus der Hand des Erzbiſchofs Wichmann das Mönchs-

*) Vergl. Bd. IV, S. 334.

kleid, in dem er wenige Monate ſpäter das Zeitliche ſegnete. Man hat Konrad den Beinamen des Großen gegeben, der weder in ſeiner Perſönlichkeit noch in ſeinen Thaten eine Berechtigung findet. Aber er war ein umſichtiger und ehrenwerther Fürſt, der ſich aus kleinen Anfängen zu einer hochgeachteten Stellung emporgearbeitet hatte; er iſt recht eigentlich der Gründer der Macht des wettiniſchen Hauſes geweſen. Die Theilung der von ihm zuſammengebrachten Reichslehen, die er ohne Einwilligung des Kaiſers nicht vornehmen konnte, war ein übles Beiſpiel für ſeine Nachkommen und für andere Fürſten.

Außer den ſächſiſch-thüringiſchen Herren folgte unſres Wiſſens von den weltlichen Großen nur noch der getreue Otto von Wittelsbach dem Kaiſer nach Polen; dagegen nahmen die geiſtlichen Herren in nicht geringer Zahl an dem Kriegszuge Theil. Wir wiſſen, daß ſich der Erzbiſchof von Magdeburg, die Biſchöfe von Verden, Merſeburg, Meißen und Hildesheim, wie die von Bamberg und Würzburg dem Heere anſchloſſen, überdies der Abt von Fulda und einige andere Aebte. Man hatte unter den Polen den Glauben verbreitet, daß der Kaiſer die Heerfahrt nicht werde ausführen können, und ſie hatten deshalb eine Geſandtſchaft nach Halle geſchickt mit Friedensanerbietungen, wie ſie jedoch der Lage der Verhältniſſe in keiner Weiſe entſprachen. Der Kaiſer verwarf dieſe Anerbietungen und brach am 4. Auguſt mit ſeinem Heere von Halle auf.

Der Angriff galt zunächſt den ſchleſiſchen Gegenden. Man fand die Grenzen in gewohnter Weiſe durch Verhaue geſperrt, aber die Deutſchen drangen leicht durch dieſelben und lagerten bald an der Oder in der Nähe von Glogau. Schon waren auch Böhmen und Mährer unter Herzog Boleſlaw und ſeinen Brüdern Heinrich und Dietbold zum Kaiſer geſtoßen, eine ſehr willkommene Hülfe. Am 22. Auguſt ging zum Schrecken der Polen das ganze Heer über die Oder; Allen voran die Böhmen. Obwohl die Polen auch Ruſſen, Ungarn, Preußen und Pommern in ihre Dienſte genommen hatten und eine ſtattliche Kriegsmacht beſaßen, wagten ſie doch nicht den Kaiſer anzugreifen. Sie verbrannten Glogau, Beuthen und andere Burgen in Schleſien; dann zogen ſie ſich ſchleunig in das Innere des polniſchen Landes zurück. Aber der Kaiſer folgte ihnen und verwüſtete, durch die Sprengel von Breslau und Poſen vorrückend, weithin das Land mit Feuer und Schwert. Nach kurzer Zeit verzweifelte Boleſlaw an Gegenwehr und

ſuchte theils in Perſon, theils durch Unterhändler die Fürſten des Kaiſers zu gewinnen, indem er ſich ihm zu unterwerfen verſprach. Beſonders war es der Böhmenherzog, welcher ſich jetzt Boleſlaws und ſeiner Brüder annahm. Nachdem er mit ihnen, ſeinen Verwandten, eine Zuſammenkunft gehabt hatte, machte er den Fürſprecher derſelben beim Kaiſer. Da auch die anderen Fürſten ſich für den Polenherzog verwandten, entſchloß ſich Friedrich den Reumüthigen wieder zu Gnaden anzunehmen.

In der Mark von Krzyszkowo, nordweſtlich von Poſen, erſchien Boleſlaw vor dem Kaiſer, warf ſich vor ihm zu Füßen und bat um Verzeihung. Er erhielt ſie auf Bedingungen, welche die Abhängigkeit Polens vom Reiche außer Frage ſtellten. Nach denſelben mußte Boleſlaw ſchwören, daß er und die Polen ſeinen in der Verbannung lebenden Bruder Wladiſlaw nicht vertrieben hätten, um das Reich zu beleidigen, überdies mußte er als Strafe dafür, daß er bisher nicht zu Hof gekommen und für ſein Land die ſchuldige Huldigung geleiſtet hatte, dem Kaiſer 2000 Mark, den Fürſten 1000 Mark, der Kaiſerin 20 Mark Goldes, den Hofbeamten 200 Mark Silber zu zahlen verſprechen. Zugleich gelobte er eidlich, daß er den Kaiſer mit 300 Rittern in Italien unterſtützen und am nächſten Weihnachtsfeſt nach Magdeburg kommen werde, um ſeinen vertriebenen Bruder nach dem Urtheil böhmiſcher und polniſcher Herren Genugthuung zu geben. Hierauf leiſtete er dem Kaiſer in herkömmlicher Weiſe den Huldigungseid und ſtellte für die Erfüllung aller ſeiner Verſprechungen ſeinen Bruder Kaſimir und andere vornehme Polen als Geiſeln.

Nachdem ſo der Zweck des Heerzuges erreicht ſchien, trat Friedrichs Heer den Rückweg an. Der Böhmenherzog führte mit ſich nach Prag die polniſchen Geiſeln, welche er aber ſchon im Oktober dem Kaiſer überlieferte. Sie ſind dann lange in deutſchen Händen geblieben, da Boleſlaw den eingegangenen Verpflichtungen in keiner Weiſe nachkam. Der Kaiſer, deſſen Gedanken nach anderen Dingen ſtanden, hat deshalb nicht ſofort wieder zu den Waffen gegriffen. Nur ſehr vorübergehend hat er ſich mit den nordiſchen Angelegenheiten in den nächſten Jahren beſchäftigt; er überließ es den Großen Sachſens, namentlich Herzog Heinrich und Markgraf Albrecht, ihre Macht zu befeſtigen und ſo das Anſehen des Reichs in den wendiſchen Gegenden, wie gegen Dänemark und Polen zu wahren.

Friedrichs universelle Stellung und seine Zerwürfnisse mit Hadrian IV.

Gleich nach dem Polenkriege hielt der Kaiser am 28. September 1157 einen Hoftag zu Würzburg. Hier erschienen vor ihm Gesandte Constantinopels, Englands, Ungarns, Italiens und Burgunds; sie alle überbrachten Geschenke und Bittgesuche. Nicht wenig war man erstaunt, so verschiedene Nationen sich am deutschen Hofe begegnen zu sehen; man fühlte, daß die Weltgeschicke wieder am Kaiserthrone entschieden wurden.

Niemand zeigte sich damals beflissener die kaiserliche Gunst zu gewinnen, als der junge König Heinrich II. von England. Mit ungewöhnlicher Entschlossenheit hatte er seine Herrschaft auf beiden Seiten des Kanals zu befestigen gewußt, aber persönliche Zerwürfnisse, die wohl zeitweise zurücktraten, aber nie ganz beseitigt werden konnten, trennten ihn von Ludwig VII. von Frankreich, und Nichts fürchtete er mehr, als eine enge Verbindung seines Widersachers mit dem Kaiser; eine Verbindung, deren Opfer er unzweifelhaft gewesen wäre. Deshalb schickte er aufs Neue damals dem Kaiser prachtvolle Geschenke, unter denen ein sehr großes und kostbares Zelt die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Die Gesandten überbrachten überdies ein Schreiben ihres Königs, welches von Ergebenheit überfloß. Heinrich II. erklärte seine Freude über den zwischen dem Kaiser und ihm bestehenden Bund des Friedens und der Liebe, durch den er sich in allen seinen Bestrebungen gehoben fühlte; Nichts werde er unterlassen, was zur Ehre des Kaisers beitragen könne, alle seine Länder stelle er demselben zu Gebote und Nichts solle hier ohne dessen Willen geschehen. „Zwischen uns", schrieb er dem Kaiser, „und unseren Völkern soll eine unlösbare Liebes- und Friedensgemeinschaft bestehen, ein ungehemmter Verkehr; Euch aber als den Höhergestellten soll das Befehlen zufallen; an dem Willen zu gehorchen wird es uns nicht fehlen."

Nicht minder bedurfte der kaiserlichen Gnade König Geisa II. von Ungarn. Bischof Daniel von Prag war kurz vorher an dessen Hof gegangen, um ihm die Aufforderung des Kaisers zur Hülfsleistung gegen Mailand zu überbringen. Obwohl Geisa sich in seiner eigenen Herrschaft bedroht sah — denn nicht ohne Grund mißtraute er seinem

Bruder Stephan, der mit ihrem Oheim Bela Verbindungen unterhielt, die auf eine Thronumwälzung zielten, — erklärte er sich doch bereit, 500 Magyaren zum Heere des Kaisers zu senden. Die Gefahr, daß die Feinde in seinem eignen Hause bei dem Kaiser, der schon früher den Blick auf Ungarn gerichtet hatte, Unterstützung finden könnten, war so groß, daß er keine Zeichen der Unterwürfigkeit unterließ, um sich die Gunst des deutschen Herrschers zu gewinnen.

Die Gesandtschaft der Griechen war schon längere Zeit angekündigt worden, und der Kaiser sah derselben nicht ohne Spannung entgegen. Sie überbrachte reiche Geschenke, aber die Art ihres Auftretens war hochfahrend, und ihre Rede zeigte nicht die Ehrerbietung gegen den Kaiser, die man am deutschen Hofe beanspruchte und welche vor Allem Friedrich selbst verlangte. Die Griechen hatten den Unwillen des Kaisers zu empfinden und liefen sogar Gefahr von den Fürsten übel behandelt zu werden. Vorsichtig lenkten sie ein und baten den Kaiser um Verzeihung, die ihnen gegen das Versprechen gewährt wurde, nur so mit ihm zu reden, wie es sich mit einem römischen Kaiser gebühre. Ohne Zweifel waren es Friedensanerbietungen, welche sie überbrachten, aber der Kaiser konnte diesen nur geringen Werth beilegen, da Constantinopel seine Absichten auf Italien nicht aufgegeben hatte.

Durch die griechischen Gesandten wurde dem Kaiser der besondere Wunsch der Kaiserin Irene ausgedrückt, daß der junge Friedrich von Schwaben jetzt die Schwertleite und den Ritterschlag empfange. Sie hegte eine große Zärtlichkeit für diesen ihren Schwestersohn, den sie wiederholentlich durch prächtige Geschenke ausgezeichnet hatte, und sie soll den Gesandten befohlen haben, nicht eher Deutschland zu verlassen, als bis der Schwabenherzog den Ritterschlag erhalten habe. Obwohl dieser kaum vierzehn Jahre alt war und seine Wehrhaftmachung die Machtstellung des Kaisers, seines Vormundes, in den deutschen Ländern wesentlich beeinträchtigen mußte, gewährte Friedrich doch den Wunsch der Irene; noch zu Würzburg in Gegenwart der griechischen Gesandten wurde der junge Friedrich mit dem Schwerte umgürtet und zum Ritter geschlagen.

Da dem Kaiser bei seinen italienischen Plänen viel daran lag, über die Absichten des Hofes zu Constantinopel genau unterrichtet zu werden, schickte er mit den heimkehrenden Gesandten abermals Abt Wibald nach dem Osten. Von dieser Reise ist Wibald nicht mehr in

sein Kloster zurückgekehrt. Er starb auf dem Heimwege am 19. Juli 1158 zu Bitolia in Macedonien, wenig über 60 Jahre alt, kein geringer Verlust für den Kaiser, welcher dem gelehrten, weltklugen und vielgewandten Mönch Vieles zu danken hatte*). Es wurden Gerüchte verbreitet, daß die Griechen an Wibalds Tod Schuld getragen hätten, aber sie scheinen völlig grundlos gewesen zu sein.

Da dem Kaiser eine durchgreifende Neugestaltung der Verhältnisse des burgundischen Reichs am Herzen lag, begab er sich gegen Ende des Oktober 1157 nach Besançon, wohin er die Großen Burgunds beschieden hatte. Sie waren fast vollständig erschienen und bereiteten ihm einen glänzenden Empfang; bei den ungewöhnlichen Ehren, mit denen man ihn überhäufte, waren Liebe und Furcht gleich wirksam. Augenzeugen dieser Festlichkeiten waren Gesandte aus England, Frankreich und Spanien, welche zu Besançon zusammentrafen. Besonders bemerklich machten sich die zahlreichen Italiener, die am Hofe des Kaisers erschienen; sie wiesen darauf hin, daß man einer neuen Ankunft desselben in der Halbinsel des Apennin entgegen sah. Die Anwesenheit des Markgrafen Wilhelm von Montferrat, des Grafen Guido von Biandrate, der Bischöfe von Novara, Trient und Treviso wird unmittelbar mit den Rüstungen des Kaisers gegen Mailand in Verbindung gestanden haben. Aber auch der Bischof von Spoleto, Gesandte von Venedig, so wie Herren aus Tuscien und Apulien hatten sich eingestellt. Nicht geringes Aufsehen mußte das Eintreffen zweier römischer Cardinäle erregen, zumal es kaum mehr ein Geheimniß war, daß zwischen Kaiser und Papst nicht mehr das frühere Einverständniß bestand. Die päpstlichen Legaten waren der Kanzler Roland, der einflußreichste Rathgeber des Papstes, und der Cardinal Bernhard vom Titel des heiligen Clemens, ein Gesinnungsgenosse des Kanzlers; ihre Aufträge bestanden besonders in Beschwerden, welche der Papst gegen den Kaiser erhob.

Den Hauptanlaß zu diesen Beschwerden hatte ein Mißgeschick des Erzbischofs Eskil von Lund gegeben. Dieser war nämlich auf der

*) In der Abtei Stablo folgte Wibald sein leiblicher Bruder Erlebold, der dafür sorgte, daß die Leiche, die vorläufig im Dome zu Bitolia beigesetzt war, nach Stablo geführt und dort am 26. Juli 1159 unter großen Feierlichkeiten beerdigt wurde. In Korvei folgte auf Wibald ein Mönch, mit Namen Konrad, als Abt.

Heimkehr von Rom im Jahre 1156 in Deutschland von Wegelagerern überfallen worden; sie hatten ihn seiner Habe beraubt und dann eingekerkert, um ein Lösegeld zu erpressen. Der Papst empfand dies nicht nur als einen Frevel gegen die Kirche, sondern als eine persönliche Kränkung; denn Eskil war ihm von seiner nordischen Missionsreise her bekannt und hatte jene Reise unternommen, um ihn als Papst zu begrüßen. Er wandte sich deshalb an den Kaiser und verlangte Eskils Freigebung und Strafe gegen die Frevler. Der Kaiser sah aber in Eskil einen Mann, der sein Reich und seine Krone beeinträchtigt habe, indem er ihn ohne Zweifel hauptsächlich für den Urheber der Lösung der nordischen Kirchen vom Hamburger Primat hielt; sehr wahrscheinlich ist, daß Hartwich von Stade, der in dieser Zeit dem Kaiser näher und näher trat, ihm darlegte, wie die Sache Hamburgs hier zugleich die Sache des Reiches sei. So that Friedrich Nichts von dem, was der Papst erwartete. Andererseits gefiel sich Eskil in der Stelle eines Märtyrers für die Ehre Dänemarks und die Befreiung der dänischen Kirche. Aus dem Kerker schrieb er den Dänen, sie sollten kein Lösegeld für ihn sammeln, sondern allein für seine Erlösung beten; denn schmachvoll würde es sein, wenn sie mit Geld ihn lösten, da damit nicht die Freiheit, sondern nur die Knechtschaft der Kirche erkauft werde. Eskil rechnete auf weitere Unterstützung des Papstes und täuschte sich darin nicht. Hadrian verfolgte die Sache weiter, zumal er in der Fruchtlosigkeit seiner ersten Beschwerde nur ein Zeichen einer abgeneigten Gesinnung des Kaisers gegen ihn selbst und die römische Kirche erblickte und meinte, daß diese durch einen üblen Rathgeber genährt werde. Da er hierüber Klarheit gewinnen wollte und überdies bei der Aenderung seiner Stellung zu Sicilien und dem römischen Senat auch sein bisheriges Bundesverhältniß zum Kaiser in Frage gestellt schien, hatte er die genannten Cardinäle an den kaiserlichen Hof geschickt und für dieselben, weil sie mit den weitgehendsten Vollmachten ausgestattet wären, eine vertrauensvolle Aufnahme erbeten.

Der Kaiser empfing die Legaten gleich nach ihrer Ankunft in einer abgelegenen Kapelle. Obwohl der Gruß, mit dem sie ihre Rede begannen, auffällig war, denn sie bezeichneten in demselben nicht nur den Papst als den Vater, sondern auch die Cardinäle als die Brüder des Kaisers — eine Brüderschaft, welche bis dahin nie behauptet war, — wurden sie doch in Gnaden aufgenommen, da sie angaben, sie seien gesandt,

um die Eintracht zwischen Kirche und Reich zu befestigen, beide durch die Bande des Friedens zu einigen und die Ehre des Reichs zu fördern. Am andern Tage empfing der Kaiser die Legaten vor den anwesenden Fürsten. Sie überreichten hier ein päpstliches Schreiben, am 20. September zu Anagni ausgestellt, welches vor der Versammlung verlesen wurde. Der Papst erhob in demselben schwere Vorwürfe über das bisherige Verhalten des Kaisers in der Sache Eskils; er betonte, daß er um so mehr darin eine Rücksichtslosigkeit gegen sich erkennen müsse, als er selbst bisher dem Kaiser stets besonderes Wohlwollen erwiesen habe. Er rief demselben in das Gedächtniß, wie er ihm die Vollgewalt und die kaiserliche Krone verliehen habe und fügte hinzu, daß er ihm gern noch größere Beneficien, wenn es ihm möglich gewesen wäre, mit der Hand verliehen hätte.

Dieses Schreiben erregte den größten Unwillen in der Versammlung, nicht allein durch die persönlichen gegen den Kaiser gerichteten Vorwürfe, sondern noch mehr durch die Wendungen, in denen von der Kaiserkrönung unter Anwendung der Worte „Beneficien" und „verleihen" gesprochen war. Sie ließen kaum einen Zweifel darüber, daß der Papst das Kaiserreich als ein von ihm verliehenes Lehen oder Beneficium ansah, und in der nur zu getreuen Uebersetzung, welche der Kanzler Rainald von dem päpstlichen Schreiben gab, trat dies nur noch schärfer hervor. Man erinnerte sich schon vordem die Behauptung von Römern gehört zu haben, daß die kaiserliche Gewalt in der Stadt und das italische Reich die deutschen Könige nur durch Verleihung der Päpste besäßen; man erinnerte sich auch jenes Bildes im Lateran, dessen Ueberschrift Kaiser Lothar unzweideutig als Lehnsmann des Papstes bezeichnete.*) Als der Kaiser bei Rom gelagert und von diesem Bilde vernommen hatte, war es darüber zu Erörterungen zwischen ihm und dem Papste gekommen, und der Letztere hatte versprochen Bild und Unterschrift zu beseitigen, aber man wußte, daß Beides bisher nicht geschehen war.

Die Neuerungen Roms wurden in höchst erregter Weise jetzt von den Fürsten zur Sprache gebracht; man erhitzte sich gegen den Papst und dessen Anspruch auf Verleihung des Kaiserthums. Einer der Legaten — wahrscheinlich war es der Cardinal Roland — steigerte noch die

*) Vergl. Bd. IV. S. 84.

Aufregung durch das unvorsichtig hingeworfene Wort: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum, wenn nicht vom Papste?“ Wüthend stürmte man da auf den Legaten los; einer der Großen — es soll Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gewesen sein — drohte ihm mit dem gezückten Schwerte den Tod. Die Gesandten des Papstes schwebten in der größten Gefahr, bis der Kaiser, Achtung vor seiner Gegenwart gebietend, endlich die Ruhe herstellte. So sicherte er die Legaten, befahl ihnen aber, sogleich nach ihrer Herberge zurückzukehren und in der Frühe des anderen Tages abzureisen. Um sie gegen Ausbrüche der Volkswuth zu schützen, geleitete der Kanzler Rainald selbst die Legaten in ihre Wohnung. Hier wurde sogleich eine Untersuchung ihrer Sachen vorgenommen. Man fand bei den Legaten päpstliche Schreiben an verschiedene Kirchen Deutschlands, in denen Erlaubniß zu Gelderhebungen und zur Beschlagnahme von Kostbarkeiten gegeben wurde, welche überdies in beleidigendem Tone gegen den Kaiser abgefaßt waren; auch unausgefüllte Formulare zu ähnlichen Schreiben fanden sich vor. Die Kardinäle erhielten deshalb den Befehl, geraden Weges nach Rom zurückzukehren, ohne Deutschland nur zu berühren. Empört verließen sie Besançon, und der Kaiser zögerte nicht die unerwarteten Vorgänge, welche den offenen Bruch zwischen Kirche und Reich in sich zu schließen schienen, sogleich durch ein Manifest aller Welt bekannt zu geben.

Der Eingang des merkwürdigen Manifestes lautet: „Da die göttliche Macht, von der alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist, uns, ihrem Geweihten, Königthum und Kaiserthum zur Regierung übergeben und die Erhaltung des kirchlichen Friedens durch kaiserliche Waffen aufgetragen hat, sehen wir uns nicht ohne tiefe Bekümmerniß genöthigt, Eurer Liebe zu klagen, daß von dem Haupte der heiligen Kirche, welcher Christus den Stempel seines Friedens und seiner Liebe aufgeprägt hat, Veranlassung zum Zwiespalt gegeben, Saaten des Bösen, giftige Keime verderblicher Krankheit ausgestreut zu sein scheinen, wodurch, wenn Gott es nicht abwendet, der ganze Leib der Kirche befleckt, die Eintracht zerrissen, eine Spaltung zwischen Kirche und Reich, wie wir besorgen müssen, herbeigeführt werden wird.“ Kurz berichtet dann der Kaiser die erzählten Vorgänge und schließt mit folgenden Worten: „Da wir Königthum und Kaiserthum durch die Wahl der Fürsten allein von Gott erhalten haben, der bei dem Leiden Christi, seines Sohnes, zweien Schwertern, welche nothwendig sind, die Regierung der Welt übertragen

hat, und da der Apostel Petrus solche Lehre der Welt gegeben hat: „Fürchtet Gott und ehret den König", so ist Jeder, der behauptet, daß wir die kaiserliche Krone als ein Lehen vom Papste empfangen haben, mit der Lehre Gottes und Petri im Widerspruch und der Lüge schuldig. Wir haben bisher die Ehre und die Freiheit der Kirchen, welche lange unter unverdienter Knechtschaft seufzten, von der Hand der Aegypter zu entreißen und den Kirchen alle ihre Rechte und Würden zu erhalten gesucht: deshalb bitten wir Euch jetzt insgesammt eine so große uns und dem Reiche angethane Schmach mit uns zu empfinden, und wir hoffen, daß die Ehre des Imperium, welche seit Begründung der Stadt und seit dem Anfange der christlichen Religion bis auf diese Zeit glorreich und ungemindert bestanden hat, Eure einträchtige und aufrichtige Liebe nicht durch eine so unerhörte Neuerung und hoffärtige Anmaßung wird beeinträchtigen lassen wollen. Seid fest überzeugt, daß wir uns eher in Todesgefahren stürzen, als zu unseren Zeiten eine so schmähliche Verwirrung dulden werden."

Bald darauf erließ der Kaiser ein Edict, welches die Appellationen an den Papst beschränkte und die Reise nach Rom ohne Erlaubniß der geistlichen Vorgesetzten untersagte. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß ein vollständiger Bruch zwischen dem kaiserlichen Hofe und der römischen Curie eingetreten war, aber auch das zeigte sich sofort, daß der Kaiser dabei fast den ganzen Klerus auf seiner Seite hatte. Man weiß, wie sehr früher der burgundische Klerus von hierarchischen Bestrebungen erfüllt war, aber gerade er zeigte damals die größte Ergebenheit dem Kaiser. In Besançon waren die Erzbischöfe von Vienne, Lyon und Tarantaise, die Bischöfe von Valence und Avignon persönlich anwesend. Auch der Erzbischof von Arles und die anderen Erzbischöfe und Bischöfe würden erschienen sein, wenn sie nicht die kurze Dauer des kaiserlichen Aufenthalts verhindert hätte; doch schickten auch sie Gesandte und Schreiben, in denen sie dem Kaiser Treue und Gehorsam versprachen.

Besonders war es die hohe Geistlichkeit, welche bei der neuen Ordnung der burgundischen Verhältnisse große Vortheile gewann. Die Würde eines Erzkanzlers wurde dem Erzbischof Stephan von Vienne übertragen, während sie in den Zeiten Heinrichs III. mit dem Erzbisthum Besançon verbunden gewesen war; dagegen wurde der Letztere durch große Privilegien entschädigt. Noch größere Auszeichnungen

fielen dem Erzbischof Heraclius von Lyon zu; er erhielt nicht nur die Hoheit über Lyon, sondern auch den Titel eines Erarchen und ersten Fürsten des burgundischen Reichs. Auch die Bischöfe von Valence und Avignon wurden mit großen Privilegien ausgestattet und die zahlreichen Klöster des Landes hatten sich reicher Schenkungen zu erfreuen.

Nicht minder dienstwillig, als die geistlichen Herren, zeigten sich damals die weltlichen Herren Burgunds. So stellte sich in Besançon vor dem Kaiser Silvio von Clerieux, ein mächtiger Herr, dessen Besitzungen in der Nähe von Vienne und der Abtei S. Romans lagen; früher ein Vasall dieser Abtei und der Grafen von Albon, hatte er von Konrad III. die Reichsunmittelbarkeit erhalten und Friedrich sie ihm bestätigt; persönlich leistete er jetzt den Lehnseid dem Kaiser.*) Die nicht anwesenden Herren Burgunds sandten Boten und erklärten ihre Ergebenheit. Ganz Burgund, sonst so schwierig, schien jetzt willig zu gehorchen, und der Kaiser hätte, wenn nicht andere Regierungsgeschäfte dies verhindert hätten, bis Arles, der Hauptstadt Burgunds, wie ein Zeitgenosse meint, ohne alle Hemmnisse seinen Zug fortsetzen können.

Der Kaiser hatte mit König Ludwig VII. von Frankreich eine Zusammenkunft an der französisch-burgundischen Grenze verabredet. Indessen erfüllte das sich täglich freundlicher gestaltende Verhältniß Friedrichs zu dem Könige von England Ludwig mit Mißtrauen; als er von dem großen Anhang des Kaisers in den burgundischen Ländern erfuhr, begannen ihn Besorgnisse wegen der Zukunft zu beschleichen. Er machte sich auf den Weg und kam bis Dijon; zugleich sammelte er aber heimlich ein Heer. Jetzt scheinen auch in dem Kaiser Befürchtungen aufgestiegen zu sein. Am 3. und 4. November war er zu Dôle nahe der französischen Grenze; aber gleich darauf gab er die Begegnung mit Ludwig auf. Nur eine Begrüßung des Kanzlers Rainald und des Grafen Udalrich von Lenzburg mit dem Kanzler Alberich, welcher vom König von Frankreich gesandt war, fand an der Grenze statt. Der Kaiser entschuldigte in einem Schreiben, dessen ganzer Ton das stolzeste Selbstbewußtsein zeigt, sein Ausbleiben mit dringenden Staatsgeschäften, namentlich mit den Vorbereitungen zum italienischen Zuge; für die nächste Zeit werde er sich nicht, wie er wünsche, mit Ludwig besprechen

*) Silvio von Clerieux muß wenig später gestorben sein. Schon in einer Urkunde vom 25. Nov. 1157 (Stumpf, Acta imperii p. 4191) wird er als todt erwähnt.

können, aber nach Vollendung des Kriegszugs wolle er mit den Fürsten erwägen, wie eine Zusammenkunft zu ermöglichen sei.

Am 14. November war der Kaiser zu Montbarrey, südöstlich von Dôle, am 18. in dem nahen Arbois, am 23. und 24. wieder zu Besançon. Gleich darauf muß er Burgund verlassen haben; denn Weihnachten befand er sich bereits in Magdeburg, wo die polnischen Angelegenheiten geordnet werden sollten. Wir wissen, wie Boleslaw sich in derselben Weise, wie im Jahre 1146, seinen Verpflichtungen entzog, wie aber der Kaiser schon ganz mit den Rüstungen gegen Mailand beschäftigt, den treulosen Polenherzog zu züchtigen verschob. Bei Weitem mehr lag ihm daran, die Fürsten, deren Beistand er in Italien nicht entbehren konnte, sich eng zu verbinden, vor Allem Heinrich den Löwen. Als dieser sich mit vielen anderen Fürsten am 1. Januar 1158 am Hofe des Kaisers zu Goslar einstellte, empfing er neue Beweise kaiserlicher Huld. Friedrich belehnte ihn mit der Grafschaft Liesgau und dem Wildbann im Harz, welchen einst die Katlenburger von Konrad II. als Erblehen in männlicher und weiblicher Linie erhalten hatten und auf welche Heinrich als angeblicher Erbe der Katlenburger Anspruch zu haben meinte. Außerdem erhielt er Reichsbesitzungen zu Herzberg, Scharzfeld und Pöhlde am Harz im Tausch gegen die Burg Badenweiler und die zu ihr gehörigen Güter, welche er einst als Mitgift seiner Gemahlin Clementia von den Zähringern empfangen hatte. Zur Entschädigung für jene Besitzungen am Harz mußte der Kaiser nach dem unter Vorspruch Albrechts des Bären gefällten Urtheil der Fürsten dem Reiche seine Allodien zu Leisnig, Colditz, Lausigk u. s. w. überlassen, die er theils vom Grafen Rapoto von Abenberg eben damals ererbt, theils gekauft hatte. Es bildete sich dadurch in den Gegenden an der Pleiße und Mulde ein größeres Reichsgebiet, dessen Mittelpunkt Altenburg wurde und welches man als das Pleißnerland in der Folge zu bezeichnen pflegte.

Der Kaiser verließ schon in den nächsten Tagen Sachsen. Um die Mitte des Januar hielt er einen großen Hoftag in Regensburg ab, wo sich Große aus allen Theilen Deutschlands an seinem Throne zusammenfanden. Hier war es, wo am 11. Januar Wladislaw von Böhmen zum Lohn für die in Polen geleisteten Dienste und in Aussicht auf die gegen Mailand zugesagte Hülfe vom Kaiser und den Fürsten die ihm schon früher versprochene Königskrone erhielt; am

18. Januar wurde ihm dann ein Privilegium ausgestellt, wonach er und seine Nachfolger sich die Krone an den hohen Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten, wo sie der Kaiser zu tragen pflegte, überdies an den böhmischen Nationalfesten St. Wenzel und St. Adalbert aufsetzen lassen dürfe, und zwar durch die Bischöfe von Prag und Olmütz; zugleich wurde dem neuen König der herkömmliche Tribut von Polen bestätigt. Oeffentlich sagte der neue Böhmenkönig abermals dem Kaiser die Hülfe gegen Mailand zu und kehrte alsbald in sein Land zurück, um mit allen Kräften zu rüsten.

Auch der Ungarnkönig versprach aufs Neue dem Kaiser Unterstützung. Die Feindseligkeiten zwischen ihm und seinem Bruder Stephan waren inzwischen zum Ausbruch gekommen. Stephan, der sich überall bewacht sah und für sein Leben zu fürchten anfing, hatte die Flucht ergriffen und sich schutzflehend an den deutschen Hof begeben, auch dort so viel erreicht, daß der Kaiser eine Gesandtschaft nach Ungarn schickte, um die Heimkehr des jungen vertriebenen Fürsten zu erwirken. In Folge dessen erschienen jetzt der Bischof Gervasius von Raab und der Graf Heidenrich als Geisas Gesandte in Regensburg; sie wälzten alle Schuld an Stephans Unglück auf diesen selbst, der das Reich mit innerem Krieg erfüllt und es auseinander zu reißen gesucht habe. Der Kaiser sah, daß zwischen den hadernden Brüdern keine Ausgleichung mehr möglich sei. Gegen Geisa, der zu Wladislaw von Böhmen in den nächsten verwandtschaftlichen Beziehungen stand und der selbst ihm Hülfe zugesagt hatte, etwas zu unternehmen, konnte er nicht gewillt sein; auf Bitten Stephans sandte er ihn deshalb nach Venedig, damit er von dort sich nach Constantinopel begeben könne. Die ungarschen Gesandten, die gegen 1000 Pfunde als Geschenk dem Kaiser überbracht hatten, wurden mit reichen Gegengeschenken und friedlichen Versicherungen entlassen.

Einen andern Bruderzwist, der in seinem eigenen Hause erwachsen, gelang dem Kaiser in Regensburg beizulegen. Zwischen seinen beiden Oheimen, Herzog Heinrich von Oesterreich und Bischof Otto von Freising, waren Streitigkeiten über die Jurisdiction auf den Gütern der Freisinger Kirche in Oesterreich entstanden, die von beiden Seiten mit persönlicher Erbitterung geführt wurden. Auf die Vorstellungen des Kaisers schlichteten die Brüder den Streit und reichten sich die Hände.

Zwei alte Widersacher Heinrichs des Löwen, Markgraf Albrecht

der Bär und Bischof Udalrich von Halberstadt, schickten sich in dieser Zeit an, das Reich zu verlassen und eine Fahrt nach dem gelobten Lande anzutreten. Albrecht war in Regensburg zugegen, trat aber unmittelbar darauf mit seiner Gemahlin und dem Bischofe die Kreuzfahrt an. Die Verwaltung seines Landes übertrug er seinem ältesten Sohne Otto; zwei andere Söhne sollten den Kaiser nach Italien begleiten. Von seiner Reise wissen wir nur, daß sie ihn durch das griechische Reich führte. Otto von Wittelsbach, welcher gleichfalls dem Hoftage anwohnte, brach wenig später nach Italien auf, um dem Kaiser dort die Wege zu bereiten; bald folgte ihm dorthin auch der kaiserliche Kanzler Rainald nach.

Der Kaiser besuchte nach dem Regensburger Tage die fränkischen, schwäbischen und rheinischen Gegenden, um hier die letzten Anordnungen vor seinem Aufbruch zu treffen. Am 28. Januar war er in Nürnberg, im Anfange des Februar zu Ulm, wo er schon das Fest Mariä Reinigung (2. Februar) gefeiert zu haben scheint. Am 27. Februar finden wir ihn zu Hagenau im Elsaß, dann in der Mitte des März zu Frankfurt, wohin er viele Fürsten des Reichs beschieden hatte.

Besondere Beweise kaiserlicher Huld erhielt damals Erzbischof Hartwich von Bremen, indem der Kaiser nicht nur die Kolonien desselben in seinen Schutz nahm, sondern auch alle alten Besitzungen und Rechte seiner Kirche, namentlich auch die nordische Legation, ausdrücklich bestätigte. Das vertraute Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Erzbischof mochte Heinrich den Löwen, welcher dem Stader doch niemals ganz traute, mit Besorgniß erfüllen, aber die Vergünstigungen Bremens waren doch weniger gegen ihn als gegen den Papst gerichtet, dessen nordische Schöpfungen ebenso, wie Eskils Metropolitanstellung, dadurch in Frage gestellt wurden.

Wenn auch Eskil in Freiheit gesetzt war und ungehemmt in seine Heimat hatte zurückkehren können, so war der Friede zwischen dem Kaiser und dem Papste doch damit nicht hergestellt. Das Manifest Friedrichs war in Rom bekannt geworden, und laut ertönten hier die Klagen der zurückgekehrten Legaten über die schmähliche Behandlung, welche sie in Besançon gefunden hatten. Es gab unter den römischen Cardinälen eine dem Kaiser geneigte Partei, welche die Legaten der Unklugheit zieh, aber die Mehrzahl war doch mit dem Papste und seinem Kanzler einig, daß man eine Genugthuung vom Kaiser zu

fordern habe. So erließ der Papst eine Zuschrift an die deutschen Bischöfe, in welcher er sich auf das Schärfste über die Aufnahme seiner Legaten und über die Behinderung der Reisen nach Rom beschwerte. Sein einziger Trost sei, setzte er hinzu, daß die deutschen Bischöfe bei dem Verfahren des Kaisers unbetheiligt gewesen seien. Er ermahnt sie, da es sich hierbei um die Ehre aller Kirchen handle, sich wie ein Mann vor das Haus des Herrn zu dessen Schutze zu stellen und allen Fleiß anzuwenden, um den Kaiser auf den rechten Weg zurückzubringen; vor Allem sollten sie dahin wirken, daß der Kanzler Rainald und Otto von Wittelsbach für die schweren Blasphemien, welche sie gegen die Legaten und die römische Kirche ausgestoßen hätten, öffentliche Genugthuung leisteten. Der Kaiser solle nicht auf die Rathschläge boshafter Menschen hören, sondern dem Beispiele Justinians und anderer katholischen Kaiser folgen. Wenn die Bischöfe ihn auf den rechten Pfad leiteten, würden sie dem heiligen Petrus einen erwünschten Dienst leisten und ihre und ihrer Kirchen Freiheit erhalten. Der Kaiser müsse erwägen, daß die römische Kirche, auf einem unerschütterlichen Fels gegründet, allen Stürmen trotzen würde; auch habe es sich nicht für ihn geziemt, einen so bedenklichen Weg ohne Rath der Bischöfe einzuschlagen. „Wir glauben", schließt der Papst, „daß er durch Eure Ermahnungen sehr leicht, als ein verständiger Mann und rechtgläubiger Kaiser, zu heilsamen Bestrebungen wird zurückgeführt werden können." Der Papst erwähnt in dem Schreiben ausdrücklich die Worte, welche dem Kaiser und den Fürsten so großen Anstoß gegeben hatten, aber er sagt Nichts, um ihnen eine andere Deutung zu geben, als sie erhalten hatten, oder sie zu rechtfertigen.

Auf das Schreiben des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe, nachdem sie Rath gepflogen, in einer Weise, die man zu Rom am wenigsten erwartet haben mochte. Sie erklärten dem Papste, daß wenn auch der Fels der Kirche allen Stürmen trotzen könne, sie sich doch zu schwach fühlten, um nicht solche Stürme zu fürchten, und daß sie vor schweren Zerwürfnissen zwischen dem Papste und dem Kaiser nicht ohne Besorgnisse seien. Denn die Worte, welche in dem päpstlichen Schreiben Anstoß erregt, hätten das ganze Reich in Aufregung versetzt, weder der Kaiser noch die Fürsten hätten sie ruhig hinnehmen können, und auch sie, die Bischöfe, hätten sie bei ihrer Zweideutigkeit zu ver-

theidigen oder zu billigen weder gewagt noch vermocht, denn sie seien ungebräuchlich und bis zu dieser Zeit nie gehört. Nach dem Befehl des Papstes hätten sie nach Empfang seines letzten Schreibens Ermahnungen an den Kaiser gerichtet, aber von ihm folgende Antwort erhalten: „Allein nach den heiligen Gesetzen des Kaisers und dem löblichen Herkommen der Vorfahren ist das Reich zu regieren. Die dadurch der Kirche gezogenen Schranken wollen und können wir nicht beseitigen; Alles, was mit jenen Gesetzen und dem Herkommen im Widerspruch steht, erkennen wir nicht an. Die schuldige Ehrfurcht erweisen wir gern dem Papste, unserem Vater, aber die freie Krone unseres Reichs schreiben wir lediglich der Gnade Gottes zu; die erste Stimme bei der Wahl gebührt, wie wir anerkennen, dem Erzbischof von Mainz, die anderen Stimmen den Fürsten nach ihrer Ordnung, die Königskrönung dem Erzbischof von Köln, die Kaiserkrönung dem Papst; alle weiteren Ansprüche der Kirche sind vom Ueberfluß und vom Uebel. Die Cardinäle haben wir nicht aus Mißachtung gegen den Papst, der uns gekrönt hat, aus unserm Lande verwiesen, sondern wir wollten nur nicht gestatten, daß sie mit ihren ausgefertigten und unausgefertigten Schreiben zu Schmach und Aergerniß unseres Reichs weiter zögen. Die Grenzen Italiens haben wir weder bisher durch ein Edict Pilgern und Solchen, die in ihren Angelegenheiten sich mit Erlaubniß ihrer Bischöfe und Vorgesetzten nach Rom wenden wollen, verschlossen, noch gedenken wir solches zu thun; aber wir sind Willens den Mißbräuchen entgegenzutreten, durch welche alle Kirchen unseres Reichs schwer geschädigt werden, fast alle klösterliche Zucht entschwunden und vergessen ist. In Rom hat Gott die Kirche durch das Reich erhöht, dagegen sucht jetzt in Rom die Kirche — nicht durch Gott, wie wir glauben, — das Reich zu erniedrigen. Mit einem Bilde fing sie an, das Bild führte zur Schrift, und die Schrift soll nun zur That werden. Wir werden das niemals dulden; eher werden wir unsere Krone niederlegen, als die Krone des Reichs und uns selbst so tief herabsetzen lassen. Die Bilder vernichte man, die Schriften verlösche man, damit sie nicht als ewige Denkmale des Streits zwischen Reich und Papstthum bestehen." Dies und Anderes, was sich auf die Verträge mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, wie auf andere in Italien getroffene Abkommen bezog, was die Bischöfe aber nicht ausführlich wiederzugeben wagten, hatten sie vom Kaiser selbst gehört. Sie meldeten überdies dem Papste: Pfalzgraf

Otto sei bereits in Italien, um dem Kaiser die Wege zu bereiten, der Kanzler Rainald sei noch am Hofe, aber sie hätten nichts Anderes von ihm gehört, als Worte der Demuth und des Friedens; er habe selbst die Legaten, welche vom Volke mit dem Tode bedroht seien, geschützt, und alle Fürsten hätten ihm dies bezeugt. Die Bischöfe beschworen schließlich den Papst durch ein anderes Schreiben das frühere in Vergessenheit zu bringen und den Kaiser um der Wohlfahrt der Kirche und des Reichs willen zu versöhnen.

Die Sprache des Papstes gegen den Kaiser war kaum so neu gewesen, als solche Aeußerungen des deutschen Episcopats gegen Rom damals ungewohnt waren. Es zeigte sich klar, daß die Bischöfe ganz mit der Stellung einverstanden waren, welche der Kaiser gegen die Ansprüche Roms genommen hatte, und mit solchem Rückhalt hatte Friedrich den Zorn des Papstes wenig zu fürchten. Wie wenig der Streit mit der römischen Curie seine Macht schädigte, vielmehr sein Verhältniß zu dem deutschen Klerus nur befestigte, trat schon in den nächsten Wochen an den Tag.

Der Kaiser hatte sich von Frankfurt nach den niederrheinischen Gegenden begeben, um alte Streitigkeiten hier beizulegen und feste Ordnung zu schaffen. Es gelang ihm hier, wie aller Orten in Deutschland. „Er waltete," sagt ein Zeitgenosse, „in dem ganzen Lande diesseits der Alpen, ohne Waffengewalt mit solchem Ansehen, daß er mehr wie ein Vater sein Haus, als wie ein König sein Reich zu regieren schien". Das Osterfest (20. April) feierte er zu Mastricht, gleich nachher begab er sich nach Kaiserswerth, wo Erzbischof Hartwich von Bremen neue Beweise kaiserlicher Gunst erhielt. Am 26. und 27. April war der Kaiser zu Sinzig am Rhein; hier gab er dem Erzbischof Hillin von Trier die Silberbergwerke zu Ems, welche ihm durch Fürstenspruch zuerkannt waren, zu Lehen und bestätigte ihm außerdem das Recht auf alles Silber, welches sonst auf trierischem Boden gefunden würde. Einen längeren Aufenthalt nahm er dann zu Lautern, bald Kaiserslautern genannt, wo er eine prachtvolle Pfalz hatte errichten lassen; er ordnete hier die Angelegenheiten seines Hauses und seine besonderen Geschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern.

Da die Zeit des Heerzugs näher heranrückte, beschied er heilige Männer zu sich, die ihm als Gewissensräthe dienten; unter ihnen schenkte er besonders Vertrauen dem Bischof Hartmann von Brixen, der damals

in dem Rufe ausnehmender Heiligkeit und Strenge ſtand. Die Veranlaſſungen zum Kriege gegen Mailand fanden die frommen Männer gerecht, denn die kaiſerliche Würde dürfe nicht von Unwürdigen geſchmäht und dadurch die Ruhe und der Frieden der Kirchen geſtört werden; unter heilſamen Rathſchlägen, namentlich zu reichlichen Spenden an die Kirchen, ermunterten ſie den Kaiſer mehr zum Kriege gegen die Aufſtändiſchen, als ſie ihn abhielten.

So demüthig hier der Kaiſer gegen die Heiligen ſeiner Zeit erſcheint, ſo wenig fehlte ihm doch das Bewußtſein der außerordentlichen Macht, die er in den letzten Jahren gewonnen hatte. Schon faßte er und ſeine nächſte Umgebung den Gedanken der Herſtellung einer Univerſalherrſchaft im Abendlande feſter und feſter in das Auge. Den überſchwänglichen Ideen, welche das Papſtthum von ſeiner höchſten Gewalt gewonnen hatte, ſtellte man am deutſchen Hofe kaum minder überſpannte Vorſtellungen von der kaiſerlichen Allmacht entgegen. Schon damals ſprach der Kaiſer von ſeinen „göttlichen Vorfahren" und in ſeiner Umgebung liebte man es, ihn ſelbſt als den „göttlichen Fürſten" zu bezeichnen. Der Bund zwiſchen dem Kaiſerthum und Papſtthum ſchien gelöſt; von beiden Seiten ſchien man auf den Ausbruch eines neuen ſchweren Kampfes gefaßt, und wenigſtens Friedrich ſchien kaum ihm ausweichen zu wollen. Wer mochte ſagen, wie weit der Brand, wenn er ausbräche, um ſich greifen und was aus demſelben gerettet werden würde?

Aufbruch gegen Mailand. Einlenken des Papſtes.

Die Rüſtungen waren ſchon ſeit längerer Zeit nicht nur von dem Kaiſer ſelbſt, ſondern auch von den Fürſten mit Eifer betrieben worden. Es waren dabei Opfer von ihren Untergebenen zu bringen, die nicht ohne Widerſtreben getragen wurden.

Niemand hatte dies mehr verſpürt, als Erzbiſchof Arnold von Mainz. Nach ſeinem Mißgeſchick hatte er ſich mit Meingot ausgeſöhnt und nach deſſen bald erfolgtem Tode auch mit ſeinen Söhnen und Verwandten ein gutes Vernehmen unterhalten; im Anfange des Jahres 1156 hatte er ſich dann nach Rom auf den Weg gemacht, um ſeine Befreiung von der Legation Hillins von Trier zu erwarten; er hatte ſeinen Zweck erreicht und ſelbſt für ſeine Kirchenprovinz die Legation

erhalten; auch hatte der Papſt ſich bewegen laſſen den aufſäſſigen Mainzern den Gehorſam gegen ihren Erzbiſchof einzuſchärfen. Als dann der Reichskrieg gegen Mailand verkündigt wurde, hoffte Arnold Anfangs von dem Aufgebot befreit zu werden, aber vergebens. So mußte er rüſten, und dies konnte nicht ohne Schaden ſeiner Kirche und Beläſtigungen der Mainzer Lehnsträger und Bürger geſchehen. Zu ſeinem Unheil ſchärfte ſich dadurch aufs Neue die Abneigung gegen ſein Regiment. Als er Mainz verließ, ließ er daſelbſt den Abt Burchard von Jechaburg als ſeinen Stellvertreter zurück; dem Abte fiel damit keine leichte Aufgabe zu.

Sobald der neue Böhmenkönig von Regensburg nach Prag zurückgekehrt war und hier bekannt wurde, daß die Hülfe gegen Mailand der Preis für die Krone geweſen ſei, erhob ſich unter den böhmiſchen Herren ein gewaltiger Sturm. Man machte Wladiſlaw die ſchwerſten Vorwürfe, daß er ſich ohne Einwilligung ſeiner Großen in ein ſo weit ausſehendes Unternehmen eingelaſſen habe; man drohte ſeinen Rathgebern in dieſer Sache, vornehmlich alſo dem Biſchof Daniel, ſogar mit dem Tode. Der König erklärte, daß er aus völlig freiem Entſchluß dem Kaiſer Hülfe zugeſagt habe; wer ihm folgen werde, ſollte reich belohnt und geehrt werden, wer aber lieber zu Hauſe bleibe, möge nach Gefallen der Ruhe fröhnen. Da erwachte der kriegeriſche Geiſt der Czechen. Bald drängte ſich Alles zum Heer, beſonders das junge Volk. Eine ſtattliche, kampfluſtige Schaar folgte Wladiſlaw gegen Mailand.

Früher war zum Sammelplatz des Heeres Ulm beſtimmt worden, dann aber hatte der Kaiſer den Entſchluß gefaßt, ſelbſt von Augsburg die Fahrt anzutreten. Hierhin begab er ſich gegen Pfingſten und erwartete in einem Lager auf dem Lechfeld acht Tage lang die ſich ſammelnden Schaaren. Manche Fürſten erſchienen, um ſich Urlaub zu erbitten. Unter ihnen war auch des Kaiſers Oheim, Biſchof Otto von Freiſing, ein kranker Mann.

Otto kam zugleich, um einen zwiſchen ihm und Heinrich dem Löwen entſtandenen Streit der Entſcheidung des Kaiſers zu unterbreiten. Seit langer Zeit beſtand bei dem der Freiſinger Kirche gehörigen Orte Föhring eine Brücke über die Iſar, bei welcher ein ſehr einträglicher Zoll erhoben wurde, beſonders von den Salztransporten aus den oberbairiſchen Salinen; die Biſchöfe hatten zugleich einen Markt und eine

Münze in Föhring anlegen laſſen. Kaum war nun Heinrich zur herzoglichen Gewalt in Baiern gelangt, ſo überfiel er Föhring, zerſtörte den Markt und die Brücke und legte wenig oberhalb des Fluſſes bei einem Orte, der Munichen (München) genannt wurde, eine neue Brücke, Markt und Münzſtätte an. Wir wiſſen nicht, wie Heinrich die offenbare Gewaltthat, welche er ſich gegen den Biſchof erlaubt hatte, zu rechtfertigen ſuchte; ſicher iſt nur, daß er ſtraflos ausging und ein Vergleich zwiſchen den Hadernden, welche dem Kaiſer gleich nahe ſtanden, hergeſtellt wurde. Hiernach ſollten Markt, Münze und Brückenzoll in München beſtehen bleiben, in Föhring aber ganz eingehen; dagegen mußte der Herzog dem Biſchof eine Entſchädigung gewähren, indem er ihm den dritten Theil aller Zollgefälle und Münzerträge in München für alle Zukunft zu zahlen hatte. Auch das Münzrecht in Freiſing muß der Herzog dem Biſchof beſtritten haben, denn der Kaiſer beſtimmte, daß die Freiſinger Münze dem Biſchofe verbleiben ſolle und der Herzog nur den dritten Theil der Erträgniſſe als Lehen vom Biſchof zu erhalten habe. Dieſen Vergleich beſtätigte der Kaiſer durch eine Urkunde vom 14. Juni 1158; das noch erhaltene Pergament iſt das wichtigſte Zeugniß für die Anfänge der Stadt München.

Eine andere höchſt merkwürdige Urkunde ertheilte damals der Kaiſer dem Erzbiſchof Hartwich von Bremen. Er nennt in derſelben den Erzbiſchof ſeinen beſonderen Freund und verſpricht die Bremer Kirche auf alle Weiſe zu begünſtigen; alle Streitigkeiten zwiſchen ihm und Herzog Heinrich ſollen nicht mit Gewalt, ſondern durch kaiſerliche Entſcheidung ausgetragen, und die beſtehenden Händel Hartwichs mit Biſchof Hermann von Verden unter dem Beirath der Fürſten geſchlichtet werden; außerdem verſpricht der Kaiſer Hartwich zur Wiedererlangung ſeiner Erbſchaft, ſo weit ſie in die Hand Wichmanns von Magdeburg gerathen iſt, hülfreich zu ſein. Von Heerfahrten und Dienſten ſoll Hartwich verſchont werden, und der Kaiſer verheißt ihm, wenn er nach Rom kommt, der Bremer Kirche die gebührenden Ehren nach dem Recht zu erwirken; dem Walter von Arnſtadt will er Alles, was er vom Erzbiſchof zu Lehen erhalten, überlaſſen, dieſem ſelbſt jährlich zehn Fuder Wein von Boppard und Mainz ſchicken, auch Bovo, dem erzbiſchöflichen Richter in den Elbbrüchen, die Gunſt des Herzogs wiedergewinnen.

Hartwich von Stade hatte offenbar die Gunſt des Kaiſers im vollſten Maße gewonnen, und es begreift ſich, daß dieſer hochſtrebende Mann auf ſo reiche Verheißungen des Kaiſers wieder die kühnſten Pläne für ſeine und ſeiner Kirche Größe gründete. Aber nicht minder iſt klar, daß Heinrich dem Löwen das vertraute Verhältniß zwiſchen dem Erzbiſchofe, ſeinem natürlichen Widerſacher, und dem Kaiſer immer neue Beſorgniſſe erregen mußte. Bemerkenswerth erſcheint, daß Heinrich in dieſer Zeit mit dem Papſte, welcher dem Kaiſer und Hartwich nichts weniger als hold war, in Verbindung trat. Auf Heinrichs Bitten beſtätigte der Papſt am 21. Januar 1158 die Beſitzungen der Ratzeburger Kirche, beſtimmte, daß die zwölf Domherren und ihr Propſt, welche das biſchöfliche Kapitel ausmachten, nach der Regel der Prämonſtratenſer leben ſollten und übertrug ihnen für alle Zeiten das Recht der Biſchofswahl. Auf Heinrichs Vorſtellungen verſtand ſich der Papſt ſogar neue Legaten nach Deutſchland zu ſchicken, um den vollſtändigen Bruch mit dem Kaiſer zu verhüten; es iſt mehr als fraglich, ob damit dem Letzteren ein Dienſt erwieſen wurde.

Wie Otto von Freiſing und Hartwich von Bremen von der Heeresfolge befreit wurden, ſo erwirkte auch Heinrich der Löwe, daß er wenigſtens vorläufig zurückbleiben durfte. Der Kaiſer wird nicht gern den Waffengefährten entbehrt haben, der ihm auf der Romfahrt die trefflichſten Dienſte geleiſtet hatte, deſſen Name in Italien ſo gefürchtet war. Aber allerdings konnte Vieles Heinrich wünſchenswerth machen, jetzt Deutſchland nicht zu verlaſſen. In ſeinem bairiſchen Herzogthum hatte er ſich noch kaum vollſtändig befeſtigt. In Sachſen mochte von außen her wenig zu fürchten ſein; denn eben damals erſchienen zu Augsburg Geſandte des neuen Dänenkönigs Waldemar vor dem Kaiſer, um die Beſtätigung deſſelben zu erbitten, welche der Kaiſer auch nicht verweigerte, nachdem die Geſandten geſchworen hatten, daß ihr König innerhalb vierzig Tage nach Rückkehr des Kaiſers am Hofe erſcheinen und ſein Reich aus der Hand deſſelben nach geleiſtetem Treueeid empfangen wolle. Dagegen war Heinrich vor ſeinen Gegnern in Sachſen ſelbſt nie ſicher. Wozu konnte ſich ein Mann, wie der Bremer Erzbiſchof, nicht hinreißen laſſen, wenn Heinrich wieder jenſeits der Alpen war? Und auch Adolf von Holſtein blieb zurück, mit dem Heinrich die alten Streitigkeiten noch nicht ausgetragen hatte. Im Herbſte 1157 war Lübeck abgebrannt, und die dortigen Kaufleute

hatten sich an den Herzog mit der Bitte gewendet, ihnen nun einen neuen Platz anzuweisen, wo sie Markt halten könnten; sie seien bis dahin nur deshalb in Lübeck geblieben, weil sie gehofft hätten, daß der Markt dort ihnen wieder erlaubt werden würde, und sie ihre Häuser nicht hätten verlassen wollen. Der Herzog bat darauf Graf Adolf, ihm den Werder und den Hafen von Lübeck zu überlassen, aber vergebens. Deshalb wies der Herzog den Kaufleuten einen anderen Platz in der Nähe an der Wackenitz an; er fing an ihn zu befestigen und nannte ihn Löwenstadt. Aber die neue Niederlassung wollte nicht gedeihen; die Stelle war weder zu Befestigungen geeignet, noch für einen Hafen, da nur kleine Schiffe dahin gelangen konnten.

Außer Erzbischof Hartwich wurden auch andere sächsische Kirchenfürsten von dem Heerzuge befreit. Mit Bestimmtheit sind nur die Bischöfe von Verden und Naumburg im Gefolge des Kaisers nachzuweisen; ob Erzbischof Wichmann mit auszog, ist zweifelhaft. Auch von den weltlichen Großen Sachsens sind viele damals zurückgeblieben, und erst nach Jahr und Tag dem Kaiser nachgezogen. Herzog Welf, den man am kaiserlichen Hofe nicht mehr so häufig wie früher sah, ist gleichfalls erst später gefolgt. Erzbischof Eberhard von Salzburg, ein sehr einflußreicher und vom Kaiser selbst hochgeachteter Mann, hatte, wie es scheint, wegen Krankheit Urlaub erhalten.

Aber welche Lücken im deutschen Heere auch bemerkt wurden, doch zog ein so zahlreiches Volk den Alpen zu, daß eine Theilung nothwendig schien. Viele Fürsten verlangten deshalb vom Hofe Anweisung, welchen Weg sie einschlagen sollten. Nach Berathung mit seinen Großen bestimmte darauf der Kaiser, daß die Herzoge von Oesterreich und Kärnthen mit den anderen Herren jener Gegenden und der ungarschen Hülfsschaar über Canale durch das Friaul und die Mark Verona vorzurücken hätten; Herzog Berthold von Zähringen wurde angewiesen, mit den Burgundern und Oberlothringern den Paß am großen St. Bernhard zu überschreiten; ein Theil der Franken, der Niederlothringer und Schwaben sollte durch das Rheinthal auf Chiavenna und den Comersee ziehen, während der Kaiser selbst mit seinem Bruder Pfalzgraf Konrad, seinem Neffen Friedrich von Schwaben, dem Böhmenkönig und dessen Bruder Dietbold, den Erzbischöfen von Köln, Mainz und Trier, den Bischöfen von Bamberg, Würzburg, Verden, Eichstädt und Prag, den Aebten von Fulda und Reichenau, dem Mark-

grafen Dietrich von der Lausitz, Pfalzgraf Adalbert von Sachsen, zwei Söhnen Albrechts des Bären, mit vielen anderen Markgrafen, Grafen und Herren das Lechthal hinaufziehen wollte, um dann die Brennerstraße zu verfolgen.

Ehe der Kaiser noch mit dem Heere aufbrach, erreichte ihn eine päpstliche Gesandtschaft, die ihm längst angekündigt war. Wie schroff der Papst auch gegen den Kaiser vorgegangen war, hielt er es doch bald für gerathen, einem vollständigen Bruche vorzubeugen. Noch ehe ihn das Schreiben der deutschen Bischöfe erreichte, konnte er über die Stimmung derselben nicht im Unklaren sein, die Botschafter Heinrichs des Löwen belehrten ihn, wie die Dinge in Deutschland standen, und schon rüstete man dort zu einem neuen großen Heereszuge, welcher sich doch leicht auch über Mailand ausdehnen konnte. Unter solchen Umständen folgte der Papst dem Rathe Heinrichs des Löwen, eine Gesandtschaft mit friedlichen Anerbietungen an den Kaiser zu schicken. Zu seinem Legaten bestimmte er den Cardinalpriester Heinrich vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus und den Cardinaldiakon Hyacinth von S. Maria in Cosmidin, Männer vermittelnder Natur.

Die Legaten reisten um den 1. Februar von Rom ab und führten ein apostolisches Schreiben an den Kaiser mit sich, welches über die Sinnesänderung des Papstes keinen Zweifel ließ. Als die Cardinäle nach Ferrara kamen, hörten sie, daß Rainald von Dassel und Otto von Wittelsbach als kaiserliche Gesandte zu Modena verweilten; gegen die Sitte hielten sie es doch für gerathen, selbst die Gesandten aufzusuchen und ihnen den versöhnlichen Zweck ihrer Botschaft darzuthun. Die kaiserlichen Gesandten legten der Fortsetzung der Reise keine Hindernisse in den Weg, aber sie beeilten sich den Kaiser vor voreiliger Abschließung eines Vertrags mit dem Papste zu warnen. Ungefährdet gelangten die Legaten bis nach Trient; als sie aber unter dem Geleit des dortigen Bischofs Albert weiter zogen, überfielen sie die Grafen Friedrich und Heinrich von Eppan, nahmen sie und den Bischof gefangen, beraubten sie und warfen sie in einen Kerker. Vielleicht kam es diesen Herren nur auf ein hohes Lösegeld an, vielleicht aber glaubten sie auch durch ihre Gewaltthat sich ein Verdienst um den Kaiser zu erwerben. Die Cardinäle schmachteten im Gefängniß, bis endlich ein vornehmer Mann, der Bruder des Cardinals Hyacinth, sich für sie als Geisel stellte; der Bischof entkam wie durch ein Wunder der

Haft. Uebrigens ſtrafte Heinrich der Löwe alsbald den Frevel der Grafen: er entriß ihnen den vergeiſelten Bruder des Cardinals und zwang ſie zur Unterwerfung und Genugthuung. Die Legaten ſetzten, nachdem ſie ihre Freiheit wiedergewonnen, unbehindert die Reiſe fort und trafen endlich zu Augsburg ein.

Der Kaiſer empfing die Legaten gnädig und befragte ſie nach dem Grunde ihres Kommens. Mit geſenktem Blicke, mit ruhiger Stimme gaben ſie zur Antwort: „Der Biſchof der heiligen römiſchen Kirche, euer euch ganz ergebener Vater in Chriſto, entbietet euch als dem theuerſten geiſtlichen Sohn des heiligen Petrus ſeinen Gruß; ingleichen grüßen unſere verehrungswürdigen Brüder, eure Kleriker, die geſammten Cardinäle, euch als den Herrn und Kaiſer der Stadt und der Welt. Mit welcher Liebe die heilige römiſche Kirche die Hoheit und Würde eures Reichs umfaßt, wie ſchwer ſie ohne das Bewußtſein eines Fehls euren Unwillen ertragen hat, werden euch die Schreiben, die wir überbringen und unſere mündlichen Aufträge darthun.“ Das war eine völlig andere Sprache, als ſie einſt Roland und Bernhard geführt hatten, und bald zeigte ſich, daß auch das päpſtliche Schreiben einen anderen Ton anſtimmte, als man in letzter Zeit von Rom gehört hatte. Der Kaiſer nahm das Schreiben entgegen und übergab es zur Verleſung und Erklärung an Otto von Freiſing. Es kam ſo in die Hand des Mannes, welchen das Zerwürfniß zwiſchen Kirche und Reich auf das Tiefſte geſchmerzt hatte, und er wird ihm die günſtigſte Deutung gegeben haben.

In dem Schreiben erklärte der Papſt, daß er ſtets auf die Ehre des Kaiſers bedacht geweſen ſei und deshalb auch auf die Liebe deſſelben gerechnet habe; da er aber vernommen, daß der Kaiſer ihm grolle, habe er zwei Cardinäle, welche ſich ſtets demſelben zugethan gezeigt hätten, an ihn abgeſandt, um ſeine Geſinnung kennen zu lernen; dieſe ſeien aber am kaiſerlichen Hofe nicht ſo behandelt worden, wie man es hätte erwarten ſollen. Der Zorn des Kaiſers ſei dadurch erregt worden, daß von einem Beneficium und einer Verleihung in dem früheren Schreiben die Rede geweſen ſei, aber der Papſt habe dabei nicht an Verleihung eines Lehens gedacht, ſondern nur an die Handlung des Aufſetzens der Kaiſerkrone und dieſe Handlung als eine wohlthätige, als ein Beneficium bezeichnet. Wenn der Kaiſer darauf Geiſtliche an dem Beſuche Roms, wie man ſage, verhindert habe, ſo

werde er dies ſelbſt als unangemeſſen erkennen. Von Herzog Heinrich dazu aufgefordert, habe der Papſt jetzt zwei andere Cardinäle an den Kaiſer abgeſchickt, er bitte ſie gnädig aufzunehmen, ihren Worten vollen Glauben zu ſchenken und mit ihnen unter Vermittelung des Herzogs Heinrich eine Vereinbarung zu treffen, damit keine Saat der Zwietracht zwiſchen dem Kaiſer und der römiſchen Kirche aufwuchern könne.

Das Schreiben des Papſtes machte auf den Kaiſer einen günſtigen Eindruck, aber er vergaß nicht, daß er wiederholt von Rainald von Daſſel und Otto von Wittelsbach vor dem Abſchluß eines bindenden Vertrags mit Rom gewarnt war. Er legte daher den Geſandten mehrere Punkte vor, welche Veranlaſſung zu neuen Zerwürfniſſen bieten würden, wenn ſie nicht vorher vollſtändig erledigt würden. Sie betrafen den einſeitigen Friedensabſchluß des Papſtes mit den Römern und Wilhelm von Sicilien, die Reiſen der Cardinäle im Reiche ohne kaiſerliche Erlaubniß und ihre Bedrückungen der Kirchen, die ungerechtfertigten Appellationen u. ſ. w. Die Legaten wußten darauf geſchickt zu antworten, wie es den Abſichten des Kaiſers entſprach; ſie gelobten, daß der Papſt Nichts der kaiſerlichen Würde entziehen, vielmehr die Ehre und die Gerechtſame des Reichs ſtets unverkürzt erhalten werde. So konnte der Kaiſer ſich als befriedigt erklären. Er gewährte dem geſammten römiſchen Klerus wieder Friede und Freundſchaft und reichte zum Zeichen deſſen den anweſenden Cardinälen den Friedenskuß. Dieſe waren hocherfreut; ſie wurden, reichlich beſchenkt, gnädig entlaſſen und verkehrten dann frei in der Stadt, ſcheinen aber gleich darauf Augsburg und Deutſchland wieder verlaſſen zu haben. Sie rühmten beſonders die ausgezeichneten Dienſte des Biſchofs Eberhard von Bamberg; auch andere Fürſten werden ihre Friedensbeſtrebungen unterſtützt haben, aber zum Abſchluſſe eines neuen Vertrags zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſte hatten ſie es doch nicht gebracht. Das Reſultat ihrer Legation war allein, daß freundliche Verbindungen zwiſchen dem kaiſerlichen Hofe und der Curie hergeſtellt waren.

Wenige Tage ſpäter zogen die Schaaren, welche ſich zu Augsburg geſammelt hatten, den Lech hinauf. Etwa zu derſelben Zeit wandten ſich auch die anderen Abtheilungen des Heeres im Weſten und Oſten den Alpen zu. Die Größe der ganzen Kriegsmacht, welche gegen Mailand aufbrach, zu berechnen, iſt unmöglich. Allgemein wird das kaiſerliche Heer als ein ſehr großes bezeichnet, aber ſicher betrug es nicht über 10,000 Ritter, mit den Knappen und dem ganzen Troß vielleicht

50,000 Mann. Jedenfalls war es eines der ſtattlichſten, welches die deutſchen Kaiſer bisher über die Alpen geführt hatten. Große Hoffnungen und große Befürchtungen knüpften ſich an dieſe Kriegsmacht, obwohl ſie nur zur Demüthigung einer einzelnen Stadt aufgeboten war. Die Welt durchzuckte das Gefühl, daß man an der Schwelle großer Ereigniſſe ſtände.

5.

Die Demüthigung Mailands.

Italien vor der Ankunft des Kaiſers.

Allen Abmahnungen und Drohungen des Kaiſers zum Trotz hatte Mailand die Waffen nicht ruhen laſſen und die Bahn der Eroberungen weiter verfolgt. Vor Allem war es Meiſter Guintelmus, welcher zu immer neuen Unternehmungen anſtachelte und der Stadt die glänzendſten Hoffnungen vorſpiegelte, wenn ſie weiter ſeinen Rathſchlägen folge. Man war um ſo mehr dazu geneigt, als mit der Kunſt des Meiſters bisher das Glück im engſten Bunde geſtanden hatte.

Im Juni 1157 waren die Mailänder mit Unterſtützung Brescias über die neugebaute große Ticinobrücke gegangen, um in das transpadaniſche Gebiet Pavias einzudringen und hatten ihr erſtes Lager bei Caſſolo aufgeſchlagen. Pavia hatte hier ſeine Hoffnungen beſonders auf Vigevano geſtellt, eine ſehr feſte und ſtarke Burg, welche die Mailänder ſchon mehrmals vergebens angegriffen hatten. Zum Schutz derſelben war aber damals faſt das ganze Heer Pavias ausgezogen, welches von den Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaſpina mit anderen Baronen der Umgegend verſtärkt wurde; auch Cremona hatte Beiſtand verſprochen, wurde aber durch Piacenza am Zuzug verhindert. Das Heer Pavias lag in und bei Vigevano. Als die Mailänder die Burg ſo gut beſchützt ſahen, zogen ſie anderen Tages an derſelben vorüber, gleich als ob ſie einem Kampf ausweichen wollten, und wandten ſich gegen Gambolò am Terdobio. Hier aber kehrten ſie am dritten Tage um und griffen unter der Führung des Grafen Guido von Biandrate bei Vigevano das Heer Pavias an. Dieſes gewann im Beginn der Schlacht einige Vortheile, ſah ſich aber bald völlig beſiegt und mußte

ſich in die Burg zurückziehen, die für eine ſolche Maſſe weder geräumig genug war, noch die erforderlichen Lebensmittel beſaß. Die Mailänder begannen darauf die Burg zu umſchließen, und ſogleich war auch Meiſter Guintelmus zur Stelle und baute ſeine unwiderſtehlichen Maſchinen. Vom Hunger bedrängt, ergaben ſich die Paveſen ſchon nach wenigen Tagen (18. Juni). Nach dem Vertrage ſollte Vigevano zerſtört werden, Pavia 200 Geiſeln ſtellen und überdies ſich verpflichten Alles zu thun, was Guintelmus von ihnen verlangen würde. Ein mailändiſcher Schriftſteller jener Zeit behauptet, Pavia hätte damals ganz vernichtet werden können, wenn man ſich nicht der Stadt erbarmt hätte.

Die unglücklichen Paveſen hatten den Vertrag beſchwören müſſen, aber ſie ſahen bald, daß ihnen Hände und Füße gebunden waren. Schon nach kurzer Zeit verlangte Guintelmus abermals hundert Geiſeln; ſie wurden geſtellt, aber gleich darauf neue Geiſeln verlangt. Als die Paveſen darauf baten, daß Guintelmus doch alle ſeine Forderungen mit einem Male kundgeben möchte, ſoll der Meiſter geantwortet haben: er habe noch ſo viele Forderungen als Haare auf dem Kopfe: zugleich erging ein neues Gebot, daß die Paveſen fünf Straßen, jede 60 Ellen breit durch ihre Stadt legen ſollten. In der Verzweiflung zerriſſen die Paveſen den Vertrag, welchen ihnen die Noth abgepreßt hatte. Aber ſchon im Auguſt rückten die Mailänder aufs Neue in ihr Gebiet ein, nahmen die Lomellina und begannen das von den Paveſen zerſtörte Lomello wieder aufzubauen.

Nicht minder hart wurde von den Mailändern das nahe Lodi wegen ſeiner kaiſerlichen Geſinnung heimgeſucht. Man war erfinderiſch immer neue Plackereien den bedrängten Lodeſanen zu bereiten, endlich verlangte man von ihnen den Unterthaneneid ohne jeden Vorbehalt der Treue gegen den Kaiſer. Aber die Lodeſanen zogen es vor, ihre Wohnſitze ganz zu verlaſſen, als einen ſolchen Eid zu leiſten. Sie flüchteten ſich nach Pizzighettone an der Adda im Gebiet von Cremona. Auf der anderen Seite des Fluſſes im Lodeſaniſchen legten die Mailänder eine ſtarke Feſte zu Maléo an. Lodi war vernichtet, und Como theilte daſſelbe Schickſal.

Vor Allem war jedoch Mailand auf ſeine eigene Sicherheit bedacht. Auf Anordnung des Guintelmus zogen die Mailänder einen Graben um die Stadt, durch den auch die bisherigen Vorſtädte zum großen Theil in dieſelbe gezogen wurden, legten einen Wall um die Stadt an und befeſtigten die Thore und Mauern. Zugleich ſtellten ſie Gallate, Trecate

und andere ihrer Burgen her oder setzten sie in besseren Vertheidigungszustand. Ungeheure Summen hatten sie für die Herstellung von Tortona und Lomello, für die Brückenbauten, für die Befestigung ihrer Stadt und der Burgen aufgewendet; ein Zeitgenosse schätzt die Ausgaben auf mehr als 50,000 Mark reinsten Silbers.

Unablässig riefen die unterdrückten Städte die Hülfe des Kaisers an; wir wissen, wie sie der Kaiser ihnen schon seit Jahr und Tag verheißen hatte, und sein Versprechen gab neue Hoffnungen den Bedrängten. Im August 1157 wagte Cremona wieder gegen Mailand die Waffen zu ergreifen; waren auch die Erfolge derselben ohne alle Bedeutung, so wirkte doch dies Beispiel auch auf andere Städte. So fanden Otto von Wittelsbach und Rainald von Dassel, als sie im Anfange des Jahres 1158 als kaiserliche Gesandte in der Lombardei erschienen, um dem deutschen Heereszuge die Wege zu bereiten, dort in den bedrängten Städten die bereitwilligste Aufnahme.

Die beiden Gesandten erregten damals die Aufmerksamkeit ganz Italiens, und es war dies bei ihrer persönlichen Bedeutung und den ihnen rasch zufallenden Erfolgen kaum zu verwundern, zumal man wußte, daß sie hoch in der Gunst des Kaisers standen, während ihr Einfluß vor allem vom Papst gefürchtet wurde. Beide, nur um wenige Jahre älter als der Kaiser, standen damals im frischesten Mannesalter, sie waren voll Thatenlust und Ehrgeiz, kühnen Entschlusses und rascher That. Sie wollten wagen und gewinnen, aber weniger für sich, als für den Kaiser; denn auf die Herstellung der alten Kaisermacht, für welche die Verhältnisse so günstig zu liegen schienen, waren alle ihre Gedanken gerichtet.

Die Grafen von Dassel, aus deren Geschlecht Rainald stammte, waren in den Wesergegenden reich begütert. Die Grafschaft war damals in den Händen von Rainalds Bruders Ludolf; ihn selbst scheint man früh für den geistlichen Stand bestimmt zu haben. Die erste Bildung erhielt er auf der zu jener Zeit berühmten Schule zu Hildesheim, später scheint er Studienreisen nach Frankreich gemacht zu haben und dort besonders sich mit Theologie und Philosophie beschäftigt zu haben. Man rühmte ihm eine ausgedehnte Kenntniß der lateinischen Klassiker nach, wie Bekanntschaft mit der scholastischen Philosophie. Die lateinische und französische Sprache stand ihm nicht weniger, als die Muttersprache, zu Gebote. Schon in jungen Jahren wurde er Domherr zu Hildesheim; im Jahre 1148 erscheint er dann als Propst

des dortigen Domstifts. Mit dieser Stelle vereinigte er mehrere andere Pfründen, wie ein Kanonikat des Marienstifts zu Hildesheim, die Propstei des dortigen Morizstifts, die Dompropstei zu Münster und die Propstei auf dem Petersberge zu Goslar. Im Besitz reicher Einkünfte, machte er sich durch geistliche Stiftungen einen Namen, besonders durch die Gründung des Johannisspitals zu Hildesheim. Als der dortige Bischofsstuhl im Jahre 1154 erledigt wurde, wollte man ihn auf denselben erheben, aber er selbst entzog sich der Wahl.

Rainald hatte zahlreiche und wichtige Verbindungen in Köln; unfehlbar stand er jenem Erzbischof Arnold sehr nahe, der in den ersten Jahren Friedrichs eine so einflußreiche Rolle gespielt hatte. Arnold wird es auch gewesen sein, welcher Rainald in die Reichskanzlei brachte. Seit dem Mai 1156 bekleidete Rainald die so gewichtige Stellung eines Reichskanzlers, und zwar in gleicher Weise für Deutschland und Italien. In dieser Stellung erwarb er sich das volle Vertrauen des Kaisers, besonders in der Zeit, als sich das freundliche Verhältniß desselben zum Papste zu lösen anfing. Rainald war nie ein Römling gewesen. Schon auf der Reimser Synode von 1148 war er den kleinlichen Satzungen Eugens III. entgegengetreten; Hadrian IV. sah in ihm den Mann, welcher den Kaiser mit Mißtrauen gegen die römische Kirche erfüllt und besonders die üble Behandlung der Legaten in Besançon veranlaßt hatte. Wie weit dies begründet war, läßt sich nicht feststellen, aber sicher ist, daß es keinen entschiedeneren Vertreter jedes Reichsrechts als Rainald gab, der nichts eifriger erstrebte, als das Papstthum in die frühere Abhängigkeit vom Reiche zurückzudrängen.

Der Kanzler war eine anziehende Persönlichkeit: von mittlerer Größe, gedrungenem Körperbau, wohlgebildeten Gliedern, schöner Gesichtsbildung, lebhafter Farbe, weichem blondem Haar. Er war von unermüdlicher Thätigkeit in den Geschäften, großem Scharfsinn und so außerordentlicher Beredsamkeit, daß man ihn mit Cicero verglich. Dabei zeigte er sich freigebig, leutselig, von heiterer Gemüthsart; er suchte Gelehrte und Dichter an sich zu ziehen und in seiner Nähe zu fesseln. Selbst mit dem stolzen Kaiser verkehrte er in vertraulicher Weise und durfte sich wohl gegen ihn einen Scherz erlauben. Längst hatte man sich gewöhnt in den Klerikern, welchen die Reichsgeschäfte anvertraut wurden, mehr Staatsmänner als Diener der Kirche zu sehen, und auch in Rainald trat vor Allem seine politische Thätigkeit hervor; den

glorreichen Aufschwung des Reichs maß man besonders seinem Verdienste bei, welches in weiten Kreisen bewundernde Anerkennung fand.

Bei Niemandem stieß der Kanzler auf eine mehr verwandte Gesinnung, als bei Otto von Wittelsbach. Otto entstammte dem uralten Geschlecht der Scheiern, welchem die Vogtei über das Freisinger Bisthum zustand. Trotzdem hatten die Scheiern, später Wittelsbacher genannt, in vielfachen Händeln mit den Bischöfen gelebt; und als der Babenberger Otto zu dem Bisthum gelangte, gerieth auch er sogleich mit diesem Geschlechte, an welches inzwischen die bairische Pfalzgrafschaft gelangt war, in die schlimmsten Zerwürfnisse. In dem alten Pfalzgrafen und seinem Sohne Otto sah der Bischof seine erbittersten Gegner und wurde von dem Letzteren endlich bei der Messe so übel behandelt, daß er das Einschreiten Roms anrufen mußte (1150). Bald darauf erhoben sich die Wittelsbacher auch gegen die Brüder des Bischofs, König Konrad und Heinrich Jasomirgott, und es bedurfte eines Feldzugs des Königs, um sie zur Unterwerfung zu bringen.*)

Mit der Thronbesteigung Friedrichs trat in den Verhältnissen der Wittelsbacher eine plötzliche Wendung ein. Sie waren dem neuen Kaiser blutsverwandt und schlossen sich ihm sogleich auf das Engste an, namentlich der jüngere Pfalzgraf, unser Otto. Wir wissen, wie er auf der Romfahrt Friedrichs das kaiserliche Banner führte, wie der Kaiser ihm vorzüglich die Rettung aus der Etschklause verdankte. Otto war der Freund des Kaisers, der mit Niemandem vertrauter verkehrte. Es wird berichtet, wie Beide im August 1155 bei Ancona die Erquickung eines Seebades theilten, wie Friedrich Pfingsten 1156 Otto in Baiern aufsuchte, um das Fest in Stille bei ihm zu verleben. Bald darauf (4. August 1156) starb der alte Pfalzgraf, und unser Otto als der erste Sohn wurde das Haupt der Familie. Neben ihm werden noch zwei seiner Brüder Friedrich und ein zweiter Otto, die ein ritterliches Leben führten, als Pfalzgrafen genannt; zwei andere Brüder, Konrad und Ulrich waren für den geistlichen Stand bestimmt und wurden zu Salzburg für denselben erzogen. Unser Otto folgte auch nach dem Tode des Vaters fast unausgesetzt dem Hofe; er schien den Kaiser und der Kaiser ihn nicht entbehren zu können. Die Sorgen für das Hauswesen wird er seinen Brüdern überlassen haben.

*) Vergl. Bd. IV. S. 350. 352.

Man erzählte, daß der Pfalzgraf zu Beſançon die päpſtlichen Legaten mit dem Schwerte bedroht habe, und es iſt nicht zu verwundern, wenn man ſeitdem in Rom ſeinen Namen nur unter Verwünſchungen nannte, gerade ihn beſonders dort fürchtete. Und unfraglich war Otto jedes Recht des Reichs gegen Rom mit ſcharfer Waffe zu ſchützen bereit. Er galt für umſichtig im Rath, aber vor Allem war er doch der Mann der entſchloſſenen That. Von hoher Statur, von feſten und gedrungenen Gliedern, das lange, lebhaft geröthete Antlitz von ſchwarzen Locken umwallt, mit dem ſtrengen Blick aus den großen Augen, eine ernſte Heldengeſtalt, flößte er Schrecken ein, ehe er noch zum Schwerte griff; wie viel mehr, wenn er im Schlachtenſturm daher brauſte. Wie man in Rainald den Staatsmann bewunderte, fürchtete man in ihm den Kriegsmann.

Wenn der Kaiſer die beiden ihm ſo nahe ſtehenden Männer nach Italien vorausſandte, zeugte dies von der Bedeutung, die er dieſer Botſchaft beimaß. Sie gingen ohne Heeresbegleitung, nur mit einem kleinen Gefolge dorthin. Der Zweck ihrer Sendung war kein anderer, als die Freunde des Kaiſers in Italien zu ermuthigen, die Städte von ſchwankender Treue der kaiſerlichen Sache zu ſichern, Alles für den Kampf gegen Mailand vorzubereiten, und den Abſichten des Kaiſers wußten ſie in der glänzendſten Weiſe zu entſprechen.

Schon auf dem Wege nach Verona gewannen ſie die Burg Rivoli über der Etſchklauſe dem Kaiſer, um ſeinen Durchzug zu ſichern. In Verona wurden ſie von dem Biſchof und der Bürgerſchaft feſtlich empfangen. Sie ließen dieſelben dem Kaiſer Treue und Unterſtützung gegen Mailand eidlich geloben. Die Eidesformel, in welcher ſie damals und nachher noch in vielen anderen Städten dem Kaiſer Gehorſam ſchwören ließen, iſt erhalten und lautet: „Ich ſchwöre, daß ich fortan meinem Herrn, dem römiſchen Kaiſer Friedrich, Treue gegen Jedermann bewahren werde, wie ich es nach dem Rechte meinem Herrn und Kaiſer ſchuldig, und daß ich ihm helfen werde die Krone des Reichs und alle ſeine Macht zu erhalten, namentlich dieſe Stadt und jedes Recht, welches er in ihr, in der ganzen Grafſchaft und im Bisthum beſitzt. Seine Regalien werde ich ihm weder hier noch anderswo entziehen und, wofern ſie ihm entzogen ſind, ſie ihm wieder zu gewinnen und zu behalten gewiſſenhaft helfen. Weder mit Rath noch mit That werde ich dazu beitragen, daß er ſein Leben, ein Glied ſeines Leibes oder ſeiner

Macht verliere oder in Gefangenschaft gerathe. Jeden Auftrag, den er mir persönlich oder brieflich oder durch seinen Gesandten zum Schutz des Rechts ertheilt, werde ich getreulich ausführen und mich nicht böslich weigern solchen Auftrag zu hören, anzunehmen und zu vollstrecken. Dies Alles werde ich gewissenhaft ohne alle Arglist beobachten."

Von Verona nahmen die Gesandten ihren Weg über Mantua nach Cremona, wo sie ebenfalls vom Bischof und der Bürgerschaft auf das Ehrenvollste empfangen wurden. Hier hielten sie eine große Tagfahrt, zu der sich die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna mit fünfzehn ihrer Suffragane, überdies die Markgrafen, Grafen, die Consuln und die vornehmsten Männer der umliegenden Städte einstellten. Wir sind leider über die Verhandlungen nicht unterrichtet, aber wir hören, daß der Tag dem kaiserlichen Namen großen Glanz verlieh. Nachdem die Gesandten darauf über den Po gegangen waren, verweilten sie einige Zeit zu Modena. Hier war es, wo sie von den päpstlichen Legaten, die damals nach Deutschland gingen, aufgesucht wurden; wir wissen, daß sie der Reise derselben keine Hindernisse bereiteten, so mißtrauisch sie auch gegen die Absichten des Papstes waren. Bald darauf gingen sie über Bologna nach Ravenna.

Erzbischof Anselm, der Günstling des Kaisers, empfing mit vierzehn Bischöfen die Gesandten in der altberühmten Stadt auf das Feierlichste. Aber es zeigte sich bald, daß er, der Fremdling, in der Bürgerschaft wenig vermochte. Die Gesandten brachten in Erfahrung, daß sich Wilhelm von Traversari, der Podestà Ravennas, mit einem großen adligen Gefolge nach Ancona begeben hatte und dort mit den Griechen verhandelte. Vor Kurzem waren nämlich hier der Logothet Paläologus und andere Gesandte Kaiser Manuels gelandet; sie führten reiche Geldmittel bei sich, um nach ihrer Angabe Söldner für das kaiserliche Heer anzuwerben; man vermuthete aber, daß sie mehr darauf ausgingen, mit dem Gelde eine Partei in Ancona und Rimini zu gewinnen, welche ihnen in diesen Städten festen Fuß zu fassen ermöglichte. In der That hatten die ravennatischen Herren Geld von Paläologus genommen und ihm eidlich, wenn er in ihre Stadt käme, Sicherheit für seine Person und seine Schätze zugesagt. Friedrichs Gesandte warteten auf Bitten des Erzbischofs einige Tage auf die Rückkehr Wilhelms; als diese sich aber verzögerte, verließen sie endlich in großer Entrüstung die Stadt, nur von dem Erzbischof und einem mäßigen Gefolge begleitet.

Kaum aber waren die Gesandten aus den Thoren, so begegneten ihnen die ravennatischen Herren; es war eine Schaar von etwa 300 Reitern. Der Anblick der Verräther — denn ihre Schuld schien nicht zu bezweifeln — versetzte den Kanzler und den Pfalzgrafen in die leidenschaftlichste Aufregung; trotz ihres geringen Gefolges — es sollen nur zehn Ritter in demselben gewesen sein — beschlossen sie Hand an Wilhelm und seine Genossen zu legen. Mit gezücktem Schwert drang Otto von Wittelsbach auf sie ein, bemächtigte sich Wilhelms, seines Sohnes Peter und sechs anderer vornehmer Ravennaten und erklärte sie Kraft seiner Vollmacht vom Kaiser für seine Gefangenen. Die Kühnheit Ottos machte auf die Begleitung der Gefangenen den gewaltigsten Eindruck. Niemand wagte die Gesandten des Kaisers anzutasten; die ganze Schaar stob scheu auseinander und drängte der Stadt zu. Die Gesandten setzten darauf ihre Reise an der Küste des adriatischen Meeres in der Richtung auf Ancona fort.

Als sie gegen Rimini kamen, schickten sie Boten in die Stadt, daß die Consuln ihnen entgegenkommen und sie mit ihren Gefangenen aufnehmen sollten. Diesem Befehle wurde unweigerlich Folge geleistet. Am anderen Tage verließen sie Rimini, begleitet vom Erzbischofe von Ravenna und einem größeren bewaffneten Gefolge; denn sie hatten gehört, daß die Freunde der Gefangenen sich in die Berge gezogen hätten und an ihre Befreiung dächten. Aber nirgends begegnete man einem Widerstand; die Gefangennahme der vornehmen Ravennaten hatte Alles mit Furcht und Schrecken erfüllt. So reisten der Kanzler und der Pfalzgraf unbehindert über Pesaro, Fermo und Sinigaglia weiter, überall für des Kaisers Interesse nach der Gunst der Umstände thätig.

Nur Ancona schien sich widersetzen zu wollen. Friedrichs Gesandte hatten der Bürgerschaft eine Tagfahrt zu ihrer Verantwortung anberaumt, aber die Anconitaner hatten sich nicht gestellt. Da boten jene ein Heer in der Umgegend gegen die Stadt auf und bezogen mit einer schnell zusammengerafften, aber nicht unbedeutenden Kriegsmacht ein Lager vor den Mauern. Als die Umgebung der Stadt verwüstet wurde, sank in kurzer Frist der Bürgerschaft der Muth: sie beschwor Paläologus sich ihrer Bedrängniß anzunehmen und die Gefahr von der Stadt abzuwenden. In der That sandte dieser einen Vermittler an Friedrichs Gesandte, bat für die Stadt um Schonung und für sich um eine Unterredung. Sie wurde ihm gewährt, und mit einem Ge-

folge kam er darauf in die Nähe des Lagers. Mit allem kriegerischen Glanze empfingen der Kanzler und der Pfalzgraf den Abgesandten des griechischen Reiches; sie hielten ihm vor, was von den feindlichen Absichten der Griechen auf Ravenna und Ancona verbreitet war. Mit geschickten Worten wußte sich der Grieche zu rechtfertigen und erklärte sich bereit sich selbst mit seinen Schätzen, wenn man seiner Aussage nicht traue, dem Gesandten Kaiser Friedrichs zur Verfügung zu stellen. Seine Bitten für Ancona fanden darauf Gehör. Die Belagerung wurde aufgehoben, doch mußten die Anconitaner Kaiser Friedrich einen Schwur leisten, der ähnlichen Vorkommnissen vorbeugen sollte. Palälogus mit seinen Leuten erhielt freien Abzug; sie gingen in See, nachdem sie die Abgesandten Friedrichs mit prächtigen Geschenken geehrt hatten. Auf die Bitten des Erzbischofs wurden dann auch die ravennatischen Gefangenen freigegeben; ohne die Lösung derselben hätte Anselm nicht mehr geglaubt sicher nach Ravenna zurückkehren zu können. Aber nur unter der Bedingung erhielten Wilhelm und seine Genossen die Freiheit wieder, daß ganz Ravenna dem Kaiser den Treueeid leiste. Rainald und Otto glaubten mit diesem Erfolge sich um so eher beruhigen zu können, als sie der Meinung waren, daß Ravenna seit 200 Jahren, d. h. seit der Zeit Ottos des Großen, keinem Kaiser Treue geschworen habe.

Der Kanzler und der Pfalzgraf waren voll Triumphs. Sie erstatteten von Ancona aus dem Kaiser über alle ihre Erfolge Bericht; sie meldeten ihm zugleich, daß der Papst in den bedrängtesten Verhältnissen sei. König Wilhelm mißtraue ihm wegen der nach Deutschland abgegangenen Legation; päpstliche Gesandte, die am sicilischen Hofe erschienen, habe er mit den Worten entlassen: „Ihr seid an mich geschickt zur Schmach des römischen Kaisers, aber zugleich sind zwei andere Legaten an den Kaiser abgeordnet, um Friede und Freundschaft mit ihm herzustellen und meiner Macht zu schaden; weichet sofort von uns, sonst werden wir euch als Verräther bestrafen.“ Auch die Römer wandten sich wieder vom Papste ab. Am 11. Mai, schrieben die Gesandten dem Kaiser, wollten mehrere Senatoren und adlige Herren mit Otto von Monticelli, einem Neffen des Cardinals Octavian, zu ihnen nach Ancona kommen und im Namen des römischen Volks ihnen Eröffnungen zum Vortheile des Reiches machen; sie würden dem Kaiser seiner Zeit Weiteres berichten. Durch Niemanden, beschworen sie den

Kaiser, möge er sich bewegen lassen einen völligen Frieden mit dem Papste vor seiner Ankunft in Italien zu schließen; Gott habe ihn in so günstige Verhältnisse gestellt, daß er, wenn er wolle, Rom vernichten und mit dem Papste sammt den Cardinälen ganz nach seinem Willen verfahren könne; wenn er Deutschland verließe, solle er um keinen Preis die päpstlichen Legaten dort zurücklassen. Wiederholt legten sie ihm diese Rathschläge an das Herz und fügten hinzu: er werde es einst bereuen, wenn er denselben nicht folge.

In Wahrheit war die Lage des Papstes bedenklich genug. Noch war sehr zweifelhaft, wie der Kaiser sein Entgegenkommen aufnehmen würde, und auf eine nachhaltige Unterstützung Siciliens hatte er in keinem Falle zu zählen. König Wilhelm hatte wenig Neigung, sich in Verwickelungen mit dem Kaiser einzulassen, während er selbst in der Nähe bedrängt war. Im November des vorigen Jahres war Andreas von Rupecanina nach Campanien zurückgekehrt und hatte eine Schaar von Römern, Apulern und Griechen, die sich um ihn gesammelt, gegen Richard von Aquila geführt, um ihn für den an Robert von Capua geübten Verrath zu strafen. Andreas nahm Fondi und Aquino, bemächtigte sich in den ersten Tagen des Jahrs 1158 der Stadt S. Germano und bedrängte Monte Cassino. Aber er konnte sich doch auf die Dauer nicht halten und zog sich im März nach Ancona zurück, wo er sich ohne Zweifel unter den Schutz der Griechen begab. Denn schon rüstete Kaiser Manuel ein neues Heer, für welches er Werbungen in Italien machen ließ, und stellte eine Flotte auf, um abermals eine Landung in Italien zu versuchen. König Wilhelm, mit Gegenrüstungen beschäftigt, um dem Einfall zu begegnen, war mehr um sein eigenes Schicksal in Sorge, als das des Papstes, dessen Politik er überdies wenig Vertrauen schenkte.

Es war nicht zu verwundern, wenn sich auch in Rom unter solchen Verhältnissen wieder eine Opposition gegen den Papst zu regen begann. Wie unter den Cardinälen, hatte es immer auch im Adel eine Partei gegeben, welche einen näheren Anschluß an den deutschen Hof wünschte, und diese war durch die großen Erfolge des Kaisers ermuthigt worden; sie mißbilligte die verletzenden Schritte des Papstes gegen den Kaiser und war geneigt sich mit dem Letzteren zu verständigen. Etwa zu derselben Zeit, wo die Gesandten des Papstes nach Deutschland und Sicilien gingen, waren auch zwei aus der Lombardei gebürtige

Cardinäle Ardicio und Oddo vom Papste nach Mailand und Brescia geschickt worden; wir kennen ihre Aufträge nicht, aber es ist schwer zu glauben, daß sie die Städte zur Nachgiebigkeit gegen den Kaiser bewegen sollten. Die Politik des Papstes war geschäftig genug, aber sie war verworren in ihren Maßregeln und unklar in ihren Zielen. Friedrichs Gesandte hatten nicht Unrecht, wenn sie in derselben haltlose Schwäche sahen.

Wir wissen nicht, ob jene römischen Herren sich noch bei den kaiserlichen Gesandten in Ancona eingestellt haben. Die Letzteren kehrten bald darauf nach Modena zurück und begaben sich von hier nach Piacenza. So groß war der Eindruck ihrer Erfolge, daß es ihnen jetzt sogar diese den Mailändern so lange verbündete Stadt auf die kaiserliche Seite zu ziehen gelang. In den ersten Tagen des Juni 1158 schlossen sie mit der Bürgerschaft von Piacenza einen Vertrag, der noch erhalten ist und dessen einzelne Bestimmungen Interesse erwecken. Piacenza verpflichtet sich hiernach mit 100 gewaffneten Rittern und 100 Bogenschützen den Kaiser während der ganzen Belagerung Mailands und außerdem mit 400 Bogenschützen auf einen Monat zu unterstützen, auch die Besoldung dieser Hülfsschaar selbst zu tragen. Acht Tage nach Pfingsten (15. Juni) wird sie den Bund mit den Mailändern aufkündigen, so daß nach diesem Tage nur diejenigen Mailänder noch das Gebiet von Piacenza betreten dürfen, welche dort unter dem Geleit der Stadt Waaren nach Genua oder nach anderen Orten schaffen wollen oder dort augenblicklich Waaren auf Lager haben. Sobald der Kaiser in der Lombardei erscheint, beginnt Piacenza den Krieg gegen Mailand und bemächtigt sich der Mailänder und ihrer Habe im Stadtgebiet; die Ersteren werden dem Kaiser auf sein Verlangen ausgeliefert, die Letztere als Beute vertheilt. So lange der Kaiser dann in Italien verweilt, schließt die Stadt ohne Einwilligung desselben weder Friede noch Bund mit den Mailändern. Diese Verpflichtungen treten nur dann außer Gültigkeit, wenn der Kaiser nicht bis zum 1. August in Italien erscheinen sollte. Die Consuln der Stadt werden überdies Anordnung treffen, daß Markt und Geldwechsel dem kaiserlichen Heere nach den mit Piacenza und den anderen Städten zu vereinbarenden Bestimmungen gewährt werden. Die Stadt hat dem Kaiser 600 Mark Silber und den Hofbeamten 60 Mark innerhalb vierzehn Tage nach Ankunft des Kaisers in der Lombardei zu zahlen.

Dieſen Vertrag haben die Conſuln ſelbſt zu beſchwören und durch den Rath und angeſehene Männer der Bürgerſchaft beſchwören zu laſſen. Dagegen verſprachen die kaiſerlichen Geſandten, daß die Ritter und Bogenſchützen der Stadt, wie alle anderen Bürger, welche zum kaiſerlichen Heere kommen ſollten, an dem Kaiſer einen gnädigen Herrn finden und ſie ſelbſt dahin wirken würden, daß der Kaiſer ſeine volle Gunſt und freundliche Geſinnung wieder den Bürgern zuwenden und alle früheren Beleidigungen verzeihen werde, wenn ſie den Vertrag getreulich halten und für die Beleidigungen Genugthuung leiſten würden. Schließlich wurde noch beſtimmt, daß allen, die zum kaiſerlichen Heere ſtoßen wollten, ob aus Cremona, Pavia oder anderen Orten, freier Durchzug durch das Gebiet von Piacenza zuſtehen ſolle.

Mit dieſem Vertrage, welcher Mailand auf das Schwerſte traf und die größten Vortheile für den Kaiſer in ſich ſchloß, beendeten die kaiſerlichen Geſandten ihre Thätigkeit. Unfehlbar hatten ſie ihre Aufträge in der glücklichſten Weiſe erfüllt. Als der Kaiſer gegen die Alpen zog, waren in Italien ſchon zahlreiche Streitkräfte gegen Mailand gewonnen. Die feindliche Stadt war auf die Unterſtützung nur weniger Bundesgenoſſen beſchränkt; es erſchien kaum fraglich, daß ſie in kürzeſter Friſt ſich unterwerfen müſſe, — und an Mailands Fall knüpften ſich weitausſehende Pläne des Kaiſers.

Friedrichs erſter Krieg gegen Mailand.

Gegen Ende des Juni 1158 überſtieg das Heer des Kaiſers den Brennerpaß. Den Vortrab bildeten die Böhmen unter ihrem Könige. Sie litten beim Abſtiege Mangel an Lebensmitteln, da die Einwohner der meiſten Ortſchaften flüchtig geworden waren und ſich auch Kaufleute aus Furcht nicht einſtellten; erſt als den Letzteren Sicherheit gewährt war, ſchafften ſie den erforderlichen Unterhalt aus Briren und Trient herbei. Oberhalb Veronas ſchlugen die Böhmen eine Brücke über die Etſch, zogen an Verona vorbei und lagerten dann am Gardaſee im Veroneſergebiet. Die furchtbarſten Gerüchte waren über die unbekannten Völker, welche der Kaiſer mit ſich führe, verbreitet; ſie ſollten ſich von Menſchenfleiſch nähren, Blut ihr Trank, jedes Mitleid ihnen fremd ſein. Mit Schrecken ſahen auch die Veroneſen, wie die Böhmen

ihre Olivenhaine und Obſtpflanzungen verwüſteten. Sie ließen es ſich deshalb viel Geld koſten, um König Wladiſlaw zum Abzug nach Brescia zu bewegen.

Brescia hatte bisher feſt an Mailand gehalten und war demnach als feindliche Stadt anzuſehen. Als der Böhmenkönig anrückte, entſpann ſich ein Hader zwiſchen ſeinen Schildträgern und den Brescianern, bei dem einige der Erſteren erſchlagen wurden. Hierdurch gereizt, umſchloß der König die Stadt und ließ das Gebiet derſelben von ſeinen Schaaren verwüſten. Die Böhmen bewährten ihre alte Meiſterſchaft im Sengen und Plündern, und nach vierzehn Tagen ſahen ſich die Brescianer genöthigt mit dem König zu unterhandeln. Unter Vermittelung des Biſchofs Daniel von Prag fand eine Zuſammmenkunft deſſelben mit den Conſuln der Stadt ſtatt; auch der Cardinal Oddo, der ſich gerade in ſeiner Vaterſtadt befand, nahm an den Verhandlungen Antheil. Gegen große Geldſummen verſprach Wladiſlaw den Verheerungen Einhalt zu thun und der Stadt die Gnade des Kaiſers wieder zu gewinnen. Denn ſchon war dieſer ſelbſt im Anmarſch, und die Spitze des kaiſerlichen Heeres führte der kaum dem Knabenalter entwachſene Herzog von Schwaben; Wladiſlaw mit ſeinem ganzen Heere rückte den Deutſchen zur Begrüßung entgegen.

Der Kaiſer hatte am 6. Juli das Gebiet von Verona betreten, die Stadt beſucht, war aber dann ſogleich weiter gezogen und ſtand am 8. Juli am Gardaſee. Zwei Tage ſpäter verweilte er am Mincio zwiſchen Volta und Valeggio. Wir wiſſen, daß ſich der Patriarch von Aquileja, der Herzog von Oeſterreich, wie die Biſchöfe von Treviſo, Concordia, Vicenza, Verona und Mantua in ſeiner Umgebung befanden; es müſſen hiernach die Hülfsſchaaren, welche den Weg durch das Friaul genommen hatten, und die Contingente mehrerer lombardiſcher Städte, bereits im Veroneſiſchen zu ihm geſtoßen ſein. Hier erſchienen auch die Conſuln von Cremona und erhoben die ſchwerſten Anklagen gegen das feindſelige Crema, welches ihr Gebiet überfallen, während ſie nach dem Befehl des Kaiſers Mailand bekriegt hatten. Auch der Böhmenkönig, ſein Bruder Dietbold und Biſchof Daniel waren damals im Lager des Kaiſers, waren ihm alſo bis zum Mincio entgegengekommen. Vereint brachen ſie dann gegen Brescia auf und bezogen im Gebiete der Stadt am Oglio ein Lager. Auf die Fürſprache des Böhmenkönigs nahm der Kaiſer Brescia, deſſen Gebiet inzwiſchen

auch von den Bergamasken furchtbar verheert war, wieder zu Gnaden an; die Bürgerſchaft mußte ihm Treue ſchwören, ſechszig Geiſeln geben, eine Hülfsmannſchaft gegen Mailand ſtellen und überdies große Geldſummen zahlen.

Etwa vierzehn Tage verweilte der Kaiſer in dem Lager beim Oglio. Durch die aus den rheiniſchen Gegenden zugeführten Heerſchaaren und die Mannſchaften einzelner lombardiſcher Städte gewann das Heer neuen Zuwachs. Es war ein buntes Völkergemiſch in dem Lager: Deutſche und Italiener, Böhmen, Ungarn und ſlawiſche Stämme aus den öſtlichen Alpen. Um ſo nöthiger war es, ſtrenge Manneszucht zu halten. Wie auf ſeiner Romfahrt, erließ der Kaiſer deshalb auch diesmal unter dem Beirath der Fürſten ein Kriegsgeſetz. Dieſes Geſetz, unfehlbar zunächſt für die deutſchen Theile des Heeres beſtimmt, iſt uns erhalten. Es enthält verſchiedene Beſtimmungen über das dem deutſchen Heere ſo werthe Waidwerk, welches ſie auch im Kriege zu üben pflegten, dann Anordnungen, die Streitigkeiten zwiſchen Deutſchen und Italienern vorbeugen ſollten. Es wurde den Deutſchen bei Strafe verboten, Italiener in ihrem Zelte aufzunehmen, wenn dieſe der deutſchen Sprache nicht mächtig ſeien. Harte Strafandrohungen ſind gegen alle Schlägereien und beſonders gegen den Aufenthalt von Weibern im Lager gerichtet. Wer ein Weib bei ſich hat, verliert ſeine ganze Rüſtung und wird vom Heere ausgeſchloſſen, dem Weibe aber die Naſe abgeſchnitten. Im Allgemeinen iſt dieſer Lagerfriede den in Deutſchland damals üblichen Landfrieden ähnlich und wurde in derſelben Weiſe beſchworen. Die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte bekräftigten ihn durch Handſchlag ſtatt Eides und verſprachen über die Uebertreter des Friedens auch geiſtliche Strafen zu verhängen.

Ehe der Kaiſer das mailändiſche Gebiet mit den Waffen angriff, hielt er auf den Rath rechtskundiger Männer für nöthig, der Stadt noch einmal eine Friſt zu ihrer Rechtfertigung zu gewähren. Zu der beſtimmten Zeit ſtellte ſich eine mailändiſche Geſandtſchaft ein. Da ſie aber weder den gegen Mailand erhobenen Klagen begegnen, noch die Fürſten für ſich gewinnen und den Kaiſer durch Geld beſchwichtigen konnte, kehrte ſie ohne einen Erfolg erlangt zu haben heim. Der Kaiſer ſprach darauf unter Zuſtimmung der deutſchen Fürſten und der angeſehenſten Männer der ihm verbündeten Städte Italiens über die Mailänder aufs Neue feierlich den Bann aus, erklärte ſie für Reichsfeinde und rüſtete Alles zum Angriff.

Am 23. Juli rückte das kaiſerliche Heer gegen die Adda vor, welche die Gebiete Brescias und Mailands ſchied. Der Fluß war hoch angeſchwollen, alle Brücken auf Befehl der Conſuln zerſtört; nur die Brücke von Caſſano ſtand noch im Weſentlichen unverſehrt da. Hier lag am andern Ufer eine Schaar ländlichen Volks aus der Umgegend, um den Uebergang zu verhindern; mit Wurfgeſchoſſen und Schmähreden reizte ſie den vordringenden Feind. Da die Brücke geſperrt und das Durchwaten des reißenden Waſſers unmöglich ſchien, ſchlug der Kaiſer unweit der Brücke am Vormittage ſein Lager auf. Nur etwa 1000 Schritte unterhalb am Fluſſe lagen die Böhmen, während weiter ſtromaufwärts Herzog Heinrich von Kärnthen eine kleine Feſte, der von den Mailändern beſetzten Burg Trezzo gegenüber, beſetzt hatte.

Drei böhmiſche Ritter, über den Aufenthalt ungeduldig, unternahmen das Wagniß, ſich mit ihren Roſſen in die Fluthen der Adda zu ſtürzen, um das andere Ufer zu erreichen, und zwei gelangten glücklich hinüber. König Wladiſlaw erfuhr dies beim Mittagsmahle, ſprang auf und ließ ſogleich das Zeichen zum Aufbruch geben. Ein gefangener Lombarde ſoll ihm eine ſeichte Stelle etwas unterhalb am Fluſſe bei Corneliano verrathen haben. Er ſelbſt ſprengte auf ſeinem Roß zuerſt in den Fluß; muthig folgten die Ritter. Einige von ihnen fanden den Tod in den Wellen, aber die Mehrzahl erreichte glücklich die andere Seite. Bald folgte auch Konrad von Dachau, Herzog von Dalmatien, dem kühnen Vorgang der Böhmen. Sobald die Ritter über den Fluß gekommen waren, griffen ſie die feindlichen Schaaren am anderen Ufer an. Ohne einen Widerſtand nur zu wagen, warfen ſich dieſe in wilde Flucht; viele von ihnen wurden von den verfolgenden Böhmen gefangen genommen. Das ganze Gepäck der Flüchtigen fiel den Siegern zur Beute, und ſchon wurden auch die nächſtliegenden Häuſer in Schutthaufen verwandelt.

Als man im Heere des Kaiſers am Klange der böhmiſchen Pauken den Uebergang der Freunde über den Fluß erkannt hatte, erhob ſich ein helles Freudengeſchrei, und unverzüglich begann man die Brücke gangbar zu machen. Auch hier zeigte ſich Wladiſlaw hülfreich. Die Arbeit wurde bis zum Einbruch der Nacht fortgeſetzt und beim Morgengrauen aufs Neue begonnen. Aber bald kam die Nachricht, daß eine mailändiſche Schaar anrücke. Man rüſtet ſich zum Kampfe und ſchickt eine auserleſene Schaar — Böhmen und Deutſche — dem Feinde ent-

gegen, um die Stärke deſſelben zu erkunden. Bei Gorgonzola ſtieß dieſe Schaar auf eine weitüberlegene Zahl von Mailändern, warf ſich aber muthig gegen ſie in den Kampf und jagte ſie in die Flucht. Viele Mailänder fanden den Tod, ſiebzig angeſehene Männer Mailands fielen in die Hände der Böhmen; aber auch die Sieger hatten namhafte Verluſte. Nachdem der Feind das Feld geräumt hatte, kehrten ſie an die Adda zurück. Die gefangenen Mailänder wurden von den Böhmen ihrem König und von dieſem dem Kaiſer übergeben. Eifrig arbeitete man darauf an dem Bau der Brücke weiter und bald war ſie ſo weit hergeſtellt, daß der Kaiſer mit den Angeſehenſten ſeines Gefolges über den Fluß gehen und ſich mit Wladiſlaw vereinigen konnte. Sobald dies geſchehen war, ließ er Vaprio, einen mailändiſchen Ort an der Adda, zerſtören. Indeſſen hatten die Böhmen noch eine Nothbrücke herzuſtellen geſucht, um ihren Troß und ihr Gepäck ſchneller überzuſetzen. Aber das ſchwache Werk brach unter der Wucht der vorwärtsſtürmenden Maſſe, und viele Böhmen und Ungarn fanden den Tod in den Wogen. Schnell wurde die Brücke wieder hergeſtellt, brach aber noch einmal zuſammen, und die Böhmen hatten neue Verluſte zu beklagen. Erſt am 25. Juli gelangten die letzten Reſte des böhmiſchen Heeres auf der Brücke von Caſſano über den Fluß.

Der Kaiſer hatte ſich ſogleich nach dem Uebergange gegen Trezzo gewandt, um dieſen Platz, wo die meiſten Habſeligkeiten der umwohnenden Bevölkerung geborgen waren, den Mailändern zu entreißen. Er ſelbſt ſoll zuerſt, nur von zehn Rittern begleitet, vor der Burg erſchienen ſein und hier ſein Banner aufgepflanzt haben. Da die mailändiſche Beſatzung ſich nicht ſofort ergab, mußte die Burg eingeſchloſſen werden. Aber ſchon nach wenigen Tagen ſahen die Belagerten die Unmöglichkeit der Vertheidigung ein. Unter der Bedingung freien Abzugs mit ihren Waffen, wie es ſcheint, übergaben ſie den Platz; die Weiber und Kinder ließ der Kaiſer ungefährdet, die Beute vertheilte er unter ſeine Krieger. Eine ſtarke Beſatzung ließ er in der Burg zurück und ſtellte die benachbarte Brücke her; die Schaar Herzog Heinrichs von Kärnthen ſcheint in Trezzo zurückgeblieben zu ſein.

Nach dem Fall von Trezzo führte der Kaiſer die große Maſſe ſeines Heeres, dem nun auch die Paveſen und Cremoneſen zuzogen, am rechten Ufer der Adda hinab in das Gebiet von Lodi und bezog hier am 31. Juli ein Lager am Lambro. Dichtgedrängt ſtanden die Zelte auf beiden Seiten des Fluſſes von Caſtiraga bis Salarano hin; der

Kaiſer ſelbſt lagerte auf der Wieſe von Caſtiraga. Man war nahe der Stelle, wo einſt das alte Lodi geſtanden hatte, wo die menſchenleeren Straßen und die verödeten Kirchen noch von dem Unglück der Stadt und dem Uebermuth der Mailänder zeugten. Hier erſchienen am 2. Auguſt vor dem Kaiſer die unglücklichen Lodeſanen unter Begleitung eines zahlreichen Klerus; jeder von ihnen trug ein Kreuz als Zeichen des hart auf ihnen laſtenden Mißgeſchicks. Sie warfen ſich vor dem Kaiſer zu Füßen und verlangten von ihm Genugthuung von Mailand, welches ſo unermeßliches Elend über ſie gebracht hatte. Sie baten ihnen eine Stelle anzuweiſen, wo ſie nun zur Ehre und zum Dienſte des Reiches eine neue Stadt bauen könnten. Der Kaiſer verſprach ihre Bitte zu gewähren und befragte ſie, welchen Platz ſie wünſchten. Sie bezeichneten eine Anhöhe, etwas öſtlich vom alten Lodi, an der Adda, welche durch den Fluß und ſumpfige Niederungen von allen Seiten geſichert ſchien; ſie wurde damals Monteghezzone genannt. Der Kaiſer erklärte ſelbſt den Platz beſehen und, wenn er ihm geeignet ſchiene, ihre Bitte erfüllen zu wollen.

Am anderen Tage zog er mit ſeinen Fürſten und den Bürgern von Lodi nach der bezeichneten Stelle. Als er die Höhe betrat, ergoß ſich ein Regenſtrom; man ſah darin ein Vorzeichen, daß es dem Platze an himmliſchem Segen nicht fehlen werde. Da derſelbe überdies zur Anlage einer feſten Stadt paſſend ſchien, gab Friedrich ſogleich mit einer Fahne den im Amte ſtehenden Conſuln Lodis das Land zu Lehen; er ſelbſt beſtimmte den Umkreis der neuen Stadt, den Zug der Wälle und Gräben. So entſtand Neu-Lodi an der Adda, eine neue Heimat für die vertriebenen Bürger der alten Stadt, eine feſte Burg des Kaiſers gegen Mailand. Mit dem Bau der Wälle und Gräben wurde ſogleich begonnen; der Kaiſer ſelbſt bezeigte für dieſe Arbeiten das lebhafteſte Intereſſe.

Seit der Feind über die Adda gegangen war, ſank den Mailändern der Muth. Schon hatten ſie die Beſatzungen aller ihrer Burgen in die Stadt zurückgerufen, die neue Brücke über den Ticino abgetragen, die Bevölkerung der Umgegend hinter ihren Wällen geborgen. Man machte ſich auf eine Belagerung gefaßt, aber man ſchreckte vor ihren Leiden zurück. Am 4. Auguſt erſchienen im Lager des Kaiſers unter ſeinem Geleit Geſandte Mailands und verſprachen, daß die Stadt jede Genugthuung ihm zu leiſten bereit ſei. Viele Fürſten, die bald nach der Heimat zurückzukehren wünſchten, riethen auf die Anerbietungen der Mai-

länder einzugehen; der Kaiſer möge die Unterwerfung der Stadt annehmen, ihr Bußen auferlegen und ihr dann wieder ſeine Gnade ertheilen. Aber auf das Heftigſte widerſprach Erzbiſchof Anſelm von Ravenna, der gelehrte Schüler des heiligen Norbert. Alle Worte der Mailänder, erklärte er, ſeien Lug und Trug; ſie hätten die Kirchen Gottes und die freien Städte des Kaiſers zerſtört; wie ſie Andern gethan, ſolle nun auch ihnen geſchehen; ſie verdienten kein Erbarmen, wie ſie ſelbſt keines gekannt hätten. Die Worte Anſelms machten einen tiefen Eindruck auf den Kaiſer und die Fürſten; man wagte nicht dem Erzbiſchof zu widerſprechen. Die Fürſten beſchloſſen, wenn auch widerſtrebend, die Anerbietungen der Stadt zurückzuweiſen und den Krieg fortzuſetzen. Der Kaiſer warf den Mailändern den Fehdehandſchuh hin und ſprach noch einmal über ſie als offene Feinde des Reichs den Bann aus.

Schon am anderen Morgen (5. Auguſt) brach Friedrich mit dem gewaltigen Heere gegen Mailand auf. Man gelangte bis Mittag nach Melegnano*), einem Orte auf halbem Wege zwiſchen Lodi und Mailand, wo ſich das Waſſer der Vecchiabia in den Lambro ergießt. Hier ſchlug der Kaiſer ſein Lager auf; ſchon rückten ſeine Vorpoſten auf beiden Seiten der Heerſtraße bis gegen Mailand vor. Am Nachmittag ſchickte der Kaiſer ſeinen Marſchall mit 50 Rittern gegen die Stadt, um paſſende Lagerſtellen zu erſpähen. Ohne Befehl des Kaiſers ſchloſſen ſich dem Marſchall freiwillig weitere 500 Ritter an; ſie empfanden es übel, daß die Böhmen bisher das Beſte geleiſtet, und dürſteten ſich auch durch ruhmeswürdige Thaten auszuzeichnen. Unter ihnen ragte am meiſten der Graf Ekbert III. von Pütten und Formbach hervor, ein Mann von königlichem Geſchlecht, großem Reichthum, hervorragenden körperlichen und geiſtigen Gaben. Ohne irgend einem Widerſtande zu begegnen, kam die Schaar bis an die Stadt; ſie fand die Thore geſchloſſen, Alles drinnen war lautlos, nirgends eine Spur kriegeriſcher Bewegung.

Mit voller Muße betrachteten die deutſchen Ritter die Wälle und Gräben, wie die Stellen, wo man das Lager aufſchlagen könne. Ohne alle Beſorgniß vor einem Ueberfalle traten ſie dann den Rückweg an. Ihre Reihen löſten ſich auf, Graf Ekbert und einige Andere blieben

*) Auch Marignano genannt. Der Kaiſer lag damals auf demſelben Felde, wo 1515 Franz I. ſeinen berühmten Sieg gewann.

eine weite Strecke hinter der Schaar zurück. Sobald dies in Mailand bemerkt wurde, brachen gegen 2000 Mann aus den Thoren hervor und griffen Ekbert und ſeine Genoſſen an. Als Ekbert ſich unfern vom Kloſter Chiaravalle von den Mailändern umringt ſah, ſtieg er vom Pferde, um ſich zur Wehre zu ſetzen; nur einige ſeiner Schildknappen und ſein Marſchall waren noch bei ihm. Im heißen Kampfe ſtürzte er zu Boden; den erſten Streich, der auf ihn geführt wurde, wehrte der Marſchall glücklich ab, aber bald erlagen Beide den Schwertern der Feinde. Die Leichen der beiden tapferen Männer brachten Ciſtercienſerbrüder nach Chiaravalle; die Eingeweide wurden dort beigeſetzt, die Gerippe nach der Heimath geſchafft. Noch einige andere Deutſche und Böhmen fanden in dem Kampfe gegen die Mailänder den Tod; mit ihnen ein angeſehener Mann aus dem Ravennatiſchen, Johannes mit Namen. Andere geriethen in die Gefangenſchaft der Feinde.

Der Tod ſeiner Tapfern und beſonders das Ende Ekberts bewegten den Kaiſer, der bei der Abendmahlszeit die Schreckenskunde erhielt, auf das Tiefſte. Er beklagte die Gefallenen und tadelte die Tollkühnen, die ſich ohne ſeinen Befehl ſo großer Gefahr ausgeſetzt hatten. Vor Allem aber verlangte er an den Mailändern ſchnelle Rache zu nehmen; er ließ ſogleich Alles zum Aufbruch am nächſten Morgen fertig machen.

In der Frühe des anderen Tages (6. Auguſt) ſtellte Friedrich ſein Heer auf den weiten Gefilden in Schlachtordnung auf und rückte dann unverweilt gegen die Stadt an. Das Heer war in ſieben Schaaren getheilt. Die erſte führte der Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaiſers; es waren Schwaben, denen nach dem Herkommen der Vorſtreit gebührte, und neben ihnen die Paveſen und Cremoneſen. Die zweite Schaar befehligte Friedrich von Schwaben, faſt noch ein Knabe; ſie war aus Franken und Schwaben gemiſcht und wurde verſtärkt durch die Contingente von Verona, Brescia und Mantua; bei ihr war auch Markgraf Wilhelm von Montferrat, der mit Jutta von Oeſterreich, einer Muhme des jungen Friedrich, vermählt war. Die dritte Stelle nahm der Böhmenkönig mit ſeinem Heere ein; er bedurfte keiner Verſtärkung durch Lombarden. Der Führer der vierten Schaar war Herzog Heinrich von Oeſterreich; ihm folgten die Fürſten, die mit ihm über die Alpen gekommen waren, auch die ungarſchen Reiter. In fünfter

Stelle ſtand die kaiſerliche Schaar, beſonders ſtattlich und glänzend, aus erleſenen Rittern aus allen Theilen des Heeres gebildet. Der ſechste Zug beſtand aus den Baiern und ihren Nachbarn; ihn führte Otto von Wittelsbach mit ſeinen Brüdern Friedrich und dem jüngeren Otto. Der letzte Zug, welchen der Kanzler Rainald befehligt haben ſoll, wurde von den Mannſchaften verſchiedener deutſcher und lombardiſcher Großen gebildet; ihm waren auch die Contingente der rheiniſchen und ſächſiſchen Biſchöfe angeſchloſſen. In ſolcher Ordnung rückte das Heer, in Waffen ſtrahlend, gegen Mailand an; es kam, ohne einem Widerſtand zu begegnen, bis nahe der Porta Romana, dem Hauptthore der Stadt.

Die Mailänder ſchienen einem ſo gewaltigen Heere nicht im offenen Kampfe entgegentreten zu wollen; ſie verließen ihre Wälle nicht, als der Kaiſer heranrückte. Unbehindert glaubte man das Lager aufſchlagen zu können. Für die kaiſerliche Schaar wurden die Zelte errichtet in dem weiten, ſich damals zwiſchen der Porta Romana und Porta Toſa (jetzt Porta della Vittoria) ausbreitenden Parke (Brolo); am Eingange deſſelben neben einem Wohnhauſe und einer Kirche der Tempelherren, kaum auf Wurfesweite von den Stadtwällen, wurde dem Kaiſer ſelbſt ein prächtiges Zelt errichtet. Weſtlich von der Porta Romana um S. Celſo lagerte Erzbiſchof Friedrich mit ſeiner Schaar. Die Hauptmaſſe der deutſchen und italieniſchen Truppen vertheilte ſich aber auf die Felder um das Kloſter S. Dioniſio zwiſchen der Porta Orientale (jetzt Porta di Venezia) und der Porta Nuova, wo jetzt die öffentlichen Gärten von Mailand liegen*). Hier ſchlugen auch der Pfalzgraf Konrad und Herzog von Schwaben ihr Lager auf, wurden aber unerwartet gegen Abend von den Mailändern überfallen. Der Pfalzgraf wehrte ſich tapfer, ſah ſich jedoch genöthigt den Böhmenkönig, der vorläufig in der Nähe, da er den Befehl des Kaiſers über ſeinen Lagerplatz noch erwartete, Zelte aufgeſchlagen hatte, zur Hülfe zu rufen.

Wladiſlaw erſchien ſofort mit ſeinen tapferen Böhmen; er ſelbſt drang muthig in die Reihen der Mailänder ein und ſtreckte mit ſeiner Lanze den Tazo de Mandello, den Führer und Bannerträger der Feinde, zu Boden. Der heftigſte Kampf entſpann ſich und wurde bis zum

*) Das Templerhaus, S. Celſo und S. Dioniſio lagen damals außerhalb der Stadtmauern, jetzt innerhalb ihres Kreiſes. Das Templerhaus ſtand unweit S. Barnaba nel Brolo; S. Dioniſio am Nordoſtende der öffentlichen Gärten.

Einbruch der Nacht fortgeſetzt. Da zogen ſich die Mailänder nach der Stadt zurück; die Böhmen folgten ihnen auf den Ferſen und würden in die Stadt eingedrungen ſein, wenn nicht das Dunkel ein ſolches Wageſtück verboten hätte. Triumphirend kehrte Wladiſlaw zu ſeinen Zelten zurück; dem Feinde hatte er ſchwere Verluſte beigebracht, aber auch er hatte vornehme Männer ſeines Volks verloren, welche im Kloſter Chiaravalle beſtattet wurden. Auch die Böhmen bezogen darauf bei S. Dioniſio ein Lager; in der Wohnung des Abts nahm der König Quartier. Aus Furcht vor den Böhmen wagten die Mailänder gegen S. Dioniſio keinen Ausfall mehr; ſie verrammelten vielmehr die nächſten Thore und begnügten ſich mit einer Ausfallspforte.

Mailand war von der Porta Nuova bis zu der Pforte von S. Euſemia, d. h. nach der ganzen Oſtſeite und zum Theil auch nach Süden, eingeſchloſſen; ein Heer von etwa 100,000 Mann, darunter 15,000 Ritter lag vor den Thoren. Die Mailänder hatten geglaubt, daß ſie bei der Stärke ihrer Bürgerſchaft und ihrer Bundesgenoſſen nie mehr eine Belagerung zu erwarten hätten, aber in dieſem Glauben ſahen ſie ſich jetzt bitter getäuſcht. Der Kaiſer hatte gegen ſie nicht allein ein großes Heer über die Alpen geführt, ſondern auch zahlreiche Streitkräfte Italiens gegen ſie aufgeboten. Nicht nur die meiſten Städte der Lombardei hatten ihm Hülfe geſandt, auch aus den Städten der Romagna und den Marken, wie aus Tuſcien*) und dem römiſchen Gebiet über Rom hinaus erhielt er Unterſtützung; von Rom ſelbſt ſtellte ſich der Stadtpräfect Petrus mit mehreren Senatoren ein. Aber trotz der Menge ihrer Feinde glaubten die Mailänder Widerſtand wagen zu können, zumal ihnen nach Weſten und Norden noch Verbindungen offen ſtanden.

Ein hitziger Kampf entſpann ſich in der nächſten Zeit um jenen alten römiſchen Triumphbogen, bei dem ſchon einſt zu den Zeiten Kaiſer Konrads II. deutſches Blut gefloſſen war**). Der Bau hatte drei Durchgänge, von vier Pfeilern gebildet; er war aus gewaltigen Marmorquadern aufgeführt, von feſteſter Fügung und ſchien jedem Angriff

*) Von den Piſanern wiſſen wir, daß ſie vier ihrer vornehmſten Männer mit 15 Rittern, 100 Bogenſchützen, dann Bauleute und zwei Muſikanten nach Mailand ſandten; dieſe Hülfsſchaar verließ Piſa erſt am 18. Auguſt und kehrte am 26. September dorthin zurück.

**) Vergl. Bd. II. S. 323.

trotzen zu können. Die Mailänder hatten den Bogen, der nur einen Pfeilwurf weit von der Porta Romana bei dem Spital von S. Lazaro stand, in eine Festung umgewandelt, auf der Höhe desselben gedeckte Wohnräume mit 40 Betten eingerichtet, und die Besatzung, welche sie hier zurückließen, mit Waffen und Lebensmitteln auf das Beste versehen; die Hauptaufgabe der Besatzung war zu erspähen, was in dem Lager des Kaisers vorging. Friedrich unternahm sofort einen Angriff auf den Bogen, aber die Besatzung vertheidigte sich acht Tage lang mit rühmlicher Tapferkeit. Endlich gelang es den Kaiserlichen in die Durchgänge einzubrechen, und sie fingen nun an mit Hämmern und Beilen die Pfeiler, welche das Werk trugen, aus den Fugen zu treiben.

Die Besatzung sah den Einsturz des Bogens vor Augen und fürchtete unter den Trümmern desselben begraben zu werden; da sie überdies von der Stadt keine Hülfe erhielt, ergab sie sich um die Mitte des August dem Kaiser, der ihr freien Abzug gewährte. Er ließ darauf den Bogen von seinen eigenen Leuten besetzen und auf der Höhe eine Schleudermaschine errichten. Mit dieser wurden Steine geworfen bis zu einem hölzernen Castell, welches die Mailänder über dem Befestigungswall bei S. Nazaro angelegt hatten. Die Mailänder erbauten eine ähnliche gewaltige Wurfmaschine; diese trug die Steine bis zum Bogen und darüber hinaus, zertrümmerte den Baum der kaiserlichen Maschine und nöthigte endlich die Deutschen von dem Bogen herabzusteigen.

Auch an anderen Stellen kam es zu blutigen Kämpfen. Als eines Tages die mailändischen Wachen sorgloser zu sein schienen, versuchte Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern einen Angriff auf das ihnen zunächst gelegene Thor, wohl die Porta Nuova, zu machen. Sie rüsteten am Abend ihre Ritter zum Kampfe und ließen die Kriegsknechte Waffen und dürres Reisig bereit halten, um die Thorbrücke und die Befestigungen an derselben einzuäschern. Es gelang ihnen glücklich bis zur Brücke vorzudrängen und hier Feuer anzulegen. Die auflodernden Flammen aber sammelten die Mailänder. Alles lief herbei, um den nicht nur die Festungswerke, sondern auch die Stadt selbst bedrohenden Brand zu löschen. Es entspann sich an der Brücke ein erbittertes, wüstes Handgemenge. Die Wittelsbacher kämpften mit größter Tapferkeit, mußten aber bei einbrechender Nacht in ihr Lager zurückkehren.

Bei einem anderen Thore, wahrſcheinlich der Porta Toſa, lagerte Herzog Heinrich Jaſomirgott. Er hatte hier mancherlei Neckereien von den Mailändern auszuſtehen, welche jede Sorgloſigkeit der Seinigen benutzten, um ihm Schaden zuzufügen. Hierüber erbittert, verſuchte er eines Tages mit ſeiner Schaar, in welcher ſich auch die Ungarn befanden, das Thor zu erſtürmen. In der Frühe rückte er gegen dasſelbe an, aber er traf auf beherzten Widerſtand. Am Thore entwickelte ſich ein äußerſt hartnäckiger Kampf; erſt am Abend kehrte der Herzog in ſein Lager zurück.

Einen großen Namen machte ſich in dieſen Tagen der Graf Albert von Tirol. Auf einem geübten Kampfroß war ein mailändiſcher Ritter nahe an das kaiſerliche Lager herangeritten und zeigte hier allerlei Reiterkünſte, indem er zugleich Jeden, der ſich mit ihm meſſen wollte, zum Zweikampf herausforderte. Da ſich Niemand auf die loſen Künſte des Mannes einlaſſen wollte, ſchalt er die Deutſchen als Feiglinge. Da ritt Graf Albert, ein Mann weniger Worte, aber tapferer Thaten, auf ſeinem gewöhnlichen Reitpferd, ohne Harniſch und nur mit Schild und Lanze bewaffnet, ihm entgegen und warf ihn alsbald zu Boden. Das Leben ſchenkte Albert dem Ueberwundenen; denn es war ihm genug, die Prahlſucht deſſelben gezüchtigt zu haben.

Auch an der Porta Romana fand noch einmal ein Zuſammenſtoß ſtatt. Die Belagerten machten hier einen Ausfall, ſtießen aber auf mannhaften Widerſtand. Der Kaiſer, von den Lodeſanen, vielleicht auch vom Böhmenkönig und Heinrich von Oeſterreich unterſtützt, ſchlug die Mailänder in die Stadt zurück. Auf beiden Seiten waren ſchwere Verluſte zu beklagen.

Inzwiſchen war auch die Umgegend Mailands ſchonungslos vom Feinde verwüſtet worden. Die Böhmen brannten eine Anzahl von Burgen und Dörfer nieder; die ſchönen Weiber, welche ſie fanden, ſchleppten ſie in ihr Lager, mußten ſie aber bald wieder freilaſſen, da ſich Biſchof Daniel der Unglücklichen annahm und erwirkte, daß ſie unter ſicherem Geleit nach Mailand gebracht wurden. Noch ſchlimmere Feinde, als die Böhmen, waren die Paveſen und Cremoneſen. Mit barbariſcher Wuth zerſtörten ſie die Weinberge, Feigen- und Olivenpflanzungen um die Stadt, und wer von den Mailändern in ihre Hand fiel, war die Beute eines grauſamen Todes; die Mailänder rächten ſich, indem ſie unter gleichen Qualen die Leute von Pavia und Cre-

mona, die in ihre Hände fielen, dem Tode preisgaben. „So pflegten," ſagt ein Zeitgenoſſe, „die Italiener ſich zu behandeln"; der alte Hader der Lombarden hatte die Gemüther ganz verwildert. Was von den Burgen Mailands oder ſeiner Bundesgenoſſen in die Hand der Paveſen und Cremoneſen fiel, wurde durch Feuer zerſtört; ſo auch Monza und das wieder aufgebaute Lomello. Zu derſelben Zeit verwüſteten einige deutſche Fürſten und Vaſallen des Kaiſers die den Mailändern unterworfene Marteſana und die Grafſchaft Seprio, plünderten dort alle Burgen und Dörfer und ſteckten ſie in Brand. Nur wenige Orte im mailändiſchen Gebiet blieben in dieſer Unglückszeit unverſehrt.

Beſonders verderblich für die Mailänder waren die verheerenden Züge, welche der Kaiſer, bald mit kleiner, bald mit größerer Macht, rund um die Stadt unternahm. Auf dieſen Zügen wurden die Felder der Mailänder verwüſtet, ihre Obſtgärten zerſtört, die Häuſer und Mühlen bei der Stadt niedergebrannt. Während ſie bisher das Schlachtvieh auf der weſtlichen, von dem Feinde nicht beſetzten Seite der Stadt hatten weiden können, nöthigte der Kaiſer ſie jetzt das Vieh in die Stadt zu treiben. Auch der Verkehr nach außen war Mailand ſo gut wie ganz abgeſchnitten.

Durch die in der Stadt zuſammengedrängten Maſſen der Menſchen und des Viehs entſtanden verderbliche Seuchen, welche die Auguſthitze nährte. Schon begann man auch den Hunger zu fürchten. Voll Beſorgniß ſah man im kaiſerlichen Lager gewaltige Mauerbrecher bauen, während nirgends eine Hoffnung auf Unterſtützung ſich zeigte. Die Muthloſigkeit nahm überhand, und bald bildeten ſich Parteiungen zwiſchen denen, welche an Unterwerfung dachten, und Anderen, die lieber untergehen als ſich ergeben wollten. Die Friedenspartei ſoll beſonders bei dem Grafen Guido von Biandrate Unterſtützung gefunden haben. Ein Mann hohen Anſehens beim Kaiſer, dem er auch gegen Mailand gefolgt war, genoß er doch in der Stadt, welcher er früher namhafte Dienſte geleiſtet hatte, großes Anſehen. In öffentlicher Verſammlung ſoll er den Bürgern zum Frieden gerathen und ſie zu Unterhandlungen mit den Belagerern beſtimmt haben.

Es iſt keine Frage, daß man auch im kaiſerlichen Lager zum Frieden geneigt war. Man litt hier nicht weniger, als in der Stadt, von der Sommerhitze, dem Staube, dem Leichengeruch; Seuchen herrſchten unter den Belagerern, wie unter den Belagerten. Anſelm von Ravenna, jener fromme Heißſporn, der ſo lebhaft die Zerſtörung Mailands verlangt

hatte, war vor den Mauern der Stadt am 12. Auguſt geſtorben, und man ſah ſeinen Tod als Strafe für ſeine vermeſſenen Wünſche an. Die Sehnſucht nach der Heimath erwachte wieder bei vielen der Fürſten, und wohl alle wünſchten ein Ende dieſer Mühen. Hat Guido von Biandrate wirklich für den Frieden in Mailand gewirkt, ſo geſchah es wohl nicht im Widerſpruch, ſondern vielmehr nach dem Willen der deutſchen Fürſten. Auch der Kaiſer ſelbſt wird dem Frieden nicht abgeneigt geweſen ſein; denn unzweifelhaft ſind es einige ihm beſonders naheſtehende Biſchöfe geweſen, welche die erſten Friedensvermittelungen übernahmen. Der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Biſchöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag hatten mit angeſehenen Mailändern eine Zuſammenkunft und beſprachen ſich mit ihnen über die Möglichkeit eines Vertrags. Die Mailänder, gutem Rathe folgend, ſtellten ihre Sache gerade dem Manne anheim, von dem ſie am meiſten gelitten hatten, dem Böhmenkönige; ſie verſprachen ſich auf Bedingungen zu ergeben und baten ihn die Gunſt des Kaiſers ihnen wiederzugewinnen. Als der Kaiſer das Verlangen der Mailänder vernommen hatte, berief er die Fürſten und befragte ſie um ihre Meinung. Die Fürſten waren hocherfreut über die Friedensausſichten und ſtellten die Bedingungen feſt, unter denen ſich Mailand unterwerfen mußte. Unfraglich war auch hier die Meinung des Böhmenkönigs maßgebend; neben ihm ſollen beſonders Herzog Heinrich von Oeſterreich, Erzbiſchof Friedrich von Köln, Biſchof Eberhard von Bamberg, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Kanzler Rainald das Friedensgeſchäft gefördert haben.

Die Bedingungen, unter welchen die Mailänder die Gunſt des Kaiſers wiedergewinnen und dauernd behalten ſollten, waren folgende:

1. Die Mailänder werden die Herſtellung der Städte Como und Lodi nicht weiter hindern, ſie fortan weder angreifen noch zerſtören, keine Abgaben von ihnen erheben und ſich nicht in ihre Angelegenheiten miſchen, ſo daß dieſe Städte fortan der gleichen Freiheit wie Mailand genießen, abgeſehen von dem kirchlichen Verhältniß zum Mailänder Erzbisthum.

2. Alle Mailänder vom 14. bis 70. Jahre werden dem Kaiſer den Treueeid leiſten und ihn gewiſſenhaft halten.

3. Sie werden eine kaiſerliche Pfalz errichten nach der Beſtimmung von Vertrauensmännern des Kaiſers und ſie gewiſſenhaft in gutem Stand erhalten.

4. Zur Sühne ihrer Vergehen zahlen ſie dem Kaiſer, der Kaiſerin und dem kaiſerlichen Hofe 9000 Mark Silber in drei Zielen; ein Drittheil innerhalb 30 Tagen nach Abſchluß des Vertrags, das zweite bis zum 18. November, das dritte bis zum 13. Januar; die Zahlung kann in Silber, Gold oder vollwerthiger Münze erfolgen.

5. Um die getreue Erfüllung der vorſtehenden Bedingungen zu ſichern, ſtellen die Mailänder 300 Geiſeln aus den Ständen der Capitane, Valvaſſoren und Popularen nach Auswahl des Erzbiſchofs von Mailand, des Grafen von Biandrate, des Markgrafen von Montferrat und dreier Conſuln, die auf eine gewiſſenhafte Auswahl, wenn es der Kaiſer verlangt, zu vereidigen ſind. Die Geiſeln bleiben in Italien; nur höchſtens 50 können auf Wunſch des Böhmenkönigs oder anderer Fürſten, wenn es dem Kaiſer genehm iſt, über die Alpen gebracht werden. Diejenigen Perſonen, denen die in Italien verbleibenden Geiſeln übergeben werden, ſchwören in Gegenwart der hierzu beſtimmten Mailänder, daß ſie, wenn die vorſtehenden Bedingungen erfüllt ſind, die Geiſeln acht Tage nach der Zurückforderung frei geben werden. Drei deutſche Fürſten bekräftigen daſſelbe mit Handſchlag wegen der über die Alpen gebrachten Geiſeln.

6. Die im Amte ſtehenden Conſuln bleiben in demſelben aus Vollmacht und mit Bewilligung des Kaiſers bis zum 1. Februar nächſten Jahrs. In Zukunft werden die Conſuln vom Volke erwählt und vom Kaiſer beſtätigt. Verweilt der Kaiſer in der Lombardei, ſo begiebt ſich die Hälfte der Erwählten, iſt er außerhalb, zwei von ihnen an den Hof, um für ſich und ihre Collegen dem Kaiſer Treue zu ſchwören und das Conſulamt von ihm zu empfangen; die Collegen haben dann den gleichen Eid vor der Bürgerſchaft zu leiſten. Wenn der Kaiſer einen Geſandten nach Italien ſchickt, vertritt er auch hierin die Perſon des Kaiſers.

7. Wenn kaiſerliche Geſandte nach der Stadt kommen, reſidiren ſie in der Pfalz und entſcheiden alle an ſie gebrachten Angelegenheiten im Namen des Reichs.

8. Ehe die Belagerung aufgehoben wird, müſſen die Mailänder alle ihre Gefangenen dem Böhmenkönig ausliefern, der ihnen perſönlich und durch angeſehene Fürſten Sicherheit dafür bietet, daß er jene Gefangenen dem Kaiſer erſt dann übergeben wird, wenn dieſer den Frieden zwiſchen Cremona, Pavia, Novara, Como, Lodi und Vercelli

einerſeits und Mailand nebſt ſeinen Verbündeten Tortona, Crema und Iſola*) andererſeits, unbeſchadet der Ehre des Reichs und der aufrecht zu erhaltenen Freundſchaftsbündniſſe der Mailänder, hergeſtellt haben wird. Wenn ein ſolcher Friede nicht zu Stande kommen ſollte, werden den Mailändern ihre früheren Gefangenen**) zurückgegeben werden und ſie werden mit ihren Bundesfreunden deshalb die Gunſt des Kaiſers nicht verlieren.

9. Die Regalien als Münze, Markt, Straßen- und Hafenzoll, Grafſchaften und Anderes der Art, giebt die mailändiſche Bürgerſchaft auf und nimmt ſie nicht weiter in Anſpruch; wenn aber Jemand für ſeine Perſon ſie behalten und dem Kaiſer oder ſeinem Geſandten deshalb nicht zu Recht ſtehen will, werden die Mailänder dies an ſeiner Perſon und ſeinem Beſitz nach Kräften rächen und die Regalien getreulich dem Kaiſer zurückſtellen.

10. Unter dieſen Bedingungen wird der Kaiſer die Mailänder wieder zu Gnaden annehmen, ſie und ihre Freunde — die Cremasken gegen eine Buße von 120 Mark — öffentlich vor ſeinem ganzen Hofe von dem Banne löſen und ihnen alle Gefangenen, alte und neue, zurückgeben, ſobald die Geiſeln geſtellt ſind und ſie ihre alten und neuen Gefangenen dem Böhmenkönig übergeben haben.

11. Am zweiten oder dritten Tage nach Stellung der Geiſeln und der Gefangenen wird das Heer von der Stadt abziehen und der Kaiſer dann die Mailänder und ihr Eigenthum gnädig behandeln.

12. Die Bürgerſchaft Mailands wird die vorſtehenden Bedingungen vollſtändig, ohne Argliſt und Hintergedanken erfüllen, ſoweit es nicht durch ein gerechtfertigtes Hinderniß oder mit Zuſtimmung des Kaiſers oder ſeines Geſandten oder ſeines Nachfolgers unterbleibt.

13. Zur Aufbringung der gedachten Geldſummen können die Mailänder nur diejenigen heranziehen, welche mit ihnen im Bundesverhältniſſe geſtanden haben, mit Ausnahme der Bürger von Como und Lodi und der Vaſallen in der Grafſchaft Seprio, die jüngſt dem Kaiſer Treue geſchworen.

Am 7. September wurde der Vertrag geſchloſſen und gleich am folgen-

*) Iſola war eine Stadt auf der Inſel im Comerſee.

**) Es ſind die italieniſchen Gefangenen gemeint, welche die Mailänder in ihren Kämpfen mit den genannten Städten vor der Belagerung der Stadt gemacht hatten.

den Tage — man feierte Mariä Geburt — zur Ausführung geſchritten. In die Hand des Böhmenkönigs gelangten zunächſt die Geiſeln und Gefangenen Mailands. Unter den Letzteren waren mehr als tauſend Männer aus Pavia und anderen lombardiſchen Städten; Manche hatten bereits zehn Jahre im Kerker geſchmachtet und boten den kläglichſten Anblick. Der König bewahrte ſie im Kloſter S. Dioniſio, bis weiter über ihr Schickſal beſtimmt war. Darauf folgte der feierliche Bußact der Mailänder vor dem Kaiſer, der in ſeinem Lager vor der Porta Romana die Unterwerfung derſelben annehmen wollte. Die Biſchöfe Eberhard von Bamberg und Daniel von Prag begaben ſich in die Stadt, um den Erzbiſchof Otbert einzuholen. Als ſich unter Vortragung der Kreuze die Proceſſion der Geiſtlichen aus der Stadt bewegte, füllte ſie den weiten Raum vom Thore bis zu dem kaiſerlichen Zelt, wo ſie Friedrich auf dem Throne inmitten ſeines Hofes empfing; dem Klerus folgten die Conſuln und angeſehene Bürger der Stadt.

Von den genannten Biſchöfen geleitet, erſchien zuerſt Erzbiſchof Otbert vor dem Kaiſer, empfing den Friedenskuß und nahm, nachdem er die Milde des Siegers für die alte kaiſerliche Stadt in Anſpruch genommen hatte, ſeinen Platz unter den um den Kaiſer ſitzenden Erzbiſchöfen ein. Hierauf nahten ſich die zwölf Conſuln der Stadt, Schwerter am Halſe tragend und barfuß, — dieſe Schmach war ihnen nicht erſpart worden, obwohl ſie mit großen Geldſummen ſie hatten abkaufen wollen, — ſie übergaben ihre nackten Schwerter dem Kaiſer. Einer von ihnen, Obertus de Orto, nahm dann für Alle das Wort und ſprach zum Kaiſer: „Wir haben gefehlt, Unrecht gethan und bitten um Verzeihung; unſere Häupter, die wir eurer Macht und euren Schwertern darbieten, ſind die aller Mailänder, und mit dieſen unſeren Schwertern werden alle Waffen Mailands in eurer Hand ſein.“ Der Kaiſer nahm den Einzelnen die Schwerter ab und übergab ſie ſeinen Dienern. Hierauf ertheilte er den Conſuln den Friedenskuß und ſprach die Stadt und ihre Bundesgenoſſen vom Banne los. Kaum war ſo Mailand wieder zu Gnaden angenommen, ſo ſtellte der Kaiſer auch den Frieden zwiſchen den lombardiſchen Städten her, ſo daß dann ſogleich die gefangenen Lombarden freigegeben werden konnten. Ueberdies wurde den Städten, die ſich ſo lange ingrimmig befehdet hatten, geboten fortan unverbrüchlich Frieden zu halten.

An die Herſtellung des Friedens ſchloß ſich die kirchliche Feier des

Tages. In dem koſtbaren und weiten Zelte, welches der Kaiſer von dem König von England zum Geſchenk erhalten hatte, celebrirte Erzbiſchof Otbert die Meſſe nach dem Ambroſianiſchen Ritus. Friedrich, mit der kaiſerlichen Krone geſchmückt, ſetzte feierlich vor allen Fürſten auch dem Böhmenkönig ein koſtbares Diadem auf, und Beide ſah man dann in der Feſtproceſſion ihre Kronen tragen. Unendlicher Jubel des ſiegreichen Heeres umtönte die beiden mächtigen Herren, denen man die Demüthigung Mailands vor Allem zuſchrieb. Nach der kirchlichen Feier kehrten die Mailänder in ihre Stadt zurück, die deutſchen Fürſten und die italieniſchen Bundesgenoſſen des Kaiſers zu ihren Zelten.

Mailand war wieder eine kaiſerliche Stadt geworden, und von der Höhe des Doms, der alle Thürme der Lombardei überragte, wehte das kaiſerliche Banner. Aber ſo ſehr die Stadt den Schlag, der ſie getroffen hatte, empfand, war doch große Freude, daß den unerträglichen Leiden der letzten Wochen ein Ziel geſetzt ſei. Noch lebhaftere Freude war im kaiſerlichen Lager; war die übermüthige Hauptſtadt der Lombardei auch nicht vernichtet worden, wie man es beim Beginn der Belagerung beabſichtigt hatte, ſo konnte man ſich doch des Sieges rühmen und an die Rückkehr in die Heimat denken. Einige der Seinen ſandte der Kaiſer in die Stadt, um den Treueſchwur von der Mailänder Bürgerſchaft zu empfangen; er ſelbſt ſcheint die Stadt nicht betreten zu haben. Wohl ſchon am nächſten Tage zog das Heer von den Mauern ab, und die italieniſchen Hülfsvölker wurden großentheils ſogleich entlaſſen. Mit dem übrigen Heere durchzog Friedrich das mailändiſche Gebiet, um hier die vergeſſenen Rechte des Reichs zur Geltung zu bringen.

Zunächſt begab ſich der Kaiſer nach Volgiano am Lambro, im Südoſten von Mailand, wo er ſich einige Tage aufhielt. Hier beſtätigte er dem treuen Guido von Biandrate, der vom Biſchof von Turin Ort, Burg und Hof Chieri zu Erblehen erhalten hatte, dieſe Beſitzung und ertheilte zugleich ihm und ſeinen Nachkommen die dortigen Regalien zu Lehen. Von Volgiano ging der Kaiſer nach dem von den Paveſen eingeäſcherten Monza. Dieſer alten, mit einer Abtei verbundenen Reichspfalz, welche ſich die Mailänder unterworfen hatten, gab er ihre Reichsunmittelbarkeit zurück und ſtellte ſie auf eigene Koſten her. Abermals zeigte er ſich hier in der Kaiſerkrone und empfing die Huldigung von allen Rittern der Marteſana und der Grafſchaft Seprio, welche bis dahin in Abhängigkeit von Mailand geſtanden, der Kaiſer aber durch reiche

Geſchenke gewonnen hatte; in dieſe Grafſchaften ſetzte er den Grafen Gozwin von Heinsberg ein und ertheilte ihm die Inveſtitur.

In Monza trennte ſich der Kaiſer auch von einem großen Theile des Heeres, welches ihm über die Alpen gefolgt war. Der Böhmenkönig war erkrankt und bat um Entlaſſung. Der Kaiſer mußte ſie ihm gewähren und belohnte den Fürſten, welcher im Kampf gegen Mailand das Beſte geleiſtet, mit 1000 Mark aus dem mailändiſchen Bußgeld. Nur mit Mühe erwirkte er, daß Biſchof Daniel — dieſer war ebenfalls am Fieber erkrankt — zurückbleiben durfte; der Kaiſer glaubte der Dienſte des vielgewandten Prager Biſchofs nicht entbehren zu können. Gleich in der Nacht nach ſeiner Entlaſſung brach Wladiſlaw mit ſeinem Heere auf; er ſchlug den Weg über Brescia ein und gelangte glücklich in die Heimath, wo man ihn, der die böhmiſchen Waffen in Italien zu ſolchen Ehren gebracht, jubelnd empfing. Um dieſelbe Zeit brach auch Heinrich von Oeſterreich und mit ihm die Ungarn zur Heimkehr auf, wie Erzbiſchof Arnold von Mainz, Herzog Berthold von Zähringen, viele Markgrafen, Grafen und Ritter. Manche fanden auf dem Heimwege den Tod; ſo ſtarb Konrad II. von Dachau, Herzog von Croatien und Dalmatien, zu Bergamo, ein hochherziger und freigebiger Fürſt, welcher das beſte Andenken hinterließ. Die Gebeine Konrads wurden im Kloſter Scheiern beigeſetzt. Seine Güter, Lehen und Titel gingen auf ſeinen Sohn Konrad, einen Knaben von wenigen Jahren, über.

Nach längerem Aufenthalt zu Monza ging der Kaiſer nach der Burg Trezzo. In dieſe für die Verbindungen zwiſchen Mailand und Bergamo wichtige Feſte legte er eine ſtarke deutſche Beſatzung deutſcher Ritter, deren Befehl er zwei tapferen Miniſterialen Konrad Kolb und Rüdiger übergab*). Bald darauf verließ der Kaiſer das mailändiſche Gebiet und ging nach Cremona, der Stadt, welche durch die Demüthigung Mailands am meiſten gewonnen zu haben ſchien.

Hätte Friedrich bei ſeinem zweiten Zuge über die Alpen nur den Kampf gegen Mailand im Auge gehabt, ſo hätte auch er jetzt Italien ver-

*) Nach einer Nachricht waren es 100, nach einer anderen über 200 Ritter. Konrad Kolb erſcheint als Reichsſchenk urkundlich ſeit 1163, Rüdiger iſt wahrſcheinlich eine Perſon mit dem ſeit 1162 nachweisbaren Reichskämmerer dieſes Namens.

laſſen können. Aber ſeine Abſichten reichten weit über dies Ziel hinaus. Nichts Geringeres beabſichtigte er, als den inneren Kriegen, welche ſeit Jahrzehnten Italien zerfleiſchten, dauernd ein Ende zu machen und die Königsmacht in dem Lande wieder zu voller Geltung zu bringen. Die Intereſſen des Reichs und der Italiener ſelbſt würden ſich hier, konnte er meinen, völlig decken, wenn auch die Freiheiten, welche die Städte nur zu ihrem Verderben erworben zu haben ſchienen, dabei gemindert werden müßten. Seine Abſichten traten ſofort klar genug zu Tage. Er ließ ſich theils in Perſon, theils durch Abgeſandte in den Städten den Treueeid erneuern und zur Bürgſchaft für denſelben nicht allein von den Bürgerſchaften, die ihm feindlich begegnet, ſondern auch von den ihm zugethanenen Städten Geiſeln ſtellen; zugleich berief er einen großen Reichstag nach dem Roncaliſchen Felde auf das Feſt des heiligen Martinus (11. November), wo er den allgemeinen Frieden ſichern und die abgekommenen Reichsrechte nach Berathung mit rechtskundigen Männern herſtellen wollte.

Wie wenig der Kaiſer eine Beeinträchtigung des Reichs ruhig hinnahm, zeigte ſich ſchon in den nächſten Tagen. Ein Veroneſer, Turiſindo mit Namen, hatte ſich mit ſeinen Anhängern der Reichsburg Garda bemächtigt; der Aufforderung des Kaiſers, ſie auszuliefern, kamen ſie nicht nach und wurden deshalb für Reichsfeinde erklärt. Da aber Turiſindo in Verona viele Freunde hatte und der Kaiſer der dortigen Bürgerſchaft mißtraute, zog er um die Mitte des Oktober über Mantua mit dem ihm gebliebenen Heere in das Gebiet von Verona, ſetzte unterhalb der Stadt in einer Furt über die gerade waſſerarme Etſch und ließ ſeine Ritter die Aecker verwüſten, die benachbarten Burgen plündern und einäſchern. Die Furcht hielt Verona im Zaum; Niemand dachte dort mehr an Rebellion. Ob Turiſindo Garda auslieferte, ſteht dahin*). Am 25. Oktober war der Kaiſer noch im Gebiet von Verona; er ſtellte damals den Johannitern ein großes Privilegium aus, in welchem er ihre ſämmtlichen Hoſpitäler in ſeinem Reiche in ſeinen beſonderen Schutz nahm und allen Angehörigen des Ordens Freiheit von Steuern, Zöllen und Dienſten, unbeſchadet der

*) Im Jahre 1162 war Turiſindo im Beſitz Gardas, welches er erſt 1163 dem Kaiſer übergab. Der Kaiſer belehnte dann mit der Burg und Grafſchaft Otto von Wittelsbach, der aber 1167 beides dem Kaiſer zurückgab. Der Biſchof Albert von Trient wurde darauf mit Garda belehnt.

Rechte des Reichs, gewährte. Bei dem Kaiſer waren der Erzbiſchof Friedrich von Köln, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Biſchöfe von Bamberg, Würzburg, Prag, Eichſtädt, Verden, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit ſeinen Brüdern Friedrich und Otto, Graf Berthold von Andechs, die Markgrafen Dietrich von der Lauſitz, Berthold von Vohburg und Hermann von Verona, die Grafen Emicho von Leiningen, Berengar von Sulzbach, Dietrich von Werben, Albert von Tirol, Friedrich von Hohenburg, Widukind von Schwalenberg, Rudolf von Bregenz und andere angeſehene Herren — ein ſtattliches Heer ſtand immer noch dem Kaiſer zur Seite.

Inzwiſchen hatten die Städte der Lombardei und der Romagna theils bereits den Treueeid erneuert und Geiſeln geſtellt, theils thaten ſie es in den nächſten Tagen. Nach Ferrara war Otto von Wittelsbach gekommen, um Eid und Geiſeln zu fordern. Die Stadt galt in ihrer Lage zwiſchen zwei Armen des Po und tiefen Sümpfen für uneinnehmbar, ſie ſah ſtolz auf die Nachbarn herab und glaubte auch gegen einen Kaiſer etwas wagen zu dürfen. Um ſo mehr war man erſtaunt, als Otto bei dem niedrigen Waſſerſtand auch ohne Fahrzeuge über den Fluß ging und unerwartet in der Stadt erſchien; es war als ob eine höhere Macht ſelbſt den Deutſchen die Wege zu ebnen ſchien. Ohne Schwierigkeiten vollführte der Pfalzgraf ſeinen Auftrag und kehrte mit 40 Geiſeln Ferraras zum Kaiſer zurück. In ähnlicher Weiſe, wie Otto in Ferrara, war Biſchof Daniel in Brescia, Mantua, Verona, Cremona, Pavia, Parma, Piacenza, Reggio, Modena und Bologna, andere Geſandte in anderen Städten thätig; ernſtliche Schwierigkeiten ſcheinen ſie nirgends gefunden zu haben.

Der Kaiſer hatte ſich nach dem Zuge gegen Verona in die Gegenden am Po begeben und dann dieſen Fluß überſchritten. Ihn beſchäftigten Anordnungen wegen des Mathildiſchen Hausguts, welches er Welf verliehen hatte; doch hatte ſich dieſer nur einmal flüchtig in dieſen Gegenden gezeigt, und die Verwaltung des reichen Fürſtenthums war verwahrloſt. Um ſo mehr lag es im Intereſſe des Kaiſers, hier ſeine Rechte gegenüber den Anſprüchen der römiſchen Kirche zu wahren. Während er mit dieſen Anordnungen beſchäftigt war, ſäuberte er auch ſein Heer von verderblichen Elementen, die ſich in daſſelbe eingeſchlichen hatten; er ließ einen großen Schwarm von liederlichem Geſindel und

Dirnen aus ſeinem Lager entfernen. Wenn er als der große Richter Italiens auftreten wollte, konnte er verworfenes Volk nicht in ſeiner Nähe dulden.

Am 11. November erſchien der Kaiſer in dem Gebiet von Piacenza und ſchlug ſein Lager auf dem Roncaliſchen Felde auf. Der angekündigte Reichstag ſollte eröffnet werden, und auf ihm hoffte er eine neue Friedensepoche für das zerriſſene Italien herbeizuführen, zugleich aber der königlichen Macht in der Halbinſel die feſteſten Grundlagen zu geben. Mit der Vollgewalt über Italien glaubte er dann auch dem Kaiſerthum leicht die alte Bedeutung wiedergewinnen zu können. Die Erfolge Friedrichs hielten ſeine Widerſacher in Furcht und Schrecken, ſteigerten die Begeiſterung ſeiner Anhänger. Die Saat ſchien reif, geſchnitten zu werden, und eine reich geſegnete Ernte ließ ſich erwarten.

6.

Die Roncaliſchen Beſchlüſſe und ihre Wirkungen.

Der Roncaliſche Reichstag.

Eine überaus ſtattliche Verſammlung italieniſcher Großen fand der Kaiſer auf dem Roncaliſchen Felde. Auf der linken Seite des Po unterhalb Piacenza lagerten die Nordlombarden. Auf der anderen Seite breitete ſich weithin das Lager der Südlombarden und der Herren aus, die aus anderen Theilen Italiens erſchienen waren; inmitten deſſelben wurde auch das prachtvolle kaiſerliche Zelt aufgeſchlagen, welches rings die Zelte der deutſchen Fürſten umgaben. Eine eilig hergeſtellte Brücke über den Po verband die beiden Lager.

Von den geiſtlichen Fürſten Deutſchlands hatten den Kaiſer nach Roncalia begleitet der Erzbiſchof Friedrich von Köln, die Biſchöfe Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Gebhard von Würzburg, Konrad von Augsburg und Konrad von Eichſtädt, zu ihnen kam der kluge Biſchof Daniel von Prag. Die weltlichen deutſchen Großen im Gefolge des Kaiſers ſind uns nicht ſämmtlich bekannt, aber unzweifelhaft befanden ſich der junge Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad,

Herzog Heinrich von Kärnthen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit ſeinen Brüdern, Markgraf Dietrich von der Lauſitz und Markgraf Hermann von Verona an ſeiner Seite. Sehr zahlreich war der italieniſche Episcopat vertreten. Außer dem Patriarchen von Aquileja und dem Erzbiſchof von Mailand werden ausdrücklich als anweſend erwähnt die Biſchöfe von Turin, Alba, Ivrea, Aſti, Novara, Vercelli, Tortona, Pavia, Como, Lodi, Cremona, Piacenza, Reggio, Modena, Mantua, Bologna, Verona, Brescia und Concordia; auch der Papſt hatte in dem Cardinaldiakon Guido von Crema einen Geſandten geſchickt. An die geiſtlichen Herren ſchloſſen ſich die Herzoge, Markgrafen und Grafen aus den Gegenden auf beiden Seiten des Po, dann Conſuln, Richter und Geſandte aus allen Theilen des norditaliſchen Landes. Auch die vier großen Rechtslehrer Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, welche damals der Schule von Bologna einen Weltruf gaben, ſtellten ſich auf beſondere Einladung des Kaiſers ein.

Sehr bezeichnend iſt, daß Friedrich zunächſt mit den Biſchöfen über die Zukunft Italiens zu Rathe ging. Es konnte ihm weder unbekannt ſein, daß die früheren Kaiſer beſonders durch die Biſchöfe Italien regiert hatten, noch auch, daß die Biſchöfe vielfach über die Hoheitsrechte mit den Communen in Streit lagen. Drei Tage berieth der Kaiſer mit den Biſchöfen unter Zuziehung nur weniger vertrauter weltlicher Fürſten, wie die Verhältniſſe des Landes ſo geordnet werden könnten, daß die Kirche ſich der Ruhe erfreuen und die Macht des Reiches geſichert würde. Der Kaiſer ſcheint die Biſchöfe ganz für ſeine Anſichten gewonnen zu haben.

Am Tage nach dem Schluß dieſer Berathungen hielt Friedrich die erſte allgemeine Sitzung des Reichstags. Durch einen Dolmetſcher eröffnete er den Italienern: nach ſeinem Siege werde er nicht dulden, daß Jemand ferner die Macht des Reichs an ſich reiße und die Autorität deſſelben antaſte; aber nicht eine Gewaltherrſchaft wolle er führen, ſondern nach Geſetzen regieren; nachdem er den inneren Kriegen Italiens ein Ende gemacht, ſei ſein Beſtreben, überall das Geſetz in Wirkſamkeit zu ſetzen; das bürgerliche Recht ſei durch ſeine Fürſorge bereits wieder zur Geltung gebracht, nun aber hätten die Anweſenden dazu mitzuwirken, daß auch die in Vergeſſenheit gerathenen Reichsrechte wieder an das Licht gezogen würden. Die Worte des Kaiſers wurden mit dem größten Jubel aufgenommen. Alle wetteiferten ihm

ihre Ergebenheit an den Tag zu legen; in längerer Rede pries namentlich der Erzbischof von Mailand das Glück Italiens und erklärte dem Kaiser, daß ihm allein die gesetzgebende Gewalt zustehe; schon war es nicht ungewöhnlich, eine solche Folgerung aus Sätzen des Justinianischen Rechts zu ziehen.*) Bis zum Abend wurde man nicht müde den Kaiser zu verherrlichen; die Dichter stimmten ihre Leier und sangen das Lob des großen Friedesürsten.

Der Kaiser verschob die Berathung neuer Gesetze auf den Schluß des Reichstags und widmete sich zunächst nach der Sitte den richterlichen Geschäften. Nach der in Italien herrschenden Sitte erschienen die Kläger, Kreuze auf dem Rücken schleppend, vor den kaiserlichen Thron, und endlos war die Schaar solcher Kreuzträger. Spöttelnd sprach der Kaiser seine Verwunderung aus, daß gerade die Italiener, die sich doch der Rechtswissenschaft besonders berühmten, so viele Gesetzübertretungen sich erlaubten; wie eifrige Freunde des Rechtes sie seien, zeige sich an diesen Massen, die nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. Aber dieser Durst sollte gestillt werden. Ragewin, der selbst auf dem Reichstage zugegen war, kann nicht genug rühmen, wie der Kaiser trotz der Unzahl von Klagen, die von vornehmen und niederen Leuten an ihn gebracht wurden, sie doch durch eine kluge Vertheilung der Geschäfte sämmtlich zu erledigen wußte; er bediente sich dabei des Raths der vier großen Doctoren Bolognas und anderer rechtskundiger Männer. Vornehmlich erwies sich zur schnelleren Erledigung der Klagen förderlich, daß er für alle Klagen, die aus demselben Stadtsprengel kamen, dieselben Richter bestellte, aber solche, die einem anderen Sprengel angehörten, damit sie um so unparteiischer das Urtheil fällten. Wir kennen nur wenige der Streitsachen, aber gerade solche, welche auch ein politisches Interesse darboten.

Ueber die geistliche und weltliche Jurisdiction in Burg und Ort Gambara**) war schon seit längerer Zeit zwischen dem Bischof von Brescia und dem Kloster Leno Streit. Die Sache war bereits vor den Papst gebracht worden, welcher die geistliche Jurisdiction dem

*) Besonders bezog man sich auf Instit. I. 2, 6: Quod principi placuit, legis habet vigorem, cum populus ei et in eum omne suum imperium et potestatem concesserit.

**) Gambara war, wie das Kloster Leno, kurz zuvor von den Böhmen zerstört worden, also damals wohl nur ein Trümmerhaufen.

Bischof zugesprochen, über die weltliche aber Nichts entschieden hatte. Da der Bischof trotzdem in Gambara Nachtquartier gehalten hatte, wurde er von dem Kaiser verklagt, und dieser übertrug die Entscheidung der Sache dem Bischof Eberhard von Bamberg und dem Kanzler Rainald. Das Hoheitsrecht des Bischofs über Gambara wurde anerkannt, aber er entsagte desselben zu Gunsten des Kaisers.

Mit den schwersten Anklagen traten die Cremonesen gegen die Stadt Piacenza hervor. Alte Feindschaft bestand zwischen den beiden Bürgerschaften, und als angesehene Männer von Cremona mit dem Kaiser nach dem Roncalischen Felde zogen, war ihnen die Ritterschaft von Piacenza entgegengetreten und hatte sie zum Kampfe herausgefordert. Es war zu einem blutigen Strauße gekommen; auf beiden Seiten hatte es Todte, Verwundete, Gefangene gegeben. Cremona drang wegen dieses Friedensbruchs, welcher nicht nur die Stadt, sondern auch die Majestät des Kaisers verletzt habe, auf strenge Strafe. Piacenza stellte jede Beleidigung des Kaisers in Abrede; die Stadt habe nur gegen ihre erbittertsten Feinde, welche oft in ihrem Gebiete geplündert und gebrannt hätten, nach Gebühr die Waffen gebraucht. Wie sehr der Kaiser auch im Herzen auf Seite Cremonas stand, er hielt doch eine weitere Untersuchung für nothwendig und vertagte die Entscheidung. Aehnlich erging es mit den Klagen, welche Cremona über das benachbarte Crema erhob. Einst von ihm abhängig, hatte diese kleine Stadt, jetzt im Bunde mit Mailand, Cremona den lästigsten Widerstand bereitet. In den Befestigungen und den Wasserableitungen Cremas sahen die Cremonesen eine starke Schädigung ihrer Rechte und verlangten von dem Kaiser durchgreifende Maßregeln, ohne jedoch sogleich einen Spruch zu erwirken.

Gegen Mailand trat der Kaiser selbst als Kläger auf; er forderte Monza, welches die Mailänder an sich gerissen hatten, als Reichsgut zurück, und die bestellten Richter entschieden zu seinen Gunsten.

Am 23. November hielt der Kaiser eine Sitzung des Reichstages bei der Kirche des heiligen Petrus zu Cotrebbia*). Hier trat man zuerst über die Gesetze in Berathung, welche der Kaiser in Aussicht genommen hatte. Vor Allem kam es ihm darauf an, die alten königlichen Rechte in Italien wieder nach ihrem ganzen Umfange zur Geltung

*) An der Mündung der Trebbia in den Po, unweit von Piacenza.

zu bringen. Hierzu schien eine genaue Zusammenstellung aller der Rechte nöthig, welche in Italien als Regalien zu betrachten waren. Eine solche Zusammenstellung verlangte der Kaiser von den Doctoren Bologuas, aber sie erklärten, dieselbe ohne Berathung mit Richtern aus allen lombardischen Städten, die auf dem Reichstage vertreten, nicht herstellen zu können. Der Kaiser wählte darauf aus jeder Stadt zwei Richter und befahl ihnen mit den Doctoren Alles, was zu den Regalien gehöre, zu ermitteln und dann bei dem ihm geschworenen Eide wahrheitsgemäß nach bestem Wissen die Regalien aufzuzeichnen und öffentlich bekannt zu geben. Es waren 28 Richter, die dann sogleich mit den Doctoren in Berathung traten und ein schriftliches Verzeichniß der Regalien zu Stande brachten. Mit demselben kehrten sie zum Kaiser zurück und verkündeten vor ihm, allen Fürsten und den Consuln der lombardischen Städte alle die Rechte, die nach ihren Ermittelungen zu den Regalien gehörten.

Das Verzeichniß ist uns erhalten und in demselben werden als Regalien bezeichnet: die Arimanien*), die öffentlichen Straßen, die schiffbaren Ströme und ihre Zuflüsse, die Häfen, die Ufer- und Marktzölle, die Münzen, die Strafgelder, die herrenlosen Güter, die Strafsälligen abgesprochenen Güter, wenn sie nicht ausdrücklich ihnen wieder bewilligt waren, die Güter derer, die verbotene Ehen geschlossen hatten, wie der Verbrecher und Proscribirten**), die Stellung von Pferden, Wagen und Schiffen und die außerordentliche Steuer bei Kriegsfahrten des Königs, das Recht die Magistrate für die Rechtspflege einzusetzen, die Silberbergwerke und die in den Städten bestehenden Pfalzen, die Einkünfte der Fischerei und der Salinen, die Güter der Majestätsverbrecher, die Hälfte eines jeden Schatzes, der zufällig auf königlichem oder geistlichem Grunde gefunden, und des ganzen Schatzes, wenn geflissentlich nach ihm gegraben war.

Mit Unrecht hat man behauptet, daß die Doctoren Bolognas die Regalien aus den Bestimmungen des römischen Rechts abgeleitet hätten, wenn sich auch in der Formulirung ein gewisser Einfluß des Justinianischen Gesetzbuchs nicht verkennen läßt. Es unterliegt vielmehr

*) Leistungen an die öffentliche Gewalt von Gütern, die ursprünglich Arimanen (freien Langobarden) gehört hatten.

**) Man berief sich hierbei ausdrücklich auf die Novellen des Justinian (12. c. 2).

keinem Zweifel, daß die bezeichneten Rechte sämmtlich von den langobardischen Königen, später von den Karolingern Italiens und den deutschen Herrschern als Regalien angesehen waren. Aber nicht minder gewiß ist, daß diese Regalien zum großen Theil nicht mehr als solche in Betracht kamen. Viele dieser Gerechtsame waren von den Ottonen und ihren Nachfolgern durch Privilegien den Bischöfen überlassen und dann bald mit Güte, bald mit Gewalt von den Communen oder Anderen gewonnen worden. Wenige konnten sich durch kaiserliche Privilegien über die erworbenen Rechte ausweisen; häufig waren auch dieselben ohne Einwilligung der Kaiser in die zweite oder dritte Hand gekommen.

Ausdrücklich erkannten jetzt die Italiener an, daß die bezeichneten Rechte dem Kaiser zuständen. Unter Vortritt des Erzbischofs von Mailand und der mailändischen Consuln — Mailand hatte schon bei seiner Unterwerfung im Allgemeinen auf die Regalien verzichtet — entsagten feierlichst alle anwesenden Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Grafen, die übrigen Herren Italiens, wie die Consuln aller lombardischen Städte den Regalien und gelobten nach dem Willen des Kaisers, daß sie die königlichen Rechte nicht ferner in Anspruch nehmen würden. Nachdem so die Regalien sämmtlich dem Kaiser zurückgegeben waren, erklärte er sich bereit, sie Allen, die urkundlich nachweisen könnten, daß sie durch königliche Vergabung in den Besitz gelangt seien, für immer überlassen zu wollen. Diese Erklärung mußte besonders den Bischöfen zu Gute kommen, da viele von ihnen durch königliche Privilegien erweisen konnten, daß sie rechtlich den Besitz von Regalien erworben hatten. Aber dennoch blieben dem Kaiser noch so viele nutzbare Rechte, daß dem Fiscus aus ihnen in der nächsten Zeit eine regelmäßige Mehreinnahme von jährlich etwa 30,000 Pfunden erwuchs.

Nachdem die wichtige Regalienfrage nach den Wünschen des Kaisers entschieden war, richtete er auch für Italien einen allgemeinen Landfrieden auf, wie er es früher für die deutschen Länder gethan hatte. Die wichtige, auf diesen Frieden sich beziehende Constitution ist erhalten und gehört zu den merkwürdigsten Denkmälern jener Zeit.

Die Einleitung verkündet den Willen des Kaisers, daß fortan ein wahrer und dauernder Friede in seinem ganzen Reiche herrschen und unverbrüchlich gehalten werden solle. Es wird deshalb befohlen, daß die Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane, die Valvassoren, die Obrig-

keiten aller Orte, wie auch die angesehenen Männer und die niederen Standes überall vom 18. bis 70. Jahre eidlich geloben den Frieden zu halten und die Ortsobrigkeit bei Aufrechthaltung desselben zu unterstützen; dieser Eid soll alle fünf Jahre erneuert werden. Wenn Jemand gegen einen Anderen einen Rechtsanspruch zu haben meint, so soll er ihn vor seiner richterlichen Behörde geltend machen, aber nicht zur Selbsthülfe schreiten. Wenn aber der Friede durch solche verletzt wird, so soll eine Stadt den Bruch mit 100 Pfund Gold der kaiserlichen Kammer büßen, eine Burg mit 20 Pfund, Herzoge, Markgrafen und Grafen mit 50 Pfund, die Capitane und die größeren Valvassoren mit 20 Pfund, kleinere Valvassoren und andere Personen mit 3 Pfund; überdies hat Jeder die gesetzliche Entschädigung den Beschädigten zu leisten. Beleidigungen und Diebstahl, ebenso Todtschlag, Verstümmelung und andere Vergehen werden nach den bestehenden Gesetzen gestraft.

Die Richter, die Ortsvorsteher und alle Obrigkeiten, die vom Kaiser selbst oder nach seiner Bestimmung eingesetzt oder bestätigt sind, sollen, wenn sie die Rechtspflege vernachlässigen und den Friedensbruch gesetzlich zu strafen verabsäumen, den Schaden oder die Unbill den Beschädigten ersetzen und überdies dem kaiserlichen Fiscus eine Strafe zahlen; der höhere Richter 10 Pfund Gold, der niedere 3 Pfund. Wer diese Strafe nicht zahlen kann, hat körperliche Haft und Ruthenschläge zu leiden und fünf Jahre lang fünfzig italienische Meilen fern von seinem Heimatsorte zu leben. Eidgenossenschaften dürfen weder in den Städten noch außerhalb derselben zwischen verschiedenen Städten oder einzelnen Personen oder zwischen Städten und einzelnen Personen geschlossen werden und die bereits geschlossenen werden aufgelöst, jeder Verschworene ist zu einer Strafe von einem Pfund Gold zu verurtheilen.

Die Bischöfe haben alle Uebertreter der Constitution mit kirchlichen Strafen anzuhalten, daß sie Genugthuung leisten. Alle, welche Friedbrecher aufnehmen und die von ihnen Beute kaufen, sind in derselben Weise, wie die Friedbrecher selbst, zu bestrafen. Die Güter aller derer, welche den Frieden nicht beschwören oder halten wollen und die Bestimmungen des Friedens nicht beobachten, sollen eingezogen und ihre Häuser zerstört werden.

Diesen Strafsatzungen fügt die Constitution noch einige allgemeinere Bestimmungen hinzu, durch welche theils herrschende Mißbräuche beseitigt, theils unter den Juristen Bolognas streitige Rechts-

sätze entschieden werden sollten. Der Kaiser verordnete, daß die ungesetzlichen Abgaben, wie sie seit längerer Zeit besonders vom Kirchengut erhoben wurden, fortan in den Städten und Burgen nicht mehr eingetrieben und, wenn es geschähe, dies mit dem Doppelten der erhobenen Summen gestraft werden sollte, daß ferner freiwillig geleistete Eide von Unmündigen, die über ihr Vermögen getroffenen Bestimmungen nicht anfechten zu wollen, vollgültig, dagegen mit Gewalt oder durch Furcht erpreßte Eide, selbst von Großjährigen, um sie an der rechtlichen Verfolgung begangener Frevel zu hindern, ohne Geltung seien, endlich daß bei Verkauf eines Allods Niemand Bann und Gericht des Kaisers mit veräußern dürfe und, wenn es geschähe, dies keine Gültigkeit besitze*).

Die Bestimmungen dieser Constitution erregten in Italien großes Befremden, da Geldbußen an den Fiscus für Friedensbruch nicht gebräuchlich waren und überhaupt ähnliche Satzungen dort nie, wie in Deutschland, Geltung gewonnen hatten. Es war vorauszusehen, wie es denn auch bald geschah, daß sich mit den Buchstaben des Gesetzes allein die Ruhe Italiens nicht sichern ließe. Deshalb ließ der Kaiser die anwesenden Italiener nicht allein sogleich den Frieden beschwören, sondern auch von ihnen zahlreiche Geiseln stellen, und zwar ohne Unterschied, ob sie früher gegen oder für den Kaiser gefochten hatten. Der Kaiser verlangte Geiseln ebenso von Cremona und Pavia, wie von Mailand und Piacenza.

Schließlich erneuerte der Kaiser das im Jahre 1154 erlassene Lehnsgesetz**) und erweiterte es durch einige neue Bestimmungen, um der Unsicherheit in den lehnsrechtlichen Verhältnissen Italiens zu steuern. Er verordnete deshalb im Wesentlichen Folgendes: 1) Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften dürfen nicht getheilt werden, doch kann jedes andere Lehen bei Einverständniß der Betheiligten zur Theilung kommen; alle, welche Theile eines Lehens so erhalten, haben

*) Die Bestimmung des Kaisers über die Eide der Minderjährigen ist in den Justinianischen Codex übergegangen (Authentica Sacramenta puberum). Da nach einer alten Ueberlieferung der Bologneser Juristen diese Bestimmung auf der Insel des Reno bei Bologna erlassen sein soll, ist dies wahrscheinlich schon Pfingsten 1155 geschehen, und das damals erlassene Gesetz nur wieder in die Roncalische Constitution aufgenommen worden.

**) Vergl. oben S. 42. 43.

entweder vor oder nach der Theilung den Lehnseid zu leisten; aber so, daß der Vasall für ein Lehen nicht mehreren Herren verpflichtet werden kann, auch darf der Herr nicht ohne Einwilligung der Vasallen das Lehen einem anderen übertragen. 2) Wenn der Sohn eines Vasallen dessen Lehnsherrn beleidigt hat, so soll der Vater entweder seinen Sohn dem Herrn, um ihm Genugthuung zu leisten, vorführen oder ihn von sich entfernen, im Unterlassungsfalle aber sein Lehen verlieren; will der Vater den Sohn zur Genugthuung stellen und dieser weigert sich, so wird er nach dem Tode des Vaters nicht eher in dem Lehen folgen, als bis er dem Herrn die gebührende Genugthuung geleistet hat; diese Bestimmungen gelten zugleich für alle anderen Familienglieder eines Vasallen. 3) Wenn ein Aftervasall den Lehnsherrn seines Lehnsherrn beleidigt, so soll er, wenn er es nicht im Dienste eines anderen Lehnsherrn, dem er schon früher verpflichtet war, gethan hat, sein Lehen verlieren und dieses an den zurückfallen, von dem er es erhalten hat, es sei denn, daß er dem Beleidigten Genugthuung leistet; hält der Herr des Aftervasallen nicht denselben zur Genugthuung an, so geht auch er des Lehens verlustig. 4) Wenn über ein Lehen zwischen zwei Vasallen ein Streit entsteht, so hat der Lehnsherr derselben die Entscheidung; entspinnt sich ein Streit zwischen einem Lehnsherrn und seinem Vasallen, so wird er durch einen Lehnshof ihm standesgleicher Vasallen entschieden. 5) In jedem Lehnseid muß die Treue gegen den Kaiser ausdrücklich vorbehalten werden.

Diese Edicte befahl der Kaiser den Gesetzen seiner Vorgänger hinzuzufügen, wie er auch das Privilegium, welches er damals den fremden Scholaren von Bologna*) gab, unter die kaiserlichen Constitutionen des Justinianischen Codex aufzunehmen gebot. Indem der Kaiser ein rühmliches Zeugniß den Scholaren ausstellt, welche aus Liebe zu den Wissenschaften ihre Heimat verließen und sich den Gefahren des Wanderlebens unterzögen, verbürgt er ihnen und ihren Boten sichere Reise, wie sicheren Aufenthalt an dem Studienort. Er verbietet sie

*) Unter den Scholaren sind auch die Professoren einbegriffen, wie ausdrücklich hervorgehoben wird. Bologna ist in dem Privilegium nicht besonders genannt, aber aus dem ganzen Inhalt geht hervor, daß nur die dortige Rechtsschule gemeint sein kann. Das Privilegium erneuerte zum Theil wohl nur schon früher ertheilte Vergünstigungen (vergl. oben S. 52), fügte aber die Bestimmungen über den Schadenersatz und die Jurisdiction hinzu.

für Schulden ihrer Landsleute haftbar zu machen. Jeder ihnen zugefügte Schaden ſoll von den Thätern und den Ortsoberen, die ihre Pflichten verſäumen, vierfach erſetzt werden und die Letzteren überdies ihre Stellung verlieren. Alle Klagen gegen Scholaren müſſen fortan entweder vor dem Lehrer derſelben oder dem Biſchof, denen die Jurisdiction über die Studirenden übertragen iſt, angebracht werden, und ſind ſonſt, ſo gerecht ſie an ſich ſein mögen, völlig hinfällig. Dieſes Privilegium, der älteſte kaiſerliche Schutzbrief für eine Univerſität, iſt immer in Bologna als das Palladium der akademiſchen Freiheit in hohen Ehren gehalten worden.

Die Roncaliſchen Geſetze ſind ſchon deshalb von Bedeutung, weil ſich in ihnen unverkennbar das Streben des Kaiſers zeigt, dem geſchriebenen Rechte wieder die Geltung zu gewinnen, welche es ſeit langer Zeit eingebüßt hatte: wie kein Anderer war er der Mann, Italiens Hunger nach neuen Geſetzen zu ſtillen. Aber indem er als der große Geſetzgeber des Landes hervortrat, legte er zugleich an den Tag, daß er die königlichen Rechte im weiteſten Umfange in Anſpruch nähme. Die Roncaliſchen Geſetze ſchloſſen eine vollſtändige Umgeſtaltung aller Verhältniſſe Italiens in ſich, und es ſchien nur einer energiſchen Durchführung derſelben zu bedürfen, um der Herrſchaft des Kaiſers hier die feſteſten Grundlagen zu geben. Wie ernſtlich er die Rechte, welche ihm der Reichstag verliehen hatte, zu voller Geltung zu bringen gedachte, zeigte ſchon die nächſte Folge, und faſt zwei Jahrzehnte hat er in dieſem Beſtreben nicht nachgelaſſen.

Noch zu Roncalia befragte Friedrich die Mailänder, in welcher Weiſe er die Städte Italiens am beſten in der Treue erhalten könne. Sie gaben ihm den Rath, in denſelben getreue Männer entweder als Conſuln oder Podeſtàs durch Geſandte einſetzen zu laſſen. Solche Podeſtàs, auch Rectoren genannt, waren in der letzten Zeit mehrfach in den Städten der Romagna und den angrenzenden Gebieten aufgeſtellt worden — wir begegnen ihnen zu Bologna, Imola, Faenza, Reggio, Modena — um den inneren Streitigkeiten der Bürgerſchaften ein Ziel zu ſetzen. Der Podeſtà war meiſt ein fremder Herr, der mit einer dictatoriſchen Gewalt zur Unterdrückung der verderblichen Parteiungen bekleidet wurde; ſeine Stellung wurde übrigens nur als eine durch ungewöhnliche Zuſtände bedingte, deshalb vorübergehende angeſehen. Die Einſetzung der Magiſtrate, ob ordentliche oder außer-

ordentliche, war bereits durch die Beschlüsse des Reichstags Friedrich eingeräumt worden; der Rath der Mailänder, dabei besonders getreue Männer in das Auge zu fassen, war nicht sehr tiefsinnig und wird auch dem Kaiser nicht neu gewesen sein. Aber es war ihm von Werth, daß gerade die Mailänder diesen Rath ertheilten, und er unterließ deshalb nicht ihre Erklärung ausdrücklich zu billigen und in treuem Gedächtniß zu behalten.

Noch am 25. November stellte der Kaiser eine Urkunde auf dem Roncalischen Felde aus. Am 29. November war er bereits zu Gragnano, westlich von Piacenza, und einige Tage später zu Voghera, wo er den Lodesanen ein Privilegium ausstellte; an dem Aufbau ihrer Stadt und der Herstellung ihrer Befestigungen nahm er unausgesetzt den lebhaftesten Antheil. Von Voghera begab er sich nach Busco, dem Hauptort der gleichnamigen, sich auf beiden Seiten des Tanaro ausbreitenden Markgrafschaft.

In der nächsten Zeit traf ihn ein schwerer Verlust. Am 15. December starb zu Pavia der Erzbischof Friedrich von Köln in Folge eines Sturzes mit dem Pferde; die Eingeweide wurden in Pavia beigesetzt, die Gebeine nach Köln geschafft. Der Verstorbene, ein vornehmer und gebildeter Mann, hatte dem Kaiser wichtige Dienste geleistet und hinterließ auch in seinem Erzstift wegen seiner Güte und Milde ein gutes Andenken. Zu seinem Nachfolger wünschte der Kaiser den Kanzler Rainald gewählt zu sehen; Niemand schien ihm würdiger unter die ersten Fürsten des Reichs erhoben zu werden, als dieser Mann, dessen Umsicht, Geschicklichkeit und Treue er so vielfach erprobt hatte. Friedrich verwandte sich für die Wahl des Kanzlers selbst bei den Kölner Domherren, und seine Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt.

Widerstand gegen die Roncalischen Beschlüsse.

Mit allem Eifer betrieb der Kaiser die Ausführung der Roncalischen Beschlüsse, aber er stieß dabei, wie kaum anders zu erwarten war, auf mannigfachen Widerstand.

Zunächst gerieth Friedrich mit Genua in Streitigkeiten. Gleich nach dem Roncalischen Tage hatte er den Bischof Konrad von Eichstädt und den Grafen Emicho von Leiningen abgesendet, um auf den Inseln Corsica und Sardinien, von denen Welf den leeren Fürstentitel trug,

dem Reiche huldigen zu lassen; Pisa und Genua sollten den kaiserlichen Gesandten das Geleit nach den Inseln geben. Aber beide Städte, für ihre eigene Machtstellung und ihre Einkünfte dort besorgt, verweigerten das Geleit, und die Gesandten konnten ihre Aufträge nicht ausführen. Der Kaiser zürnte deshalb den mächtigen Seestädten, und besonders Genua, welches auch sonst sein Mißtrauen erregt hatte.

Wiederholt hatte Friedrich die Genuesen aufgefordert ihm Gesandte zu schicken, aber lange ohne Erfolg. Als solche endlich vor ihm erschienen, verlangte er von ihnen, daß ihre Mitbürger ihm Treue schwören, Geiseln stellen und die Regalien überlassen sollten, gleich wie die anderen Städte Italiens. Die Gesandten billigten das Verfahren des Kaisers gegen die anderen Städte, behaupteten aber, daß Genua nicht zu gleichen Leistungen verbunden sei. Die Stadt, erklärten sie, sei dem Kaiser nur zur Treue und zur Vertheidigung des Reichs gegen die Ungläubigen verpflichtet; diese Verpflichtungen hätte sie vollständig erfüllt, indem sie die Christenheit von Barcelona bis Rom, was das Reich nur mit einem Aufwande von jährlich 10,000 Mark Silber hätte leisten können, geschützt und gesichert habe. Um so weniger, meinten sie, könnten von den Bürgern Genuas anderweitige Dienste oder Abgaben verlangt werden, als sie vom Boden des Reichs nicht so viel besäßen, um davon leben zu können; außerhalb desselben müßten sie sich gewinnen, was sie zu ihrem Unterhalte und dem Dienste des Reichs bedürften; auch nöthige sie ihr auswärtiger Handel zu Steuern an fremde Mächte. So begründet diese Erklärungen erscheinen konnten, der Kaiser legte auf sie kein Gewicht und bestand auf seinen Forderungen.

Was die zurückkehrenden Gesandten in Genua berichteten, war wenig tröstlich, und die Besorgnisse in der Stadt wuchsen, als der Kaiser mit seinem Heere ihr näher rückte. Man beschloß die Stadt durch Mauern gegen einen Angriff von der Landseite zu schützen und griff die Arbeit sogleich mit dem lebhaftesten Eifer an. Mann und Weib legten Hand an, und in acht Tagen war das Werk so weit gefördert, wie es nach einem gleichzeitigen Geschichtsschreiber Genuas in keiner andern Stadt Italiens möglich gewesen wäre. Wo die Mauern nicht hoch genug schienen oder auf dem ungleichen Terrain nicht herzustellen waren, wurden dann in drei Tagen hölzerne Thürme und Castelle aufgeführt und zur Vertheidigung derselben so viele Schleuderer

und Bogenſchützen geworben, daß die Verpflegung derſelben der Stadt täglich 100 Mark koſtete.

Als der Kaiſer zu Busco von dieſen Vertheidigungsarbeiten vernahm, mochte ihm ein Angriff auf die Stadt doch bedenklich erſcheinen. Er beſchloß ſich in weitere Verhandlungen einzulaſſen und verlangte, daß man neue Geſandte ſchickte. Angeſehene Männer der Stadt empfing er bald darauf in ſeinem Lager, und aus den Verhandlungen mit ihnen ging ein Vertrag hervor, der zunächſt bis zu Johannis Geltung haben ſollte. Der Kaiſer verſprach in denſelben den gegenwärtigen Beſitz der Stadt in keiner Weiſe anzutaſten, ſie gegen ihre Gegner zu ſchützen und keiner Klage gegen Genua Gehör zu ſchenken, wofern es ſich nicht um offenen Straßenraub handle. Dagegen verpflichtete ſich Genua dem Kaiſer durch vierzig Bürger Treue ſchwören zu laſſen unter der Bedingung, daß die Stadt zu keinen neuen Heeresdienſten und Abgaben herangezogen würde und der Kaiſer die gegebenen Zuſagen halte; alle Regalien ſollten ihm verbleiben, von denen erwieſen würde, daß ſie ihm nach dem Rechte zuſtänden. Die Genueſen zahlten überdies dem Kaiſer und den Hofbeamten 1200 Mark Silber.

Der geſchloſſene Vertrag wurde jedoch nur zu bald wieder in Frage geſtellt. Als der Kaiſer in der nächſten Zeit Geſandte nach der Grafſchaft Savona ſchickte und dieſe nach Ventimiglia kamen, welches die Genueſen unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten und durch eine neuangelegte Burg in Zaum hielten, erhob ſich die Einwohnerſchaft und zerſtörte auf Anrathen der kaiſerlichen Geſandten die Burg. Die Genueſen beſchwerten ſich über den Bruch des Vertrags und thaten dar, daß ſie auf beſonderen Wunſch Konrads III. ſich Ventimiglia unterworfen hatten. Der Kaiſer ſcheint das Recht Genuas anerkannt zu haben; wie wenig man aber trotzdem in der Stadt dem Frieden traute, zeigte die Haſt, mit welcher man den Bau der Mauern fortſetzte. Unter Betheiligung der ganzen Einwohnerſchaft wurden die Befeſtigungen in 53 Tagen vollendet, und Genua konnte nun ruhiger einem Angriff entgegenſehen.

Der Kaiſer feierte das Weihnachtsfeſt zu Alba am Tanaro, begab ſich aber bald darauf nach Turin, wo wir ihn vom 12. bis 15. Januar 1159 finden; am 18. Januar war er in Rivoli weſtlich von Turin. Einem Widerſtand ſoll er in dieſen Gegenden nur noch in Aſti begegnet ſein, doch leicht die Stadt und die anliegende Burg bewältigt haben.

Kurz nach der Mitte des Januar kehrte er dann in das Land am Tanaro zurück, wo er zu Occimiano, unweit von Casale, einen längeren Aufenthalt nahm. Unausgesetzt war er mit der Durchführung der Roncalischen Beschlüsse beschäftigt. Gesandte gingen nach Tuscien, um dort das Fodrum einzutreiben. Mehrere seiner Fürsten sandte er in die lombardischen Städte, um dort Consuln oder Podestàs einzusetzen; mit ihnen zogen Notare, um überall die Einkünfte zu ermitteln und aufzuzeichnen, welche nach den Roncalischen Satzungen dem Fiscus zufallen mußten. Auch die Einkünfte aus dem Mathildischen Hausgut, welche durch Welfs Beamte verschleudert waren, ließ er beitreiben, gab aber den Ertrag später an Welf zurück.

Der Kanzler Rainald, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Graf Guido von Biandrate, die Bischöfe Daniel von Prag und Hermann von Verden waren besonders damit beauftragt, dem Kaiser ergebene Männer in den lombardischen Städten als Consuln oder Podestàs einzusetzen. Die Letzteren wurden mit einer umfassenderen Gewalt als die Consuln bekleidet, doch pflegte man gegen die bisherige Sitte zwei Podestàs neben einander zu bestellen und traf die Wahl meist aus den Bürgern der Stadt selbst. Zuerst zu Pavia, dann zu Piacenza und Cremona setzten die kaiserlichen Gesandten solche Podestàs ein, ohne einem bemerkenswerthen Widerstand zu begegnen. Selbst Piacenza machte keine Schwierigkeiten, obwohl der Kaiser zugleich den Befehl ergehen ließ, daß alle Thürme der Stadt, höher als zwanzig Ellen, niedergerissen und die Gräben, welche zur Vertheidigung der Stadt angelegt waren, zugeschüttet werden sollten. Man fügte sich in Piacenza dem harten Gebot, weil man so allein dem Zorne des Kaisers entgehen konnte, und machte sich an das Werk der Zerstörung; aber nur langsam ging es von Statten, und offenbar absichtlich zog man die Vollendung hin.

Energischeren Widerstand leistete das kleine Crema. Von Occimiano aus kam ein Befehl des Kaisers, daß die Einwohner der Stadt die Mauern und Gräben völlig zerstören sollten; für diesen Befehl hatte Cremona dem Kaiser 15,000 Mark Silber versprochen*). Aber die Cremasken waren über das kaiserliche Gebot, welches sie ganz in die Hände ihrer Todfeinde gab, so entrüstet, daß sie an den Boten des

*) Diese Summe hat Cremona auch wirklich dem Kaiser später gezahlt.

Kaisers sich vergriffen und sie erschlagen wollten. Nur mit genauer Noth entkamen die Boten aus der Stadt und kehrten nach Occimiano zurück. Der Kaiser unterdrückte seinen Zorn, aber es war bei ihm beschlossene Sache, daß Crema schwer seinen Uebermuth büßen solle.

Die Vorgänge in Crema machten in Mailand um so größeres Aufsehen, als die Bürgerschaft trotz des geschlossenen Friedens sich vom Kaiser feindlich behandelt glaubte. Von Trezzo aus griffen Konrad Kolbe und Rüdiger Besitzungen Mailands an der Adda an, verwüsteten die Aecker, erhoben das Fodrum und andere Abgaben von den Bürgern und Bauern bis gegen den Lambro nach Segrate hin. Als Rainald, Pfalzgraf Otto und die anderen kaiserlichen Gesandten nach Neu-Lodi kamen, wo sie bei den Bürgern, damals mit dem Bau ihrer neuen Stadt vollauf beschäftigt, wie zu erwarten, die größte Willigkeit fanden, hörten sie bereits, daß die Mailänder sich der Einsetzung von Podestàs widersetzen würden. Trotzdem begaben sie sich nach ihren Weisungen nach Mailand; es war gegen Ende des Januar. Nur Rainald und Otto scheinen in der inneren Stadt selbst, die anderen Gesandten in den Vorstädten Herberge genommen zu haben.

Rainald und Otto beriefen sogleich die Consuln der Stadt und eröffneten ihnen den Willen des Kaisers. Die Consuln erbaten sich Bedenkzeit, um mit dem Adel und Volk zu berathen; am nächsten Sonntag wollten sie Antwort geben. Der Tag kam, und sie erklärten nun, daß die Bürgerschaft die Einsetzung von Podestàs sich nicht gefallen lassen werde, sondern auf der freien Wahl von Consuln bestehe, doch sollten die Gewählten dem Kaiser oder seinem Stellvertreter den Treueeid leisten, wie es in dem Vertrag bei Uebergabe der Stadt bestimmt sei. Die Gesandten erwiderten, daß die Mailänder ja selbst dem Kaiser zu Roncalia die Einsetzung von Podestàs durch seine Gesandte angerathen hätten und ihm jetzt mit Unrecht widerstrebten, wenn er ihren eigenen Rath befolge; übrigens sollten sie selbst die Podestàs wählen können, auch werde der Kaiser ihnen die Wahl von Consuln gestatten, wofern nur die Podestàs oder Consuln durch seine Gesandten eingesetzt würden.

Die Wahlen sollten schon am 1. Februar erfolgen. Die Zeit drängte, und in einer großen Versammlung der Bürger in der Kathedrale der heiligen Maria erklärten die Consuln die Forderungen des Kaisers. Da entstand plötzlich ein gewaltiger Tumult; man hörte den

Schreckensruf: „Heraus mit den Gesandten! sie müssen sterben!“ Die Masse stürmte nach dem nahen Stadthaus, wo sich die kaiserlichen Gesandten befanden. Erschreckt schloß man hier die Pforten, aber es wurden Steine in die Fenster geworfen, und man schien das Stadthaus erbrechen zu wollen. Da eilten die Consuln herbei, und es gelang ihnen den Tumult zu stillen. Sie betheuerten den Gesandten ihre Unschuld an diesen ärgerlichen Auftritten des trunkenen Pöbels und baten sie dem Kaiser zu verschweigen, den Gesandten versprachen sie als Buße für die erlittenen Kränkungen eine große Geldsumme zu zahlen. Die Gesandten antworteten ihnen in erwünschter Weise und begaben sich dann ohne thätliche Mißhandlungen zu erfahren in ihre Herbergen zurück. Sie schienen die gewaltsamen Auftritte vergessen zu wollen, aber sie fühlten doch, daß sie auf diesem Boden keinen Augenblick ihres Lebens sicher seien. Um Mitternacht verließen sie mit Ausnahme Rainalds gleich wie Flüchtlinge die Stadt. Rainald, der bei der Kirche des h. Ambrosius wohnte, blieb bis zum anderen Tage. Noch am Morgen hatten ihn mailändische Ritter aufgesucht, ihn zu beschwichtigen gesucht und ihm versprochen, daß die Stadt dem Willen des Kaisers sich fügen werde; er hatte ihnen eine versöhnliche Antwort gegeben, aber er ging, tödtlichen Haß gegen die Mailänder im Herzen.

Die Gesandten begaben sich nach Decimiano zum Kaiser und berichteten ihm über die Vorgänge in Mailand. Mochte er auch hierüber seinen Unmuth zurückdrängen, die Auflehnung Mailands mußte ihn mit viel schwereren Besorgnissen erfüllen, als der Widerstand Cremas. Mailand mußte abermals gedemüthigt werden, wenn nicht alle seine bisherigen Erfolge verloren gehen sollten, aber zu einer neuen Belagerung war er nicht vorbereitet, standen ihm die erforderlichen Streitkräfte zur Zeit nicht zu Gebote. Er hielt sich des Sieges über seine Feinde in Italien für sicher, aber es bedurfte Zeit und Geduld, um die letzten vernichtenden Streiche gegen sie zu führen.

Mit großer Pracht feierte der Kaiser zu Decimiano das Fest der Reinigung Mariä (2. Februar). Bei ihm waren die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Albert von Freising, Konrad von Eichstädt, Hermann von Verden, Daniel von Prag, wie die Bischöfe von Pavia, Vercelli, Asti, Tortona, Piacenza, Cremona und Novara; überdies eine bedeutende Zahl deutscher und italienischer weltlicher Herren.

Gerade damals erschienen Gesandte von Constantinopel vor dem Kaiser, nachdem er ihnen Bürgschaft für ihre Sicherheit gegeben hatte, denn sie befürchteten, daß man den Grlechen eine Schuld am Tode Wibalds von Stablo beimesse; über den Inhalt ihrer Botschaft ist leider Nichts bekannt. Zugleich hatten sich Gesandte der Könige Ludwig von Frankreich und Heinrich von England eingestellt. Heinrich rüstete sich zu jener Zeit, um die Stadt Toulouse, auf welche seine Gemahlin Erbansprüche besaß, dem Grafen Raimund V. von S. Giles zu entreißen, während Ludwig für Raimund in entschiedener Weise Partei nahm; beide Könige suchten bei ihren Streitigkeiten sich der Gunst des Kaisers zu versichern. Auch der König von Ungarn hatte zwei gelehrte Männer, die Magister Matthäus und Primogenitus, an den Kaiser geschickt und erbot sich ihn, wenn es gewünscht würde, mit noch größeren Streitkräften als früher zu unterstützen. Alle diese Gesandten hörte der Kaiser gnädig an, gab ihnen den Umständen entsprechende Bescheide und entließ sie reich beschenkt.

Oeffentlich erhob damals der Kaiser vor den Fürsten die schwersten Anklagen gegen die Treulosigkeit der Mailänder, ihren Eidbruch und die Bedrohung der Gesandten gegen das selbst von den Barbaren heillg gehaltene Völkerrecht. Er rief zum neuen Kampfe gegen Mailand auf, bei dem er sich selbst an die Spitze stellen wolle; mit Gottes Hülfe werde die Widersetzlichkeit Mailands gegen Kaiser und Reich die gebührende Strafe finden, damit nicht die Hoffnungen aller Schlechten und Aufrührer genährt würden. Ihm antwortete der Bischof von Piacenza. Auch er verurtheilte scharf die Mailänder Vorgänge, empfahl aber erst in gesetzlicher Weise eine Untersuchung gegen die aufrührerische Stadt einzuleiten, ehe man aufs Neue die Waffen gegen sie gebrauche. Diese Meinung fand allgemeine Zustimmung, und der Kaiser selbst pflichtete ihr bei. So wurde den Mailändern eine Frist zu ihrer Verantwortung bestimmt.

Nach wenigen Tagen begab sich der Kaiser nach dem Königshof Marengo, wo er sich mehrere Wochen aufhielt*). Hler erschienen vor ihm Gesandte der Mailänder. Es waren Männer, wie Ragewin sagt, von großer Beredsamkeit, aber geringer Weisheit; mit ihnen war der Erzbischof gekommen, der sie aber alsbald wegen einer wirklichen oder

*) Vom 7.—22. Februar 1159 urkundete Friedrich zu Marengo.

vorgeſchützten Krankheit wieder verließ. Da den mailändiſchen Geſandten vorgehalten wurde, daß ſie eidlich die Regalien dem Kaiſer zu gewähren gelobt hätten, ſollen ſie die gottesläſterliche Antwort gegeben haben: „Wir haben wohl geſchworen, aber nicht den Eid zu halten verſprochen.“ Sie bedurften ſolcher Blasphemien nicht, um die freie Wahl ihrer Stadtobrigkeit zu rechtfertigen, doch ſicher war, daß die Stadt die Gnade des Kaiſers nur dann ſich erhalten konnte, wenn ſie auf ihr wichtigſtes Freiheitsrecht verzichtete. Da die Geſandten dazu keine Bereitwilligkeit zeigten, führten die Verhandlungen nicht zum Ziele, doch verſprachen die Mailänder, daß ſie nach dem beſchworenen Landfrieden die kaiſerlichen Städte nicht angreifen würden. Zu weiteren Verhandlungen wurde ihnen eine neue Friſt auf die Woche nach Oſtern geſtellt; zu dieſer Zeit ſollten Geſandte der Stadt in Bologna ſich einfinden.

Trotz der Verhandlungen war ein neuer Krieg gegen Mailand ſchon beſchloſſene Sache, und der Kaiſer traf bereits zu demſelben die umfaſſendſten Maßregeln. Er beſchloß ſein Heer durch ein neues Aufgebot aus den deutſchen Ländern zu verſtärken und beſchied die Kaiſerin, Heinrich den Löwen und andere geiſtliche und weltliche Fürſten nach Italien; er erinnerte ſie an die ihm geſchworene Treue, ermahnte ſie den Trotz der Rebellen zu züchtigen und ihm zu zeigen, daß er für die Erhaltung des Reichs und im Kampf gegen ſeine Feinde auf ihre Hülfe rechnen könne. Die Botſchaft des Kaiſers fand bei den deutſchen Fürſten die günſtigſte Aufnahme; mit regem Eifer rüſteten ſie, um im Frühjahr über die Alpen zu ziehen.

Die Reſte ſeines Heeres verlegte der Kaiſer in die Gegend von Bologna: ſeine Abſicht dabei war die Romagna in der Treue zu erhalten. Er ſelbſt blieb mit geringer Begleitung in den weſtlichen Theilen der Lombardei, unabläſſig bemüht, hier zu den alten Freunden neue zu gewinnen und damit zugleich ſich neue Streitkräfte gegen Mailand zu verſchaffen, wie auch alle die Caſtelle zur Gegenwehr zu rüſten, welche Angriffen der Mailänder ausgeſetzt ſchienen. Vor Allem ſuchte er in Neu-Lodi und in Como jetzt ſichere Stützpunkte für ſeine Unternehmungen zu ſchaffen. Er begab ſich alsbald ſelbſt nach Lodi, ordnete die Befeſtigungen und die Anlage eines breiten Grabens an und traf alle Beſtimmungen, daß in der neuen, nur etwa vier Meilen von Mailand entfernten Feſte ein größeres Heer geborgen werden konnte; für ſich ſelbſt begann er den Bau eines ſtattlichen Palaſtes an der Adda. Nach

wenigen Tagen begab er sich dann nach Como, wo man ihm den festlichsten Empfang bereitete.

Die Comasken, alte Verbündete des Kaisers, sahen ihn jetzt zum ersten Male in ihrer Mitte und erfuhren seinen wirksamen Beistand. Erst jetzt kam Como wieder zum vollen Genuß seiner von Mailand unterdrückten Freiheit. Die vertriebenen Bürger kehrten furchtlos zurück; die zerstörten Häuser der Stadt wurden wieder aufgebaut*). Die alte verfallene Burg Baradello unweit von Como ließ der Kaiser herstellen, sicherte sie durch starke Mauern und Thürme und legte eine Besatzung von deutschen Rittern hinein; so wurde Baradello ein Schutz Comos gegen Mailand. Nicht geringere Verdienste um die Stadt erwarb er sich, indem er sie mit einer alten Feindin ausglich. Auf der einzigen Insel des anliegenden Sees, nur durch eine schmale Wasserstraße vom Lande getrennt, bestand damals ein stark befestigter Ort, Isola Comacina genannt. Die Einwohner waren kriegslustig, räuberisch und bereiteten den Comasken, da sie leicht den Eingang zum See sperren konnten, vielen Schaden. Bei den Streitigkeiten zwischen Mailand und Como nahmen die Inselbewohner stets für Mailand Partei, und es entspann sich so zwischen ihnen und den Comasken die bitterste Feindschaft. Dieser ein Ziel zu setzen, war jetzt der Kaiser entschlossen, aber es schien fast unmöglich ohne einen blutigen Kampf die trotzigen Insulaner zu beugen. Unerwartet gab jedoch ein rasches Wagniß sie in seine Hand. Nur mit geringer Begleitung setzte er nach der Insel über, wo sein Erscheinen allgemeine Bestürzung hervorrief. Die Insulaner zogen ihm entgegen, baten um seine Gunst, geleiteten ihn ehrenvoll in ihre Stadt, schwuren ihm Treue und gaben ihm Geschenke; ihre Streitigkeiten mit den Comasken wurden beigelegt und ihr Bund mit Mailand gelöst**).

Um die Mitte des März begab sich der Kaiser zu seinem bei Bologna weilenden Heere. Als er sich nach kurzem Aufenthalt daselbst auf den Weg nach Cremona machte, und sich am 21. März in der Burg Luzzara im Gebiet von Reggio befand, erhielt er die Nachricht, daß die Mailänder einen Angriff auf Lodi beabsichtigten, um die im

*) Durch eine Urkunde vom 23. März 1159 nahm Friedrich die getreue, von ihm hergestellte Stadt Como in seinen besonderen Schutz.

**) Nach einer am 6. März 1159 von Friedrich zu Menaggio am Comersee ausgestellten Urkunde sind diese Vorgänge in den Anfang des März zu setzen.

Bau befindlichen Befestigungen zu zerstören. Schleunigst eilte er deshalb nach Lodi — schon am 23. März war er daselbst — und ließ nun die Befestigungsarbeiten mit verdoppelten Kräften fortsetzen; Cremona, Pavia und Novara mußten die Lodesanen dabei unterstützen. Der Kaiser selbst ging alsbald von Lodi nach Piacenza. Diese Stadt von stets schwankender Treue hatte aufs Neue seinen Zorn gereizt. Raubgierige Einwohner derselben hatten Gesandte des Kaisers, welche ihm die von Genua gezahlte Geldsumme überbringen sollten, überfallen und ihnen das Geld genommen. So wenig der Kaiser der Gesinnung der wetterwendischen Piacentiner traute, zog er doch mit nur geringer Begleitung furchtlos in ihre Stadt, wo er den Palmsonntag (5. April) feierte. Auch hier wirkte das muthige Auftreten Friedrichs Wunder. Niemand wagte seinem Gebote zu widerstreben. Das geraubte Geld mußte zurückgegeben werden, und nur mit Mühe entzog sich die Bürgerschaft einer harten Buße.

Das Osterfest (12. April) feierte der Kaiser, wie es schon vorher bestimmt war, zu Modena; hier kamen zu ihm viele Herren des deutschen Heeres, welches zwischen Modena und Bologna lagerte. Als am Dienstage nach dem Feste die jüngeren Ritter ein Kampfspiel anstellten, welchem der Kaiser von der Pfalz zusah, kam ein Bote zu ihm und meldete, daß die Mailänder vor Trezzo gerückt seien und die Burg belagerten. Sogleich wurde das Spiel unterbrochen; Alle dachten nur daran, den Friedensbruch der Mailänder mit den Waffen zu züchtigen. Der Kaiser begab sich sogleich selbst zum Heere, von dem er freudig empfangen wurde; er begegnete hier Bischof Eberhard von Bamberg, den er als seinen Stellvertreter, besonders für die richterlichen Geschäfte, beim Heere zurückgelassen hatte, und eilte dann nach Bologna, um über Mailand hier unverzüglich Gericht zu halten. Umgeben von den Richtern und Rechtsgelehrten Bolognas sprach er am Donnerstag nach Ostern (16. April) aufs Neue über die Mailänder, die keine Gesandte geschickt hatten, als Rechtsflüchtige, Rebellen und Hochverräther den Bann aus, ihre Habe wurde der Plünderung preisgegeben, ihre Personen sollten der Sklaverei verfallen. Ueberdies wurden damals in Gegenwart des Kaisers von den Rechtsgelehrten die Strafen, welche Rebellen und Hochverräther zu treffen hätten, sorgsam erörtert und genau festgestellt.

Der Kaiser mochte mit solchen Strafbestimmungen, vor weiterem Abfall die Italiener abzuschrecken hoffen, aber vor Allem mußte er doch

dem Trotz der Mailänder mit den Waffen entgegenzutreten und, wenn es möglich war, Trezzo noch gegen sie zu schützen suchen. Er begab sich deshalb persönlich von Bologna nach Lodi; in drei Tagen legte er den Weg zurück. Aber zu Lodi erfuhr er, daß Trezzo bereits gefallen sei. Die Besatzung hatte sich nur bis zum dritten Tage nach dem Angriff (13. April) halten können. Die Burg war, als sie in die Hände der Mailänder fiel, geplündert, kaiserliches Geld, welches hier aufbewahrt war, in Beschlag genommen, alle deutschen Ritter in der Burg — es waren ihrer achtzig — gebunden worden, um in die Kerker Mailands zu wandern. Schlimmer noch war es den Italienern, welche man in der Burg vorfand, ergangen; man hatte sie sämmtlich ohne Erbarmen niedergemetzelt. So aufgebracht der Kaiser über diese Vorgänge war, konnte er doch nicht sogleich an den Mailändern Rache nehmen; er mußte erst die Reste seines deutschen Heeres heranziehen und seine Freunde in Italien aufbieten. Deshalb kehrte er sofort nach dem Lager von Bologna zurück und verlangte zugleich Hülfsleistungen von den lombardischen Städten.

Zum Sammelplatz des Heers war die Roncalische Ebene bestimmt. Waren auch die deutschen Schaaren nur gering, so stellten doch die Lombarden eine zahlreiche Hülfsmannschaft. Mit einem ziemlich stattlichen Heere fiel der Kaiser um die Mitte des Mai in das mailändische Gebiet ein. Am 17. Mai stand er bei Melegnano an der Vecchiabbia, am folgenden Tage in unmittelbarer Nähe Mailands, am 24. Mai auf dem Felde von Bollate nördlich der Stadt. Wenn er vielleicht erwartet hatte, daß die Mailänder sich beim ersten Angriff ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben würden, so hatte er sich getäuscht. Mailand war offenbar zum Widerstand entschlossen; auch hatte es bereits in Brescia, Piacenza und Crema offene oder geheime Bundesgenossen gewonnen. Ein italienischer Dichter jener Zeit läßt die Furie Alecto aus der Unterwelt aufsteigen, um den verhängnißvollen Bund dieser Städte gegen den Kaiser zu schürzen.

Es lag nicht in Friedrichs Absicht, sogleich eine regelmäßige Belagerung Mailands vorzunehmen. Sein Heer war dazu kaum ausreichend, und die Ereignisse des vorigen Jahres hatten ihm die Gefahren einer solchen Belagerung der weitausgedehnten Stadt gezeigt. Erst wenn die Bürger von einer neuen Hungersnoth bedrängt seien, wollte er die Einschließung beginnen. Deshalb begnügte er sich jetzt die Umgegend mit Feuer und

Schwert zu verwüsten; die Weinberge wurden zerstört, die Obstbäume umgehauen oder entrindet, und so ein unermeßlicher Schaden der Stadt zugefügt. Zugleich erließ er ein strenges Verbot ihr Lebensmittel zuzuführen und befahl alle Straßen zu bewachen, um den Kaufleuten den Mailänder Markt zu sperren. Schwere Strafen wurden auf den Verkauf von Lebensmitteln an die Mailänder gesetzt und große Belohnungen denen verheißen, welche die das Verbot übertretenden Kaufleute anzeigten. Obwohl die Mailänder noch hinreichende Vorräthe hatten, begann sie doch bald die Furcht vor einer neuen Hungersnoth zu beschleichen; die Preise der Lebensmittel erreichten eine beängstigende Höhe. Zuweilen rückte der Kaiser sogar bis in die Nähe der Mauern vor, um die Bürger zu einem Ausfall zu reizen. In der That traten sie ihm einmal vor den Thoren entgegen, und es kam zu einem Handgemenge, bei welchem mehrere Mailänder getödtet und gefangen wurden. Aber solche Verluste brachen den Muth der trotzigen Bürgerschaft nicht.

Ein übles Pfingstfest gedachten die Mailänder damals den Lodesanen zu bereiten. Am Festtage selbst (31. Mai) zogen sie mit 500 Rittern gegen die neue Stadt, trieben ihre Viehheerden davon und verheerten die Umgegend. Aber die Lodesanen brachen aus den Befestigungen hervor; es begleiteten sie der Bischof Garsidonius von Mantua, der Markgraf Werner II. von Ancona und einige deutsche Ritter, welche in der Stadt zurückgelassen waren. Muthig stürzten sie sich auf den Feind, und als dieser das Feldgeschrei der Deutschen vernahm, ergriff er eiligst die Flucht, auf der zwei mailändische Ritter getödtet wurden und vierzehn in Gefangenschaft geriethen. Man war in Lodi über diesen Erfolg hocherfreut und schickte sogleich Siegesnachrichten dem Kaiser, der damals nördlich von Mailand lag. Der Kaiser pries die Tapferkeit der Lodesanen, erschien bald selbst in ihrer Mitte und belobte den wackeren Widerstand, den sie den Mailändern geleistet. Die gefangenen Ritter wurden ihm übergeben und nach Pavia in Gewahrsam gebracht.

Indessen hatten sich auch die Brescianer für Mailand erhoben und einen Einfall in das Gebiet von Cremona gemacht. Aber die Cremonesen, von ihrem Anrücken vorher unterrichtet, hatten dem Feinde einen Hinterhalt gelegt. Im rechten Moment brachen sie aus demselben hervor; mit Macht stürzten sie sich auf den Feind, der nur kurze Zeit Widerstand leistete. Bald warf er sich in wilde Flucht und gab die gemachte Beute preis. Siebenundsechszig Ritter und dreihundert

vom Fußvolk Brescias fielen in die Hände der Cremonesen, welche die Gefangenen theils tödteten, theils mit sich fortführten.

Wenig später (11. Juni) hatte Lodi einen neuen Angriff von Mailand zu bestehen; auch Crema, welches sich ebenfalls schon offen auf Mailands Seite gestellt hatte, wirkte zu diesem Angriffe mit. Der Plan war: die Cremasken sollten die Addabrücke, mit deren Bau man damals in Lodi beschäftigt war, angreifen, und während die Lodesanen hier im Kampfe beschäftigt seien, sollten die Mailänder die neue Stadt überfallen und in ihre Gewalt bringen. In der Frühe des Tages griffen die Cremasken nach der Verabredung die Brücke an. Es entspann sich bei derselben am linken Ufer der Adda ein heftiger Kampf. Inzwischen rückten die Mailänder am anderen Ufer bis Silva greca, bis hart an die Mauern Lodis, vor. Aber auch sie stießen hier auf herzhaften Widerstand. Auf beiden Seiten wurde nicht ohne Verluste gekämpft, bis um Mittag die Mailänder und Cremasken abzogen. Auch diesmal hatten die Lodesanen ihren neuen Wohnsitz mannhaft vertheidigt.

Während dieser Ereignisse verheerte der Kaiser das Gebiet Mailands am Ticino in derselben schonungslosen Weise, wie früher die andren Theile des mailändischen Territoriums. Vierzig Tage war er bereits bei diesem Zerstörungswerke, ohne daß er dadurch anderes erreicht hatte, als daß sich die alten Freunde Mailands nur entschlossener der Empörung anschlossen. Allerdings hatte er eine Anzahl von mailändischen Burgen, wie das für uneinnehmbar geltende Monte S. Giovanni*), genommen, aber damit war weder Mailand noch seine Bundesgenossen bezwungen. Der Kaiser legte in diese Burgen deutsche Ritter, er selbst beschloß mit seinem Heere gegen Ende des Juni das Mailändische zu verlassen. Die weitere Verpflegung des Heeres in dem verwüsteten Lande mochte Schwierigkeiten bieten; überdies war er selbst leidend — gichtische Schmerzen in Armen und Beinen quälten ihn — und er bedurfte der Ruhe. Deshalb kehrte er nach Lodi zurück und entließ seine italienischen Bundesgenossen; er glaubte ihrer Unterstützung zunächst um so mehr entbehren zu können, als er binnen Kurzem Verstärkungen aus Deutschland zu erwarten hatte.

Während der Kaiser bei Lodi verweilte, wurden wiederholt An-

*) Die Lage der Burg scheint nicht mehr nachzuweisen.

ſchläge auf ſein Leben gemacht. In dem Lager deſſelben, welches hart an dem ſteilabfallenden Ufer der Adda lag, fand ſich ein Mann ein, der eben ſo ſehr durch ſeinen rieſigen Körperbau, wie durch ſein närriſches Benehmen Aufſehen erregte. Man duldete ihn im Lager, und die Kriegsleute trieben mit ihm mancherlei Kurzweil. Als aber eines Morgens der Kaiſer ſein Zelt verlaſſen wollte, um in einem nahen Bethaus nach ſeiner Gewohnheit ſein Gebet zu halten, lief dieſer Menſch herbei, ſuchte ihn mit ſeinen ſtarken Armen zu umklammern, an den Abgrund zu zerren und dort hinabzuſchleudern. Der Kaiſer ſetzte ſich zur Wehr und beim heißen Ringen ſtürzten Beide über die ausgeſpannten Stricke des kaiſerlichen Zeltes zur Erde. Inzwiſchen eilten auf den Ruf des Kaiſers ſeine Kämmerer herbei, ergriffen den Menſchen und warfen ihn in die Tiefe, wo er dem Kaiſer hatte das Grab bereiten wollen.

Nicht lange darauf erhielt der Kaiſer ein Schreiben, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ein arabiſcher Magier aus Spanien oder aus dem Morgenlande nach Italien gekommen ſei und ihm nach dem Leben trachte; es ſei ein alter, unanſehnlicher, einäugiger Mann, aber als Giftmiſcher überaus erfahren und von der größten Verwegenheit. Zwanzig jüngere Leute, hieß es, ſtänden mit dem Alten im Bunde, und ſie alle wollten ſich durch den Mord des Kaiſers unſterblichen Ruhm gewinnen; der Alte werde ihm Salben, Ringe, Edelſteine, Zaumzeug und Sporen zum Geſchenk anbieten, doch ſeien alle dieſe Dinge ſo ſtark vergiftet, daß der Kaiſer unrettbar verloren ſei, wenn er ſie nur mit der bloßen Hand berühre; der Alte trage überdies einen Dolch bei ſich, um ihn zu gebrauchen, wenn das Gift nicht wirken ſollte. Friedrich ſprach nur mit wenigen Vertrauten über die ihm zugegangene Warnung, gab aber Befehl, wenn ein Araber ſich im Lager einfinden ſollte, ihn ſtreng zu beobachten. In der That kam bald ein ſolcher, auf welchen die Beſchreibung paßte. Der Kaiſer ließ ihn feſtnehmen, vorführen und befragte ihn, auf weſſen Veranlaſſung er gekommen ſei, indem er ihm Strafloſigkeit zuſicherte, wenn er die Wahrheit bekenne, beim Läugnen aber die Folter androhte. Der Alte läugnete, und auch die Folter erpreßte ihm kein Geſtändniß über ſeine Mitverſchworenen und die Urheber des Anſchlags, doch drohte er, daß ſein Tod den des Kaiſers unmittelbar zur Folge haben würde. Der Kaiſer verachtete dieſe Drohung, und als weiteres Foltern zwecklos ſchien, ließ er den alten Magier an

das Kreuz ſchlagen. Von den angeblichen Gefährten deſſelben wurde Nichts weiter gehört.

Es iſt erklärlich, daß man die Mailänder für die Urheber dieſer Anſchläge auf Friedrichs Leben hielt, aber der Verdacht wurde durch Nichts erwieſen und ſcheint völlig unbegründet geweſen zu ſein*). Glaublicher iſt, daß ſie bei einigen Brandſtiftungen, die damals in Lodi ſtattfanden, betheiligt waren. Man erzählte, daß ſie acht Leute in ihrer Stadt gedungen und nach Lodi geſchickt hätten, um es anzuzünden. Ein Brandſtifter, der bei Nacht von den Wächtern ergriffen wurde, ſoll geſtanden haben, daß er von Mailand entſendet ſei; er wurde ſogleich an einem nach jener Stadt gerichteten Galgen aufgehängt. Die gleiche Strafe traf einen Andern, der ſich für einen Mönch ausgab, aber als Spion und Brandſtifter enthüllt wurde.

Wie großen oder geringen Antheil an dieſen Vorgängen auch Mailand haben mochte, der Kaiſer konnte ſich nicht verhehlen, daß ihm die Stadt noch immer eine ſehr gefährliche Feindin war und ihn in einen neuen Kampf verwickelt hatte, der mit der heißeſten Leidenſchaft geführt wurde. Aber er faßte die Gefahren deſſelben ſcharf und feſt in das Auge, entſchloſſen um keinen Preis von ſeiner Autorität in Italien etwas aufzugeben, von den ihm zugeſprochenen Regalien etwas zu opfern. Sobald ſich ſeine Geſundheit geſtärkt hatte, nahm er mit den Reſten ſeines alten Heeres und Verſtärkungen, die er aus Deutſchland und Italien an ſich gezogen hatte, den Kampf wieder auf. Verwüſtend durchzog er im Anfange des Juli aufs Neue das mailändiſche Gebiet, und zugleich begann er ein anderes Unternehmen, ſcheinbar von untergeordneter Bedeutung, welches aber bald alle ſeine Kräfte in Anſpruch nahm.

---

*) Schon damals beſtand die Meinung, daß das erſte Attentat von einem wirklich wahnſinnigen Menſchen ausging. Das andere iſt mit ſchwer zu erklärenden Nebenumſtänden verbunden, die vielfach an das räthſelhafte Ende Herzog Ludwigs I. von Baiern, des Kelheimers, erinnern. Es liegt nahe an den Alten vom Berge und die Aſſaſſinen des Libanon zu denken. Friedrich war ſo wenig, wie Ludwig der Kelheimer, eine dem Orient fremde Perſönlichkeit.

Die Belagerung Cremas.

Keine Stadt hatte den Zorn des Kaisers mehr gereizt als Crema. Eine der kleineren Städte der Lombardei, war sie doch allen in der Widersetzlichkeit gegen seine Befehle, in der gewaltsamen Behandlung seiner Gesandten vorausgegangen; sie hatte die Empörung Mailands gleichsam ermuthigt und dann auch sogleich den aufständigen Mailändern, ihren alten Bundesfreunden, die Hand gereicht. Mit wichtigeren Dingen beschäftigt, hatte der Kaiser bisher die Rache an Crema verschoben; er mochte den Widerstand des geringen Ortes mit einer wenig zahlreichen Bürgerschaft ohne Gefahr übersehen zu können meinen.

Crema lag inmitten des sumpfigen Landes, welches sich von der Adda aus auf beiden Seiten des Serio bis gegen den Oglio hin ausbreitet und zu jener Zeit mit dem Namen der Insula Fulcheria bezeichnet wurde. Dieses Land hatte einst zu den Besitzungen der großen Gräfin Mathilde gehört, war aber von dieser dem Bischof und der Stadt Cremona in den letzten Tagen des Jahrs 1097 zu Lehen gegeben worden. Crema wollte sich in die Abhänglgkeit von der Nachbarstadt nicht fügen und griff schon nach wenigen Monaten gegen Cremona zu den Waffen, die es nicht ohne Glück führte. Zugleich schloß es sich eng an Mailand an, die mächtige Gegnerin Cremonas, und wußte so seine Unabhängigkeit zu behaupten. Die bisher wenig bedeutende Burg wurde nun ein Sammelplatz für alle Feinde Cremonas, erweiterte sich und wurde sammt den Vorstädten mit starken Mauern und breiten Gräben umgeben. Hinter den Mauern, die nur etwa den Umfang einer Viertelmeile hatten, sammelte sich eine Bevölkerung von über zehntausend Menschen, ein kriegerisches Geschlecht, welches in unaufhörlichem Kampfe gegen Cremona stand, und nicht nur seine Freiheit zu behaupten, sondern sich in dem größeren Theil der Insula Fulcheria ein eigenes Gebiet zu gewinnen wußte, freilich nur von geringer Ausdehnung und eingekeilt zwischen den Territorien der feindlichen Städte Cremona und Lodi. Einen mehr als fünfzigjährigen Kampf gegen Cremona hatte Crema glücklich bestanden, und nicht wenig hatte es sein Selbstbewußtsein gehoben, daß selbst die von Cremona veranlaßte Belagerung Königs Lothars im Jahre 1132 erfolglos geblieben war*).

*) Vergl. Bd. IV. S. 79.

Seitdem Friedrich in die Angelegenheiten Italiens eingegriffen hatte, war ihm Crema, die treue Bundesgenoſſin Mailands, verhaßt, und unabläſſig ſtachelte ihn Cremona zu durchgreifenden Maßregeln gegen eine Stadt, deren Vernichtung ſie auf jede Weiſe erſtrebte und deren Gebiet ſie als ihren rechtmäßigen Beſitz anſah. Beſonders war dies ſeit dem Roncaliſchen Tage geſchehen, und wir wiſſen, wie die Cremoneſen endlich mit ſchwerem Gelde einen Spruch des Kaiſers erwirkten, wonach die Mauern Cremas niedergeriſſen, die Gräben ausgefüllt werden ſollten. Aber dieſem Spruche hatten die Cremasken getrotzt, und noch ſaßen ſie unangefochten hinter ihren Mauern und Gräben und glaubten in ihrer Stadt, die vom Serio im Oſten umfloſſen, durch Canäle des Fluſſes reichlich bewäſſert und durch Sümpfe geſchützt war, einer neuen Belagerung ruhig entgegenſehen zu können. Daher erhob Cremona, als ſich der Kaiſer im Juni 1159 zu Lodi befand, aufs Neue die ſchwerſten Klagen über den Uebermuth und Ungehorſam der Cremasken; dringend verlangte es den Bann für die Nichtachtung des früheren kaiſerlichen Spruchs. In der That ſprach Friedrich jetzt über Crema den Reichsbann aus und ordnete die unverzügliche Vollſtreckung des Urtheils an.

Der Kaiſer, damals mit einem neuen Zug in das Mailändiſche beſchäftigt, übertrug die Vollſtreckung des Banns den Cremoneſen; er überließ ihnen 400 Ritter, welche ſie zu jenem Unternehmen ſtellen ſollten, und befahl ſeinem Bruder Pfalzgraf Konrad, wie dem erſt kurz zuvor nach Italien zurückgekehrten Herzog Berthold von Zähringen und dem Grafen Robert von Baſſavilla, der aus Apulien hatte weichen müſſen und ſich wieder dem deutſchen Heere angeſchloſſen hatte, Cremona zu unterſtützen. So brachen die Cremoneſen am 2. Juli gegen Crema auf, aber ſie begegneten ſchon vor der Stadt einem herzhaften Widerſtand. Von einigen Mailändern und Brescianern unterſtützt, zogen die Cremasken den Andringenden entgegen. Es kam zu einem hitzigen Kampfe, in dem unter Anderen der Markgraf Werner von Ancona, in den letzten Kämpfen ein tapferer Waffengenoſſe des Kaiſers, das Leben verlor. Aber bald mußten die Cremasken zurückweichen, und die Feinde rückten bis vor die Mauern der Stadt. Vor dem einen der vier Thore lagerten die Cremoneſen, vor einem anderen die deutſchen Fürſten mit ihren Schaaren.

Sobald man zu Mailand die Belagerung Cremas erfuhr, beſchloß man die alte Bundesgenoſſin zu unterſtützen. Ein Conſul Mailands

wurde mit einer Anzahl Ritter und 400 Fußgängern nach Crema gesendet, und es gelang diesen, da die Stadt noch nicht völlig umschlossen war, in dieselbe einzuziehen. Aber wenig später kam auch der Kaiser selbst den Belagerern zur Hülfe. Er brach den verwüstenden Zug, welchen er in das Mailändische unternommen hatte, schnell ab und führte sein ganzes Heer um den 10. Juli gegen Crema, welches man nun von allen Seiten einzuschließen begann.

Indessen sorgte der Kaiser dafür, daß Mailand, wenn auch das feindliche Heer nach Crema abgezogen war, sich nicht in Sicherheit einwiegte. Schon am 13. Juli erschien er gegen Sonnenuntergang unerwartet wieder zu Lodi; mit ihm waren Herzog Berthold von Zähringen und 300 deutsche Ritter; er hieß sogleich die Ritterschaft Lodis ihm folgen und ritt dann in der Nacht mit seinem Gefolge bis Landriano am Lambrello; zugleich entbot er die ganze Kriegsmacht Pavias. Hundert Ritter der Paveſen sollten auf kürzestem Wege gegen Mailand so nahe wie möglich rücken, die anderen Ritter aber mit dem Fußvolk zu Cavagnara, etwas westlich von Landriano, zu ihm stoßen, wo eine waldige Stelle Gelegenheit zu einem Hinterhalt bot. Sollten die gegen Mailand anrückenden Reiter Pavias, wie zu erwarten stand, angegriffen werden, so sollten sie sich dann gegen Landriano zurückziehen und dadurch den Feind in die Nähe des Hinterhalts verlocken.

Die Paveſen kamen pünktlich den Befehlen des Kaisers nach. Die größere Masse ihres Heeres stieß am 15. Juli zu seinen Rittern und wurde bei den Cavagnara benachbarten Orten Siziano, Gagiano und Vicomaggiore aufgestellt. Zugleich rückten hundert Ritter verheerend und plündernd gegen Mailand bis zu dem nahen Gratasolia vor. Sobald diese in der Stadt bemerkt wurden, bestiegen die mailändischen Ritter ihre Pferde, stürmten auf die Paveſen los und zwangen sie zur Flucht. Aber die Flüchtigen konnten die ihnen bezeichnete Richtung nicht einhalten; sie wurden auseinander getrieben, manche erschlagen, andere verwundet, viele geriethen in Gefangenschaft.

Da sich die hundert Ritter Pavias nicht bei Landriano zeigten, errieth Friedrich ihr Mißgeschick und beschloß nun die anderen Paveſen auf der Straße von Cavagnara gegen Mailand vorzuschicken, während er selbst mit seinen deutschen Rittern und den Lodesanen im Hinterhalt bei Siziano blieb. Die Paveſen rückten in Eile vor und stießen bald auf ein ihnen weit überlegenes mailändisches Heer. Die Mai-

länder jagten die Paveſen gleich beim erſten Anſturm in die Flucht, verfolgten ſie weithin bis Pontelungo an der Olona und machten dabei abermals viele Gefangene. Triumphirend traten ſie darauf den Rückzug an. Als ſie aber auf demſelben in die Nähe von Siziano kamen, brach der Kaiſer plötzlich mit ſeinen Schaaren hervor und ſtürmte mit unwiderſtehlicher Macht auf den Feind ein. Da dieſer den deutſchen Kriegsruf hörte und merkte, daß der Kaiſer ſelbſt zur Stelle ſei, leiſtete er kaum einen Widerſtand, ſondern wandte ſich eiligſt zur Flucht. Gegen 150 Mailänder ſollen auf den Feldern bei Siziano erſchlagen ſein; ihre Leichen blieben mehrere Tage, eine Aetzung der Thiere, unbehütet liegen, bis man die Reſte nach Mailand ſchaffte und dort unter großen Wehklagen beiſetzte. Mehr als 300 Mailänder waren in die Hände der Deutſchen und der Lodeſanen gefallen; als man ſie in Lodi dem Kaiſer vorführen wollte, ſagte er zu ſeiner Umgebung: „Laßt uns ſehen, ob die Beute die Mühen der Jagd lohnt.“ Nicht ohne Befriedigung ſah er die lange Reihe von gebundenen Männern und Jünglingen wie eine Schaafheerde an ſich vorübertreiben. Er ließ die Gefangenen zuerſt in die Kerker von Lodi werfen, dann aber nach Pavia bringen. Die glückliche Waffenthat des Kaiſers, an welcher Berthold von Zähringen einen rühmlichen Antheil hatte, hielt Mailand lange in Furcht und hinderte es Crema in wirkſamer Weiſe zu unterſtützen.

Gleich nach ſeinem Siege kehrte der Kaiſer über Lodi nach Crema zurück, wo die Belagerung während ſeiner Abweſenheit ununterbrochen fortgeſetzt war. Es hatten ſich zu den Belagerern eine Menge armen und zerlumpten Volkes geſammelt, welches man ſpöttiſch die Arnoldsſöhne nannte, und gerade dieſe bereiteten der Stadt den größten Schaden. Sobald ſich nämlich die Cremasken auf ihren Mauern zeigten, trafen ſie Wurfſpeere und Steine der Arnoldsſöhne, und dieſe Wunden waren faſt immer tödtlich.

Indeſſen hatten die Cremoneſen einen gewaltigen Holzthurm, ein förmliches Caſtell, gebaut; die Höhe deſſelben betrug mehr als 70, die Länge und Breite mehr als 30 Fuß. Der Baumeiſter war früher im gelobten Lande geweſen und hatte dort durch ähnliche Werke viele Burgen der Sarazenen zerſtört; man verſprach ſich jetzt von dieſem Thurm, den man als ein wahres Wunderwerk der Zeit anſah, die außerordentlichſten Wirkungen. Das Ganze ruhte auf zwei ſchweren Eichenbalken, in weitem Abſtand parallel neben einander gelegt; beim

Aufbau, wo die Längenbalken durch Querbalken verbunden und durch Eisenbleche und starke Nägel Alles verfestigt war, minderte sich mehr und mehr der Abstand, so daß sich der Thurm nach oben zuspitzte. Er enthielt sechs Gemächer über einander, von denen das erste in der Höhe der Mauern lag; in demselben waren Vorkehrungen getroffen, um eine Brücke auf die Mauer werfen und so in die Stadt eindringen zu können. Das oberste Gemach faßte nur etwa zehn Krieger, während in den unteren wohl deren tausend zu bergen waren. Vorn und auf den beiden Seiten war der Bau mit Faschinen bedeckt und konnte mit Stricken, die um die Balken gewunden waren, vor- oder zurückgeschoben werden; 500 Leute waren erforderlich, um ihn in Bewegung zu setzen. Auch andere, kleinere Belagerungsmaschinen hatten die Cremonesen und Deutschen aufgestellt.

Fast ringsum schloß schon der Feind die kleine Stadt ein. Bei dem Ostthore, welches zum Serio führt und deshalb das Seriothor genannt wird, lagerte der Kaiser selbst; sein Zelt lag jenseits des Flusses auf einer steilen Stelle des Ufers. Seine Schaaren dehnten sich bis gegen das Südthor, das Thor von Rivolta, aus. Hier schloß sich das Lager Cremonas an. Vor dem westlichen Thore der Stadt, dem Thore von Ombriano, standen Pfalzgraf Konrad, Pfalzgraf Otto und andere deutsche Fürsten. Herzog Friedrich von Schwaben und die Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, lagerten zwischen dem Thor von Ombriano und dem Nordthor, dem Thor von Pianengo.

Bald nachdem der Kaiser vor Crema wieder erschienen war, zogen ihm bedeutende, längst erwartete Verstärkungen aus Deutschland zu. Es waren mehr als 1200 Ritter, geführt von Heinrich dem Löwen; mit ihnen kam auch die Kaiserin Beatrix. Als diese Schaar bei der Burg Garda ein Lager bezogen hatte, waren die Burgmannen in dem nahen Peschiera über sie hergefallen und hatten ihr schwere Verluste beigebracht. Zur Rache dafür hatten die deutschen Ritter Peschiera erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt; auch die letzten Reste der Burg wurden später vom Heere des Kaisers vernichtet.

Am 20. Juli trafen die Kaiserin und Heinrich der Löwe vor Crema ein. Schon am anderen Tage begab sich die Kaiserin nach Lodi, wo ihr ein feierlicher Einzug bereitet wurde. Sie verweilte einige Zeit in der festen Stadt, ging aber dann nach einem Orte, Namens

Veruga*), und ſpäter nach S. Baſſano im Gebiet von Cremona, unweit von Crema. Der Kaiſer begleitete mit ſeinen Verwandten wahrſcheinlich ſeine Gemahlin nach Lodi oder folgte ihr doch wenig ſpäter. Denn am 1. Auguſt ſtellte er dort auf Verwendung der Kaiſerin dem Biſchof Konrad von Eichſtädt eine Schenkungsurkunde aus. Er begann um dieſe Zeit einen neuen Verheerungszug in das Mailändiſche Gebiet, gab aber denſelben, da er auf den verwüſteten Feldern nirgends Futter für die Pferde fand, nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte mit ſeinem ganzen Heere nach Crema zurück. Hier war indeſſen Heinrich der Löwe zurückgeblieben und hatte auf der Nordſeite der Stadt vor dem Thore von Pianengo ein Lager aufgeſchlagen. Die Paveſen, die um dieſe Zeit auch vor Crema zogen, nahmen zwiſchen dem Thore von Pianengo und dem Seriothor Stellung; eine Hülfsſchaar, die Bergamo dem Kaiſer geſandt hatte, ſcheint den Cremoneſen ſich angeſchloſſen zu haben. Der Ring um die Stadt war geſchloſſen.

Der Kaiſer mochte hoffen, daß das ſtätige Anwachſen ſeines Heeres die Cremasken entmuthige, ſo daß er einer weiteren Fortſetzung der ihm ſchon läſtigen Belagerung überhoben ſein würde. Deshalb forderte er die Stadt noch einmal zur Unterwerfung auf. Aber die Bürger gaben eine trotzige Antwort; auf die Feſtigkeit ihres Platzes und den Beiſtand Mailands und Brescias bauend, beſchloſſen ſie im Widerſtand zu verharren. Die Uebermacht des Feindes ſpottete man in Crema; die Weiber zogen tanzend in den Straßen umher und ſangen Trutzlieder auf den Kaiſer: wie einſt Lothar, werde auch er ſchimpflich von der Stadt abziehen müſſen.

Dem Trotze der Bürger antwortete der Kaiſer mit der Erneuerung des Banns. In einer Fürſtenverſammlung, die am 18. September im Zelte Heinrichs des Löwen gehalten wurde, erklärte er noch einmal die Cremasken für Reichsfeinde und verfügte über die Perſonen und die Habe aller Bürger der Stadt, wie der Mailänder, Brescianer und anderer Lombarden, welche ſich in Crema befänden. Die Lehen der Gebannten ſollten an die Lehnsherren zurückfallen, die Lehen und Allodien von Kirchenleuten an die Kirchen, die anderen Allodien aber

*) Der Ort iſt vielleicht identiſch mit Verrucola im Gebiet von Pavia, etwas nördlich von der Stadt. S. Baſſano war im J. 1136 vom Kaiſer Lothar zerſtört worden (vgl. Bd. IV. S. 125), ſcheint aber bald von Cremona hergeſtellt zu ſein.

an den Kaiſer ſelbſt; die Perſonen und die bewegliche Habe der Aufſtändigen wurden dem Fiscus zugeſprochen. Mit den eingezogenen Gütern der Cremasken und Mailänder zeigte ſich Friedrich in der Folge freigebig gegen ſeine Anhänger. Dem Biſchof Otbert von Cremona und ſeiner Kirche ſtellte er am 26. November eine Urkunde darüber aus, daß alle Allodien der gebannten Cremasken zu Gabiano und die Lehen, welche die Erben des Guido und Albert von Melegnano von der Kirche von Cremona zu Maleo im Mailändiſchen hätten, an die Kirche zu freier Verfügung gelangen ſollten. Am 30. December belehnte er dann den Tinto Muſſa de Gatta, einen berühmten Baumeiſter von Cremona*), dem er ſchon früher die gräflichen Rechte auf ſeinen eigenen Beſitzungen zugeſtanden hatte, mit der Grafſchaft der Inſula Fulcheria, d. h. faſt in dem ganzen Gebiete Cremas, wie mit der mailändiſchen Burg Prada und ihrem Bezirk.

Vor Allem kam es jedoch darauf an, die Stadt ſelbſt zur Unterwerfung zu nöthigen, und doch zeigte ſich, daß der Muth ihrer Bürger noch keineswegs gebrochen war. Auch neue Verſtärkungen, welche das kaiſerliche Heer erhielt, machten auf die Cremasken geringen Eindruck. Etwa im Anfange des Oktober erſchien Herzog Welf mit ungefähr 300 Rittern vor Crema. Er hatte bisher ſich wenig um die großen italieniſchen Lehen gekümmert, welche er vom Kaiſer erhalten hatte. Nur einmal hatte er ſich flüchtig in den Ländern des Mathildiſchen Hausguts gezeigt und dort auch die Huldigungen der Städte Tusciens und des Herzogthums Spoleto entgegengenommen; das damals gegebene Verſprechen, jene Städte alsbald zu beſuchen, hatte er bisher nicht erfüllt. Die ſchlimme Weiſe, wie durch Welf und ſeine Beamten die Reichseinkünfte in ſeinen lombardiſchen Lehen veräußert

*) In der für Tinto Muſſa de Gatta ausgeſtellten Urkunde werden die getreuen Dienſte deſſelben hervorgehoben. Man wird annehmen müſſen, daß Tinto beſonders als Baumeiſter den Kaiſer bei der Belagerung von Crema unterſtützte; vielleicht war der Cremoneſer Thurm ſein Werk. Dann iſt Tinto bei dem Aufbau der Mauern Lodis beſonders thätig geweſen. Wir wiſſen, daß er am 3. Auguſt 1160 mit dieſem Bau begann. Ein Ort Gatta, dicht vor Lodi, ſoll von Tinto den Namen haben, vielleicht iſt auch der große Addakanal bei der Stadt, La Muzza, nach ihm genannt worden. Die große Bedeutung, welche Architekten, wie Guintelmus, Tinto und Marchiſius, damals in der Lombardei hatten, iſt ſehr bemerkenswerth und ſcheint bisher wenig gewürdigt.

waren, hatte den Kaiser veranlaßt auch hier die Regalien beizutreiben*), und dieses Eingreifen des Kaisers scheint Welf zumeist veranlaßt zu haben jetzt mit einer Vasallenschaar über die Alpen zu gehen, wohl mehr um seine eigene Autorität, als die des Kaisers zu wahren. Dennoch war die Hülfe der angesehenen Fürsten Friedrich sehr erwünscht, und er begegnete ihm in der ehrenvollsten Weise. Er räumte ihm das Lager am Serio ein, welches er bisher innegehabt hatte, und nahm selbst eine Stellung zwischen den Thoren von Ripalta und Ombriano in der Nähe der Cremonesen und des großen von ihnen erbauten Thurms. Etwa um dieselbe Zeit, wie Welf, kam auch Rainald, der nach Köln gegangen war, um sein Erzbisthum anzutreten, zum Kaiser zurück und führte dem Heere desselben ebenfalls 300 Ritter zu.

Schon war Crema so eng eingeschlossen, daß die Einwohner kaum einen Pfeilwurf weit aus der Stadt gehen, Niemand von außerhalb in die Stadt gelangen konnte; jeder Markt war der Stadt genommen, ihre Mühlen zerstört, das fließende Wasser ihnen abgeschnitten. Die Cremasken versuchten den eisernen Ring, der sie umschloß, zu sprengen. Wiederholt machten sie Ausfälle, bei denen sie bald mit den Deutschen, bald mit den Cremonesen oder Pavesen in Kampf geriethen. Oefters waren auch sie die Angegriffenen. So ergriffen eines Tages die Bergamasken, um ihre Tapferkeit zu zeigen, die Gelegenheit zum Kampfe und hielten in demselben vom Morgen bis zum Dunkel aus; vier vornehme Cremasken führten sie triumphirend als Gefangene heim.

Der hitzigste Ausfall wurde aus Crema gemacht, als sich der Kaiser auf kurze Zeit entfernte, um seine Gemahlin in S. Bassano zu besuchen. In der ersten Frühe stürmten die Belagerten aus dem Thor von Ombriano heraus und zogen mit Feuerbränden auf eine Wurfmaschine los, welche bei dem Zelte des Pfalzgrafen Konrad lag. Es gelang ihnen dieselbe in Brand zu stecken. Kaum aber war dies geschehen, so sammelten sich die Ritter Konrads, Ottos von Wittelsbach, Roberts von Bassavilla und anderer Fürsten, die nach jener Seite lagerten. Es entbrannte ein blutiger Kampf, bei dem vier Cremasken in die Hände der Kaiserlichen fielen. Die Deutschen nahmen sogleich die grausamste Rache an den Gefangenen; einem wurde der Kopf, einem anderen die beiden Beine, dem dritten beide Arme abgehauen, der vierte wurde unter vielen Qualen hingemartert. Der Kampf dauerte bis zum Abend

*) Vergl. oben S. 186.

und endete mit dem Rückzug der Belagerten nach der Stadt. Da aber an dem engen Thore die verfolgten Cremasken sich stopften, stürzten viele in den Stadtgraben und fanden dort ihren Tod, andere geriethen in die Gefangenschaft der Deutschen. Inzwischen war der Brand an der Wurfmaschine längst gelöscht worden und hatte keinen erheblichen Schaden angerichtet.

Der Kaiser war über diese Vorgänge, als er zurückkehrte, überaus erbittert und ließ sieben von den gefangenen Cremasken aufhängen; in Crema antwortete man ihm damit, daß man vier Gefangene auf den Wällen an den Galgen knüpfte. Um weitere Schreckmittel gegen den Feind in der Hand zu haben, ließ der Kaiser jetzt die in Pavia zurückgelassenen mailändischen Gefangenen in sein Lager bringen, wie auch die Geiseln von Mailand und Crema, die bisher zu Cremona aufbewahrt waren. Zu derselben Zeit wurden sechs vornehme Mailänder gefangen, die man betroffen hatte, als sie mit den Bürgern von Piacenza Verhandlungen pflogen; denn schon sann auch Piacenza auf offenen Abfall. Unter diesen Gefangenen war auch ein Neffe des Erzbischofs von Mailand, ein reicher und angesehener Mann.

Der Zorn des Kaisers war auf das Höchste gereizt. Die Belagerung des kleinen Crema raubte ihm schon viel mehr Zeit, als die des großen Mailand im Jahre zuvor, und mit jedem Tage wuchs die Gefahr weiteren Abfalls in Italien, wurde der Widerstand Mailands und seiner Anhänger nur noch mehr ermuthigt. Die Auflehnung Cremas war in seinen Augen der frevelhafteste Hochverrath. Um jeden Preis mußte er die Stadt zu Fall bringen, und kein Mittel schien ihm verwerflich, wenn es den Trotz des Feindes beugte. Sein unbeugsamer Sinn steigerte sich zur äußersten Starrheit, und der Kampf um Crema nahm so eine Gestalt an, die ihn für alle Zeiten ebenso denkwürdig als entsetzlich gemacht hat.

Der Kaiser machte kein Geheimniß daraus, daß er fortan keine Rücksichten der Menschlichkeit mehr gegen die Belagerten kennen würde. Er ließ ihnen verkündigen, daß er fortan den Krieg in seiner ganzen blutigen Strenge führen würde; Niemand solle sich mehr an seine Gnade wenden und seinen Schutz in Anspruch nehmen; denn Niemandem werde er mehr Schonung gewähren. Daß es ihm damit Ernst sei, zeigte er, indem er vierzig von den Geiseln und überdies jene sechs vornehmen mailändischen Gefangenen hinrichten ließ.

Inzwiſchen machte der Kaiſer alle Vorbereitungen zu einem großen Sturm auf die Stadt. Er ließ an der Seite, wo er lagerte, ein Schutzdach von ganz ungewöhnlicher Größe nebſt einem kleineren gegen den Stadtgraben führen, um die Zuſchüttung deſſelben zu bewerkſtelligen. Da die Arbeit langſam vorrückte, begab er ſich ſelbſt nach Lodi und verlangte, daß alle leeren Tonnen von dort nach Crema geſchafft würden. Am anderen Tage brachte man von Lodi über 200 Tonnen herbei, die ſofort mit Erde gefüllt und in den Graben geworfen wurden; außerdem ſchüttete man in denſelben mehr als 2000 Wagenfuhren an Erde und Holz, welches die Lodeſanen herbeiſchafften. So konnte man das Schutzdach bald bis in die Mitte des Grabens bringen, und ſchon ließ der Kaiſer auch den großen Thurm der Cremoneſen gegen den Graben vorſchieben.

Als die Cremasken die Gefahr wahrnahmen, welche ihnen von dieſem Thurme drohte, warfen ſie auf denſelben bei Tag und bei Nacht aus zahlreichen Wurfmaſchinen die ſchwerſten Steine. Zum Schutz des Thurmes griff der Kaiſer dagegen zu dem verzweifeltſten und grauſamſten Mittel. Er ließ alle Geiſeln und Gefangenen von Crema und Mailand, die noch in ſeiner Hand waren, auf den gefährdeten Thurm bringen und von ihnen etwa zwanzig vornehme Greiſe und Jünglinge in mit Seilen befeſtigten Körben an den Seiten des Thurmes aufhängen; bei Nacht gab man ihnen Kerzen zu tragen, damit ſie von den Ihrigen geſehen werden konnten. Die Städter, meinte der Kaiſer, würden ihre Väter und Kinder nicht tödten wollen. Aber bei den Belagerten war der Patriotismus mächtiger, als jede Rückſicht auf ihre Angehörigen. Sie gewannen es über ſich bei Tag und bei Nacht neue ſchwere Geſchoſſe gegen den Thurm zu werfen, und mehrere der Geiſeln fanden ſo durch ihre eigenen Landsleute ein entſetzliches Ende. Erſt nach einigen Tagen ließ der Kaiſer den Thurm, der bereits Schaden erlitten hatte, zurückziehen und die noch lebenden Gefangenen und Geiſeln aus demſelben bringen*). Sobald die Belagerten ſich von der drängendſten Gefahr befreit ſahen, nahmen ſie für ihre getödteten

*) Nach dem Dichter von Bergamo, welcher den Kampf Friedrichs gegen Mailand beſungen, ſoll der Kaiſer Reue über ſeine Grauſamkeiten empfunden und deshalb den Thurm zurückgezogen haben; auch ſoll er den Belagerten die Todten zur Beſtattung ausgeliefert und ihnen auf einige Tage Waffenruhe gewährt haben. Die anderen Quellen berichten hierüber Nichts.

und endete mit dem Rückzug der Belagerten nach der Stadt. Da a
an dem engen Thore die verfolgten Cremasken sich stopften, stürz
viele in den Stadtgraben und fanden dort ihren Tod, andere geriet
in die Gefangenschaft der Deutschen. Inzwischen war der Brand
der Wurfmaschine längst gelöscht worden und hatte keinen erheblic
Schaden angerichtet.

Der Kaiser war über diese Vorgänge, als er zurückkehrte, üb
aus erbittert und ließ sieben von den gefangenen Cremasken aufhäng
in Crema antwortete man ihm damit, daß man vier Gefangene auf
Wällen an den Galgen knüpfte. Um weitere Schreckmittel gegen
Feind in der Hand zu haben, ließ der Kaiser jetzt die in Pavia zur
gelassenen mailändischen Gefangenen in sein Lager bringen, wie
die Geiseln von Mailand und Crema, die bisher zu Cremona au
wahrt waren. Zu derselben Zeit wurden sechs vornehme Mailä
gefangen, die man betroffen hatte, als sie mit den Bürgern von
cenza Verhandlungen pflogen; denn schon sann auch Piacenza
offenen Abfall. Unter diesen Gefangenen war auch ein Neffe des
bischofs von Mailand, ein reicher und angesehener Mann.

Der Zorn des Kaisers war auf das Höchste gereizt. Die
gerung des kleinen Crema raubte ihm schon viel mehr Zeit, als die
großen Mailand im Jahre zuvor, und mit jedem Tage wuchs die
fahr weiteren Abfalls in Italien, wurde der Widerstand Mailands
seiner Anhänger nur noch mehr ermuthigt. Die Auflehnung Cr
war in seinen Augen der frevelhafteste Hochverrath. Um jeden
mußte er die Stadt zu Fall bringen, und kein Mittel schien ihm
werflich, wenn es den Trotz des Feindes beugte. Sein unbeug
Sinn steigerte sich zur äußersten Starrheit, und der Kampf um C
nahm so eine Gestalt an, die ihn für alle Zeiten eben
als entsetzlich gemacht hat.

Der Kaiser machte kein Geheimniß daraus,
Rücksichten der Menschlichkeit mehr gegen die B
Er ließ ihnen verkündigen, daß er fortan d
blutigen Strenge führen würde; Niemand
Gnade wenden und seinen Schutz in An
dem werde er mehr Schonung gewähr
zeigte er, indem er vierzig von
vornehmen mailändi

Der
lese
gen
rde,
win
tten
aiser
land
zu
treu-
aus.
erge-
ellen
oben,
Werk
, den
ar das
s nahe
einen
Mauer.
lten die
rde und
aschinen.
dt einzu-
Cremasken
Schutzdach
kamen sie,
sie fanden an
stig unterstützt
en Rückzug an-
der Feind könne
nd beschlossen des-
dagegen zur Ver-
art an dasselbe vor-
Thurms fiel ein so
der Stadt, daß man
n verlassen mußte und

mußte
14

Eltern, Söhne und Freunde Rache: mehrere gefangene Deutsche, Cremonesen und Lodesanen wurden auf den Wällen und Brustwehren der Stadt vor den Augen des Kaisers hingerichtet.

Seitdem entspann sich ein scheußlicher Wetteifer in blutigen Rachewerken. Als der Kaiser in der nächsten Zeit in einer Versammlung der Fürsten vor dem Seriothore über zwei gefangene Cremasken Kriegsgericht halten und sie zum Tode verurtheilen ließ, drohten die Belagerten, wenn er das Urtheil vollstrecken sollte, zwei ihrer Gefangenen aufzuknüpfen. Der Kaiser spottete dieser Drohung und ließ die Hinrichtung vollziehen; aber sogleich übte man auf den Wällen von Crema vor den Augen des Kaisers die angedrohte Rache. Außer sich vor Zorn ließ er alle Geiseln und Gefangenen Cremas und Mailands, die noch am Leben waren, herbeibringen und eine lange Reihe von Galgen errichten. Seine Absicht war, sie alle den Frevel Cremas büßen zu lassen. Aber die Bischöfe und Geistlichen widersetzten sich einem solchen Blutvergießen; sie brachten es mindestens dahin, daß nur neun die Todesstrafe am Galgen erlitten und den Anderen das Leben geschenkt wurde. Um dieselbe Zeit machte Heinrich der Löwe von Crema aus einen Streifzug in das Mailändische, bei welchem zehn mailändische Ritter in seine Gefangenschaft geriethen. Unter ihnen war ein Mann von auffallender Schönheit und, wie seine prächtige Rüstung verrieth, von großem Reichthum. Er bot ein Lösegeld von 2000 Mark, und die Deutschen, durch seine gewinnende Erscheinung gerührt, baten den Kaiser um sein Leben. Aber weder das Lösegeld noch die Bitten seiner Krieger brachten es dahin, daß der Kaiser ihm oder einem anderen dieser Mailänder die Todesstrafe erließ.

Da man in Mailand glaubte, daß der Kaiser, ganz mit der Belagerung Cremas beschäftigt, den von seinen Leuten besetzten Burgen in ihrem Gebiet nicht werde Hülfe leisten können, faßte man den Plan, diese Besatzungen zu verjagen. So sandten die Mailänder gegen eine nach dem Comersee gelegene Burg, welche Manerbe*) genannt wird, ein Heer, angeblich von 20,000 Mann, welches die Burg umschloß. Gozwin von Heinsberg, welchem der Kaiser die Grafschaft Seprio und die Martesana übertragen hatte, schickte sogleich nach Crema, meldete

*) Wohl Erba in der Martesana, nahe dem Comersee; an Manerbio zwischen Brescia und Cremona kann nach der Bezeichnung der Lage nicht gedacht werden.

das Unterfangen der Mailänder und verlangte Unterstützung. Der Kaiser beschloß 500 Ritter abzuschicken. Aber Gozwin ging, ehe diese noch eintrafen, den Mailändern vor der Burg entgegen. Da zogen die Mailänder in der Furcht, daß auch der Kaiser anrücken werde, eiligst von der Burg ab und kehrten in ihre Stadt zurück. Gozwin verfolgte sie, machte reiche Beute und viele Gefangene. Indessen hatten die Mailänder Piacenza zu offenem Abfall bewogen; als der Kaiser hiervon Kunde erhielt und erfuhr, daß Piacenza nicht nur Mailand mit Lebensmitteln unterstützte, sondern auch nach Crema Hülfe zu senden beabsichtigte, hielt er es für gerathen, entschieden gegen die treulose Bürgerschaft aufzutreten und sprach auch gegen sie den Bann aus.

Schon war vor Crema der große Thurm der Cremonesen hergestellt und, um ihn besser zu schützen, mit doppelten Faschinen, Fellen und Leinwand umkleidet worden. So wurde er wieder vorgeschoben, und die Geschosse der Belagerten, die bei Tag und Nacht auf das Werk fielen, richteten jetzt geringeren Schaden an. Es gelang endlich, den Thurm bis in die Mitte des Grabens zu bringen. Inzwischen war das große Schutzdach, nachdem der Graben fast völlig zugeschüttet, bis nahe an die Mauer vorgerückt worden; unter demselben trieb man einen Sturmbock, einen gewaltigen eisenbeschlagenen Balken, gegen die Mauer. Es glückte eine erhebliche Breche in dieselbe zu machen, doch stellten die Belagerten hinter der Maueröffnung sogleich einen Wall von Erde und Holz her und errichteten auf demselben Brustwehren und Wurfmaschinen. Schwierig war es deshalb durch den Mauerspalt in die Stadt einzudringen. Um der drohenden Gefahr zu begegnen, legten die Cremasken überdies eine Mine unter der Mauer an; sie hofften so zu dem Schutzdach gelangen und es in Brand stecken zu können. In der That kamen sie, nachdem die Mine geöffnet, bis an das Schutzdach; aber sie fanden an der Besatzung desselben, die von dem Thurm herab kräftig unterstützt wurde, eine so tapfere Gegenwehr, daß sie alsbald den Rückzug antreten mußten. Sie geriethen sogar in die Besorgniß, der Feind könne durch die geöffnete Mine in die Stadt eindringen, und beschlossen deshalb dieselbe wieder zu schließen. Der Kaiser ließ dagegen zur Vertheidigung seines Schutzdachs den Thurm bis hart an dasselbe vorschieben; aus den zahlreichen Schießlöchern des Thurms fiel ein so dichter Hagel von Steinen und Geschossen nach der Stadt, daß man dort die Brustwehren und die Wurfmaschinen verlassen mußte und

nicht einmal mehr zu den Mauern nach dieſer Seite zu gehen wagte.

So ging das Jahr zu Ende. Schon ſechs Monate war die Stadt vom Kaiſer belagert; immer größer wurde ihre Bedrängniß, aber noch immer leiſtete ſie den muthigſten Widerſtand. Am 6. Januar (1160) zeigten ſich die Belagerten wieder auf dem kürzlich aufgeführten Walle; ihre Abſicht war durch das Werfen feuriger Stoffe das Schutzdach des Kaiſers zu zerſtören. Sie führten deshalb viele Fäſſer, mit dürrem Holz, Pech, Schwefel und anderen brennbaren Gegenſtänden gefüllt, auf den Wall; zugleich bauten ſie hier ein Gerüſt mit einer weit vorgeſchobenen Brücke, von welcher durch eine Maſchine Geſchoſſe in eine Entfernung von zehn Ellen geſchleudert werden konnten. Die Fäſſer wurden auf das Gerüſt gebracht, in Brand geſteckt und auf das gefürchtete Werk geſchleudert. Ein brennendes Faß nach dem andern fiel auf das Schutzdach des Kaiſers herab, der ſelbſt ſich unter demſelben befand und die Arbeiten leitete. Nur durch angeſtrengte Löſchungsarbeiten von Morgen bis zum Abend gelang es, das Werk zu erhalten. Inzwiſchen hatten Pfalzgraf Konrad, Robert von Baſſavilla, Otto von Wittelsbach und die anderen Fürſten, die vor dem Thore von Ombriano lagen, ähnliche Arbeiten, wie der Kaiſer, unternommen. Sie hatten zahlreiche Schutzdächer gebaut und unter denſelben den Graben an vielen Stellen mit Holz und Erde ausgefüllt; zugleich hatten ſie mit Bogen und Wurfgeſchoſſen den Cremasken auf den Mauern und innerhalb der Stadt große Verluſte beigebracht.

Um dieſe Zeit ſtellte ſich bei dem Kaiſer ein ſehr erfahrener Baumeiſter ein, Marchiſius mit Namen. Er hatte bisher den Belagerten ausgezeichnete Dienſte geleiſtet und ein außerordentliches Anſehen bei ihnen gewonnen, war aber durch Geld vom Kaiſer und den Cremoneſen Partei zu wechſeln bewogen worden; unter großen Gefahren hatte er bei Nacht die Stadt verlaſſen. Der Kaiſer ſchenkte dem Ueberläufer ſogleich koſtbare Gewande und ein Roß, welches er erſt kürzlich für 12 Pfund Silber gekauft hatte; er verlangte zunächſt von ihm den Bau eines hohen Gerüſtes, welches zum Erſteigen der Mauern verwandt werden könne. Denn ſchon war er zu einem großen Sturme auf die Stadt entſchloſſen, deren Widerſtand auf keine andere Weiſe mehr zu überwinden ſchien.

Marchiſius machte ſich ſogleich an die Arbeit und baute ein mächtiges

hölzernes Gerüſt, von welchem eine Brücke vorgeſchoben werden konnte, die mehr als 40 Ellen Länge und 6 Ellen Breite hatte. Nachdem das Gerüſt mit Faſchinen gedeckt war, ließ der Kaiſer es bis unmittelbar an den Thurm Cremonas heranbringen, der dicht hinter dem großen Schutzdach ſtand, welches faſt die Mauer berührte. Dieſes Schutzdach, eingeklemmt zwiſchen der Mauer der Stadt und dem großen Thurm, brachte jetzt mehr Hemmniß als Förderung; der Kaiſer befahl deshalb es nun ſelbſt in Brand zu ſtecken. Er hoffte, daß die Flammen auch die vorſpringende Brücke der Cremasken ergreifen würden, fand ſich aber hierin getäuſcht. Dagegen erreichte er, was er beſonders beabſichtigt hatte, daß der Thurm jetzt an die Stelle des Schutzdachs vorgeſchoben und ſo bis auf wenige Schritte der Mauer genähert werden konnte. Als dies geſchehen war, wurde das neue Werk des Marchiſius unmittelbar an die Seite des Thurms gebracht.

Nach dieſen Vorkehrungen wurde der 21. Januar zum Sturme auf die Stadt beſtimmt. An dieſem Tage ließ der Kaiſer den Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach mit ihren Rittern den Thurm Cremonas beſteigen, der gleichfalls mit einer Fallbrücke verſehen war; andere deutſche Fürſten und Lombarden beſetzten das Gerüſt des Marchiſius. Sobald von dieſem die Brücke auf die Mauer Cremas niedergelaſſen war, ſollte auch die Brücke des Thurms fallen und alle Ritter auf die Mauer ſtürmen und zugleich den Kampf beginnen. Die Brücken wurden gleichzeitig geworfen, und Pfalzgraf Konrad gelangte mit Otto von Wittelsbach und einigen Rittern glücklich auf die Mauer der Stadt. Sie warfen ſich muthig den Cremasken entgegen; aber dieſe hatten den Sturm vorausgeſehen und waren zum Widerſtand gerüſtet. Mit noch größerem Glück begegneten ſie dem Angriff, der von dem Gerüſt des Marchiſius gemacht wurde, ſo daß die Italiener und Deutſchen, welche hier über die Brücke vordrangen, bald zurückwichen und den Kampf aufgaben. Das Mißlingen dieſes Angriffs vereitelte das ganze Unternehmen.

Auch dem Pfalzgrafen Konrad und Otto von Wittelsbach bereiteten die Cremasken den heißeſten Kampf. Wiederholt wurde Otto durch feindliche Geſchoſſe von der Mauer zurückgewieſen, drang aber immer wieder von Neuem vor. Den größten Gefahren ſetzte ſich der junge Konrad aus, der durchaus nicht von der Mauer weichen wollte. Sein Fahnenträger Berthold ſtürzte ſich mit einigen Rittern von der

Mauer mitten unter die Feinde, und hoffte, daß alle seine Waffenbrüder ihm folgen würden. Aber er blieb ohne Beistand und war bald rings von den Feinden umzingelt; er kämpfte wie ein Held, brachte Mehreren, die ihn angriffen, Wunden bei, wurde aber endlich gefangen und fand unter entsetzlichen Qualen sein Ende. Auch drei andere von Konrads Rittern fielen in die Hand der Feinde; die Cremasken hatten sie mit Haken von der Mauer zur Erde gerissen. Nach kurzer Zeit gelang es den Belagerten auch die Brücke des Thurms zu beschädigen; Steine und Wurfgeschosse, die unablässig aus sieben Maschinen auf die Brücke geschleudert wurden, zerstörten einen Theil der Bretter und Balken, so daß Niemand mehr dieselbe zu betreten wagte. Noch hielt sich Konrad mit mehreren Rittern auf der Mauer, aber die Belagerten setzten ihnen mit Steinen, Schwertern, Lanzen und Stangen so zu, daß sie endlich an den Rückzug denken mußten. Sie wurden verfolgt, und noch auf der schadhaften Brücke dauerte der Kampf fort. Konrad selbst kam glücklich nach dem Thurm hinüber; eine Verwundung, die er im Kampfe davon getragen, heilte nach kurzer Zeit. Einige seiner Ritter, welche nicht mehr über die Brücke gelangen konnten, stürzten sich in den ausgefüllten Graben.

Crema, welches schon durch den Verrath des Marchisius sehr entmuthigt war, hatte noch einmal den Angriffen der Belagerer einen heldenmüthigen und siegreichen Widerstand entgegengestellt, aber man konnte in der Stadt des Sieges nicht froh werden. Die Feindseligkeiten der Kaiserlichen gönnten den Bürgern keinen Augenblick mehr Ruhe. Der Thurm wurde zwar zur Herstellung der Brücke zurückgezogen, aber diese erfolgte schnell und bald sahen sich die Cremasken von einem neuen Sturme bedroht. Unablässig wurden bei Tages- und Nachtzeit Steine, Pfeile und andere Geschosse in die Stadt geworfen, und so gut wußten jetzt die Leute des Kaisers zu treffen, daß Niemand von den Belagerten sich mehr an die Maschinen wagte. Der Kaiser selbst, ein trefflicher Schütze, soll mehrere Cremasken getödtet haben.

Die Widerstandskraft Cremas war endlich gebrochen. Die steten Nachtwachen waren nicht mehr zu leisten; ein namhafter Theil der Bürgerschaft war in dem langen Kampfe untergegangen, der Rest schien neuen Anstrengungen nicht mehr gewachsen, und jede Aussicht auf einen Ersatz oder Entsatz durch die befreundeten Städte schwand. Schon verließen Viele die Stadt und gingen in das Lager des Kaisers, um

seine Gnade anzurufen. Auch die Zurückgebliebenen mußten an Unterwerfung denken. Vor Allem fürchteten sie die Erbitterung des Pfalzgrafen Konrad, der mehrere seiner tapfersten Ritter verloren hatte, und den eingefleischten Haß der Cremonesen, wenn die Stadt mit Gewalt genommen werden sollte. Sie beschlossen deshalb sich der Gnade des Kaisers anzuvertrauen und nahmen zunächst die Vermittelung des Patriarchen Peregrin von Aquileja und Herzog Heinrichs des Löwen in Anspruch; sie erklärten diesen Fürsten, nicht gegen den Kaiser, sondern gegen ihre erbittertsten Feinde, die Cremonesen, hätten sie die Waffen ergriffen; dem Kaiser sich zu unterwerfen seien sie bereit, aber der rachedürstenden Wuth Cremonas wollten sie sich nicht überliefern. Als der Kaiser die Absichten der Belagerten erfuhr, stellte er mit seinen Fürsten und Bundesgenossen die Bedingungen der Unterwerfung fest.

Die Sieger verlangten, wie nicht anders zu erwarten war, die Vernichtung der Stadt und sicherten den Belagerten Nichts als das nackte Leben. Die Mailänder und Brescianer in der Stadt sollten frei abziehen können, doch zuvor ihre Waffen und Pferde ausliefern. Die Cremasken sollten die Heimat verlassen und nur soviel von ihrer Habe mitnehmen dürfen, als sie auf dem Rücken fortschleppen könnten; obwohl sie alle das Leben verwirkt hätten, solle ihnen der Abzug aus Gnade gewährt werden, doch hätten sie nicht weiter auf Schonung zu rechnen, wenn sie diese Bedingungen zurückwiesen. Als die Forderungen des Kaisers in Crema bekannt wurden, gingen die Consuln mit den Mailändern und Brescianern, die ihnen so tapferen Beistand geleistet hatten, und mit ihren eigenen Mitbürgern zu Rathe. Man wußte, daß die Drohungen des Kaisers ernst waren, man dachte an die Zerstörung Tortonas und die Unterwerfung Mailands, man sah, daß das Schicksal Cremas bereits entschieden sei und es sich nur darum noch handeln könne, ob man das Leben sichern oder auch dies dem Feinde preisgeben wolle. Man wählte das Erstere, und so hart der Entschluß war, man entschloß sich die Bedingungen des Kaisers anzunehmen. Es wurde dies sogleich dem Kaiser erklärt, und durch Gesandte, die er in die Stadt schickte, wurden am Dienstag dem 26. Januar die Bedingungen der Unterwerfung in aller Form festgestellt.

Am folgenden Tage verließen die Mailänder und Brescianer waffenlos die Stadt. Gleichzeitig wandten die ebenso tapferen, als unglücklichen Cremasken ihrer Heimat den Rücken; keuchend unter dem

letzten Reste ihrer Habe, traten sie den schweren Gang in die Fremde an. Man erzählt, daß eine Frau alles das Ihrige zurückgelassen habe, um nur ihren kranken Mann, den die eigenen Füße nicht trugen, aus der Stadt zu bringen. Einen anderen Kranken trug der Kaiser selbst mit einigen seiner Ritter hinaus; auch brach er, als der traurige Zug der abziehenden Cremasken an einer engen Stelle sich stopfte, selbst ihm Bahn. Man hat dies aufzuzeichnen nicht vergessen, um darzuthun, daß er gegen den bewältigten Feind wieder Rücksichten der Menschlichkeit kannte. Für die Sicherheit des Abzugs war Herzog Heinrich von Oesterreich zu sorgen beauftragt. Der Abziehenden sollen mehr als 20,000 gewesen sein, doch scheint dabei die Bevölkerung des alten Crema zu hoch angeschlagen zu sein. Die Mailänder und Brescianer kehrten in ihre Heimat zurück; die Cremasken, die keine Heimath mehr hatten, zerstreuten sich in die umliegenden Ortschaften. Von den ihm ausgelieferten Waffen schenkte der Kaiser 300 Brustharnische, außerdem Beinschienen, Schilde und Helme den Lodesanen.

Als die Stadt von ihren Bürgern geräumt war, zogen die feindlichen Heere ein. Die Führer nahmen sogleich ganze Stadttheile in Besitz, um sich die zurückgelassene Beute zu sichern. Dies empfanden die niederen, beuteluſtigen Krieger übel und legten aus Neid und Wuth an verschiedenen Stellen Feuer an*). So wütheten die plündernden Krieger und das Feuer zugleich in der Stadt, und ehe noch die Raubluſt gesättigt war, hatte sich das Feuer über alle Theile Cremas verbreitet. Was von den Häusern die Flammen verschonten, zerstörten die Cremonesen und Lodesanen, trugen die Stadtmauern ab und schütteten die Gräben zu. Die Cremonesen, die sich besonders eifrig bei dem Zerstörungswerk zeigten, rissen auch mehrere Kirchen nieder.

Fünf Tage, bis zum 31. Januar, verweilte der Kaiser auf den Trümmern der Stadt. Ehe er dieselben verließ, befahl er den großen Thurm der Cremonesen und alle die anderen Belagerungsmaschinen, die man mit einem Kostenaufwande von mehr als 2000 Mark Silber erbaut hatte, zu zerstören. Er ging zuerst nach Lodi, aber schon am 3. Februar nach Pavia. An demselben Tage kehrten auch die Cremo-

*) Nach dem Dichter von Bergamo sollen besonders die Cremonesen den Brand angelegt haben.

neſen triumphirend in ihre Heimat zurück; ihre alte Feindin war endlich erlegen.

Die Stelle am Serio, wo Crema geſtanden hatte, lag jetzt wüſt und öde. Eine Stadt war vernichtet, die nicht durch ihre Größe und ihren Reichthum, aber durch ihre Rührigkeit und Tapferkeit eine Zeit lang eine hervorragende Stelle unter den lombardiſchen Communen eingenommen hatte. Nichts zeugte mehr für die Tüchtigkeit ihrer Bürger, als der ſiebenmonatliche Widerſtand gegen den Kaiſer und deſſen weit überlegene Streitkräfte. Crema war beſiegt, aber gerade in ſeinem Falle hatte es einen immerdar ruhmreichen Namen gewonnen. Wohl iſt die Stadt alsbald wiederhergeſtellt worden, aber die frühere Bedeutung hat es nie wieder erlangt; in ihren Annalen ſind die Blätter, welche von der Belagerung des Jahres 1159 handeln, die ſchönſten geblieben.

Der Kaiſer war ſeines Sieges froh und verbreitete die Nachricht deſſelben ſogleich nach allen Seiten. Er betonte, wie ihm der vollſtändigſte Triumph zugefallen ſei und er Nichts als das nackte Leben dem armen Volke der Stadt gelaſſen habe. Und damit nicht dies noch zu viel ſchiene, ſuchte er dieſen Akt der Milde mit ſeinen königlichen Pflichten gewiſſermaßen zu rechtfertigen; denn die göttlichen und menſchlichen Geſetze, fügte er hinzu, verlangen, daß dem Fürſten immerdar die Gnade zur Seite ſtehen müſſe. Mit dem Kaiſer frohlockten die ihm in Italien verbündeten Städte. Pavia bereitete ihm einen glänzenden Empfang und beging dann zur Verherrlichung des Sieges große Feſte. An wahrem Ruhm hatte Friedrich vor Crema eher verloren, als gewonnen. Dennoch begreift ſich ſeine Siegesfreude. Während mit jedem Tage, wo ſich Crema hielt, ſeine Widerſacher in Italien ermuthigt, die Roncaliſchen Beſchlüſſe mehr in Frage geſtellt wurden, gab der Fall der Stadt ſeiner Autorität hier neues Gewicht, und er konnte hoffen nun bald jeden anderen Widerſtand niederzuwerfen. Das Schickſal Cremas mußte auf alle ſeine Feinde in der Halbinſel entmuthigend wirken, und zu ſeinen Feinden gehörten nicht allein Mailand und der König von Sicilien, ſondern auch die Mehrzahl der römiſchen Cardinäle.

Schon war ein neues Schisma in der römiſchen Kirche ausgebrochen, bei dem es ſich weſentlich darum handelte, ob man mit dem neu ſich erhebenden Kaiſerthum den Frieden erhalten oder zum offenen

Angriffe gegen daſſelbe, wie einſt in den Tagen Gregors VII. übergehen ſolle. Alle die Fragen, welche ein halbes Jahrhundert lang zu blutigen Kämpfen geführt hatten und dann mehr durch einen Waffenſtillſtand beigelegt, als endgültig entſchieden waren, welche ſeitdem alle dem Zuſammenhang der Weltereigniſſe nachſinnenden Geiſter unabläſſig beſchäftigten, alle dieſe Fragen drängten ſich wieder in den Vordergrund der Geſchichte. Der Kaiſer, den ſie perſönlich auf das Unmittelbarſte berührten, war entſchloſſen, ſein kaiſerliches Recht auch gegen das Papſtthum zu wahren, jedem unbegründeten Anſpruche deſſelben mit voller Entſchiedenheit zu begegnen. Als kein geringes Glück mußte es ihm da erſcheinen, daß er, mit Siegeslorbeeren geſchmückt, in den Kampf gegen das Gregorianiſche Syſtem, wie es von Neuem von Rom aus verkündet wurde, einzutreten vermochte.

7.

Ausbruch des Schisma.

Die letzten Streitigkeiten zwiſchen dem Kaiſer und Hadrian IV.

Die neue Erhebung des Kaiſerthums hatte Hadrian IV. immer mit mißgünſtigen Augen angeſehen; ein ſo hochſtrebender und ſelbſtbewußter Geiſt, wie der des neuen Kaiſers, erweckte ihm Argwohn und Mißtrauen. Mochte er auch eine Zeit lang Friedrichs Bundesgenoſſenſchaft geſucht, mochte er nach Löſung des Bundes, um die unabſehbaren Folgen eines jähen Bruchs zu vermeiden, im letzten Augenblick wieder verſöhnliche Schritte gethan haben, nie gewann er doch Vertrauen zu einem Manne, dem es ganz an jener Devotion fehlte, welche die römiſche Curie längſt von den Fürſten beanſpruchte und bei den meiſten zu finden gewohnt war.

Mit Beſorgniß ſah es Hadrian, daß Friedrich zum zweiten Male über die Alpen kam, ſo verſöhnliche Geſinnungen ſeine Legaten auch beim Kaiſer gefunden hatten. Mit Furcht erfüllte ihn die Unterwerfung Mailands, der reichsfeindlichen Stadt, mit welcher er in freundlicher Verbindung ſtand. Nichts aber erbitterte ihn mehr als die Roncaliſchen

Beschlüsse, zumal der Kaiser diesen alsbald auch im römischen Tuscien und in der Campagna, wie in dem Mathildischen Hausgut, auf welches die römische Curie ihre Ansprüche nie aufgegeben hatte, Geltung gab und auch dort Reichssteuern beitrieb.

Je mehr sich der Papst aber dem Kaiser entfremdet fühlte, desto näher trat er König Wilhelm von Sicilien, mit dem ihn gemeinsame Interessen gegen Friedrich verbanden. Denn die wachsende Macht des Letzteren, der seit seiner Erhebung von der feindlichen Politik seiner Vorfahren gegen Sicilien nicht abgewichen war, bedrohte die Normannenherrschaft in Italien mit dem Untergange, und es lag in der Natur der Dinge selbst, daß Wilhelm Nichts unversucht lassen mußte, um in der Halbinsel den Widerstand gegen Friedrich zu unterhalten. Die Verhältnisse seines Reichs hatten sich gerade damals günstiger gestaltet. Seine Schiffe hatten einen glücklichen Zug nach den griechischen Küsten unternommen und der Flotte Kaiser Manuels eine schwere Niederlage beigebracht; er hatte dann auch sofort den glücklichen Moment benutzt, um nach so langen, bedenklichen Kämpfen einen dreißigjährigen Waffenstillstand mit den Griechen zu schließen. Zugleich war es ihm gelungen den Aufstand in Campanien und Apulien völlig zu bewältigen; Andreas von Rupecanina und Robert von Bassavilla hatten sich schließlich wieder zu Friedrich begeben, auf dem ihre letzten Hoffnungen ruhten. Wilhelm konnte jetzt daran denken, den Kampf gegen den Staufer aufzunehmen, und in demselben mußte ihm die Unterstützung des Papstes von unberechenbarem Werthe sein.

Allerdings zögerte Hadrian mit dem glückreichen Kaiser, hinter dem die ganze Kirche Deutschlands und der größte Theil des lombardischen Episcopats stand, offen zu brechen. Er hatte den Cardinal Guido von Crema zu dem Roncalischen Tage gesendet, und noch später war der Cardinal Heinrich im Lager des Kaisers erschienen, um Verhandlungen zu pflegen, die auf die Herstellung eines neuen Bundesverhältnisses abzuzielen schienen. Aber bei jeder Gelegenheit zeigte sich doch die dem Kaiser abgeneigte Gesinnung des Papstes. Zuerst war sie bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhls von Ravenna deutlich hervorgetreten. Dem Kaiser lag viel daran, daß der Nachfolger Anselms eine ihm durchaus ergebene Persönlichkeit sei. Er hatte deshalb die Wahl des jungen Guido, eines Sohns des Grafen von Biandrate, betrieben und durchzusetzen gewußt. Die Wahl war in Gegenwart

eines kaiſerlichen und päpſtlichen Geſandten, des Biſchofs Hermann von Verden und des Cardinals Hyacinth, einſtimmig erfolgt. Der Erwählte war aber früher auf Anſuchen des Kaiſers ſelbſt vom Papſte unter den römiſchen Klerus aufgenommen worden und bekleidete damals die Stelle eines Subdiakonen in der Stadt. Der Kaiſer ſandte deshalb den Biſchof Uguccio von Vercelli mit einem Schreiben an den Papſt, um die Entlaſſung Guidos aus dem Verbande des römiſches Klerus und die Weihe deſſelben zu erwirken. Hadrian wies jedoch die Bitte des Kaiſers entſchieden zurück, und auch Biſchof Hermann von Verden, der dann im kaiſerlichen Auftrag nach Rom ging, vermochte nicht den Sinn des Papſtes zu ändern. Trotzdem erhielt Friedrich die Wahl Guidos aufrecht und erkannte ihn als Erzbiſchof von Ravenna an.

Ernſtlichere Folgen hatte wenig ſpäter ein anderer Vorgang. Schon ſeit mehreren Jahren war zwiſchen Bergamo und Brescia Streit wegen der Burgen Volpino, Cerebello und Caolino, Lehen des Biſchofs von Brescia in der Valle Camonica, in deren Beſitz Bruſato, ein angeſehener Bergamaske, geweſen war, ſie dann aber ohne Einwilligung des Biſchofs an die Stadt Bergamo verkauft hatte. Dieſen Kauf hatten die Brescianer nicht anerkannt und das Lehnsgeſetz Friedrichs von 1154 ſchien ihnen ein Recht darauf zu geben. Aber ſie ſuchten ihr Recht mit Gewalt zu gewinnen, verwüſteten das Gebiet von Bergamo und verachteten die Aufforderung des Kaiſers den Rechtsweg zu betreten. Im März 1156 war es dann zu einer blutigen Schlacht bei Palosco*) zwiſchen den Brescianern und Bergamasken gekommen, in welchen die Letzteren eine ſchwere Niederlage erlitten und am 21. März die erkauften Burgen der Kirche von Brescia abtreten mußten. Die gefangenen Bergamasken wurden darauf entlaſſen, mußten aber zuvor ſchwören, keine Klage gegen Brescia vor den Kaiſer zu bringen. Trotzdem ergriff Friedrich für Bergamo Partei und erklärte den zwiſchen den beiden Städten geſchloſſenen Friedensvertrag für ungültig. Sobald ſein Heer wieder in der Lombardei erſchienen war, mußte Brescia den Friedensbruch ſchwer büßen, doch wurde der Rechtsſtreit nicht ausgetragen, und Brescia war noch im Beſitz Volpinos und der anderen

*) Palosco im Gebiete Bergamos, weſtlich vom Lago d'Iſeo, welcher die Grenze zwiſchen den Territorien von Brescia und Bergamo hier bildet; Volpino und die dazu gehörigen Orte liegen etwas nördlich vom See.

Burgen. Je weniger es zweifelhaft ſchien, daß der Kaiſer gegen Brescia, welches aufs Neue ſeinen Zorn gereizt hatte, ein mißgünſtiger Richter ſein werde, um ſo mehr glaubte ſich der Papſt der Kirche dieſer Stadt annehmen und einen richterlichen Spruch gegen ihr Intereſſe verhüten zu müſſen.

Deshalb erließ Hadrian ein Schreiben an den Kaiſer, in welchem er ziemlich unverhohlen ihm unterſagte den Rechtsſtreit zwiſchen Brescia und Bergamo zur Entſcheidung zu bringen. Noch verletzender, als der Inhalt des Schreibens, war die Art, wie es an den Kaiſer gelangte. Ein ärmlicher Bote nöthigte es gleichſam mit Gewalt ihm auf und verſchwand ſpurlos, ehe es noch verleſen war. Der Kaiſer fühlte ſich ſchwer beleidigt; er beſchloß dem Papſt eine Antwort durch eine vornehme Perſönlichkeit zugehen zu laſſen, gab aber der Kanzlei den Befehl, daß nicht nur in der Aufſchrift des Antwortſchreibens ſein Name dem des Papſtes vorangeſtellt, ſondern auch im Contert der Papſt mit „Du“ ſtatt „Ihr“ angeredet werde. Es entſprach dies dem früheren Gebrauche der kaiſerlichen Kanzlei, der erſt in der Zeit Konrads III. verlaſſen war. Der Kaiſer wußte recht wohl, daß dieſe Rückkehr zu der alten Sitte in Rom großen Anſtoß erregen würde, aber er erklärte: entweder ſolle der Papſt an den ehrerbietigen Formen feſthalten, welche deſſen Vorgänger gegen die Kaiſer beobachtet hätten, oder er müſſe ſich gefallen laſſen, daß der Kaiſer fortan dieſelben Formen brauche, welche ſeine Vorgänger gegen die Päpſte eingehalten. In der That ſteigerte dieſer Streit um Formalitäten die Gereiztheit des Papſtes auf das Höchſte. Man erzählte ſich, daß er ſchriftlich Mailand und andere Städte zum Abfall aufgemuntert habe. So wenig wahrſcheinlich das iſt, wird doch kaum zu bezweifeln ſein, daß ihm der Aufſtand Mailands erwünſcht kam.

Man ſtand vor einem neuen offenen Bruche zwiſchen Kaiſer und Papſt. Aber es fehlte in der Curie nicht an Männern, die ihn aufzuhalten ſuchten. Dazu gehörte nicht allein der dem Kaiſer ſchon lange nahe ſtehende Cardinal Octavian mit ſeinem ganzen Anhange, ſondern auch jener Cardinal Heinrich, der noch jüngſt als Friedensbote zum Kaiſer gegangen war. Der Letztere wandte ſich an Biſchof Eberhard von Bamberg, bei dem er wiederholt in ſeinen Beſtrebungen Unterſtützung gefunden hatte, jetzt ſchriftlich mit der Bitte, ſich des Friedens anzunehmen, für den ſie Beide gearbeitet hätten und der jetzt wieder ernſtlich bedroht ſei.

In dem uns erhaltenen Schreiben bezeichnet Heinrich die stilistischen Neuerungen in dem letzten Schreiben des Kaisers als Beweise veränderter Gesinnung gegen den Papst und spricht die Besorgniß aus, daß alle ihre bisherigen Bemühungen vergeblich gewesen seien; er fordert Eberhard dringend auf, für die Ehre und Freiheit der Kirche einzutreten und dafür zu sorgen, daß die früheren ehrerbietigen Formen gegen den Papst gewahrt blieben. So lange, meint er, die Verhandlungen durch Männer geführt würden, welche die kanonischen Bestimmungen und die kirchlichen Dinge nicht kennten, würden die Friedensverhandlungen nicht zum Abschluß gelangen; wenn aber Eberhard und der Magdeburger Propst die Last dieser Verhandlungen auf sich nähmen und selbst nach Rom kommen wollten, würden alle Schwierigkeiten leicht gehoben werden. Wenn übrigens, schließt der Brief, sich Niemand findet, der die erzürnten Gemüther zu besänftigen und das Aergerniß zu heben vermag, können die Verhältnisse zu einer Entscheidung drängen, und was jetzt noch besteht, kann die Macht der Umstände niederwerfen. Man wird diese Andeutungen dahin verstehen müssen, daß die Gefahr einer Verständigung des Papstes mit den Feinden des Kaisers drohe, wofern nicht alsbald ein Friedensvertrag mit diesem zu Stande kommen sollte. Auch an den Kaiser selbst richtete der Cardinal ein Schreiben, welches uns jedoch nicht aufbewahrt ist.

Merkwürdig ist die Antwort Eberhards an den Cardinal. Er betheuert, daß er an der Sache, die ein solches Aergerniß gegeben habe, völlig unschuldig sei; nur mit Mühe habe er entdeckt, was zu so großen Schmerzen den Anstoß gegeben und er nicht genug bedauern könne. Der Feind, bemerkt er mit Anspielung auf das evangelische Gleichniß vom Sämann*), habe Unkraut zwischen den Weizen gesäet, nämlich zwischen die Friedensverhandlungen, die nicht sowohl von ihm selbst, als vom Cardinal ausgegangen seien. Uebrigens ließen sich alle üblen Dinge auf gute Anfänge zurückführen**). Die kaiserlichen Briefe früherer Zeit seien in einer Form abgefaßt, welche der Schlichtheit und

*) Matth. 13, 25.

**) „Omnia mala a bonis principiis orta sunt“ schreibt Eberhard mit Beziehung auf die Worte des Sallust (Cat. c. 51): Omnia mala exempla ex bonis orta sunt.

Geradheit der Vorfahren entſprochen, wo man ſich noch nicht um „Du“ und „Ihr“, wie um die Voranſtellung der Namen gekümmert habe, jetzt ſei das Alles freilich anders geworden. Auf dem älteren Herkommen beruhe die Abweichung von der modernen Sitte, doch ſei ſie zunächſt dadurch veranlaßt worden, daß die ſchon erſtickte Flamme durch das Schreiben des Papſtes über den Streit zwiſchen Brescia und Bergamo wegen der Burgen und die verächtliche Weiſe, wie dieſes Schreiben dem Kaiſer mitgetheilt, aufs Neue angefacht ſei. Nichts ſolle damit beſchönigt, ſondern nur der Grund des Uebels angedeutet werden, damit der Cardinal und andere kluge Leute leichter es beſeitigen könnten.

„Wir ſagen und ſchreiben,“ fährt Eberhard fort, „täglich von hüben und drüben: „Kommt her! Kommt her!“ und wieder: „Wir kommen, wir kommen.“ Aber in Wahrheit ſitzen wir ſtill; wir ſitzen mit Eurem Verlaub und gähnen. Wir ſitzen, meine ich, wie einer in der römiſchen Republik ſagte, bei Nacht den Tag und bei Tag die Nacht erwartend, und gehen mit aller unſerer Weisheit zu Grunde*). Was mich betrifft, ſage ich Euch im Vertrauen: Ich will nicht der Träger einer ſchlechten Botſchaft ſein und werde nicht zu Euch kommen, um bittere Dinge zu hören oder zu ſagen. Worte treffen auf Worte, wie „dräuende Speere auf Speere“ **). Wo iſt Weisheit, wo Verſtand in Reich und Kirche? Gott bewahre uns vor denen, von denen es heißt: „Sie wußten keinen Rath mehr“ ***). Saget aber nicht mehr zu uns: „Kommt her!“, ſondern kommt vielmehr Ihr ſelbſt, die Ihr die Schlüſſel der Weisheit habt, kommt ohne Einladung und belehret uns, Eure Söhne, nicht in Bitterkeit des Herzens, ſondern in Güte und vieler Milde. Gnade Gott denen, die, Oel in das Feuer gießend, zwiſchen Vater und Sohn, Reich und Kirche Zwietracht ſäen. Ich bin ein Narr geworden, dazu habt Ihr mich gezwungen†). Um Gotteswillen

*) „Sedemus, inquam, ut ait quidam in Romana republica, nocte diem, die noctem expectantes, et iam prudentes et scientes perimus.“ Ich kann die Stelle, wie ſie angegeben iſt, in der klaſſiſchen Literatur nicht nachweiſen; der Schluß erinnert an die Worte des Terenz (Eun. I. 1. 27): „Prudens, scions, vivus videnaque pereo.“

**) Quasi „pila minantia pilis.“ Entlehnung aus Luc. Phars. I. 7.

***) Pſalm 107, 27.

†) 2 Cor. 12, 11.

mögen gute Boten zu uns kommen, welche den Frieden bringen, als die Weiſen, die uns lehren wohl oder übel auf ihn zu bringen, und mit Gottes Hülfe ſoll dann in gewohnter Weiſe geſchrieben werden. „Thränenreichem Beginn wird glückliches Ende dann folgen“ *) und „die Traurigkeit in Freude verkehrt werden“ **). — Der Kaiſer verließ, als Euer Bote kam, wegen gewiſſer geheimer Geſchäfte plötzlich das Lager. Deshalb habe ich weder auf meine Vorſtellungen eine beſtimmte Antwort von ihm herauslocken können, noch werdet Ihr in nächſter Zeit ein Schreiben von ihm erhalten. Aber Ihr kennt ihn: er liebt, die ihn lieben, Anderen entfremdet er ſich, da er noch nicht ganz gelernt hat auch ſeine Feinde zu lieben.“

Biſchof Eberhard ſchrieb auch an den Papſt ſelbſt. Er entſchuldigte ſeine Kühnheit als des heiligen Vaters Rathgeber aufzutreten mit der großen Gefahr, welcher der Kirche drohe. Aus jenem Krater, welchen der Prophet ***) heißſiedend nach Mitternacht geſehen habe, beginne das Feuer ſchon in ſchwachen Funken hervorzubrechen; noch ſtehe er im Rauch und noch ſchlügen die hellen Flammen nicht auf, doch es ſei zu befürchten, daß ein Wortſtreit das Feuer zum Ausbruche bringen werde und dieſes dann Kirche und Reich ergreife. Er habe weder dem Kaiſer noch dem Papſte Worte und Thaten vorzuſchreiben, aber er hege den Wunſch, daß der Friede erhalten bleibe; mehr komme darauf an, das Feuer ſofort zu erſticken, als darüber zu ſtreiten, von welcher Seite es veranlaßt ſei, und er wage deshalb dem Papſte den Rath zu geben, dem Kaiſer, ſeinem Sohne, freundlich und verſöhnlich zu ſchreiben, um mit väterlicher Liebe ihn zu ſich zurückzurufen, da er ja ihm alle Ehre zu erweiſen bereit ſei. „Samuel,“ ſchließt der Brief, „umarme ſeinen David und laſſe ſich nicht mehr von ihm trennen, damit das Kleid keinen Riß erleide, Gott geehrt und die katholiſche Kirche ſich in Ruhe des Gehorſams erfreue.“

Der Rath Eberhards, daß von Rom aus verſöhnliche Schritte gethan werden ſollten, ſchien gute Aufnahme gefunden zu haben. Denn in der Mitte des April 1159 erſchienen vor dem Kaiſer die Cardinäle

---

*) „Flebile principium melior fortuna sequetur,“ ein von Schriftſtellern des Mittelalters öfters angeführter Vers, deſſen Urſprung mir unbekannt iſt.

**) Ev. Johann. 16, 20.

***) Jeremias 1, 13.

Heinrich und Guido von Crema, friedliche Männer, mit freundlichen Worten. Sie erklärten dem Kaiser, daß der Papst bereit sei, den im Jahre 1153 zwischen seinen Vorgängern und Friedrich geschlossenen Friedensvertrag zu erneuern. Die Antwort des Kaisers ging dahin, daß er den Vertrag bisher getreu gehalten habe, aber fortan nicht mehr an ihn gebunden sein wolle, da derselbe vom Papst verletzt sei, indem er sich auf eigne Hand mit dem Sicilier verständigt habe*); er fügte hinzu, daß er bereit sei über die zwischen ihm und dem Papste streitigen Punkte — es waren offenbar dieselben, die er schon zu Augsburg dem Cardinal Heinrich bezeichnet hatte, — sich einer richterlichen Entscheidung nach weltlichem oder kanonischem Rechte, oder im Falle eine solche Entscheidung Bedenken erregen sollte, einem Schiedsspruch von Fürsten und Klerikern zu unterwerfen, wenn das Gleiche auch vom Papste geschähe. Die Cardinäle hörten dies gern, wagten aber ohne die Ansicht des Papstes zu kennen, nicht auf das Anerbieten des Kaisers einzugehen. Es wurden deshalb Boten nach Rom gesandt. Die Antwort des Papstes überbrachten die Cardinäle Octavian und Wilhelm; der eine längst dem Kaiser nahe stehend, der andere, früher Archidiakon zu Pavia, eine ihm kaum minder genehme Persönlichkeit. Aber die Aufträge, welche sie hatten, waren wenig geeignet den Frieden zu fördern.

Der Papst erklärte abermals, daß er keinen anderen Vertrag eingehen wolle, als den vom Jahre 1153; zugleich aber erhob er gegenüber den Beschwerden des Kaisers mehrere Forderungen der bedenklichsten Art. 1) Der Kaiser solle fortan ohne Mitwissen des Papstes keine Gesandten nach Rom schicken, da alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dort dem heiligen Petrus gehörten. 2) Von den Besitzungen des Papstes solle das Fodrum nur bei der Fahrt zur Kaiserkrönung erhoben werden. 3) Die Bischöfe Italiens sollten dem Kaiser nur den Treueeid, nicht den Eid der Mannschaft leisten, und die kaiserlichen Gesandten nicht Herberge in den bischöflichen Palästen verlangen dürfen. 4) Der römischen Kirche sollten ihre Besitzungen und die Tribute von Ferrara, Massa und Ficcarolo, von dem ganzen Mathildischen Hausgut, allem Lande zwischen Aquapendente und Rom, dem Herzogthum Spoleto, wie den Inseln Sardinien und Corsica zurück-

*) Vergl. oben S. 100. 101.

gegeben werden. Augenſcheinlich waren dieſe Forderungen beſonders darauf gerichtet, in einem großen Theile Italiens die Beſchlüſſe des Roncaliſchen Tages wieder außer Kraft zu ſetzen und hier dem Papſte die oberherrlichen Rechte zu ſichern.

Der Kaiſer, welchen die Geſandten gegen Ende des Mai im Mailändiſchen angetroffen haben werden, antwortete auf die päpſtlichen Forderungen, daß er ohne Zuſtimmung der Fürſten keine Entſchließung faſſen könne, doch wolle er nicht unterlaſſen, ohne Präjudiz für die Folge ſeine Anſichten zu äußern. Den Eid der Mannſchaft verlange er von den Biſchöfen Italiens nicht, wenn ſie auf die Regalien verzichten wollten; die Einkehr der kaiſerlichen Geſandten in die biſchöflichen Wohnungen ſei ungerechtfertigt, wenn die Biſchöfe auf ihrem eignen Grund und Boden wohnten; die Paläſte der Biſchöfe aber auf königlichem Boden gehörten dem Könige und müßten deshalb den Geſandten deſſelben offen ſtehen. Wenn der Papſt verlange, daß keine kaiſerlichen Geſandten ohne ſein Einverſtändniß nach Rom geſchickt werden ſollten, weil dort alle obrigkeitliche Gewalt und alle Regalien dem Papſte gehörten, ſo handle es ſich um einen wichtigen und der gründlichſten Erwägung bedürftigen Punkt; denn nach göttlicher Anordnung werde der Kaiſer „römiſcher Kaiſer“ genannt und ſei ein ſolcher, er trage aber nur einen leeren und weſenloſen Namen, wenn die Stadt Rom ganz ſeiner Gewalt entzogen werde. Was der Kaiſer in Bezug auf den zweiten und vierten Punkt erwidert hat, wiſſen wir nicht.

Den Forderungen des Papſtes gegenüber betonte der Kaiſer abermals die ſchon öfters erhobenen Beſchwerden, daß der Vertrag, wonach der Papſt mit den Griechen, den Siciliern und den Römern kein beſonderes Abkommen habe treffen können, gebrochen ſei, daß die Cardinäle ohne kaiſerliche Erlaubniß frei das Reich durchzögen, daß ſie in den königlichen Paläſten der Biſchöfe Wohnung nähmen und die Kirchen ausſögen, daß ungerechtfertigte Appellationen vom Papſte angenommen würden u. ſ. w. Eine Erneuerung des früheren Vertrags wies er auch jetzt entſchieden zurück. Zugleich aber erklärte er ſich aufs Neue in Gegenwart aller deutſchen und italieniſchen Biſchöfe, Laienfürſten, Barone und Vaſallen bereit, alle zwiſchen ihm und dem Papſte ſtreitigen Punkte einer richterlichen Entſcheidung oder einem Schiedsſpruch zu unterwerfen, wenn der Papſt das Gleiche zu thun entſchloſſen ſei.

Obwohl die Legaten erwiederten, daß man dem Papſt nicht wohl einem Proceß unterwerfen und vor ein Gericht ſtellen könne, traten ſie endlich doch einem Vorſchlag nicht entgegen, wonach zur Unterſuchung der gegenſeitigen Streitpunkte ein Schiedsgericht von ſechs Cardinälen von Seiten des Papſtes und ſechs Biſchöfen von Seiten des Kaiſers eingeſetzt werden ſollte. Sie meldeten dem Papſt im Einverſtändniß mit dem Kaiſer den Verlauf der in Lodi und vor Crema fortgeſetzten Verhandlungen und baten ihn andere Cardinäle für das Schiedsgericht zu ſenden. Aber der Papſt weigerte ſich auf den Vorſchlag einzugehen und Cardinäle zu ſchicken. Damit kamen die bis etwa Mitte des Juli fortgeſponnenen Verhandlungen zum Abbruch; jede Hoffnung, ein Abkommen zwiſchen Kaiſer und Papſt zu treffen, ſchien aufgegeben werden zu müſſen. Dennoch entſchloß ſich der Kaiſer noch einmal auf Zureden der Cardinäle eine Geſandtſchaft nach Rom zu ſchicken, ſie ſollte mit dem Papſte, wenn er dazu geneigt wäre, einen Friedensvertrag vereinbaren, weigere er ſich, mit dem römiſchen Senat ein Abkommen treffen.

Denn ſchon während der letzten Verhandlungen waren Geſandte des römiſchen Senats im Lager des Kaiſers erſchienen. Sie ſollten den Zorn des Kaiſers über die Vorgänge bei ſeiner Krönung zu beſchwichtigen und einen Friedensvertrag mit ihm zu ſchließen ſuchen. Als ſie die Forderungen des Papſtes, welche auch ſie ſo nahe angingen, in Erfahrung brachten, waren ſie darüber erſtaunt und voll Unwillen. Um ſo geneigter zeigte ſich der Kaiſer auf ihr Anliegen einzugehen, den ihm dargebotenen Gehorſam der Römer entgegenzunehmen; er ſchien die früheren Unbilden derſelben völlig vergeſſen zu wollen. Die Geſandten fanden die freundlichſte Aufnahme und wurden nach einigen Tagen ehrenvoll entlaſſen. Bald gingen der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Propſt Heribert von Aachen, begleitet von Guido von Biandrate, nach Rom, um mit den Römern wegen Aufrechthaltung ihres Senats und der Einſetzung des Präfecten Vereinbarungen zu treffen, wenn es ihnen nicht noch gelingen ſollte mit dem Papſte die Verhandlungen über die ſtreitigen Punkte zum Abſchluß zu bringen und einen Vertrag mit ihm zu ſchließen.

Die kaiſerlichen Geſandten werden etwa im Anfang Auguſt nach Rom gekommen ſein. Sie wurden von dem Senate und dem Volke ehrenvoll empfangen, vergaßen aber gegenüber dem römiſchen Stolze

so wenig von ihrer Würde, daß sie sich mehr suchen ließen, als sie die Führer des Volks suchten. Mit dem Papste, der schon gegen Ende des Mai die Stadt verlassen hatte und damals in Anagni verweilte, traten sie durch Boten in Verbindung, doch waren ihre Bemühungen nach dieser Seite, wie vorauszusehen war, ohne allen Erfolg.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die letzten Verhandlungen mit dem Kaiser, wenn auch von den dabei thätigen Cardinälen in aufrichtiger Absicht, doch von dem Papste nur zum Schein geführt waren. Denn zu derselben Zeit stand er bereits zu den Gegnern des Kaisers in den engsten Beziehungen. Nur deshalb wird er sich nach Anagni begeben haben, um den Grenzen des Siciliers näher zu sein, und die sogenannte sicilische Partei in dem Cardinalcollegium war es, die ihm hierhin das Geleit gab. Es ist gewiß richtig, was schon damals behauptet wurde, daß er mit König Wilhelm bereits einen Bund gegen den Kaiser geschlossen hatte. Zugleich aber verhandelte er auch mit den Mailändern und ihren Bundesgenossen, obwohl sie gegen den Kaiser in den Waffen standen. Als er Rom verließ, soll er gesagt haben: „Octavian, den ich nach der Lombardei gesandt habe, will die Mailänder bannen, aber ich habe die Mailänder wissen lassen, daß sie sich um ihn nicht kümmern, sondern mit Brescia tapfer im Kampfe gegen den Kaiser aushalten; ich habe mit ihnen solche Abmachungen getroffen, daß der Kaiser, durch sie aufgehalten, nicht nach Rom kommen kann." Schwerlich hat der Papst solche Aeußerungen gethan, aber gut bezeugt ist, daß gegen Ende des Juli oder im Anfange des August Gesandte von Mailand, Brescia und Piacenza in Anagni beim Papste erschienen und mit ihm eine Vereinbarung zu Stande brachten, nach welcher sie ohne Einwilligung des Papstes oder seines katholischen Nachfolgers mit dem Kaiser keinen Frieden schließen, kein Abkommen treffen durften; das Gleiche versprach der Papst den Städten und verhieß überdies, daß er innerhalb vierzig Tage den Bann über den Kaiser aussprechen werde. Diese Vereinbarung wurde im Namen der genannten Städte, zugleich auch Cremas beschworen; von Seiten des Papstes wurde dagegen ein Eid nicht geleistet.

Es ist klar, daß der Bruch zwischen Kaiser und Papst bereits erfolgt war, daß sich Hadrian ganz auf die Seite der Reichsfeinde gestellt und der heilige Vater selbst den hartnäckigen Widerstand Cremas ermuthigt hatte. Er war entschlossen jetzt den Bannstrahl gegen Friedrich

zu schleudern, worauf schon längst die Cardinäle der sicilischen Partei gedrungen haben sollen. Aber ein plötzlicher Tod raffte ihn hin, ehe er den Kampf gegen den gehaßten Staufer eröffnet hatte. Hadrian starb in der Nacht auf den 1. September zu Anagni; nach glaubwürdigen Nachrichten war ein Bräuneanfall die Ursache seines Todes, doch verbreitete sich bald das Gerücht, daß der Stich einer bösen Fliege, die bei einem Trunk Wasser ihm in den Mund gekommen, sein Ende herbeigeführt habe.

Die fünf Jahre, die dieser Engländer auf dem Stuhl Petri gesessen hatte, waren eine Zeit unabläßiger Kämpfe gewesen. Diese Kämpfe waren großentheils von ihm selbst hervorgerufen worden, und muthlos hat er sich nie in ihnen gezeigt. Sein Ziel war die Herrschaft der römischen Kirche, wie sie Gregor VII. geplant hatte, nach allen Seiten aufzurichten, und nicht unerhebliche Erfolge hatte er in dieser Richtung gewonnen. Aber er hinterließ doch die Kirche in sehr gefahrvoller Lage, und es muß als ein fragliches Verdienst erscheinen, daß er den Frieden mit dem Kaiserreich, welchen seine Vorgänger über ein Menschenalter erhalten hatten, hinfällig machte. Seine letzten Tage hatten nur dazu gedient, einen neuen Bruch zwischen Kirche und Reich herbeizuführen, und das Reich hatte damals einen so mannhaften Vertreter, wie man ihn seit Menschengedenken nicht gesehen hatte.

Die Wahl Alexanders III. und Victors IV.

Obwohl der Tod Hadrians unerwartet eintrat, hatte man doch schon längere Zeit an die Wahl seines Nachfolgers gedacht. Die kaiserliche Partei der Cardinäle konnte da Niemand anders in das Auge fassen, als den Cardinal Octavian, der seit längerer Zeit Friedrich nahe stand und weitverzweigte Verbindungen in der Stadt und der Campagna besaß. Aber Hadrian soll bereits, als er Rom verließ, gesagt haben, er habe Veranstaltungen getroffen, daß ihm Octavian nicht folgen werde. Auch wird berichtet, daß der Papst die in Anagni ihn umgebenden Cardinäle eidlich verpflichtet habe, im Falle seines Todes den Bann über den Kaiser auszusprechen und dessen Macht bis zum letzten Athemzuge zu bekämpfen, ferner Niemanden zum Papst zu wählen, der nicht diesen Eid geleistet; ebenso sollen die suburbicarischen Bischöfe zu einem

Schwure bestimmt worden sein, daß sie nur einem durch jenen Eid Gebundenen die Weihe ertheilen würden.

Sehr begründet sind die Zweifel, ob eine solche die kanonischen Bestimmungen verletzende Verschwörung bestanden habe, aber mehr als wahrscheinlich bleibt doch, daß die Cardinäle der sicilischen Partei, an deren Spitze der Kanzler Roland stand, schon vor dem Tode des Papstes Verabredungen getroffen hatten, um Octavians Wahl zu vereiteln und einen aus ihrer Mitte auf den Stuhl Petri zu erheben, und daß solche Verabredungen jetzt ihr Verhalten bestimmten. Die nächsten Vorgänge werden ohne solche Verabredungen schwer erklärlich.

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt geworden war, begaben sich die dort verweilenden Cardinäle, unter ihnen auch Octavian, eilends nach Anagni; mit ihnen kamen angesehene Senatoren und eine große Menge Volks. Nach ihrer Ankunft entspann sich sogleich ein lebhafter Streit über das Begräbniß des Papstes. Ein Theil der Cardinäle — unfraglich war es die sicilische Partei — wollte den Papst in Anagni selbst begraben, um dort unvorzüglich auch die Wahl vornehmen zu können; die anderen verlangten Begräbniß und Wahl in Rom. Die Entscheidung gaben die Senatoren, welche die Beisetzung in Anagni nicht zuließen, sondern verlangten, daß die Cardinäle nach Rom zurückkehrten, dort die Exequien für den verstorbenen Papst in herkömmlicher Weise hielten und dann die Wahl nach den kanonischen Bestimmungen vornähmen.

Nachdem so die Wahl in Rom gesichert war, wurde sogleich noch in Anagni ein Abkommen zwischen den Wählern getroffen, wonach einige Cardinäle bestimmt werden sollten, um die Meinungen der einzelnen Wähler zu vernehmen und niederzuschreiben. Könnte man sich so über einen der Cardinäle einigen, so solle dieser Papst werden. Wäre eine Einigung nicht zu erzielen, so sollte über eine Person außerhalb des Cardinalats verhandelt und sie erhoben werden, wenn eine Einigung möglich sei. Wäre das nicht der Fall, so solle bis zu neuer gemeinsamer Verständigung Niemand Weiteres unternehmen. Als dieses Abkommen getroffen, brachen unverzüglich die Cardinäle mit der Leiche des Papstes nach Rom auf. Octavian und einige Andere, unter ihnen auch wohl der Kanzler Roland, blieben bei dem Leichenconduct. Die eifrigsten Anhänger der sicilischen Partei suchten sich inzwischen eine sichere Stelle in Rom zu gewinnen; sie schickten den Cardinal

Boso, den Landsmann und Vertrauten des verstorbenen Papstes, eilends voraus, um sich des Castells bei S. Peter*) zu versichern, dessen Besatzung Boso schon bei Lebzeiten Hadrians Treue geschworen hatte. Als sie nach Rom kamen, nahmen sie dann in dem Castell Wohnung. Der Prior der Cardinalbischöfe, Imarus von Tusculum, bezog den Palast bei S. Peter. Der Kanzler Roland, Octavian und einige andere Cardinäle fanden bei den Canonikern von S. Peter Unterkunft.

Zwischen den beiden Parteien des Cardinalcollegiums zeigte sich sogleich der größte Argwohn. Als die Cardinäle im Castell Octavian und seine Anhänger zu einer Besprechung über den Wahlort einluden, wagte dieser nicht zu kommen, weil er im Castell Nachstellungen fürchtete. Darauf begab sich der Kanzler Roland in das Castell, um seine Freunde aufzufordern, dasselbe zu einer gemeinsamen Besprechung zu verlassen; aber er erreichte seine Absicht nicht und blieb sogar selbst bei seinen Freunden zurück. So vergingen zwei Tage, ohne daß nur über den Wahlort eine Verständigung zu ermöglichen war.

Am 4. September fand die Bestattung des verstorbenen Papstes in S. Peter unter Theilnahme des gesammten römischen Klerus, des Senats und des Volks statt. Erst bei den Leichenfeierlichkeiten scheinen sich die Cardinäle darüber geeinigt zu haben, daß sie die Wahlverhandlungen in der Peterskirche selbst halten wollten. In dem Raum hinter dem Altar traten sie am folgenden Tage zusammen, während die Ordnung in der Kirche und die Ruhe der Berathungen von Senatoren gesichert wurden. Man begann damit, nach dem Vertrag diejenigen zu bestimmen, welche das Scrutinium vornehmen sollten, und diese machten sich dann sogleich an das Werk. Sterbend hatte der Papst den Cardinal Bernhard, der einst mit dem Kanzler zu Besançon dem Kaiser entgegengetreten war und den er erst vor Kurzem zum Bischof von Porto erhoben hatte, als seinen Nachfolger bezeichnet, aber sofort zeigte sich, daß die sicilische Partei nicht sowohl ihm, als dem Kanzler Roland geneigt war, während die kaiserlich gesinnte Minorität keinen anderen Candidaten, als Cardinal Octavian, in das Auge gefaßt hatte. Die Cardinäle, welche für Bernhard zuerst gestimmt hatten, schlossen sich

*) Nicht an die Engelsburg ist zu denken, sondern an die Befestigung in der Nähe der Peterskirche.

bald meiſt dem Kanzler, einige mit mehr oder weniger Entſchiedenheit dem Cardinal Octavian an.

Das Wahlgeſchäft ging langſam von Statten, da man auf beiden Seiten mit Zähigkeit an den Candidaten feſthielt. Ueber das Stimmenverhältniß ſind wir nicht genau unterrichtet, doch ſcheinen der Wähler fünfundzwanzig oder nach Ausſonderung der beiden Candidaten dreiundzwanzig geweſen zu ſein, und von dieſen waren am dritten Tage der Wahl (7. September) dem Kanzler mindeſtens 14 Stimmen geſichert; die Octavianer rechneten ſich 9 Stimmen zu, doch haben ſie in Wahrheit höchſtens über 7 Stimmen verfügt; jedenfalls hatten ſich zwei Drittheile der Wähler für Roland erklärt, und eine große Majorität war ihm damit geſichert.

Mit Recht fürchteten Octavian und ſeine Freunde, daß die Majorität ſich jetzt über den Wahlvertrag fortſetzen und gegen denſelben zur Proclamation und Immantation des Kanzlers ſchreiten würde. Deshalb machten ſie ihren Gegnern den vermittelnden Vorſchlag, es ſolle eine der beiden Parteien aus der Mitte der anderen die geeignete Perſönlichkeit wählen; es hieß dies nichts anderes, als Roland und Octavian für einen mehr vermittelnden Anhänger der einen oder der anderen Partei aufgeben. Als dieſer Vorſchlag abgewieſen wurde, entſchloß ſich Octavian um jeden Preis die Erhebung des Kanzlers zu vereiteln. So folgten unmittelbar der Wahlverhandlung die wüſteſten Scenen in S. Peter, wie ſie leider ſchon öfters, ſeitdem die Cardinäle ihr Wahlrecht übten, eingetreten waren.

In tumultuariſcher Weiſe trieben einige Cardinäle von Rolands Partei, ehe noch die formelle Zuſtimmung von Klerus und Volk ſtattgefunden hatte, zur Immantation. Der Cardinal Otto, der Prior der Diakonen, welchem nach der Sitte das Anlegen des Mantels zuſtand, eilte mit demſelben herbei und wollte ihn, unterſtützt von den Cardinälen Hildebrand und Johann von Neapel, dem Erwählten umlegen. Aber Octavian trat ihnen entgegen und hinderte ihr Vorhaben, gegen welches auch Roland ſelbſt ſich geſträubt zu haben ſcheint. Auch ein zweiter Verſuch, den Erwählten mit dem Mantel zu umkleiden, ſchlug fehl. Man balgte ſich förmlich um den Purpur, der zuletzt zerriſſen ſein ſoll.

Bei dem Getümmel durchbrach der von der Wahlberathung ausgeſchloſſene römiſche Klerus, der in den Räumen vor dem Altar von

S. Peter versammelt war, die Schranken, umringte Octavian und die Cardinäle seines Anhangs, die am Altar standen, und forderte sie auf die Wahl Octavians, welcher allein der Kirche den Frieden erhalten könne, zu proclamiren. Auch bewaffnete Volksmassen waren inzwischen in die Kirche eingedrungen und verlangten das Gleiche. Octavian und seine Anhänger waren auf diesen Fall vorbereitet; ein Kaplan Octavians hatte einen Purpurmantel zur Hand. Eilends erfolgte nun die Proclamation des neuen Papstes unter dem Namen Victor IV. Die Anlegung des Mantels geschah dann durch den Kaplan mit Unterstützung eines anderen Klerikers mit solcher Hast, daß er verkehrt, das Kopfende nach unten, umgelegt wurde und sich der Erwählte in den Falten verwickelte. Unmittelbar daran schloß sich die Inthronisation auf dem Stuhle des h. Petrus. Das Te Deum wurde angestimmt, und die Cardinäle von Octavians Anhang, wie der anwesende Theil des römischen Klerus und des römischen Volks drängten heran, um die Füße des neuen Papstes zu küssen.

Die Minorität der Cardinäle, so gering sie war, hatte durch ihre Keckheit die Majorität aus dem Felde geschlagen. Vor den tumultuarischen Auftritten eingeschüchtert, verließen Roland und seine Anhänger die Kirche und zogen sich still wieder in das Castell zurück. Die Anhänger Octavians, geleitet von einem zahlreichen Klerus, den Richtern und Notaren der römischen Kirche, Senatoren und einem großen Theil des Volks, führten in feierlicher Procession unter Vortragung der Fahnen und Standarten und unter dem Zuruf: „Papst Victor hat der heilige Petrus erwählt!“ den neuen Papst nach dem Palast von S. Peter.

So schienen der römische Klerus und das römische Volk die Wahl der Minorität, so unregelmäßig sie war, anerkannt und die Wahl der Majorität, bei der es nicht einmal bis zur Proclamation und Immantation gekommen war, verworfen zu haben. Als sich einige Kleriker am Tage nach der Wahl in das Castell zu Roland begaben, ihm die Hand küßten und ihn und seine Freunde baten für den Frieden der Kirche zu sorgen, soll ihnen einer der Cardinaldiakonen vorgeworfen haben: „Gestern habt ihr die Füße Octavians geküßt, welcher seinem Bruder den Mantel abriß und sich selbst immantirte“, Roland aber den Cardinal mit den Worten zurecht gewiesen haben: „Sage nicht Unrichtiges, Octavian hat mir den Mantel nicht abgerissen, da ich nie mit

ihm bekleidet war." Es ist möglich, daß der Kanzler unmittelbar nach jener unerwarteten Wendung der Dinge auf das Tiefste niedergeschlagen war, sicher aber haben er und seine Anhänger nie ernstlich daran gedacht, Octavian das Feld zu räumen.

Freilich waren sie in den nächsten Tagen zur Unthätigkeit gezwungen. Acht Tage lang verweilten sie, wie Gefangene, von Senatoren aus dem Anhange Octavians bewacht in dem Castell; dann brachte man sie nach Trastevere an einen sichern Platz, weil man einen Volksaufstand befürchtete. In der That trat alsbald ein vollständiger Umschwung in der Volksstimmung ein, auch angesehene Senatoren erklärten sich jetzt für den Kanzler*). So wurden Roland und die ihn umgebenden Cardinäle befreit. Unter Glockenklang und einem zahlreichen Geleit von Senatoren, Adel und Volk verließ er dann sogleich die Stadt. Wenig später wandte heimlich auch Octavian Rom den Rücken; auch er fühlte sich dort nicht mehr sicher, die Unbeständigkeit seiner Landsleute hatte ihn tief entmuthigt.

Sobald der Kanzler frei war, trat er mit aller Entschiedenheit für seine Wahl ein. Am 18. September, am zwölften Tage nach dem ersten vergeblichen Versuch, ließ er zu Cisterna, unweit Aricia, sich immantiren und das Te Deum singen; er nahm den Namen Alexander III. an und mochte damit an Alexander II. erinnern wollen, welcher dem deutschen Hofe zum Trotz eingesetzt war. Am folgenden Sonntag (20. September) wurde er zu Nimfa durch den rechtmäßigen Consecrator, den Cardinalbischof Hubald von Ostia, unter Assistenz mehrerer anderer Cardinalbischöfe geweiht und gekrönt. Am Tage der Weihe stellte er Octavian und seinen Anhängern unter Androhung des Bannes eine wöchentliche Frist, um zur Einheit der Kirche zurück zu kehren. Als diese Frist abgelaufen war, verkündete er feierlich am 27. September zu Terracina den Bann gegen den Gegenpapst und seine Wähler. Schon vorher hatte er an alle Bischöfe im römischen Gebiet Warnungen erlassen den Eindringling anzuerkennen und sich an der Weihe desselben zu betheiligen. Es blieb dies nicht ohne Wirkung. Nur ein Bischof, Ubald von Ferentino, wagte sich Victor anzuschließen und lud dadurch den Bann Alexanders auf sich. Erst am 4. October konnte sich Victor zu Farfa die Weihe ertheilen lassen; der Consecrator war

*) Besonders scheinen die Frangipani für Roland thätig gewesen zu sein.

der Bischof Imarus von Tusculum, einer seiner Wähler, dem der vertriebene Richard von Melfi und Ubald von Ferentino assistirten. Noch im October begab sich dann Victor nach Segni, wenig später Alexander nach Anagni. Nahe bei einander saßen die beiden sich befehdenden Päpste, Beide gleichsam Flüchtlinge aus Rom, welches zwei Bischöfe und doch keinen in seiner Mitte hatte.

Keine Frage ist, daß die kaiserlichen Gesandten, die sich zur Zeit der Wahlwirren in Rom und nach der Doppelwahl in der Campagna befanden, wenn sie auch nicht unmittelbar in die Berathungen der Cardinäle eingegriffen haben, bald Alexander und seinem Anhange feindlich entgegentraten, sahen sie doch in ihnen die offenkundigen Verbündeten der Reichsfeinde. Noch zu Terracina soll Alexander einen Versuch gemacht haben, den Pfalzgrafen Otto und Guido von Biandrate für sich zu gewinnen, der freilich von vornherein aussichtslos sein mußte. Ueberall im päpstlichen Gebiet traf Alexander nun den Pfalzgrafen Otto als seinen rührigsten Gegner. Dagegen begegnete der Pfalzgraf Victor, der ihm als ein entschiedener Anhänger des Kaisers längst bekannt war, in freundlicher Weise; auch bei der Weihe desselben in Farfa scheint er persönlich zugegen gewesen zu sein. Aber dies Alles berechtigt nicht zu der Annahme, daß der Kaiser das Schisma veranlaßt und Victors Erhebung von vornherein mit allen Mitteln unterstützt habe. Allerdings ist später von Alexander behauptet worden, daß schon bei Lebzeiten Hadrians IV. der Kaiser Octavian habe auf den päpstlichen Stuhl erheben wollen und dann dessen Wahl auf jede Weise betrieben habe; ingleichen haben die Alexandriner versichert, daß der Kaiser brieflich seine Gesandten zur Unterstützung Victors aufgefordert habe. Aber für diese Behauptungen fehlt es an allen Beweisen, und schon das eigne Interesse mußte den Kaiser abhalten, in einer so bedenklichen Sache die Macht des Reiches für eine einzelne Persönlichkeit, wie nahe sie ihm immer stehen mochte, in Einsatz zu bringen.

So einflußreich beim Kaiser Männer wie Pfalzgraf Otto und Rainald von Köln waren, welche in der Freiheit und Herrschaft der römischen Curie nur Gefahren für Reich und Kirche sahen, kaum minder nahe standen ihm damals Kirchenfürsten, wie Eberhard von Salzburg und Eberhard von Bamberg, denen die freie Papstwahl ein wesentliches Stück ihrer kirchlichen und politischen Ueberzeugungen war.

Auch konnte sich Friedrich selbst nicht verhehlen, daß ein neues Schisma die ganze abendländische Welt und im Besonderen seine eigenen Reiche in unabsehbare Verwirrungen zu stürzen drohte; bisher hatte der deutsche und lombardische Episcopat ihm die wesentlichsten Dienste geleistet, und er hatte alle Ursache in demselben nicht kirchliche Bedenken hervorzurufen. Sein nächstes Augenmerk war daher das Schisma im Keime zu ersticken, die Einheit der Kirche, wenn möglich, zu erhalten.

Sobald er die ersten Nachrichten von dem Streit der Cardinäle erhalten, schrieb er am 16. September an Eberhard von Salzburg: nothwendig sei die Einsetzung eines Papstes, der zum Heil der gesammten Christenheit und zum Wohle der Kirchen den Frieden sicher stelle und mit dem Reiche verträglich lebe; er bedaure deshalb tief die Parteiungen in der römischen Kirche und bitte den Erzbischof dringend nicht voreilig seine Zustimmung zu irgend einer Wahl zu erklären, auch bei seinen Suffraganen eine solche Erklärung zu verhüten. Zugleich theilte er dem Erzbischof mit, daß er auf Ansuchen des Königs Ludwig den Bischof Petrus von Pavia nach Frankreich geschickt habe, um den Frieden zwischen Frankreich und England herzustellen;*) er gedenke jetzt eine so enge Verbindung zwischen den beiden Reichen und dem Kaiserthum zu schließen, wie sie noch nie bestanden habe. Auch bei der Besetzung des päpstlichen Stuhls werde er mit jenen Königen in vollster Eintracht verfahren, und schon habe er Schreiben nach Deutschland, Burgund und Aquitanien erlassen, um seine Getreuen zu unterrichten, daß er nur den als Papst ansehen werde, den sie einmüthig zur Erhaltung der Ehre des Reichs, wie der Ruhe und Einheit der Kirche anerkennen würden. Von der Entscheidung der abendländischen Kirche und der Fürsten wollte also Friedrich die Besetzung des römischen Stuhls abhängig machen, und nur eines stand damals fest, daß er Niemand, der nicht Sicherheit für den Frieden zwischen Reich und Kirche bot, als den rechtmäßigen Papst gelten lassen wollte.

Auch als Friedrich die Kunde kam, daß Alexander und Victor

*) Der Krieg war zwischen den Königen von Frankreich und England im Frühjahr 1159 ausgebrochen. Im November kam es zu einem Waffenstillstand, dem im Mai 1160 ein Friedensschluß folgte.

gewählt, Beide von ihren Anhängern geweiht seien und sich einander bekämpften, blieb er dem Vorsatz getreu, die allgemeine Kirche über ihren Streit entscheiden zu lassen; nur dadurch hoffte er dem ausgebrochenen Schisma ein schnelles Ziel setzen zu können. Ueber die einzuschlagenden Schritte zog er eine Versammlung von 22 deutschen und italienischen Bischöfen, verstärkt durch angesehene Laien und Geistliche, zu Rathe. Gerade damals waren der Erzbischof Peter von Tarantaise, der aus dem Cistercienser Orden hervorgegangen als großer Wunderthäter im Abendlande gefeiert wurde, die Aebte von Citeaux, Clairvaux, Morimond und zehn andere Aebte beim Kaiser erschienen, um Frieden für Mailand zu erbitten. Man versuchte eine große Intervention des mächtigen Cistercienserordens für die Stadt, zu welcher der heilige Bernhard in so nahen Beziehungen gestanden hatte. Der Kaiser erklärte sich bereit Mailand Frieden zu gewähren, wenn die Stadt zu demselben die Hand bieten wolle; aber die Cistercienser mußten sich selbst überzeugen, daß Mailand, durch einen Vertrag mit der römischen Curie gebunden, keinen Frieden schließen wollte und konnte. In der Anwesenheit dieser Cistercienser sah der Kaiser indessen den Finger Gottes; denn sie mußte die Autorität der von ihm berufenen Versammlung in den Augen der Strenggläubigen erhöhen.

Die versammelten Bischöfe und Aebte erklärten, daß nach den Decreten der Päpste und den kirchlichen Bestimmungen bei einem in der römischen Kirche durch Doppelwahl ausgebrochenen Schisma der Kaiser die beiden Gewählten vorladen und nach dem Richterspruch rechtgläubiger Männer den Streit beilegen müsse. Auf welche kanonische Satzungen man sich dabei auch bezogen haben mag, klar ist, daß zahlreiche Vorgänge aus alter und neuer Zeit für die Meinung der Versammlung sprachen, und mit der eignen Ansicht des Kaisers stand sie im vollsten Einklang. Es wurde dann weiter beschlossen, daß zum 13. Januar 1160 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Pavia an des Kaisers Hof berufen und zu dieser die beiden Gewählten beschieden werden sollten.

Alsbald ergingen die Vorladungsschreiben an Alexander und Victor. Mit der Ueberbringung derselben wurden die Bischöfe Herrmann von Verden und Daniel von Prag, wie die noch im römischen Gebiete verweilenden kaiserlichen Gesandten Otto von Wittelsbach und Propst Heribert beauftragt. Das Schreiben an Alexander und seine

Wähler ist uns erhalten; es ist folgerichtig an den Kanzler Roland gerichtet, da ja jede andere Bezeichnung dem Urtheile der beabsichtigten Kirchenversammlung vorgegriffen haben würde. Friedrich erklärt in dem Schreiben, daß er als römischer Kaiser von Gottes Gnaden das göttliche Gesetz in allen Dingen zu wahren berufen sei; indem er so alle Kirchen in seinem Reiche zu schützen habe, müsse er jedoch für die römische Kirche vornehmlich sorgen, da sie von Gott seinem besondern Schutz anvertraut sei. Deshalb sei er über das Schisma in dieser Kirche tief bekümmert und befürchte, daß sie durch dasselbe im Inneren zerrissen und nach außen geschwächt werde. Um solchem Unheil zu steuern, habe er auf den Rath geistlicher Männer einen allgemeinen Reichstag und Convent*) auf den 13. Januar nach Pavia berufen und zu demselben die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere fromme Männer eingeladen, damit ohne Einmischung von Weltlichen diese so wichtige kirchliche Sache allein nach dem Urtheile geistlicher Personen entschieden werde und so Gott die gebührende Ehre ertheilt, die römische Kirche in ihrer Reinheit und in ihrem Rechte von Niemandem beeinträchtigt, die Ruhe Roms, der Hauptstadt des Reichs, gesichert werde. „Wir entbieten daher Euch im Namen Gottes und der gesammten katholischen Kirche, daß Ihr zu dieser Versammlung erscheint, um das Urtheil der geistlichen Personen zu hören und anzuerkennen. Denn Gott ist unser Zeuge, daß wir in dieser Sache, ohne Vorliebe oder Abneigung gegen eine Person, nur seine Ehre und die Einheit seiner Kirche im Auge haben." Der Kaiser schließt damit, daß er Roland und seinen Anhängern, wenn sie erscheinen würden, sicheres Geleit verbürge; er warnt sie die Folgen zu bedenken, wenn sie dem Urtheil Gottes und der Kirche in einer so feierlichen Versammlung sich entziehen wollten. „Wir werden die Gerechtigkeit Gottes, wie es sich vor Allem dem römischen Kaiser ziemt, vollstrecken." — Das Schreiben an Octavian ist nicht erhalten, wird aber im Wesentlichen gleichen Inhaltes gewesen sein. Die Anhänger Alexanders haben freilich später behauptet, daß der Kaiser in demselben Octavian bereits als Papst angeredet habe; die Behauptung ist nicht erwiesen worden und schon deshalb unglaublich, weil sie der

*) Der Name „Concil" oder „Synode" scheint geflissentlich vermieden, weil dem Kaiser bereits von der kirchlichen Seite das Recht Concilien oder Synoden zu berufen bestritten wurde.

Kaiser mit der Haltung, die er damals öffentlich annahm, im vollsten Widerspruch gesetzt haben würde.

Gleichzeitig und in den nächsten Tagen (23.—28. October) erfolgten die Einladungen zu der Versammlung an den Klerus von Deutschland, Italien und Burgund, wie Aufforderungen an die Könige von Frankreich, England, Spanien, Ungarn und Dänemark aus ihren Reichen Bischöfe, Aebte und andere Geistliche in möglichst großer Zahl nach Pavia zu senden. Der Zusammentritt einer stattlichen kirchlichen Versammlung schien sicher, vor Allem aber kam es darauf an, ob die Gegenpäpste der Vorladung des Kaisers entsprechen würden.

Wohl kaum hat Friedrich selbst erwartet, daß sich Alexander einem von ihm berufenen Gerichte willig stellen werde. Abgesehen davon, daß dieser einer Lehre huldigte, welche der Papst über jeden Richterspruch und jede weltliche Macht erhob, konnte der Bundesgenosse Siciliens und Mailands vor einer im Angesichte des Kaisers tagenden Versammlung nicht ohne Besorgnisse erscheinen. Ueberdies hatte Alexander bereits eine Stellung eingenommen, die es ihm unmöglich machte, den päpstlichen Ornat, welchen er so mühsam gewonnen, wieder abzulegen. In weiten Kreisen hatte er um Anerkennung geworben, und nicht ohne Erfolg. In Sicilien, in Mailand, Brescia und Piacenza war sie ihm von selbst gesichert. Am 26. September erließ er ein ausführliches Schreiben an den Erzbischof Syrus von Genua und seine Suffragane, in welchem er, die Wahlvorgänge so darstellend, wie er sie betrachtet wissen wollte, den Erzbischof auffordert treu zur Kirche zu halten und allen Versuchungen Octavians zu widerstehen. In der That zeigte sich Syrus bald als ein eifriger Anhänger Alexanders. Dasselbe Schreiben, mit einigen Aenderungen und Hinzufügung der Nachricht von der inzwischen erfolgten Excommunication Octavians, erließ der Papst am 5. October an den Bischof Gerhard von Bologna und die Rechtsgelehrten dieser Stadt, unter denen er früher selbst thätig gewesen war*). Noch an demselben Tage richtete er ein gleiches Schreiben auch an den Erzbischof Eberhard von Salzburg, einen Kirchenfürsten Deutschlands von dem größten Ansehen, der zu dem Kaiser selbst in vertrauten Beziehungen stand. Wie wenig auch Eberhard aus Rücksicht

*) Am 13. December sandte Alexander ein ähnliches Schreiben auch an die Bischöfe Liguriens, der Aemilia, Istriens und Veneliens.

auf den Kaiſer ſeine Geſinnungen offen zeigte, er iſt doch unleugbar vom erſten Augenblick an ein entſchiedener Anhänger Alexanders geweſen und ſogleich mit ihm in brieflichen Verkehr getreten.

Aber Alexander hatte ſeine Blicke auch ſchon über Italien und Deutſchland hinaus gerichtet, vor Allem auf den franzöſiſchen Klerus, der bisher in allen Kämpfen des emancipirten Papſtthums von ſo großem Gewicht geweſen war. Wir kennen das Schreiben nicht, mit welchem er ſich alsbald an die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten Frankreichs wandte, aber es wird weſentlich gleichen Inhalts mit den oben erwähnten geweſen ſein. Der Ruf des freien Papſtthums verhallte in Frankreich auch jetzt nicht wirkungslos, und bald konnte Alexander daran denken, Legaten nach Frankreich zu ſenden; beſonders zählte er hier auf den Beiſtand des Biſchofs Heinrich von Beauvais, eines Bruders Königs Ludwigs, mit dem er in vertraulichem Briefwechſel ſtand. Aehnliche Schreiben des Papſtes ergingen auch an die beiden Erzbiſchöfe Englands Theobald von Canterbury und Roger von York, und auch ſie verfehlten ihre Wirkung nicht.

Alexander ſoll auch an den Kaiſer ſelbſt ſich brieflich gewendet und die Ueberbringer des Schreibens Friedrich im Lager vor Crema getroffen haben. Der Kaiſer, wird weiter erzählt, habe das Schreiben nicht annehmen wollen und im Zorn den Befehl ertheilt, die Boten Alexanders aufzuknüpfen; nur auf die Einſprache Heinrichs des Löwen und Herzog Welfs habe er den Befehl zurückgenommen, dann das päpſtliche Schreiben zwar empfangen und verleſen laſſen, aber keiner Antwort gewürdigt. Von einem ſolchen päpſtlichen Schreiben fehlt jede zuverläſſige Kunde, wohl aber wiſſen wir, daß 23 Cardinäle vom Anhange Alexanders etwa im Anfange des October ein Schreiben an den Kaiſer erließen; ſie werden es nach dem Willen ihres Herrn abgefaßt haben, und ſo mag es dieſem ſelbſt beigemeſſen ſein. Wir beſitzen Bruchſtücke dieſes Schreibens, welche zeigen, daß in ihnen die Wahlvorgänge weſentlich in derſelben Weiſe, wie in den erwähnten Schreiben des Papſtes, dargeſtellt waren. Zugleich aber erhoben die Cardinäle die ſchwerſten Klagen gegen Otto von Wittelsbach, welcher ſie auf alle Weiſe verfolge, die Einheit der Kirche zerreiße und ſich dem Eindringlinge den Kirchenſtaat zu unterwerfen bemühe. Sie beſchwören den Kaiſer bei ſeinem Seelenheil und der Ehre des Reichs ſolchem Gebahren entgegenzutreten, denn nach ſeiner kaiſerlichen Pflicht habe er die Kirche gegen

Schismatiker und Ketzer zu schützen. „Wir sind bereit," schließen sie, „Euch als den besonderen Vogt und Schutzherrn der römischen Kirche auf jegliche Weise zu ehren und zum Wachsthum Eures Ruhms nach allen unseren Kräften beizutragen; dringend bitten wir Euch dagegen, daß auch Ihr Eure Mutter, die heilige römische Kirche, liebet und ehret, daß Ihr nach dem Frieden und der Ruhe derselben auf jede Eurer kaiserlichen Herrlichkeit geziemende Weise strebt und nimmermehr die Bosheit des Eindringlings und Schismatikers unterstützt."

Nirgends wird berichtet, welche Aufnahme dieses Schreiben der Cardinäle beim Kaiser gefunden hat. Jedenfalls wird der Nothschrei der Cardinäle, in welchen der Kaiser Reichsfeinde sah, keinen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, und es ist nicht unmöglich, daß er den Ueberbringern in ähnlicher Weise begegnet ist, wie angeblich den Boten des Papstes. Auch aus diesem Schreiben der Cardinäle geht übrigens hervor, daß Alexander sich schon im vollen Besitz des Pontificats fühlte, um keinen Schritt zu weichen gedachte und in dem Kaiser nichts anderes sah, als den Vogt der römischen Kirche, der ihm zu Diensten verpflichtet sei. So war auch kaum anderes zu erwarten, als daß die Vorladung des Kaisers dem entschiedensten Widerspruche bei ihm begegnen würde.

Etwa in der Mitte des November erschienen Hermann von Verden und Daniel von Prag in Begleitung des Pfalzgrafen Otto und des Propstes Heribert in Anagni, um die Vorladung des Kaisers Alexander zu überreichen. Aus ihrem eignen Zeugniß wissen wir nur, daß der Papst und die Cardinäle, dreimal von ihnen in gesetzlicher Weise nach Pavia vorgeladen, ihnen mündlich ausdrücklich erklärten, sie würden kein Urtheil und keine Untersuchung der Kirche anerkennen. Nach einer späteren Aeußerung des Kaisers sagte Alexander: ihm gebühre das Gericht über Alle, er selbst habe sich aber Niemandes Gericht zu unterwerfen. Es war die Antwort, die dem von ihm eingenommenen Standpunkte entsprach.

Nach Erklärungen alexandrinischer Cardinäle, durch welche sie in der Folge ihr damaliges Verhalten zu rechtfertigen suchten, wollen sie allerdings nicht eine so schroffe Stellung gegen die Vorladung eingenommen haben. Sie wollen sich vielmehr bereit erklärt haben, einige aus ihrer Mitte an den Kaiser zu senden, um ihn über die Wahlvorgänge zu unterrichten und, wenn dann noch Zweifel bestehen sollten, Geistliche aus verschiedenen Ländern nach Rom zu berufen, um nach dem

Rath derselben zu bessern, was zu bessern sein möchte. Hierauf, behaupteten sie, seien die kaiserlichen Gesandten nicht eingegangen, hätten vielmehr zur Sicherstellung des Urtheilspruchs der Synode Geiseln und Bürgen verlangt und, als man diese verweigert, sich entfernt, ohne nur dem Papst die gebührende Ehrfurcht zu bezeigen. Dennoch hätten sie, erklärten die Cardinäle, noch drei aus ihrer Mitte nach Genua gesendet, um in Pavia, wenn man ihnen Sicherheit gewähre, Aufklärungen zu geben, aber die Sicherheit sei ihnen verweigert worden*); schließlich sei einer von jenen dreien, der Cardinal Wilhelm, zu diesem Zwecke auf eigne Gefahr nach Pavia gegangen.

Diese späteren Erklärungen der Cardinäle sind schwer zu vereinbaren mit den Aussagen der kaiserlichen Gesandten einerseits und andererseits der Darstellung, welche der Cardinal Boso, der gut unterrichtete, aber äußerst parteiische Biograph Alexanders, von den Vorgängen in Anagni gegeben hat. Nach ihm empfing der Papst in Gegenwart seines ganzen Hofes feierlich die Gesandten und nahm das kaiserliche Schreiben entgegen. Der Inhalt desselben erfüllte die Cardinäle mit großer Besorgniß. Sie traten darauf in lange Berathung, die sie endlich zu dem Entschluß führte, im Gehorsam gegen den von ihnen Erwählten unter allen Umständen zu verharren und für die Erhaltung der kirchlichen Freiheit, wenn es nothwendig sein sollte, sich selbst den größten Gefahren auszusetzen. Da die Gesandten auf eine Antwort drängten, übergab ihnen endlich der Papst in feierlicher Versammlung seines Hofs ein Schreiben, in welchem er die Vorladung des Kaisers ablehnte. Er erklärte, daß er den Kaiser vor allen Fürsten ehren wolle, wenn dieser nicht selbst es hindere und so weit Gottes Ehre dadurch nicht verletzt werde, aber er verwundere sich, daß der Kaiser dem heiligen Petrus und der römischen Kirche die ihnen gebührende Ehre verweigere; denn er fordere ihn, den Papst, auf, sich vor einer kirchlichen Versammlung zu stellen und sich deren Beschlüssen zu unterwerfen. Es sei gegen Herkommen und Recht, daß der Kaiser ohne Einwilligung des Papstes ein Concil berufe und ihn wie einen Unterthanen vor seinen Thron bescheide. Christus habe dem heiligen Petrus und durch ihn der römischen Kirche das Privi-

*) Nach einer Nachricht des Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen die drei Cardinäle erklärt haben, nur dann erscheinen zu wollen, wenn ihnen der Vorsitz in der Synode eingeräumt würde; dieser Anspruch soll aber von der Synode abgelehnt sein, weil sie nicht Richter, sondern Partei seien.

legium gegeben, welches sie bisher, wenn es nothwendig, selbst mit Blut vertheidigt, daß sie die Streitigkeiten aller Kirchen zu entscheiden habe, selbst aber Niemandes Urtheil unterworfen sei. Daß der Kaiser dieses Privilegium, welches er vertheidigen sollte, antaste und der römischen Kirche, seiner Mutter, wie einer Magd begegne, dürfe er, der Papst, nicht ohne Verwunderung hinnehmen. An des Kaisers Hof zu kommen und dessen Entscheidung sich zu unterwerfen, verbiete ihm die kanonische Ueberlieferung. „Denn da auch in geringeren Kirchen die Vögte derselben und weltlichen Fürsten bei kirchlichen Streitsachen Vorladungen, Untersuchungen und Entscheidungen nicht sich und ihren Beamten anmaßen, sondern die Entschließungen der Metropoliten und des apostolischen Stuhls abwarten, würden wir die göttliche Rache auf uns herab beschwören und von der gesammten Kirche um so schwerer getadelt werden, je größere Gefahren daraus für sie erwachsen müßten, wenn aus unsrer Unkenntniß oder Kleinmüthigkeit vom Haupte aus ein so verderbliches Verfahren ausginge und wir duldeten, daß die mit dem kostbaren Blute Christi erlöste Kirche wieder geknechtet werde. Für ihre Freiheit haben unsere Väter ihr Blut vergossen, und wir selbst müssen nach ihrem Vorgange, wenn die Noth es erheischt, auch den äußersten Gefahren uns unterziehen."

Sehr fraglich ist, ob der Papst wirklich so schriftlich oder mündlich seine Weigerung nach Pavia zu kommen begründet hat, aber sicherlich sind hier Anschauungen wiedergegeben, die ihn und seine Umgebung beherrschten. Sie mußten ihn in immer schärferen Gegensatz gegen den Kaiser drängen, so daß kein Spruch des Concils mehr eine Ausgleichung herbeiführen konnte.

Wie anders war Victors Stellung. Von vornherein war es sein Bestreben gewesen, den Frieden zwischen Reich und Kirche zu erhalten; in der Bedrängniß, in die er bald gerieth, sah er seine einzige Rettung in der Macht des Kaisers und bemühte sich auf alle Weise die Gunst desselben zu gewinnen. Zwar unmittelbar an Friedrich hat er sich nicht gewendet, wohl aber hat er bald nach seiner Wahl die Verwendung des mächtigen Rainald von Köln beim Kaiser erbeten; auch die Fürsprache des Abts Heinrich von Lorsch nahm er in Anspruch. Dann erließ er am 28. October von Segni aus an die geistlichen und weltlichen Fürsten, wie den ganzen Hof Friedrichs ein Schreiben, worin er seine bisherigen Bemühungen für den Glanz des geistlichen Standes,

für die Macht des Reichs und die Ehre aller Gutgesinnten hervorhob und nach seiner Erhebung noch größere Dienste dem Reiche und dessen Großen verhieß. Er ersucht in dem Schreiben die Fürsten dem Kaiser anzuliegen, daß er für das ihm „durch göttliche Gnade" übertragene Reich und die Kirche Christi, als deren Vogt und Vertheidiger er von Gott bestellt sei, alle Fürsorge treffe, damit nicht zu seiner Zeit der Nachen Petri furchtbaren Stürmen ausgesetzt und der Glanz des Reichs verdunkelt werde. Er berichtet dann kurz über seine Wahl und Weihe, die er als die nach allen Seiten rechtmäßige darstellt, damit die Fürsten mit ihren Bitten um so dringender ihn bei dem unterstützten, „von dem alle Macht, Ehre und Würde ausgeht." Zugleich warnt er vor den Verlockungen Rolands, des Eindringlings, der sich mit Wilhelm von Sicilien gegen Kirche und Reich verschworen habe.

Gewissermaßen eine Ergänzung dieses Schriftstücks Victors bildet ein offener Brief von fünf Cardinälen, welche an Victors Wahl betheiligt waren, an die Fürsten und alle kirchlichen Würdenträger. Ausführlich werden hier die Wahlvorgänge dargelegt, im Factischen wohl im Ganzen richtig, wenn auch natürlich in sehr parteiischer Beleuchtung. Besonders hervorgehoben wird, wie die Erhebung Alexanders lediglich durch die Verschwörung seines Anhangs mit Wilhelm von Sicilien herbeigeführt sei, der Widerstand Octavians und seiner Partei dagegen auf dem Wunsche beruht habe, den Frieden zwischen dem Kaiserreiche und der Kirche zu erhalten. Die Absicht auch dieses Schreibens, an welchem Victor selbst unzweifelhaft betheiligt war, ging dahin, den Kaiser für ihn zu gewinnen. Die eifrigen Bestrebungen Victors in dieser Richtung zeigen deutlich, daß er sich des kaiserlichen Beistandes noch keineswegs für ganz sicher hielt; sie zeigen nicht minder, daß an Octavians Erhebung der Kaiser keineswegs einen so unmittelbaren Antheil hatte, wie von den Alexandrinern zu jener Zeit zuversichtlich behauptet und vielfach bis in die neueste Zeit geglaubt ist.

Kurze Zeit nach dem Erlaß dieser Schreiben erschienen die kaiserlichen Gesandten in Segni, um die Vorladung des Kaisers Octavian zu überbringen. Sie waren der günstigsten Aufnahme sicher. Nach Ueberreichung des kaiserlichen Schreibens sollen Hermann von Verden, Daniel von Prag, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und die anderen Deutschen bei der Gesandtschaft, wie die Alexandriner später verbreiteten, Octavian die Füße geküßt und Adoration erwiesen haben. Es

ist dies an sich unglaublich, da es mit der Mission der Bischöfe im offenen Widerspruch stand; es bedurfte dessen auch nicht, um Octavian zu gewinnen, der ohnehin dem Gebote des Kaisers nicht widerstreben konnte. Sofort erklärte er sich bereit persönlich vor der Versammlung zu Pavia zu erscheinen, ja er erbot sich sogar mehrere seiner Burgen und Verwandten als Unterpfand für die Sicherheit seiner Gegner zu stellen, wenn sie sich gleichfalls dem Urtheil der Kirche unterwerfen wollten.

Victor machte sich alsbald auf den Weg nach dem kaiserlichen Hofe. Am 5. December war er zu Vetralla bei Viterbo; dort erließ er ein Schreiben an den Abt Heinrich von Lorsch, in welchem er ihm für seine Verwendung beim Kaiser dankte. Er war wieder voll guter Hoffnungen; durch die Weigerung seines Gegners, den Urtheilsspruch der Kirche über sich anzuerkennen, hatten die Dinge für ihn eine günstigere Wendung genommen, als er sie irgend erwarten konnte.

Etwa im Anfange December kehrten auch die kaiserlichen Gesandten zu Friedrich zurück, den sie im Lager vor Crema fanden; bei den letzten Angriffen auf die Stadt hat Otto von Wittelsbach noch mitgefochten. Die nach Pavia auf den 13. Januar berufene Versammlung konnte an diesem Tage nicht eröffnet werden, da Crema damals noch nicht bezwungen war. Aber schon um die Mitte des Januar traf eine erhebliche Zahl von deutschen und italienischen Bischöfen in Pavia ein; auch Octavian kam und nahm seine Wohnung bei der Kirche S. Salvator außerhalb der Stadt. Erst am 3. Februar erschien der Kaiser selbst mit seinem Gefolge und wandte sich nach den Siegesfesten, welche ihm die Pavesen bereitet, unmittelbar zu den Geschäften der Synode. Er ordnete Fasten und Gebete an, um für den glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten den himmlischen Beistand zu erwirken. Darauf berief er die Väter und erklärte ihnen, daß er nach dem Beispiele Constantins, Theodosius, Justinians, Karls und Ottos des Großen das Recht habe Concile zu versammeln, aber die Entscheidung des um den päpstlichen Stuhl ausgebrochenen Streits ihnen ganz überlasse; sie sollten dabei bedenken, daß sie so ihr Urtheil zu fällen hätten, wie sie es vor Gottes Richterstuhl verantworten könnten. An den Verhandlungen der Synode selbst über die Wahl hat dann der Kaiser so wenig, wie Octavian, unmittelbaren Antheil genommen.

Die Synode von Pavia.

Am 5. Februar wurden die Verhandlungen in dem Dome von Pavia eröffnet. Persönlich erschienen waren der Patriarch von Aquileja, die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Hamburg und Magdeburg, eine größere Anzahl italienischer und deutscher Bischöfe, aber nur ganz vereinzelte aus Burgund, Dänemark und Frankreich: im Ganzen zählte man gegen 50 Bischöfe in der Synode. Der Erzbischof von Trier war auf der Reise erkrankt, hatte aber brieflich sein Ausbleiben entschuldigt. Auch Erzbischof Eberhard von Salzburg hatte sich auf den Weg gemacht und war bis Vicenza gelangt; hier aber entschloß er sich zur Rückreise und schickte den Propst Heinrich von Berchtesgaden als seinen Bevollmächtigten nach Pavia; er ließ sein Ausbleiben mit körperlichen Leiden entschuldigen, doch werden bei seiner alexandrinischen Gesinnung andere Gründe bestimmender gewesen sein. Die Erzbischöfe von Arles, Lyon, Vienne und Besançon, wie Guido, der Erwählte von Ravenna, waren nicht persönlich anwesend, hatten aber Gesandte und Briefe geschickt und ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Concils ausgesprochen. Der König von England hatte brieflich und durch Gesandte erklärt, daß er in Allem in Eintracht mit dem Kaiser handeln werde. Ein Bote des französischen Königs versprach, daß dieser nicht eher einen der beiden Päpste anerkennen werde, als bis er weitere Nachrichten vom Kaiser erhalten. Auch die Könige von Dänemark, Ungarn und Böhmen hatten Gesandte geschickt, wie der Herzog und der Erzbischof von Polen. Außer diesen Gesandten, wohl ausschließlich Klerikern, hatte sich eine große Zahl von Aebten, Archidiakonen, Pröpsten aus verschiedenen Ländern eingestellt. Auch viele Laienfürsten, wie Heinrich der Löwe, Herzog Welf, Herzog Berthold von Zähringen, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad bei Rhein, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf von Sachsen wohnten den Verhandlungen bei, deren Leitung die anwesenden Erzbischöfe übernahmen.

Die Versammlung mochte als eine ziemlich vollständige Repräsentation der deutschen und norditalischen Kirche gelten, aber als eine Vertretung der gesammten abendländischen Kirche ließ sie sich keineswegs betrachten. Die versammelten Väter fühlten dies selbst, und zwar um so mehr, als die Verhältnisse seit ihrer Berufung sich wesentlich geän-

dert hatten. Damals schien es möglich, die Entscheidung für den einen oder den anderen Papst zu treffen, je nachdem sich seine Wahl als kanonisch erwiese, oder, wofern dies bei Beiden nicht der Fall, eine neue Wahl der Cardinäle zu veranlassen. Seit der Weigerung Alexanders, sich dem Urtheile der Synode zu unterwerfen, und seitdem die große Majorität der Cardinäle sich fest an Alexander angeschlossen, schien dagegen kaum eine andere Möglichkeit gegeben, als sich entweder für Victor zu erklären oder die Entscheidung von sich abzulehnen und einer Versammlung zu überlassen, welche mehr der Vorstellung von einem allgemeinen Concil entspräche und sich genügende Auskunft auch von den Alexandrinern verschaffen könne. In der That war anfangs die fast allgemeine Meinung in der Versammlung, daß man die Entscheidung vertagen müsse, aber bald brach sich doch die Ansicht Bahn, daß man einer Untersuchung der Wahlvorgänge nicht ausweichen könne; unzweifelhaft wird auch der Kaiser darauf gedrungen haben, dem vor Allem die Beseitigung des Schisma am Herzen lag. Sobald man aber an die Untersuchung ging, zeigten sich sogleich die größten Schwierigkeiten. Die Sache Victors war auf das Beste vertreten. In der Versammlung gegenwärtig waren die drei Cardinäle, die von seinen Wählern noch auf seiner Seite standen, die Bischöfe, die ihn geweiht hatten, Gesandte des Domstifts von St. Peter und mehrere andere angesehene Vertreter des römischen Klerus, wie des römischen Adels, sämmtlich unbedingte Anhänger Victors und zu jedem Zeugniß zu seinen Gunsten bereit. Dagegen gab es Niemanden, der sich Alexanders und seiner Sache annahm, der den Erklärungen der Victoriner begegnen wollte oder konnte. Zur Zeit, wo die Synode zusammentrat, verweilten die Cardinäle Heinrich und Oddo zu Genua, zwei andere Geschäftsträger Alexanders, der Cardinal-Legat Johannes von Anagni und der römische Subdiakon Johannes Pizutus, in Piacenza: diese forderten die Väter, da ihre Vernehmung für sie das größte Interesse hatte, brieflich und durch Boten auf sich einzufinden, aber die Cardinäle ließen sich vergeblich erwarten. Nur Einer von den Anhängern Alexanders war zu Pavia und spielte dort inmitten der Väter die eigenthümlichste Rolle. Es war der Cardinal Wilhelm, vom Titel des heiligen Petrus ad vincula, von Geburt ein Paveſe. Er hatte anfangs auf Victors Seite gestanden *),

*) Nach einer vereinzelten Nachricht wäre Wilhelm zur Zeit der Wahl nicht selbst in Rom gewesen, sondern krank zu Anagni zurückgeblieben; er soll aber seine

aber bald die Farbe gewechselt; Manchem mochte es noch zweifelhaft sein, zu welcher Partei man ihn zu zählen habe, obwohl er im Herzen bereits einer der heftigsten Gegner Victors und des Kaisers war. Sicher ist, daß er nicht als Bevollmächtigter Alexanders auftrat, aber es ist schwer zu glauben, daß ein Mann, welchen Alexander unmittelbar nachher mit den wichtigsten Geschäften in seiner Sache betraute, ohne Wissen desselben nach Pavia gegangen sei. Mehrfach ist später behauptet worden, Wilhelm habe die Absicht gehabt, den Kaiser und die Synode von einem entscheidenden Vorgehen abzuhalten, doch hat er in Wahrheit sich bei allen Verhandlungen durchaus passiv verhalten. Dagegen steht fest, daß die Alexandriner besonders durch ihn über die Vorgänge in Pavia unterrichtet wurden, und so liegt die Annahme nahe, daß er als Späher zur Synode gesandt worden sei.

Da sich keine Stimme für Alexander erhob, schien Victors Partei den Sieg ohne Kampf nur zu leicht gewinnen zu müssen. Sie überfluthete die Versammlung mit Schriftstücken, Zeugnissen, Reden zur Vertheidigung ihres Papsts, die eben so viele Anklagen gegen Alexander und seine Anhänger waren, aber ohne alle Beantwortung blieben.

Das wichtigste Schriftstück, welches der Synode vorgelegt wurde, ist uns erhalten, ein Schreiben der Domherren von St. Peter. Sie legten darin die Umstände dar, unter denen der Wahlkampf vor ihren Augen stattgefunden habe, die vorzeitige Immantation Rolands verhindert, die Octavians aber vollständig durchgeführt sei. Sie erklärten, daß auch die Zustimmung des römischen Klerus und Volks Victor nicht gefehlt habe, daß Roland gegen die Immantation seines Gegners nicht nur keinen Einspruch erhoben, sondern ihn sogar ausdrücklich als rechtmäßigen Papst anerkannt habe, bis er selbst endlich Rom verlassen und sich erst am zwölften Tage nach Victors Erhebung zu Cisterna habe immantiren lassen. Ueber das spätere Verhalten der beiden Päpste beriefen sie sich auf die Berichte der kaiserlichen Gesandten, welche auch über die Stimmung der römischen Kirche Auskunft geben könnten. Um ihre eigenen Aussagen zu erhärten, hatten die Domherren ihren Dekan Petrus Christianus und einen ihrer Brüder Petrus Guidonis, Kämmerer der römischen Kirche, nach Pavia geschickt.

Zustimmung zur Wahl Octavians durch Guido von Crema und den Cardinal Johann vom Titel des heiligen Martin haben erklären lassen.

Dieſes Schriftſtück wurde zunächſt den Verhandlungen zu Grunde gelegt und über die Angaben deſſelben, namentlich über die vollſtändige und auch von Roland ſelbſt anfangs anerkannte Immantation, Zeugen vernommen. Außer dem Dekan des Kapitels von St. Peter beſtätigten dieſe Angaben zwei Rectoren des römiſchen Klerus, Blaſius und Magnerius, ſieben Erzprieſter der römiſchen Kirche und einige andere Kleriker, theils Diakonen, theils Subdiakonen. Daran ſchloſſen ſich eine Reihe von Zeugenausſagen, welche darthun ſollten, daß Victor gleich nach ſeiner Erhebung faſt allgemeine Obedienz bei dem römiſchen Klerus gefunden, Roland dagegen ſich, ſo lange er in der Stadt geweſen ſei, gar nicht als Papſt betrachtet habe; einige vornehme Römer machten überdies darüber Ausſagen, daß eine Verſchwörung beſtanden habe, um die Wahl Octavians zu verhindern. Für die zuletzt genannten Punkte traten als Zeugen nicht nur die erwähnten Rectoren und Erzprieſter mit anderen römiſchen Klerikern ein, ſondern auch vornehme Laien: der Stadtpräfect Petrus*), Stephanus de Tebaldo, Stephanus Normannus, Johannes von S. Stefano, Johannes Gaetanus, Wolfram von der Giudecca, Gimund aus dem Geſchlecht der Pierleoni und Andere.

Hierauf berichteten die kaiſerlichen Geſandten, welche Roland und Octavian die Vorladungsſchreiben überbracht hatten, wie ſie den Kanzler und ſeine Partei dreimal förmlich vorgeladen, ihnen freies Geleit zugeſagt, ihnen überdies Octavian Sicherheiten geboten, ſie aber dies alles hochfahrend zurückgewieſen hätten. Zu langen Erörterungen gab dann die Verbindung Anlaß, in welche ſich bereits Papſt Hadrian IV. gegen das Reich mit den Mailändern und dem König von Sicilien eingelaſſen und welche die Cardinäle der ſiciliſchen Partei eidlich verpflichtet haben ſollte, nur einen aus ihrer Mitte zum Nachfolger Hadrians zu wählen. Wir beſitzen noch ein längeres Fragment einer Rede, welche im Zuſammenhang die ſogenannte ſiciliſche Verſchwörung darzulegen ſucht; ſie iſt ohne Zweifel für die Synode abgefaßt und vielleicht auch auf derſelben gehalten worden. Großen Eindruck machte, daß den Vätern mehrere aufgefangene**) Schreiben Alexanders und ſeiner Car-

*) Der Stadtpräfect, ein Schweſterſohn Octavians, ſoll nach Johann von Salisbury (Ep. 59) zur Zeit der Wahl aus Rom verbannt geweſen ſein und deshalb kein vollgültiges Zeugniß haben ablegen können.

**) Ein Bote des Erzbiſchofs von Mailand war von dem Pfalzgrafen Otto gefangen und dieſe Briefe bei ihm gefunden worden.

dinäle an Mailand und andere lombardiſche Städte, wie die Biſchöfe derſelben, vorgelegt wurden, welche klar die Machinationen gegen das Reich erwieſen.

Da Alexander in ſeinem erſten Rundſchreiben unter Anrufung des göttlichen Namens verſichert hatte, daß Octavian nur mit zwei Cardinälen, Johann vom Titel des h. Martin und Guido von Crema, ſeiner Wahl ſich widerſetzt hätten, alle anderen Wähler aber mit derſelben einverſtanden geweſen wären, wurde auch das Stimmenverhältniß bei der Wahl näher unterſucht. Unfraglich war der anweſende Cardinalbiſchof Imarus von Tusculum auf Seiten Victors geweſen. Daſſelbe wurde von dem Cardinal Wilhelm in ſeiner Gegenwart behauptet, ohne daß er Einſprache erhob. Auch der Cardinaldiakon Raimund, erklärte man, habe für Octavian geſtimmt und ihm Obedienz geleiſtet und ſei eben deshalb, als er zur Synode ſich begeben wollte, auf Anſtiften des Cardinals Heinrich zu Piſa überfallen, verhaftet und mißhandelt worden. Der Cardinal Cencius von St. Hadrian, der durch Krankheit am Erſcheinen gehindert war, ſollte ſchriftlich erklärt haben, daß er Octavian erwählt habe und auch in Zukunft zu ihm halten wolle*). Endlich hätten, erklärte man, auch der Biſchof Gregorius von der Sabina und der Cardinaldiakon Arbicius mit vielen anderen Octavian Obedienz geleiſtet, ſeien aber, durch Geld beſtochen, ſpäter abgefallen. Dies ſchien

*) Alexander erkannte bald an, daß Octavian doch nicht zwei, ſondern drei Anhänger unter den Cardinälen gehabt habe; er wird dann den Biſchof Imarus von Tusculum hinzugezählt haben. Dennoch ſuchten die Alexandriner immer noch die Theilnahme deſſelben an der Wahl in Abrede zu ſtellen. Die alexandriniſchen Cardinäle behaupteten, daß er für Alexander geſtimmt und erſt ſpäter Partei gewechſelt habe; Arnulf von Liſieux dagegen, daß Imarus vor Abſchluß der Wahl fortgegangen ſei, weil ihm ſein Mahl gelockt habe. Auch der Cardinal Raimund gehörte unzweifelhaft zu den Wählern Octavians und hielt noch ſpäter bei ihm aus, aber bald nach der Synode finden wir ihn auf der Seite Alexanders. Der Cardinal Cencius, wenn er überhaupt für Octavian geſtimmt, hatte doch bereits früher ihn verlaſſen; ob er ſpäter noch einmal ſchwankend geworden war, ſteht dahin. Von Seiten Alexanders iſt wohl hauptſächlich deshalb alle Mühe angewandt worden, den Anhang Octavians auf zwei oder drei Perſonen herabzudrücken, weil es eine alte kanoniſche Beſtimmung gab, nach welcher bei einer ſonſt einmüthigen Wahl der Widerſpruch zweier oder dreier feindlich geſtimmter Wähler nicht in Betracht gezogen werden ſollte (Decret. Grat. c. 30. Dist. LXIII). Dieſe auf die Biſchofswahlen im Allgemeinen bezügliche Beſtimmung war ſchon beſonders auf die Papſtwahl früher bezogen worden. Mühlbacher, Die ſtreitige Papſtwahl des Jahres 1130. S. 152.

zu genügen, um Roland nicht nur der Lüge, sondern auch des Meineides zu zeihen. Uebrigens blieb man bei der Behauptung der Victoriner stehen, daß sich neun Stimmen bei der Wahl für Octavian erklärt hätten, und gab damit zu, daß weitaus die Mehrheit der Cardinäle auf Rolands Seite gewesen sei.

Schließlich ging man auf der Synode die Aufzeichnungen über frühere Wahlen in den alten Lebensbeschreibungen der Päpste durch und fand darin, daß in ähnlichen Spaltungen die Kirche sich immer für den erklärt habe, der „auf Verlangen des Volks, auf Wunsch und unter Zustimmung des Klerus" zuerst auf den Stuhl Petri von den Cardinälen erhoben sei. Man erinnerte sich auch, daß Innocenz II. von der Kirche als rechtmäßiger Papst anerkannt sei, weil er um einige Stunden früher, als Anaklet, immantirt worden sei, und doch habe dieser noch an demselben Tage die Immantation erhalten; unerhört sei dagegen bisher eine Immantation, nachdem schon ein Anderer Tags zuvor den Mantel erhalten, Roland habe aber nicht einen, sondern elf Tage nachher sich immantiren lassen.

Nachdem die Synode volle fünf Tage mit diesen Verhandlungen zugebracht und über die wichtigsten Zeugenaussagen ein Protokoll aufgenommen, wurde dies am sechsten Tage vorgelegt und von den Hauptzeugen der römischen Geistlichkeit beschworen; auch die anwesenden römischen Adligen erklärten sich bereit ihre Aussagen zu beschwören, aber man hielt dies für überflüssig. Inzwischen schwand jede Hoffnung, daß die Geschäftsträger Alexanders zu Genua und Piacenza, die man zur Synode eingeladen hatte, erscheinen würden*); es lag vielmehr ein Brief des Cardinals Heinrich an den Kaiser vor, worin er ausdrücklich erklärte, daß seine Gesinnungsgenossen sich in keine kirchliche Gerichtsverhandlung oder Untersuchung einlassen würden. Man meinte deshalb für jetzt keine weiteren Aufschlüsse erwarten zu dürfen und zum Beschluß schreiten zu können. Uebrigens waren noch immer manche Bischöfe, namentlich lombardische, der Ansicht, daß man sich eines förmlichen Urtheils enthalte und die Entscheidung bis auf bessere Information und eine größere Synode verschieben solle. Aber die Mehrzahl der Bischöfe drang auf Entscheidung, und auch der Kaiser selbst wird Nichts unterlassen haben dieselbe herbeizuführen.

---

*) Vergl. oben S. 240 Anmerkung und S. 245.

Am siebenten Tage kam es zur Beschlußfassung. Noch einmal machte die Mehrzahl der lombardischen Bischöfe geltend, daß man gegen Roland in seiner Abwesenheit nicht verfahren könne und ihn deshalb noch dreimal nach der Sitte vorladen solle, dagegen erklärte die Majorität der deutschen Bischöfe, daß eine Entscheidung sogleich getroffen werden müsse. Den Lombarden, meinten sie, kosteten alle solche Vorladungen und Synoden nur wenige Schillinge, sie aber seien von Osten und Westen, manche von entlegenen Gebirgen unter großen Kosten gekommen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen; die geschehenen Vorladungen seien peremptorische gewesen und der Ausbleibende habe die Folgen zu tragen. Diese Meinung drang um so leichter durch, als ein längeres Hinziehen der Entscheidung große Gefahren für Reich und Kirche in sich zu schließen schien. Nachdem die Vertagung abgewiesen, konnte das Urtheil der Synode nicht mehr zweifelhaft sein. Von besonderem Einfluß auf dasselbe war die angebliche Verschwörung der Cardinäle, welche der Wahl Rolands vorausgegangen sein sollte, die frühere Immantation Octavians, die man auch bei Innocenzs Erhebung als das entscheidende Moment annahm, obwohl auch er nur von einer Minderheit der Cardinäle gewählt war, ferner die offenkundige Verbindung Rolands und seiner Anhänger mit dem Sicilier, Mailand, Brescia und Piacenza, da diese nicht nur eine Gefahr für das Reich in sich schloß, sondern auch unheilbare Zerwürfnisse zwischen Reich und Kirche befürchten ließ, endlich die Weigerung der Gegenpartei trotz der Zusicherung sicheren Geleits sich selbst oder Anwalte zu der Synode zu stellen.

So erklärten denn zuerst die vorsitzenden Erzbischöfe, dann die einzelnen Bischöfe, daß die Wahl Victors anzuerkennen, die Rolands zu verwerfen sei. Die Mehrzahl stimmte dem unbedingt zu; der Patriarch von Aquileja und mehrere Bischöfe Italiens nur vorbehaltlich einer Revision des Urtheils durch die allgemeine Kirche und nur wegen der Bedrängnisse des Reichs; diesem Vorbehalt schlossen sich von den Deutschen auch die Bischöfe von Bamberg, Passau und Regensburg an*). Darauf erschien der Kaiser selbst in der Mitte der Väter und

*) Nach einer glaubhaft erscheinenden Nachricht bei Gerhoh (De investigatione antichristi c. 60) sollen nur drei Bischöfe überhaupt gegen den Beschluß gewesen sein; sie scheinen sich schon vor der Abstimmung entfernt zu haben, und zu ihnen gehörte wohl auch der Bischof von Pavia selbst, der schon früher sich Octavian anzuerkennen geweigert hatte, aber doch auf der Synode nach dem Zeugniß des

erkannte ihr Urtheil an, nach ihm alle Fürsten und eine große versammelte Menschenmenge unter dreifachem Zuruf. Das war der denkwürdige Beschluß des 11. Februar, der nicht, wie man gewähnt hatte, der Kirche den Frieden gab, sondern dieselbe in einen achtzehnjährigen Kampf verwickelte.

Nach seiner Anerkennung wurden dann sogleich Victor alle Ehren, welche die Päpste in Anspruch nehmen, geflissentlich erwiesen*). In feierlicher Processión wurde er am folgenden Tage von S. Salvator nach der Domkirche geführt. Vor der Thür des Doms empfing ihn der Kaiser selbst, hielt ihm beim Absteigen den Steigbügel und geleitete ihn zum Altare. Hier empfing der Papst zuerst vom Kaiser den Fußkuß, dann von dem Patriarchen, den Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten, wie von den Laienfürsten und der ganzen anwesenden Menge.

Am 13. Februar wurde die Synode, in welcher der Papst nun selbst den Vorsitz führte, geschlossen. Es geschah dies nach der Sitte mit einer Reihe von Strafurtheilen. Bei brennenden Kerzen wurde der Bann über Roland als Schismatiker, über die Bischöfe von Ostia und Porto, die ihn geweiht hatten, und über mehrere seiner vornehmsten Anhänger ausgesprochen. Es waren dies die Cardinäle Johann von Neapel und Hyacinth, der Cardinal Heinrich, welcher gegen den Cardinal Raimund Gewalt geübt haben sollte, und der Propst von Piacenza, den man anschuldigte, den Bischof von Tusculum beraubt und beschimpft zu haben. Nachdem die Kerzen gelöscht waren, wurden der

---

Cardinals Wilhelm zugegen war. Unter den Zustimmenden wird er in dem Synodalschreiben nicht erwähnt, dagegen die Bischöfe von Verona und Padua, die gleichfalls früher Octavian nicht hatten anerkennen wollen; von dem Ersteren ist auch anderweitig urkundlich bezeugt, daß er damals zu Pavia war. Offenbare Uebertreibungen sind es, wenn später der Cardinal Wilhelm behauptete, daß von den 44 Bischöfen, deren Zustimmung zu den Synodalbeschlüssen berichtet wird, 24 sich der Anerkennung Victors entzogen und unter diesen nur sechs oder sieben Italien angehört hätten. Die 44 Zustimmenden waren nach dem Synodalschreiben außer den 5 Erzbischöfen 23 Bischöfe Italiens, 11 des deutschen, 2 des burgundischen Reichs, ein böhmischer, ein dänischer und ein französischer. Vergl. unten S. 264.

*) Victor scheint aus Achtung vor dem Richterspruch der Synode bis dahin sich der päpstlichen Insignien zu Pavia enthalten zu haben. Alexander verbreitete aber alsbald in einem Rundschreiben (vergl. unten S. 255. 256), daß jener sie vom Kaiser sich habe zurückgeben und dem Gerüchte nach mit einem Ringe sich als Papst habe investiren lassen — es ist dies an sich mehr als unwahrscheinlich und durch keine andere Nachricht bestätigt.

König von Sicilien und die Mailänder wegen ihrer Angriffe auf Kirche und Reich zur kanoniſchen Verantwortung gezogen: dies ſchien der beſte Beweis, daß der von der Synode anerkannte Papſt in innigſter Verbindung mit dem Kaiſer ſein Amt führen, die Feinde des Reichs auch mit geiſtlichen Waffen bekämpfen wolle, wie es einſt im Vertrage mit Eugen III. feſtgeſtellt war.

Die Verhandlungen der Synode wurden ſogleich in Form eines Schreibens der vorſitzenden Erzbiſchöfe und der anderen Synodalen an die Könige, geiſtlichen und weltlichen Fürſten und alle anderen Getreuen Chriſti veröffentlicht und daran die Ermahnung geknüpft, unbedenklich anzuerkennen, was die Synode zur Ehre Gottes, für die Ruhe der römiſchen Kirche und das Heil aller Chriſten beſchloſſen habe. Um dieſen Beſchlüſſen größeres Anſehen zu verſchaffen, fügte man die Zuſtimmung nicht nur der anweſenden Erzbiſchöfe und Biſchöfe hinzu, ſondern auch ſolcher, die nur vorweg brieflich oder durch Geſandte ihr Einverſtändniß mit den Beſchlüſſen der Synode erklärt hatten; die meiſten Erzbiſchöfe gaben überdies beipflichtende Erklärungen zugleich für ihre Suffragane ab, und in einzelnen Fällen hat man als zuſtimmend auch Biſchöfe erwähnt, von welchen gar keine Erklärungen vorlagen, deren Meinung man aber mit Sicherheit zu gewinnen hoffte. So geſchah es mit Hillin von Trier, ſo auch mit Eberhard von Salzburg, obwohl der Kaiſer, um des Letzteren Meinung zu beſtimmen, erſt am 15. Februar an ihn von Pavia aus ein Schreiben erließ. Indem man ſo den Kreis der angeblich Zuſtimmenden in bedenklichſter Weiſe erweiterte, berechnete man die Zahl der Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche die Beſchlüſſe der Synode anerkannt haben ſollten, auf 153, von denen aber nur 44 zu derſelben wirklich mitgewirkt hatten. Ferner wurde die Zuſtimmung der Könige von Ungarn, Dänemark und Böhmen, wie des Herzogs von Polen, erwähnt, auch zahlreicher Aebte, Archidiakonen und Pröpſte aus verſchiedenen Ländern, wie die Anweſenheit vieler deutſcher Fürſten.

Man begnügte ſich nicht mit dem Synodalſchreiben, ſondern beſchloß auch Geſandtſchaften an die Könige von Spanien, England, Frankreich, Dänemark, Böhmen und Ungarn zu ſenden, um ſie für die Anerkennung und Durchführung der Paveſer Beſchlüſſe zu gewinnen. Nach Frankreich ging Rainald von Köln, den ſein Verwandter Graf Adolf von Holſtein begleitete, nach England der Biſchof Garſidonius von

Mantua, nach Spanien Hermann von Verden, nach Ungarn und Böhmen Daniel von Prag, nach Dänemark der vielgewandte Merseburger Propst Christian.

Indem der Kaiser so Alexander mit kirchlichen Maßregeln bekämpfen ließ, faßte er aber zugleich den Krieg gegen die weltlichen Bundesgenossen desselben, die zugleich die Feinde des Reichs waren, in das Auge. Von Pavia aus sandte er den Herzog Heinrich von Kärnthen, den kaiserlichen Protonotar Heinrich und Reiner, einen Sohn des ehemaligen venetianischen Dogen Petrus Polanus, der früher in die Gefangenschaft Friedrichs gefallen, dessen Ketten aber bereits gelöst waren, nach Constantinopel; man sagte, daß sie die Antwort auf ein Gesuch Kaiser Manuels, ihm fünf Seestädte in Apulien abzutreten, und auf Anerbietungen desselben zu gemeinsamem Vorgehen gegen den König von Sicilien überbringen sollten. Offenbar war Manuel des Waffenstillstands mit dem Sicilier bereits müde; gemeinsames Interesse konnte wieder zu einer Annäherung zwischen den Kaisern des Ostens und Westens führen.

Den unmittelbaren Kampf gegen Mailand beabsichtigte Friedrich erst im Frühling des nächsten Jahres wieder aufzunehmen, da das Land zu verwüstet war, um demnächst ein Heer zu ernähren; er beschloß deshalb seine Getreuen jetzt zu entlassen. Er belohnte die ihm geleisteten Dienste reichlich mit Gold und Silber, mit kostbaren Gewanden, mit Lehen und Privilegien. Froh kehrten die meisten deutschen Fürsten in die Heimath zurück; wir wissen, wie glücklich Eberhard von Bamberg war, endlich des Hofdienstes entbunden zu sein. Nur mit geringer Begleitung blieb der Kaiser in Italien. Von deutschen Herren finden wir in der nächsten Zeit nur wenige an seiner Seite, wie Otto von Wittelsbach, den jungen Herzog Friedrich von Schwaben und des Kaisers Halbbruder Pfalzgraf Konrad; auch die beiden Letzteren suchten später ihre deutschen Länder auf.

Die Welfen, welche dem Kaiser namhafte Dienste vor Crema geleistet, trennten sich jetzt von ihm und nutzten die Zeitumstände, ihre eigene Macht zu vergrößern. Herzog Welf, dem der Kaiser die Einkünfte des Mathildischen Hausgutes vollständig wieder ausgeliefert hatte, begab sich mit seinen Mannen nach Tuscien, wo er sich bisher in seiner herzoglichen Macht noch nicht gezeigt hatte. Am 20. März kam er nach S. Ginesio, wo er von dem Erzbischof und den Consuln von Pisa feierlich empfangen wurde. Auch die Consuln der meisten

anderen tuſciſchen Städte und eine große Zahl großer und kleiner Vaſallen hatten ſich hier eingeſtellt; ſie alle leiſteten ihm als dem Landesherren Huldigung und Treueeid. Von S. Gineſio begab ſich der Herzog nach Piſa, wo er am 26. März einzog und bis zum 31. März verweilte. Lucca wurde gleichfalls von ihm aufgeſucht, und er überließ der Stadt gegen einen hohen Jahreszins alle Rechte, welche einſt die Gräfin Mathilde in ihrem Gebiete ausgeübt hatte. Schon machte Welf Miene auch im Spoletaniſchen, wo die herzoglichen Rechte faſt vergeſſen waren, in gleicher Weiſe aufzutreten. Das ſelbſtherriſche Vorgehen ſeines Oheims erregte den Argwohn des Kaiſers, und um ſo mehr, als ſich derſelbe alsbald gegen die Paveſer Beſchlüſſe in Verbindungen mit Alexander einließ, der in den tuſciſchen Städten einen weitverbreiteten Anhang hatte; beſonders war es der Propſt Otto von Raitenbuch, welcher die kirchliche Geſinnung des Herzogs beſtimmte.

Dagegen hielt es Heinrich der Löwe für ſein Intereſſe, als ein eifriger Anhänger Victors aufzutreten. Schon längſt lebte er mit dem Biſchof Udalrich von Halberſtadt wegen mehrerer ihm von dieſem verweigerter Kirchenlehen in Feindſchaft; unter Beihülfe eines Legaten Victors wurde demnächſt Udalrich entfernt und ein gewiſſer Gero eingeſetzt, der ſich zu Victor bekannte und vor Allem als ein höchſt gefügiges Werkzeug des Herzogs erwies. In den wendiſchen Gegenden ordnete Papſt Victor die Kirchenverhältniſſe ſo, daß der Herzog und Erzbiſchof Hartwich ſich befriedigt fühlen konnten: dem Erzbiſchofe wurden die Metropolitanrechte über Oldenburg, Meklenburg und Ratzeburg gewahrt, dem Herzog aber die Inveſtitur mit den Regalien vorbehalten.

Erſtarkung des Schisma.

So anfechtbar die Paveſer Beſchlüſſe waren, machten ſie doch auf die abendländiſche Welt einen tiefen Eindruck. Allerdings ließ man die Synode nicht als eine allgemeine gelten, aber man ſah in ihr doch eine Verſammlung, deren Entſcheidung ſchwer in das Gewicht fiel. Indem Victor ſich auf dieſe Entſcheidung berief, hatte Alexander ihm keine gleich gewichtige entgegen zu ſtellen. Ueberdies trat für die Paveſer Beſchlüſſe die Autorität des erſten und mächtigſten Fürſten des Abendlandes ein und ſicherte damit Victor die Anerkennung eines großen Theils Italiens, wie faſt des ganzen deutſchen Reichs und der von

demſelben abhängigen Länder. Mochte es in dem Machtgebiet des Kaiſers auch hier und da Alexandriner geben, wie z. B. in der Salzburger Kirchenprovinz, offen wagten ſie ihre Geſinnung kaum zu zeigen. Auch erſchienen die Bemühungen des Kaiſers, Spanien, Frankreich, England und Ungarn für Victor zu gewinnen, noch keineswegs ausſichtslos. Wie gering waren dagegen die Hoffnungen Alexanders und ſeiner Cardinäle, die bisher keine anderen ſicheren Bundesgenoſſen als den Sicilier und einige rebelliſche Städte der Lombardei beſaßen.

Alexander verkannte keinen Augenblick, wie bedrohlich für ihn jene Synodalbeſchlüſſe waren. Doch ſie ſchreckten ihn nicht, trieben ihn vielmehr mit aller Energie ſeinen Widerſachern entgegenzutreten. Schon am 28. Februar ſprach ſein Legat in Mailand, der Cardinal Johann von Anagni, in Gemeinſchaft mit dem Erzbiſchof Otbert feierlich im Dome den Bann nicht allein über Octavian, ſondern auch über den Kaiſer aus, am 12. März weiter auch über die Biſchöfe von Mantua, Cremona und Lodi, den Markgrafen von Montferrat, den Grafen Guido von Biandrate, die Rectoren und Conſuln von Cremona, Pavia, Novara, Vercelli und Lodi, wie in den Grafſchaften Seprio und Martesana, endlich am 28. März noch über Ludwig, den Befehlshaber des Kaiſers in Baradello. Alle Gegner Mailands wurden unterſchiedslos als Schismatiker behandelt, und der Legat erklärte zugleich, daß Alles, was Friedrich bisher gethan oder noch thun würde, aller Gültigkeit entbehre, bis er ſeinen Frieden mit der Kirche ſchließe. Auch der Papſt ſelbſt blieb nicht zurück. Am grünen Donnerſtag (24. März 1160) ſchleuderte er im Dome zu Anagni gegen Friedrich den Bannfluch, weil er nicht wie ein Kaiſer, ſondern wie ein Tyrann das Reich regiere; die gleiche Strafe erkannte er gegen Otto von Wittelsbach und die anderen Beförderer des Schisma und erneuerte zugleich den bereits über Octavian verhängten Bann. Alle, welche dem Kaiſer durch Eide verpflichtet, entband er im Namen Gottes und des heiligen Petrus der Treue und der Verpflichtungen gegen ihn, ſo daß ſie fortan ihm nicht mehr zu gehorchen, ſondern jeden Beiſtand ſeinem tyranniſchen Regiment zu verweigern hätten.

In den nächſten Tagen erließ Alexander Schreiben an ſeine Anhänger, in welchen er ſie von der Excommunication des Kaiſers benachrichtigte und dieſe eingehender zu begründen ſuchte. Er behauptete: Friedrich habe, in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger tretend, ſich von

Anfang an als ein tyrannischer Unterdrücker der römischen Kirche gezeigt, Erzbischöfe und Bischöfe, die von Rom kamen, einkerkern lassen, die Legaten des apostolischen Stuhls zu Besançon unwürdig behandelt, gewaltsam das Patrimonium Petri überfallen, nach der allgemeinen Ueberzeugung noch bei Lebzeiten Hadrians dessen Widersacher Octavian auf den Stuhl Petri zu erheben gesucht und nach dem Tode des Papstes den Widerstand des Eindringlings gegen den von den Cardinälen Erwählten auf alle Weise unterstützt; er habe gegen die kanonischen Bestimmungen die Kirchenfürsten zu einer Synode nach Pavia berufen, Octavian hier zur vollständigen Unterdrückung der Kirche mit einem Ringe das Papstthum verliehen und die versammelten Väter mit tyrannischer Gewalt gezwungen sich dem Eindringling zu unterwerfen. Wenn er seine Absichten erreiche, so werde er in gleicher Weise auch die Könige und Fürsten der verschiedenen Länder mit den geistlichen und weltlichen Waffen zu unterwerfen suchen. Dieses Schreiben, strotzend von Uebertreibungen und unerwiesenen Behauptungen, sollte in allen kirchlich Gesinnten den heftigsten Haß gegen den schismatischen Kaiser, bei allen weltlichen Fürsten die schwersten Besorgnisse vor der überwuchernden kaiserlichen Macht erregen und war für diese Zwecke geschickt genug abgefaßt.

Gleichzeitig wurde in Form eines Schreibens von 25 alexandrinischen Cardinäle an die gesammte Christenheit ein weitläufiger Tractat verbreitet, welche den Paveser Beschlüssen entgegentrat, um die Wirkungen derselben zu vereiteln und die kaiserliche Autorität zu untergraben. Die Erhebung Octavians wird hier vor Allem als ein Werk des Kaisers dargestellt, die Weigerung Alexanders und der Cardinäle in Pavia zu erscheinen möglichst gerechtfertigt und die auf der Synode erfolgte Anerkennung Octavians auf den äußersten Zwang zurückgeführt. Bei den Verhandlungen, heißt es, hätten sich die Bischöfe einer nach dem anderen heimlich aus der Kirche entfernt, bis der Kaiser die Pforten habe schließen lassen, dann habe er die Zurückgebliebenen — es sollen nur sechs oder sieben Italiener darunter gewesen sein — unter Androhung der äußersten Gefahren und der Verwüstung ihrer Kirchen zur Anerkennung Octavians genöthigt*).

*) Eigenthümlich ist die Erklärung der Cardinäle, daß sie, wenn Alexander sterben sollte, sogleich einen anderen Papst wählen könnten, während mit dem Tode Octavians der ganze Bau seiner Secte zusammenbrechen müßte.

Zugleich ſandte Alexander in derſelben Weiſe, wie ſein Gegner und der Kaiſer, Legaten aus, um für ſeine Sache zu wirken. Die Cardinäle Heinrich und Odo erhielten Befehl ſich alsbald nach Frankreich zu begeben; eben dorthin wurde auch jener Cardinal Wilhelm geſchickt, welcher über die Vorgänge zu Pavia die beſte Auskunft zu geben vermochte. Nach Ungarn gingen der Biſchof Julius von Paleſtrina und der Cardinaldiakon Petrus von S. Euſtachius. Nach dem Orient ſandte Alexander den Cardinalprieſter Johann von dem Titel der Heiligen Johannes und Paulus; denn beſonderen Werth legte er darauf, die Anerkennung der Kirchen von Jeruſalem und Antiochia zu gewinnen. Wenn er auch an den Kaiſer Manuel eine Legation in dem Biſchof von Tivoli und dem Cardinaldiakon Ardicius vom heiligen Theodorus abſandte, ſo war dabei wohl hauptſächlich der Grund beſtimmend, eine Verbindung Manuels mit Friedrich gegen den Sicilier zu verhindern.

Den Legaten Alexanders waren die Geſandten des Kaiſers und Victors an den Höfen meiſt ſchon zuvorgekommen. Wir können die Schritte auf beiden Seiten nicht genau verfolgen, aber im Ganzen laſſen ſich die Reſultate dieſer Botſchaften doch erkennen. In einem im Auguſt 1160 erlaſſenen Schreiben an den Patriarchen von Aquileja rühmt der Kaiſer: Spanien, Ungarn, Dänemark, Böhmen, der Graf von Barcelona und der Graf von S. Giles mit der ganzen Provence und Burgund hätten Victor anerkannt und täglich mehrten ſich deſſen Anhänger. Der Kaiſer überſchätzte, wie ſich bald zeigte, weit die Erfolge ſeiner kirchlichen Politik; Manche, die er für Freunde hielt, waren im Herzen alexandriniſch und warteten nur die günſtige Stunde ab, um ihre wahre Geſinnung zu enthüllen.

Am wenigſten konnte zweifelhaft ſein, daß Biſchof Daniel von Prag in Böhmen willige Anerkennung der Paveſer Beſchlüſſe finden würde. Aber Daniel wurde auch in Ungarn ehrenvoll aufgenommen, und König Geiſa ſchien dem kaiſerlichen Papſte Obedienz zu leiſten bereit, nur machte er geltend, daß er ohne die Großen und den Klerus ſeines Reichs eine bindende Entſcheidung nicht treffen könne. Wie der König damals auch denken mochte, nach nicht langer Zeit trat er, theils durch den Einfluß Erzbiſchof Eberhards von Salzburg, theils der Legaten Alexanders bewogen, mit der ganzen Kirche Ungarns auf die Seite des antikaiſerlichen Papſtes. Nach Geiſas baldigem Tode (31. Mai

1161) wurde freilich Alles wieder in Frage geſtellt. Ungarn ſagte ſich nun von Alexander los, und man ſchwebte in der Beſorgniß, das Land könne der abendländiſchen Kirche ganz verloren gehen und ſich unter dem Einfluß Conſtantinopels dem griechiſchen Bekenntniß zuwenden.

Was Friedrichs Geſandte in Conſtantinopel ausgerichtet haben, wiſſen wir nicht, nur ſoviel iſt ſicher, daß eine Verſtändigung zwiſchen Conſtantinopel und dem abendländiſchen Reiche ſich nicht erreichen ließ. Manuel war nicht ohne Beſorgniß, daß der Kaiſer ſeine Gewalt über Ungarn, wohin er ſelbſt ſeine Blicke gerichtet hätte, ausdehnen könne; überdies befürchtete er von der wachſenden Macht des Kaiſers einen neuen Kreuzzug und die Vereitelung ſeiner eigenen Abſicht, die lateiniſchen Herrſchaften im Orient in Abhängigkeit von ſich zu bringen. So mochte es den Legaten Alexanders leicht werden, die Mißſtimmung Manuels gegen Friedrich zu ſteigern, aber poſitive Erklärungen zu Gunſten ihres Papſtes erwirkten ſie nicht; erſt im Jahre 1162 hat ſich Manuel zu ſolchen verſtanden.

Der nach dem Orient geſandte Cardinal Johann landete erſt im November 1160 auf einem genueſiſchen Schiff zu Byblos. Er fand die Stimmung im heiligen Lande ſchwankend und namentlich ſchien König Balduin ſeiner Miſſion wenig günſtig. Auf einer Synode zu Nazareth ſprach ſich der Erzbiſchof von Tyrus entſchieden für die Anerkennung Alexanders aus, aber der König trat ihm entgegen und rieth zur Neutralität. Dennoch ſiegte die Partei Alexanders und ſchon im Januar 1161 konnte ſich dieſer rühmen, daß ſich die Kirchen des Orients ihm unterworfen hätten.

Auch der Obedienz Spaniens glaubte er damals bereits ſicher zu ſein. Ueber die Erfolge der kaiſerlichen Geſandtſchaft daſelbſt ſind wir ohne alle Nachrichten; nicht einmal darüber ſind wir unterrichtet, ob Hermann von Verden nach Spanien gekommen iſt. König Ferdinand II., der im Jahre 1157 ſeinem Vater Alfons VII. gefolgt war, ſtand in ſehr ſchwierigen Verhältniſſen, da er nur Leon mit eigener Gewalt, Caſtillen nur als Vormund ſeines Neffen Alfons unter vielfachen Anfechtungen regierte. Wie ſein Vater, hatte er ſelbſt mit Hadrian IV. in Streitigkeiten gelebt, und es iſt deshalb begreiflich, daß er anfangs wenig dem Papſte geneigt war, welcher das Werk Hadrians fortführen wollte. Aber es gelang, ihn noch im Jahre 1160 für Alexander zu gewinnen; beſonders geſchah es durch den Biſchof von Lago, wie

Ferdinand ſelbſt in dem Schreiben erklärte, durch welches er dem Papſte die Unterwerfung der ſpaniſchen Kirche ankündigte. Der angeſehenſte Fürſt der pyrenäiſchen Halbinſel war zu dieſer Zeit der Graf Raimund Berengar von Barcelona, der in Aragon die höchſte Gewalt in Händen hatte. Sein Verhalten zum Kaiſer war im Weſentlichen durch ſeine Stellung in der Provence beſtimmt, die er für ſich und ſeinen Neffen gegen die Grafen von Baux zu behaupten hatte*). Fortwährend von dieſen Grafen bedrängt, ſcheint Raimund beim Ausbruch des Schisma, um nicht den Kaiſer zu reizen, ſich für Victor erklärt zu haben; erſt als der Kaiſer gegen Ende des Jahres 1160 entſchieden auf die Seite der Grafen von Baux trat, ergriff Raimund für Alexander Partei, trug aber kein Bedenken, ſich wieder für Victor zu erklären, als ſich ihm die Ausſicht eröffnete, die Hand der Richildis, der Wittwe König Alfons VII., der Baſe des Kaiſers, für ſeinen Neffen zu gewinnen.

Während ſich die Fürſten, welche dem Kaiſer ſelbſtſtändiger gegenüber ſtanden, mehr dem freien Papſt zuneigten, war die Stellung des Dänenkönigs durch ſeine Abhängigkeit vom deutſchen Reiche beſtimmt. Es fehlte freilich auch in Dänemark nicht an entſchiedenen Alexandrinern. Der Erzbiſchof Eskil von Lund, der noch ſeiner Gefangenſchaft in Deutſchland gedachte, war ein erbitterter Gegner des Kaiſers und ſeines Papſtes; und auch Biſchof Abſalon von Roeskilde, der Milchbruder und Vertraute König Waldemars, fühlte kein Intereſſe für einen kaiſerlichen Papſt. Aber König Waldemar mußte es doch für bedenklich halten, ſeine kaum gegründete Herrſchaft durch Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer zu gefährden, und ſo wird Propſt Chriſtian, der Geſandte Friedrichs, ihn unſchwer für Victor gewonnen haben. Später ſchickte Victor einen gewiſſen Bernhard als Legaten nach Dänemark. Er fand wenig Widerſtand, aber auch wenig Willigkeit. Eine Synode, welche er berief, war nur ſchwach beſucht.

Vor Allem wichtig war, wie ſich Frankreich erklären würde. Denn in allen kirchlichen Dingen gab es damals recht eigentlich den Ton an; wir wiſſen, wie auch Innocenz II. ſeinen Sieg weſentlich der gallicaniſchen Kirche zu danken hatte. Ueberdies war der franzöſiſche Klerus ſo nahe mit dem engliſchen verbunden, daß der eine ohne den anderen kaum eine Entſcheidung abgeben zu können ſchien. Viel kam

*) Vergl. Bd. III. S. 219 und oben S. 15 und S. 23.

dabei auf die Könige Ludwig und Heinrich an, welche Beide zu dem Paveſer Concil zwar nicht ihre Biſchöfe, aber doch Boten geſchickt hatten. Ludwig hatte bis auf Weiteres Neutralität verſprochen, Heinrich die unbeſtimmte Zuſicherung gegeben, daß er in Eintracht mit dem Kaiſer handeln wolle. Beide beſorgten den Kaiſer zu erzürnen, den ſie in ihren Streitigkeiten ſich zu gewinnen ein unverkennbares Intereſſe hatten. Denn trotz des im November 1159 geſchloſſenen Waffenſtillſtandes war der Friede damals noch keineswegs geſichert; erſt nach dem Concil, im Mai 1160, kam er zum Abſchluß.

Ohne Frage waren die beiden Könige im Herzen mehr für Alexander geſtimmt. Viel zu groß war der Einfluß des Papſtthums bereits auf die gallicaniſche und engliſche Kirche, als daß ein Papſt, der ganz in der Hand des Kaiſers war, ihnen nicht ſchwere Befürchtungen hätte erwirken ſollen. Ueberdies huldigten ihre Biſchöfe in der Mehrzahl Gregorianiſchen Grundſätzen, und gerade die einflußreichſten unter ihnen traten ſogleich für Alexander ein. Beſonders thätig waren in dieſer Beziehung der alte Erzbiſchof Theobald von Canterbury, der Biſchof Arnulf von Liſieux und der Abt Philipp von Aumône. Dagegen iſt bemerkenswerth, daß die Mönchsorden, welche einſt die Vorkämpfer Innocenzs II. geweſen waren, für Alexander ſich nicht in gleicher Weiſe erwärmten. Wenn auch der Erzbiſchof Petrus von Tarantaiſe, ein angeſehener Ciſtercienſer, bald für die alexandriniſche Sache mit ſeinem heiligen Eifer wirkte, und in ähnlicher Weiſe Anthelmus, der Prior der großen Karthauſe, hervortrat, ihre Orden ſelbſt nahmen nicht ſofort Partei, und die noch immer ſehr einflußreiche Congregation Clunys ſtand ſogar auf Seiten Victors. Der Biſchof Imarus von Tuſculum, der ſich bald nach der Paveſer Synode nach Frankreich begeben hatte, fand bei dem Abte Hugo von Cluny die freundlichſte Aufnahme.

Die Alexandriner fürchteten die Geſandtſchaft Rainalds nach Frankreich; namentlich beſorgten ſie, daß König Heinrich leicht auf Victors Seite gezogen werden könnte. Dennoch ſcheint Rainald nicht mehr erlangt zu haben, als daß die beiden Könige vorläufig die Neutralität zu wahren verſprachen. Die Reiſe des Garſidonius nach England mußte ganz erfolglos ſein, da die engliſche Kirche ohne den Willen des Königs keinen Beſchluß faſſen konnte und dieſer ſich damals auf dem Feſtlande befand.

Fruchtbarer war die Legation, welche Alexander nach Frankreich abgeordnet hatte. Die Cardinäle Heinrich, Wilhelm und Odo hatten allerdings mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber ſchließlich gewannen ſie doch ihrem Meiſter die Obedienz der gallicaniſchen und anglicaniſchen Kirche. Ihr erſter Empfang war nicht der beſte. Cluny ſchloß ihnen geradezu die Thore; die Benedictiner zu Vezelay waren die Erſten, welche ihnen gaſtliche Aufnahme gewährten. Eben damals gingen die Könige Ludwig und Heinrich damit um, den zwiſchen ihnen geſchloſſenen Waffenſtillſtand in einen dauernden Frieden zu verwandeln. Sie wollten alle Zerwürfniſſe beſeitigen, in voller Eintracht ihre Länder regieren. Vor allem beſchloß man in der heikelen kirchlichen Frage in gleicher Weiſe zu verfahren, und Ludwig verſprach dabei ſeine Entſchließung von der Heinrichs abhängig zu machen.

Die Werbungen der Legaten Alexanders richteten ſich bei dieſer Lage der Dinge vornehmlich an den engliſchen König; aber auch kaiſerliche Geſandte erſchienen bald wieder bei Heinrich. Die Haltung des Königs war lange eine ſchwankende und flößte den Alexandrinern die lebhafteſten Beſorgniſſe ein. Er hatte eine Synode des engliſchen Klerus nach London berufen laſſen, um den Streit der beiden Päpſte zu unterſuchen; die Entſcheidung fiel, wie nicht anders zu erwarten war, zu Gunſten Alexanders aus. Aber der König ſorgte dafür, daß die Beſchlüſſe geheim gehalten wurden; jeder Folge, die man ihnen gab, trat er rückſichtslos entgegen. Ende Juli verſammelte er dann die Biſchöfe der Normandie in Neuf Marché, gleichzeitig Ludwig die Biſchöfe ſeines Reichs in dem nahen Beauvais, kaiſerliche Geſandte waren zugegen, und es fehlte auch nicht an Stimmen, welche ſich für Victor erklärten. Aber die Mehrzahl der Biſchöfe war doch für Alexander, und die öffentliche Stimmung ſah die Anerkennung deſſelben bereits als entſchieden an. Dennoch hielt Heinrich noch immer mit einer Erklärung zurück; bald ſah man ſogar die Cardinäle Johann und Guido als Legaten Victors an ſeiner Seite.

Im Anfange des October hatten die Könige eine Zuſammenkunft, um den geſchloſſenen Bund zu erneuern und ſich zugleich auch über die kirchliche Frage zu verſtändigen. Sie hatten zu derſelben angeſehene Männer ihrer Reiche berufen, unter ihnen auch kirchliche Würdenträger. Die Legaten Alexanders und Victors fehlten nicht, da es ſich um die für ſie wichtigſte Entſcheidung hier handelte. Die Rathgeber der

Fürsten waren für einen längeren Aufschub einer bestimmten Erklärung: die römische Kirche sei immer den Königen beschwerlich gewesen, die Gelegenheit sei endlich zu freierer Bewegung günstig, vorläufig sei die Autorität der Bischöfe für die Regierung der Kirche ausreichend und man könne ruhig die weitere Entwicklung der Dinge abwarten. Trotz solcher Erklärungen und trotz der Anliegen Victors entschloß sich doch jetzt König Heinrich endlich eine definitive Entscheidung zu treffen; es waren nichts weniger, wie kirchliche Motive, welche ihn dazu vermochten.

Schon im Jahre 1158 hatte König Ludwig seine Tochter Margaretha, ein Kind in der Wiege, dem dreijährigen Sohne König Heinrichs, welcher den Namen des Vaters führte, verlobt. Das Mädchen war sogleich dem Könige von England übergeben worden, um in der Normandie erzogen zu werden; am Hochzeitstage sollte Heinrich mehrere Burgen erhalten, welche früher zur Normandie gehört hatten und deren Verlust er nicht verschmerzte. Nichts verlangte er deshalb mehr, als die Hochzeit der Kinder zu beschleunigen; und er drang jetzt in die Legaten Alexanders den erforderlichen Dispens des apostolischen Stuhls zur Vermählung der Kinder zu ertheilen. So wichtig schien es den Bevollmächtigten Alexanders, auf solche Weise eine öffentliche Erklärung König Heinrichs für ihren Herren zu gewinnen, daß sie den verlangten Dispens ohne Wissen des Königs von Frankreich bewilligten. So glaubten sie in einem Moment die Anerkennung nicht nur Englands und Frankreichs, sondern auch Spaniens, Irlands und Norwegens, des ganzen westlichen Europas gewonnen zu haben, und mindestens soviel erreichten sie, daß Heinrich unzweideutig sein Reich und seine Kirche Alexander unterwarf.

So groß die Einigkeit zwischen Heinrich und Ludwig bei dieser Zusammenkunft schien, war doch bereits der Same der Zwietracht aufs Neue gelegt, und überschnell ging er auf. Am 4. October starb im Kindbett Ludwigs zweite Gemahlin Constantia, die Schwester des spanischen König Ferdinands II., und Ludwig, der immer, wie ein Zeitgenosse sagt, den Spruch des Apostels vor Augen hatte: „Es ist besser freien, als Brunst leiden*)", entschloß sich schon in vierzehn Tagen zu einer dritten Ehe. Er vermählte sich mit Adela, einer Schwester der

*) Kor. 7, 9.

Grafen von Blois, die sich schon früher als hitzige Gegner des Königs von England gezeigt hatten. Ueber diese Ehe gerieth König Heinrich in den höchsten Zorn und säumte keinen Augenblick, von dem erlangten Dispens Gebrauch zu machen. Am 2. November ließ er die Scheinehe der beiden Kinder einsegnen und nahm sogleich die ersehnten Burgen in Besitz.

Jetzt kam der böse Handel der Legaten an den Tag, und es konnte nicht fehlen, daß König Ludwig in die bitterste Stimmung gegen Männer gerieth, deren Zwecke er bis dahin auf alle Weise gefördert hatte. Er befahl sogleich den Legaten sein Reich zu verlassen und erhob gegen sie Beschwerden in Rom. Aber die Legaten müssen doch bald Mittel gefunden haben, um den König milder zu stimmen; sie blieben in Frankreich, wenn sie auch die Gunst Ludwigs nicht so leicht wiedergewannen. Zugleich war der offene Kampf zwischen ihm und König Heinrich wieder ausgebrochen, an dem sich besonders die Grafen von Blois, die Schwäger König Ludwigs, betheiligten. Der Kampf drehte sich besonders um die Feste Chaumont, in welcher sich Theobald von Blois festgesetzt hatte. Aber König Heinrich nöthigte die Burg zur Uebergabe und wußte dann seine Länder durch die Herstellung alter und den Bau neuer Burgen zu sichern. Zwischen Weihnachten und Ostern ruhten die Waffen, aber Niemand wagte noch von Frieden zu sprechen.

So schien Alles wieder in Frage gestellt, was in Frankreich für Alexander gewonnen war. Mochte König Heinrich seiner Entschließung jetzt die gebührende Autorität sichern, von König Ludwig war dies nicht zu erwarten, und manche französischen Bischöfe befanden sich in diesen unklaren Verhältnissen sehr wohl; sie hatten die Appellationen an den Papst, die Strafen Roms nicht zu fürchten. Sie sahen, warf man ihnen vor, den Krieg der Könige gern, weil durch denselben der Krieg in der römischen Kirche neue Nahrung gewänne. Unter solchen Umständen konnte Victor Hoffnung schöpfen, Frankreich noch auf seine Seite ziehen zu können, zumal er mit den Grafen von Blois in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Es werden besonders die französischen Verhältnisse gewesen sein, die ihn schon am 16. Januar 1161 veranlaßten eine neue allgemeine Synode zur Beseitigung des Schisma auf den 21. Mai nach Cremona zu berufen.

Inzwischen suchte Alexander auf alle Weise König Ludwig in der

Treue zu erhalten und wurde dabei kräftigst von dessen Bruder, dem Bischof Heinrich von Beauvais, unterstützt. Durch dieses Bischofs Vermittelung gelang es endlich Ludwig und Heinrich dazu zu bestimmen, gemeinsam eine Synode zu berufen, auf welcher in ihrer Gegenwart die kirchliche Frage entschieden und den Anhängern Victors noch einmal Gelegenheit ihre Sache zu vertreten geboten werden sollte. Die Synode wurde nach Toulouse, gleichsam auf neutralen Boden, berufen, und Victor entschloß sich hierhin Legaten zu schicken. Um die Mitte des März 1161, wie es scheint, kamen die Könige in Toulouse zusammen, die Bischöfe Frankreichs und Englands stellten sich ein, die Legaten Alexanders erschienen. Mit großem Pomp, geleitet von kaiserlichen Gesandten, ritten die Legaten Victors Johann von S. Martin und Guido von Crema ein. Auch Gesandte des spanischen Königs Ferdinand waren bei der Synode anwesend, in welcher man etwa hundert kirchliche Würdenträger, Bischöfe, Aebte, Pröpste u. s. w. zählte. Wer in derselben den Vorsitz führte, ist nicht überliefert.

Im Beginn der Verhandlungen traten die Legaten Victors, gestützt auf die Paveser Beschlüsse, als Ankläger Alexanders auf. Besonders legte Guido von Crema die Gründe dar, weshalb zu Pavia die Wahl Alexanders verworfen sei. Ihm traten die Legaten Alexanders entgegen und bekräftigten ihre Aussagen durch Augenzeugen der Wahlereignisse, welche sie zur Stelle geschafft hatten. Sie erklärten, daß eine Wahl Octavians eigentlich gar nicht erfolgt sei, er selbst sich immantirt und mit Unterstützung von Laien den Stuhl Petri bestiegen habe, daß er erst acht Tage nach seiner Bannung consecrirt sei und die Consecratoren selbst unter dem Banne gestanden hätten; dagegen sei, behaupteten sie, Alexander rechtmäßig gewählt und seine Immantation nur durch das gewaltsame Einschreiten seiner Widersacher momentan gehindert, aber später vollständig durchgeführt worden, auch sei seine Weihe durch die ordentlichen Consecratoren erfolgt. Sie suchten ferner darzuthun, daß der Kaiser schon vor dem Paveser Concil in seinem Schreiben und durch Gesandtschaften Octavian als den rechtmäßigen Papst anerkannt habe. Endlich trat der Cardinal Wilhelm als Zeuge dafür ein, daß nicht 153 Bischöfe zu Pavia berathen*), sondern nur 44, und diese hätten sich für Neutralität und Vertagung der Ver-

*) Es war dies auch nie behauptet worden. Vergl. oben S. 252.

handlungen erklärt; einzig und allein durch Bitten und Drohungen habe der Kaiſer mehrere dahin gebracht, Octavian anzuerkennen, während ſich 24 Biſchöfe ſeiner Gewalt durch die Flucht entzogen hätten.

Die ſogenannte ſiciliſche Verſchwörung, die Verbindungen Alexanders mit den rebelliſchen Lombarden kamen gar nicht zur Sprache; auch ſcheinen jene ſehr anfechtbaren Behauptungen der Alexandriner einer weiteren Discuſſion nicht mehr unterworfen zu ſein. Die Anſicht der Könige war wohl von vornherein entſchieden, und jeder Widerſpruch der Biſchöfe wäre fruchtlos geweſen; ohnehin waren ſie, wenn eine Entſcheidung getroffen werden mußte, faſt ſämmtlich für Alexander. So fiel die Entſcheidung, wie ſie fallen ſollte. Man erklärte ſich für Alexander und erwies ſeinen Legaten die höchſten Ehren. Victor wurde verworfen, der Bann über ihn und mehrere ſeiner Anhänger ausgeſprochen, ſeine Legaten verließen als Beſiegte Toulouſe.

Es iſt nicht zu verkennen, daß die Beſchlüſſe der Touloufer Synode die Sache Alexanders ungemein gefördert haben. War ſie auch noch weniger, als die von Pavia, als eine allgemeine anzuſehen, ſo war doch ein ſehr angeſehener Theil der abendländiſchen Kirche auf ihr repräſentirt geweſen, und auch das war von Gewicht, daß beide Parteien der Kirche in ihr zu Worte gekommen waren, während nur die eine in Pavia verhandelt hatte. Mochte es einzelne Anhänger Victors noch in Frankreich geben, ſie mußten es doch bald aufgeben ſich öffentlich zu verrathen. Auch die ſo einflußreichen Mönchscongregationen Frankreichs nahmen nun entſchieden für Alexander Partei; an der Spitze die Ciſtercienſer. Diejenigen Karthäuſer, die bisher zu Victor gehalten, traten ſchon zu Toulouſe auf die Seite der Alexandriner. Hugo von Cluny, mit dem Bann Alexanders bedroht, mußte alsbald ſein Kloſter verlaſſen und ſich unter den Schutz des Kaiſers begeben. Ob auch der Hader zwiſchen den Königen nicht geſchlichtet war, kirchlich blieben Frankreich und England doch geeinigt, und auch die ſpaniſche Kirche gewann eine feſtere Stellung zu Alexanders Sache. Wie die Paveſer Synode die Partei Victors conſolidirt hatte, ſo ſchaarten ſich jetzt um die Touloufer Synode bald alle diejenigen, welche ihr Ideal in einem freien Papſtthum ſahen, und die Zahl ſolcher war im Abendlande eine ſehr beträchtliche.

Selbſt in Deutſchland machten die Touloufer Beſchlüſſe Eindruck. Wir erkennen es beſonders in den weitläuftigen Erörterungen, welche

der gelehrte Gerhoh damals seinem Buche über den Antichrist einfügte. Er verfolgte mit großer Spannung den Gang des Schisma, in welchem er eine unermeßliche Gefahr für die Kirche sah. Von allen Seiten hatte er sich Nachrichten über die Doppelwahl verschafft und suchte in jenen Erörterungen die Wahlvorgänge möglichst unbefangen darzulegen. Obwohl er seine Meinung nicht verhehlt, daß er die Sache Alexanders für die relativ bessere halte, betont er doch stark die Vorwürfe, welche den Alexandrinern wegen der sogenannten sicilischen Verschwörung gemacht wurden, und tadelt es entschieden, daß sich Alexander nicht der Paveser Synode gestellt und gegen jene Vorwürfe gerechtfertigt habe; durch sein Erscheinen wäre das Schisma im Keime erstickt und die Anerkennung Victors zu Pavia vereitelt worden.

Während Gerhoh dies schrieb und sich schon der Meinung zuneigte, daß man sich trotz aller Bedenken an die Paveser Beschlüsse zu halten habe, erhielt er unerwartet Nachricht von der zu Toulouse gehaltenen Synode. Die Beschlüsse derselben erfüllten ihn mit Freude, aber er vermißte schmerzlich in derselben jede Erklärung über die sicilische Verschwörung, nachdem diese in der früheren Synode so bestimmt den Alexandrinern entgegengehalten war. Deshalb, meint er, würden doch Viele die Wahl Alexanders und die Beschlüsse der letzten Synode nicht anerkennen, sondern ein allgemeines Concil abwarten, welches von den Königen gemeinsam zu berufen sei; Gott sei mächtig, Eintracht zwischen den Königen zu stiften, ohne deren einträchtiges Zusammenwirken zu dieser Zeit ein allgemeines Concil nicht zu Stande kommen könne, aber ohne ein solches sei auch jener Stein des Anstoßes nicht aus dem Wege zu räumen. Wenn die Verschwörung, äußert er, nur von den Gegnern Alexanders behauptet und seinen Anhängern einfach geleugnet würde, so könnte man den Vorwurf auf sich beruhen lassen; nun aber habe sich Alexander mit denselben Bundesgenossen vereinigt, mit denen Hadrian sich verschworen haben sollte, und über den Kaiser den Bann verhängt, welchen sein Vorgänger versprochen zu haben beschuldigt würde, indem nur darin ein neuer Grund hinzugekommen, daß der Kaiser die Sache Victors aufrecht erhalten habe; dieser Bann sei aber nur dann gerechtfertigt, wenn die Sache Alexanders selbst die gerechte sei, und darüber könne man nicht anders Klarheit gewinnen, als wenn die Beschuldigungen wegen jener Verschwörung widerlegt würden; Niemand vermöge jetzt in das Dunkel derselben einzudringen, da die

Römer Niemand Rechenſchaft geben, ſondern nur dem Himmel verantwortlich ſein wollten. Gerhoh führt aus, daß auch die Päpſte unter Umſtänden verantwortlich ſeien und ergießt ſich in Klagen über den Stolz und die Habgier Roms, welcher er auch den kläglichen Ausgang des zweiten Kreuzzugs beimißt.

Schließlich ſetzt Gerhoh auseinander, daß es drei Parteien in der abendländiſchen Kirche gebe; außer den Parteien der beiden Päpſte eine dritte, welche eine gründliche Unterſuchung der Urſachen des Schisma wolle, wie ſie nur durch ein allgemeines, von den Königen gemeinſam berufenes Concil bewerkſtelligt werden könne. Zu dieſer dritten Partei bekennt ſich Gerhoh ſelbſt. Von den beiden Päpſten urtheilt er, daß ſich Victor nur durch die Macht des Kaiſers aufrecht erhalte, Alexander allein durch die Macht des ſiciliſchen Tyrannen, mit deſſen Rittern er die Burgen und Länder des heiligen Petrus in Unterwürfigkeit halte*).

Allerdings mochten Viele die Berufung eines ſolchen allgemeinen Concils, wie es Gerhoh ſich dachte, wünſchen; man kam damit ja im gewiſſen Sinne auf die erſten Abſichten des Kaiſers zurück, die ſich aber als unausführbar erwieſen hatten. Am wenigſten würde ſich freilich Alexander einem von den Fürſten berufenen Concil unterworfen haben, doch auch Victor war dazu nicht geneigt. Bereits am 16. Januar, wie wir wiſſen, hatte er die Einladung zu einer allgemeinen Synode erlaſſen, und mit dem Kaiſer forderte er nach allen Seiten zur Beſchickung derſelben auf. Am 21. Mai ſollte zu Cremona die Synode eröffnet werden**), welche nun nach den Verhältniſſen eine feindliche Stellung zu den Touloufer Beſchlüſſen nehmen mußte.

Zu der beſtimmten Zeit ſtellten ſich die Biſchöfe zum großen Theil in Cremona ein, aber zur Eröffnung der Synode kam es dort nicht. Der Kaiſer ſammelte damals ein Heer, mit dem er ſchon in den

*) Gerhoh ſchrieb dieſe Partien ſeines Werks in der erſten Hälfte des Jahres 1161. Später hat er eine Vorrede zugefügt, in welcher er ſich als ein entſchiedener Alexandriner erklärt, weil ſich die Cardinäle auf Seite Alexanders bereit erklärt hätten, ſich wegen der ihnen vorgeworfenen Conſpiration gegen das Reich zu rechtfertigen. Dies geſchah im Jahre 1163, doch iſt die Rechtfertigung nie erfolgt.

**) Man hatte eine Zeit lang die Abſicht gehabt, die Synode wieder in Pavia zu halten, war aber ſpäter bei Cremona ſtehen geblieben.

nächſten Tagen einen Angriff auf Mailand beabſichtigte. Da er ſelbſt und mehrere Fürſten an ſeiner Seite während der Verhandlungen anweſend ſein wollten, wurde auf ſeinen Wunſch die Synode auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagt. Rechtzeitig ſtellte ſich dann der Kaiſer, von vielen Biſchöfen und Fürſten begleitet, ein. Am 17. Juni kam der Papſt in Lodi an, und am 19., dem Tage der Heiligen Protaſius und Gervaſius, wurde die Synode eröffnet, die dann bis zum 22. tagte. Anweſend waren außer dem Papſte, welcher den Vorſitz führte, der Kaiſer und die ihn begleitenden Großen, der Patriarch Peregrin von Aquileja, die Erzbiſchöfe Hillin von Trier, Rainald von Köln, Stephan von Vienne und Guido von Ravenna, viele Biſchöfe Deutſchlands, Italiens und Burgunds — aus der Mainzer Kirchenprovinz waren allein zehn Suffragane zur Stelle — wie eine große Zahl von Aebten, Pröpſten, Prioren und anderen Klerikern. Eingeſtellt hatten ſich außerdem fünf römiſche Senatoren und Abgeſandte der Stadt Piſa. Der König von Böhmen hatte ſein Ausbleiben entſchuldigt, aber ſeine Zuſtimmung zu den Beſchlüſſen der Synode erklärt; ſein Bruder Herzog Dietbold war gegenwärtig und, wie es ſcheint, auch der beim Kaiſer ſo angeſehene Biſchof Daniel von Prag. Die Könige von Dänemark, Norwegen und Ungarn, ſechs Erzbiſchöfe, zwanzig Biſchöfe, viele Aebte und Pröpſte, ſowohl der Ciſtercienſer wie anderer Congregationen, hatten Schreiben geſchickt, in denen ſie ihr Ausbleiben entſchuldigten und ihre Zuſtimmung zu den Synodalbeſchlüſſen verſprochen haben ſollen. Auch die Könige von Frankreich und England, wie der Herzog von Polen hatten Boten geſendet, doch waren daraus über ihre Stellung zu den Beſchlüſſen der Synode keine Folgerungen zu ziehen.

Es war eine ſehr ſtattliche Verſammlung, wie übertrieben es auch iſt, wenn der Kaiſer in einer damals ausgeſtellten Urkunde ſagt, daß faſt alle Biſchöfe Deutſchlands, Italiens, Burgunds und der Provence ihr beigewohnt hätten. Von den Verhandlungen der Synode wiſſen wir wenig. Wie nicht anders zu erwarten ſtand, wurden die Beſchlüſſe der Paveſer Synode genehmigt und die Wahl Alexanders für nichtig erklärt. Einer der thätigſten Mitarbeiter zu Pavia, der Erzbiſchof Arnold von Mainz, hatte inzwiſchen ein entſetzliches Ende gefunden, und auch die dadurch in der Mainzer Kirche entſtandenen Wirren kamen zur Sprache. Die Hauptſache waren die Strafurtheile, welche

am Schluß der Synode veröffentlicht wurden. Die Excommunication traf den Erzbiſchof Otbert von Mailand, den Biſchof Hugo von Piacenza, den Biſchof Raimund von Brescia, wie die Conſuln der genannten Städte und ihre Räthe, ingleichen den Biſchof Gerhard von Bologna und einen anderen uns unbekannten Biſchof; der Biſchof Johann von Padua und ein anderer Biſchof, deſſen Name nicht genannt iſt, wurden bis zum 1. Auguſt ſuſpendirt. Ueber Alle, welche an dem Morde Erzbiſchof Arnolds betheiligt geweſen waren oder ihn gebilligt hatten, wurde der Bann verhängt. Nicht ohne ihr Zuthun war in Mainz die Wahl Rudolfs, eines Bruders Bertholds von Zähringen, durchgeſetzt worden, und Rudolf hatte ſich ſelbſt nach Lodi begeben, um die Beſtätigung derſelben zu erwirken, aber der Kaiſer verwarf ſie, und der Papſt verhängte auch gegen Rudolf eine Kirchenſtrafe.

Die Getreuen, die zu den Beſchlüſſen der Synode mitgewirkt hatten, erhielten vom Papſte reiche Belohnungen, vor Allem Hillin von Trier, welcher die Beſtätigung nicht nur aller ſeiner Privilegien, der von ihm für ſein Erzſtift gemachten Erwerbungen, ſondern auch ſeiner Stellung als päpſtlicher Legat erhielt. Nicht gering war die Erbitterung gegen Eberhard von Salzburg, der ſich nicht nur dem Kriegsdienſt gegen Mailand, ſondern auch der Theilnahme an der Synode entzogen hatte, doch glaubte der Kaiſer von weiteren Maßregeln gegen den hochgeachteten Kirchenfürſten Abſtand nehmen zu müſſen, als daß er ihm den gemeſſenen Befehl gab, ſich bis zum 8. September am Hofe einzuſtellen; es war das der Termin, welchen der Erzbiſchof ſelbſt ſich erbeten hatte.

Die Erfolge der Synode ſind nicht hoch anzuſchlagen; ſie haben weder die Partei Victors weſentlich geſtärkt, noch dem Anhang Alexanders großen Abbruch gethan. Aber nicht zu verkennen iſt doch, daß ſie dazu beitrug, die perſönliche Sicherheit Alexanders in Italien zu gefährden.

Alexander lebte, ſeitdem er Rom hatte verlaſſen müſſen, zu Anagni in den dürftigſten Verhältniſſen; nur ein kleiner Theil des Kirchenſtaats war in ſeinen Händen, und auch dieſen hielten nur die Waffen, welche ihm der König von Sicilien bot, im Gehorſam. Wohl hatte er zahlreiche Anhänger, aber ſie wollten oder konnten ihn nicht ausgiebig unterſtützen. Um für ſich und die Cardinäle den Lebensunterhalt zu beſchaffen, mußte der Papſt die franzöſiſchen Geiſtlichen

um Almoſen bitten und bei dem piſaniſchen Klerus eine Anleihe aufnehmen; ſeine Verbindungen mit hülfreichen Freunden waren überdies ſehr erſchwert, überall ſtießen ſeine Boten auf Hinderniſſe.

Gerade damals, als ſich die Synode Victors zu ſammeln anfing, ſchien Alexanders Geſchick endlich eine günſtigere Wendung nehmen zu wollen. Es gelang ihm, wahrſcheinlich unter Beihülfe der Frangipani, die Rückkehr nach Rom zu gewinnen. Am 6. Juni zog er in die Stadt ein. Bei der Kirche S. Maria nuova*) am Coloſſeum, welche er damals weihte, wurde ihm ein feſtlicher Empfang bereitet; am folgenden Sonntage konnte er mit ſeinen Cardinälen die Meſſe im Lateran halten. Er freute ſich eines großen gewonnenen Sieges und ſchrieb am 14. Juni an den Patriarchen Heinrich von Grado und deſſen Suffragane: „Wir vertrauen in dem Herrn, daß die Anſtifter des Schisma und ſeine Anhänger ſo machtlos geworden ſind, daß ſie ſich nie mehr erholen werden.“

Nur allzuſehr täuſchte er ſich in dieſem Vertrauen. Auch Victor hatte noch einen ſtarken Anhang in der Stadt — wohnten doch fünf Senatoren ſogar der Synode in Lodi bei — und dieſer Anhang zögerte nicht ſich zu regen. Unruhen erfüllten die Stadt, und ſeine eigenen Anhänger riethen dem Papſt ſie abermals zu verlaſſen. Schon am 27. Juni war er wieder in Paleſtrina und lebte in der nächſten Zeit bald hier, bald in Ferentino. Nach kurzer Zeit war er nirgends in ſeinem Lande mehr ſicher. Das ganze Patrimonium Petri von Acquapendente bis Ceperano wurde von den Kaiſerlichen und den Anhängern Victors beſetzt. Nur wenige Städte, wie Orvieto, Anagni, Terracina und die Burg Caſtro hielten ſich noch. Gegen Ende September ging Alexander nach Terracina. Schon hatte er beſchloſſen Italien zu verlaſſen und ſich nach Frankreich zu wenden, wo ſchon ſo viele ſeiner Vorgänger Hülfe in ihren Bedrängniſſen und die Mittel zu ſiegreicher Rückkehr gewonnen hatten, wohin ihn überdies Einladungen ſeiner Anhänger riefen. Er hatte ſich entſchieden den Biſchof Julius von Paleſtrina als ſeinen Vicar im Römiſchen zurückzulaſſen und Alles für die Zeit ſeiner Abweſenheit geordnet.

So traurig die Lage Alexanders ſchien, war er doch nichts weniger als entmuthigt. Er ſtand feſt in dem Bewußtſein, daß er der recht-

*) Jetzt S. Francesca Romana.

mäßige Papst sei, daß ihm Gott die höchste Gewalt auf Erden übertragen habe und ihm schließlich der Sieg nicht fehlen könne. Er wußte, daß die Ideen Gregors VII., von denen er ganz erfüllt war, in der Welt nicht ausgestorben seien, wenn sie auch in den Gemüthern zu schlummern schienen, daß in den Zeitgenossen das Papstthum nur, wenn es frei, noch nachhaltige Sympathien wecken könne. Auf Octavian, in dem er lediglich eine Creatur des Kaisers sah, blickte er nicht mit Unrecht herab, aber er glaubte sich auch dem mächtigen Kaiser selbst gewachsen.

Alexander konnte sich nicht verhehlen, daß sein Bann nicht mehr jene furchtbare Waffe war, welche seine Vorgänger mit so großem Erfolge gegen frühere Kaiser gebraucht hatten. Friedrich war von ergebenen Freunden umdrängt, und selbst die Anhänger des Papstes wagten ihm nicht anders als mit größter Ehrfurcht zu nahen. Des Kaisers Autorität leuchtete hell und schien die Alexanders ganz in den Schatten zu drängen. Aber der Papst wußte, daß die imponirende Macht, welche in der Hand des Kaisers ruhte, doch auch nicht auf einem ganz sicheren Fundament stand, daß das deutsche Reich in seinem Aufschwunge zahlreiche und mächtige Gegner hatte, die sich schon die Hände zu reichen begannen. Man wagte nicht offen Friedrich entgegenzutreten, aber man conspirirte hier und dort gegen ihn, und das kirchliche Schisma mußte diesen Conspirationen zum Vorwand dienen.

Es lag in der Stellung des Königs von Frankreich, daß sich die Feinde Friedrichs besonders ihm anzuschließen suchten. Geisa von Ungarn hatte sich bereits Ludwig zum Bundesgenossen gegen den Kaiser erboten: sollte der Kaiser, versprach er, Frankreich angreifen, so werde er sofort in Deutschland einfallen, unter der Voraussetzung, daß er als Angegriffener gleichen Beistand von Frankreich finden werde. Dieses Anerbieten blieb ohne Folgen; denn nach dem Tode Geisas konnte sein noch im Knabenalter stehender Sohn Stephan III. sich nicht in der Herrschaft behaupten. Unverzüglich trat Kaiser Manuel mit seinen alten Plänen, Ungarn von Constantinopel abhängig zu machen, hervor. Er hatte den im Exil lebenden Bruder Geisas Stephan mit jener Maria vermählt, welche früher Friedrich bestimmt gewesen war, und ihm wollte er jetzt auch die Krone Ungarns zuwenden. Eiligst begab sich Manuel selbst nach Belgrad und schickte den Gemahl seiner Nichte mit einem griechischen Heere über die Donau.

Die Ungarn fürchteten von dem Mann der Griechin für ihre Religion und Freiheit, aber ſie erboten ſich ſtatt des jungen Königs einen anderen Bruder Geiſas, Ladiſlaw, der auch einige Zeit in Conſtantinopel gelebt hatte, den Thron einzuräumen. So gab Manuel nach und verſprach fünf Jahre die Waffen ruhen zu laſſen; er verſtand ſich dazu um ſo leichter, als auch Stephan wieder in Ungarn Aufnahme fand. Ladiſlaw, der eine Unterſtützung ſeines verdrängten Neffen von deutſcher Seite zu befürchten hatte, nahm die Verbindungen Ungarns mit Friedrich wieder auf, aber es zeigte ſich bald, wie wenig Verlaß auf ihn ſei. Wie einſt Geiſa, waren inzwiſchen auch andere Könige des Abendlandes mit Ludwig in Verhandlungen getreten, und dieſer ſelbſt that alsbald, ſeinen alten Griechenhaß vergeſſend, Schritte, um Conſtantinopel gegen Friedrich und Victor zu gewinnen.

Selbſt deutſche Reichsfürſten boten dem Könige von Frankreich die Hand. Ohne Frage ſtand Herzog Welf, der ſich damals ſchon entſchieden für die Sache Alexanders erklärt hatte und auch ſonſt mit dem Kaiſer in manchen Streitigkeiten lebte, bereits mit Ludwig in Verbindungen. Nicht viel ſpäter erbot ſich auch Herzog Berthold von Zähringen, durch das ſeinem Bruder verweigerte Erzbisthum Mainz höchlich erbittert, König Ludwig zu jedem Dienſt gegen den Kaiſer. Vor Allem aber unterhielt Erzbiſchof Eberhard, der unermüdlichſte Vertheidiger der Sache Alexanders in Deutſchland, mit dem franzöſiſchen Hofe lebhaften Verkehr.

Wahrlich, es fehlte dem Kaiſer nicht an offenen und geheimen Widerſachern, und wunderbarer Weiſe gab er ſelbſt einem der Letzteren gerade zu dieſer Zeit eine der wichtigſten Stellungen im Reiche. Am 8. Auguſt 1161 war der Patriarch Peregrin von Aquileja geſtorben, welcher dem Kaiſer viele treffliche Dienſte geleiſtet hatte. Das ausgedehnte Machtgebiet des Patriachats war nicht nur für die Communicationen zwiſchen Deutſchland und Italien, ſondern auch für den Verkehr zwiſchen Ungarn, Venedig und den Ländern des morgenländiſchen Reichs von ausnehmender Bedeutung, zumal jetzt, wo Venedig alexandriniſch war und fortwährend Cardinäle Alexanders bei ſich beherbergte. So war es eine der wichtigſten Fragen für die beiden Päpſte, wer Peregrin nachfolgen würde.

Die Wahl in Aquileja fiel auf einen jungen Kleriker, Udalrich mit Namen, den Sohn des Grafen Wolfrad von Treffen. Die Ver-

wandtschaft mit einem in Kärnthen und Krain reichbegüterten und angesehenen Geschlecht war es wohl, welche die Wahl bestimmte. Aber der Erwählte war ein Gesinnungsgenosse, gleichsam ein Schüler Eberhards; er stand überdies in verwandtschaftlichen Beziehungen mit dem Propst Otto von Raitenbuch, dem Gewissensrath und Unterhändler Herzog Welfs, und Ottos Bruder, dem eifrigen Abt Rupert von Tegernsee. Die Wahl Udalrichs wurde in Salzburg, in Venedig und am Hofe Alexanders mit Jubel aufgenommen; nur bat Eberhard den Papst, daß er die junge Pflanze schonend behandeln, d. h. Udalrich nicht ein offenes Bekenntniß zumuthen möge.

Der Erwählte begab sich im September nach Italien, um vom Kaiser die Regalien zu erhalten. In der That investirte ihn Friedrich nicht nur mit dem Patriarchat, sondern auch den Regalien des Bisthums Belluno, welche er für treue Dienste dem Patriarchen Peregrin übertragen hatte;*) er verlangt von dem Erwählten nicht mehr, als daß er Victor Gehorsam gelobe und ihm persönlich zu Reggio, wo er damals sich aufhielt, Huldigung leiste. Der kaiserliche Kaplan und Notar Burchard von Köln erhielt den Auftrag, Udalrich in seine Reichswürden einzuführen und sich zugleich zu Erzbischof Eberhard, der sich auch am 8. September nicht am Hofe eingestellt hatte, zu begeben, um ihn nachdrücklich an seine Pflichten gegen das Reich zu erinnern. Burchard führte ein Schreiben mit sich, in dem der Kaiser verlangte, daß sich Eberhard unweigerlich vierzehn Tage nach nächstem Ostern zu Verona einstelle, widrigenfalls er seine Absetzung zu gewärtigen habe, wie andere Schreiben an den Bischof Romanus von Gurk und die Salzburger Vasallen, worin sie angehalten wurden den Erzbischof seine Pflichten klar zu machen.

Burchard trat seine Reise in Gesellschaft des neuen Patriarchen und des Herzogs Heinrich von Kärnthen an, der vor einiger Zeit von seiner Mission nach Constantinopel an den kaiserlichen Hof zurückgekehrt war. Wir besitzen von Burchard selbst einen Bericht über diese Reise, den er für den ihm nahe stehenden Abt Nicolaus von Siegburg schrieb und der ein helles Licht auf die damaligen Verhältnisse wirft; es ist deshalb von Interesse, den wesentlichen Inhalt dieses Berichts kennen zu lernen.

*) Der Kaiser hatte kurz vorher (1. September 1161) die Reichsunmittelbarkeit dem Bischof Otto von Belluno zurückgegeben; es ist auffällig, daß er schon nach wenigen Tagen das Bisthum wieder in dieselbe Abhängigkeit von Aquileja brachte, wie sie in Peregrins letzten Zeiten bestanden hatte.

Die Reiſenden fuhren von Cremona den Po hinab, aber eine Krankheit vorſchützend, unterließ Udalrich den Papſt in Reggio aufzuſuchen. Alle Vorſtellungen des Herzogs und Burchards waren vergeblich, und dem Letzteren wurde es bereits zweifelhaft, ob er den Patriarchen weiter begleiten ſolle; er that es nur deshalb, um dem Kaiſer die Beihülfe zum Kriege zu ſichern, welche ihm Udalrich verſprochen hatte, und zugleich die Machinationen deſſelben zu überwachen. Am vierten Tage nach der Abfahrt von Cremona kam man nach Venedig. Die dort anweſenden Cardinäle Alexanders jubelten laut über Udalrichs Erhebung, und Burchard fürchtete, daß dieſer Jubel auch auf die Stimmung der Stadt nachtheilig wirken könne; er verbreitete deshalb, der Kaiſer habe bei der Udalrich zugewandten Gunſt ſeine beſonderen, geheimen Abſichten gehabt. Mit den Cardinälen kam der Patriarch perſönlich nicht zuſammen, verhandelte aber mit ihnen durch Zwiſchenträger über die Beſeitigung des Schisma. Der Patriarch und ſeine Begleiter beſtiegen dann Schiffe, um nach Aquileja überzuſetzen; er und Burchard änderten jedoch plötzlich ihren Entſchluß, landeten wieder und nahmen den Weg durch die Sümpfe von Treviſo. Sie hatten ſich von Herzog Heinrich getrennt, welcher die Seefahrt nach Aquileja fortſetzte; er ſelbſt auf einer leichten Gondel, ſein Gefolge auf einem größeren und feſteren Fahrzeug. Als man an die gerade damals beſonders wildſchäumende Mündung des Tagliamento kam, ſchlug Heinrichs Gondel um und der Herzog fand in den Fluthen ein beklagenswerthes Ende (12. Oktober 1161). Erſt am zehnten Tage wurde die Leiche von Venetianern aufgefiſcht und in Caorle begraben, wenig ſpäter aber nach der Erbgruft der Sponheimer im Lavanterthale übertragen.

Inzwiſchen war der Patriarch mit Burchard nach Aquileja gelangt. Bei der Einſetzung durch den kaiſerlichen Geſandten zeigte ſich Udalrich in Bezug auf die Anerkennung Victors ſchwierig, aber Burchard nöthigte ihn ſo bindende Verſprechungen zu geben, daß er doch bald ein Obedienzſchreiben an den Papſt richten mußte. Nachdem Burchard noch die Vaſallen und Miniſterialen des Patriarchen hatte ſchwören laſſen, daß ſie ſich rechtzeitig zum Heere des Kaiſers ſtellen würden, nahm er ſeinen Weg durch Kärnthen, Krain, Friaul und die Marken, bis an die ungariſchen Grenzen, überall Mannſchaften für den Kaiſer in Pflicht nehmend und Geldbeiträge für ihn erhebend; zugleich traf er Veranſtaltung, daß die alexandriniſchen Cardinäle nicht mehr freien Durchzug durch

die Marken nach Ungarn hatten. Darauf begab er ſich zu Erzbiſchof Eberhard, um ihm das kaiſerliche Schreiben zu übergeben. Sein Empfang war nicht der freundlichſte, und er erhielt eine zweideutige Antwort. Als er vernahm, daß der Erzbiſchof und der Patriarch demnächſt eine Zuſammenkunft in Villach halten wollten, ging er ſelbſt dorthin; denn er mißtraute Beiden und fürchtete verderbliche Anſchläge.

Burchard hatte indeſſen Anweiſung vom Hofe erhalten, Hermann, den Bruder des verſtorbenen Herzogs Heinrich, da Letzterer keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen, in das Herzogthum Kärnthen einzuſetzen. Er vollführte den Auftrag in Gegenwart des Patriarchen, des Erzbiſchofs und vieler angeſehener Herren und benutzte die Gelegenheit zugleich das kaiſerliche Schreiben an die Salzburger Vaſallen und Miniſterialen zu veröffentlichen. Eberhard gerieth darüber in eine grenzenloſe Aufregung, ſprang auf einen Stein, bezeichnete ſich mit dem Kreuz und perorirte heftig über das Schisma. Burchard trat ihm entgegen und hielt dem Erzbiſchof ſeine Pflichten gegen Kaiſer und Reich vor. Der Erzbiſchof erwiederte: er wolle gern dem Reiche dienen, aber zum Heere des Kaiſers würde er ſich nicht ſtellen, ſondern ſeine Dienſtpflicht mit Geld ablöſen.

Als Burchard an den kaiſerlichen Hof zurückkehrte, fand er dort die Boten Eberhards, welche das Löſegeld überbrachten. Der Kaiſer, dem ſchon vorher von den Aeußerungen des Erzbiſchofs Kunde zugekommen war, befragte Burchard über dieſelben, und dieſer gab darüber in Gegenwart der erzbiſchöflichen Boten genaue Auskunft. Voll Unwillen über die erneute Weigerung Eberhards ſich am Hofe einzufinden, verweigerte Friedrich nach Berathung mit den Fürſten die Annahme des Geldes und befahl dem Erzbiſchofe zu ſchreiben: es ſei nicht ſeine Gewohnheit, von Jemandem Geld zu nehmen und dennoch Zorn gegen ihn im Herzen zu behalten; er fügte hinzu: der Erzbiſchof habe das Reich beleidigt, wenn er wolle, ſolle er kommen und ſich rechtfertigen, dann wolle er, der Kaiſer, wenn es die Ehre des Reichs erlaube, auch das Geld annehmen.

Soweit berichtet Burchard über ſeine eigene Geſandtſchaft, er theilt ſeinem Freunde zugleich auch kurze Nachrichten mit über eine Legation, welche gleichzeitig den Propſt Siegfried von Paderborn an den ungariſchen Hof geführt hatte. Der Propſt war dort weder gut aufgenommen, noch gnädig entlaſſen worden. Er ſollte wegen des Schisma, wegen

der Vermählung einer Tochter des Königs*) mit einem Sohne des Landgrafen von Thüringen und der Absendung einer Hülfsschaar von Bogenschützen an den Kaiser Abmachungen treffen, brach aber, da er die Unzuverlässigkeit des Königs erkannte, bald die Verhandlungen ab. Als er über seine mißglückte Reise nach seiner Rückkehr dem Kaiser Bericht erstattetete, antworte ihm dieser kurz: „Gott sei Dank, daß ich auf gute Weise einen nichtsnutzigen Freund los geworden bin!"

So belehrend die Einzelnheiten sind, die wir über die Gesandtschaften Burchards und Siegfrieds erfahren, bei weitem wichtiger sind doch die Aufschlüsse, welche sich am Schlusse des Berichts über die allgemeine Lage der Dinge um Weihnachten 1161 finden.

„Aus Furcht vor dem Kaiser", schreibt Burchard, „zittern fast alle Könige der Erde. Sie, die sich sonst stets zu befehden pflegen, schließen jetzt Friedensverträge und verbinden sich gegen den Kaiser, nicht offen mit den Waffen, sondern mit heimlichen Schlichen. Schon sind die Boten von fünf Königen in diesem Jahre an *einem* Ort zusammengekommen, um ein geheimes Bündniß zu schließen. Der Grieche hat mit den Ungarn auf fünf Jahre Waffenstillstand geschlossen; er hat überdies den Sultanen der Türken in Bagdad, Persien und Kairo geschrieben, daß der Kaiser das Morgenland angreifen werde, sobald er Mailand überwunden habe. Einen Angriff fürchten auch die Könige von Spanien, Barcelona, Frankreich und Dänemark. Denn solche Befürchtungen sind von Roland und seinen Cardinälen verbreitet worden, um den Haß gegen den Kaiser zu schüren. Deshalb wollen auch alle jene kleinen Könige ihn als Papst anerkennen, nicht wegen seiner gerechten Sache, sondern aus Furcht und Haß gegen den Kaiser. Roland selbst liegt gleichsam schon in den letzten Zügen und sucht überall nur noch nach lächerlichen Stützen seiner Ohnmacht: er schrieb dem Kaiser von Constantinopel und versprach ihm die eitelsten Dinge; dem Ungarn gab er das Privilegium, seinen Erzbischöfen selbst das Pallium zu ertheilen, und gestand ihm zu, daß nur mit seiner Einwilligung die Kleriker im Lande mit Rom unterhandeln dürfen. Aber unser Trost im Herrn ist:

*) Der König von Ungarn war Ladislaw; die Tochter desselben ist wahrscheinlich jene Maria, die Stephan III. an Nicolaus, den Sohn des Dogen Michael Vitale von Venedig, im Jahre 1167 vermählte. Venetianische Chronik im Neuen Archiv I, S. 405 und Chronicon Altinate im Archivio storico VIII. p. 159.

alle Kräfte Mailands ſind bereits erſchöpft, und die Stadt geht ſchleunigſt dem Falle entgegen. Mit dem Siege über Mailand haben wir dann Alles gewonnen. Sogleich wird ein Concil nach Rom berufen werden; ſtellen ſich die Widerſacher nicht, ſo wird Papſt Victor dort wieder eingeſetzt und wir erreichen unſern Zweck; erſcheinen ſie, ſo werden ſich der Klerus und das Volk von Rom, ſelbſt wenn jene um der Freiheit der Synode willen den Kaiſer fern halten, doch ſich Victor nicht nehmen laſſen, ſondern ſie werden nachweiſen, daß die zur Verſchwörung gehörigen Cardinäle und Roland verworfen und gebannt werden müſſen. So wird ohne Mühe Alles zur Ehre des Reiches geordnet werden, doch darf man vorläufig noch nicht davon ſprechen. Der König von England wird mit dem Kaiſer einen engen Bund ſchließen, ſo daß ſie in allen Dingen vereint handeln werden. Seine Boten ſind bereits am Hofe, und der Kaiſer wird demnächſt einige Große an ihn ſchicken. Der Patriarch von Aquileja hat ſich bereits zu Papſt Victor bekehrt und wird ſich noch anders bekehren. Den Erzbiſchof von Salzburg wird der Kaiſer, ſobald er will, abſetzen und vertreiben können. So wird Gott in Allem mit uns ſein, und dies wolle er uns in Gnaden gewähren."

Wir ſind außer Stande nachzuweiſen, wie weit alle einzelnen Angaben in dieſem Bericht begründet ſind, aber wir erkennen daraus deutlich, wie man in der unmittelbaren Umgebung Friedrichs die Weltlage anſah. Mit der Macht des Reichs war nicht nur der Einfluß und die Achtung deſſelben gewachſen, ſondern zugleich die Furcht; eine hier mehr geheime, dort offen auftretende Oppoſition griff immer weiter um ſich. Die Stellung, welche der Kaiſer im Schisma gewonnen hatte, gab dieſer Oppoſition reichliche Nahrung, und dadurch gewann dieſe kirchliche Frage eine univerſelle Bedeutung, wie ſie ſelbſt der Inveſtiturſtreit nicht gehabt hatte. Der Streit über die Inveſtituren hatte Deutſchland und Italien in die gewaltigſte Aufregung verſetzt, aber die anderen Staaten des Abendlandes wenig bewegt, das Morgenland faſt gar nicht berührt. Die Frage, ob Alexander oder Victor der rechtmäßige Papſt ſei, beſchäftigte die ganze Welt. Denn ſie ſchien zugleich die andere in ſich zu ſchließen, ob das deutſche Kaiſerthum, welches wieder ſo ſelbſtbewußt die Entſcheidung der Weltangelegenheiten in die Hand genommen hatte, ſich auf ſeiner Höhe halten, ob das deutſche Volk den Vorrang vor allen anderen behaupten werde. „Wer hat denn," ſchrieb damals bei Gelegen-

heit des Schisma der Engländer Johann von Salisbury, „die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt? Wer hat diesen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen? Sehr oft hat ihr Hochmuth dies schon versucht, aber immer ist er unter Gottes Beistand gedemüthigt worden.“ Solche Worte fanden gewiß an vielen Orten kräftigen Wiederhall.

Man kannte an Friedrichs Hof, wie aus Burchards Bericht hervorgeht, die Gefahren, welche das Kaiserthum umgaben, aber man war deshalb nichts weniger als kleinmüthig. Man baute auf den Beistand Gottes, welchen man in den bisherigen Siegen des Kaisers zu erkennen meinte, und man stand vor einem neuen Siege, größer als alle früheren. „Mailand liegt in den letzten Zügen, und mit Mailands Untergang ist Alles gewonnen.“

8.

Mailands Zerstörung.

So sehr den Kaiser in der letzten Zeit die große kirchliche Frage beschäftigte, sein nächstes und unmittelbarstes Interesse hatte er doch immer dem Mailänder Kriege zugewandt. Wir müssen uns vergegenwärtigen, welchen Gang dieser Krieg seit dem Anfange des Jahres 1160 genommen hatte.

Nachdem der Kaiser damals sein Heer zu Pavia entlassen*), hatte er sich mit seiner Gemahlin und den wenigen Deutschen, die bei ihm geblieben waren, in die Gegenden am Tanaro begeben und verlebte zu Gamundio, Marengo und Tortona die Fastenzeit. Hier erfuhr er, daß am letzten Dienstag der Fasten (22. März) die Mailänder einen neuen Angriff auf Lodi gemacht, die Bewohner der Stadt aber ihn abgeschlagen hatten. Wenige Tage darauf brach er selbst nach Lodi auf; die dreiste Herausforderung zum Kampfe konnte er nicht unbeantwortet lassen. Mit den Streitkräften Lodis zog er an die Addabrücke bei der

*) Vergl. oben S. 253.

Burg Pontirolo, welche die Mailänder mit großen Kosten hatten herstellen lassen, nahm die Burg, zerstörte dieselbe und trug die Brücke ab, deren Trümmer in den Fluß geworfen wurden. Kaum nach Lodi zurückgekehrt, zog er, durch eine Schaar Cremonesen verstärkt, aufs Neue in den Kampf. Er verfolgte dieselbe Richtung. Eine Kirche bei Pontirolo, die tapfer vertheidigt war, hatte sich bis dahin noch gehalten; die Besatzung mußte sich jetzt ergeben, wurde ausgeplündert und nach Lodi gebracht. Der Kaiser selbst zog darauf gegen Fara, eine Burg unterhalb Pontirolo an der Adda. Nach längerem Kampfe ergab sich auch Fara und die Besatzung gerieth in Gefangenschaft. Bei der Rückkehr des Kaisers zeigten sich auf der anderen Seite der Adda mailändische Ritter; sie suchten Friedrichs Heer zum Uebergange über den hochgehenden, reißend angeschwollenen Fluß zu verleiten. Der Kaiser untersagte den Seinigen sich der Gefahr auszusetzen; aber trotz des Verbots warfen sich einige Kampflustige in das Wasser. Sie thaten es zu ihrem Verderben und fanden in den Fluthen den Tod; namhafte Männer von Cremona wurden unter ihnen betrauert.

Inzwischen hatte sich ein größeres Ritterheer aus den kaisertreuen Städten der Lombardei um Lodi gesammelt. Unverzüglich brach der Kaiser wieder mit demselben in das Mailändische ein. Verwüstend durchzog er die Grafschaften Martesana und Seprio, zuerst die Gegenden am Lambro, dann an der Vedra und rückte endlich vom Norden her gegen Mailand selbst an; Ende Mai stand er bei Venzago. Da zog am 1. Juni das Mailänder Heer, verstärkt durch 200 Ritter von Piacenza, dem Kaiser entgegen. Es war mit dem Carroccio ausgerückt, wie mit 100 Streitwagen, welche Meister Guintelmus in Form von Schilden gebaut und rings mit Sicheln besetzt hatte. Die Mailänder hatten ihr Heer so aufgestellt, daß im vordersten Treffen die Sichelwagen standen, im zweiten das Carroccio und das Fußvolk, im dritten die Ritter mit ihren Fahnen und Zeichen, im vierten die Hülfsschaar von Piacenza. So rückten sie bis S. Romano bei Quarto vor, wo sie der kaiserlichen Schaaren ansichtig wurden. Der Kaiser wich aber einer offenen Feldschlacht aus, zog bei Nacht ab und nahm seinen Weg auf Bareggio. Er verwüstete darauf noch die Wohnhäuser und Saaten des nahe dem Ticino gelegenen Klosters Morimondo und eilte dann nach Pavia; hier entließ er die lombardischen Ritter, welche ihn auf seinem Zuge begleitet hatten.

Unermeßlichen Schaden hatten die Mailänder erlitten: ihre Ernte war vernichtet, ihre Weingärten und Obstpflanzungen verwüstet; man dürstete danach, sich an dem Kaiser und den ihm verbündeten Städten zu rächen. Schon am 9. Juni zog abermals eine Schaar mailändischer Reiter gegen Lodi, aber sie fand dort Alles zum Widerstand vorbereitet und mußte schleunigst das Weite suchen. Keinen besseren Erfolg hatte ein zweiter Versuch am folgenden Tage. Erst am 18. Juli wurde ein neuer und ernsterer Angriff gemacht. In der Frühe dieses Tages erschien ein zahlreiches mailändisches Heer, Fußvolk und Reiterei, vor Lodi; man führte Belagerungsmaschinen verschiedener Art und selbst das Carroccio mit sich; nicht weit von der Stadt schlug das Heer ein Lager auf und griff sie sogleich an mehreren Thoren an. Aber die Mailänder begegneten überall herzhaftem Widerstand und sahen bald ein, daß Lodi, geschützt durch seine Sümpfe und breiten Gräben und vertheidigt durch eine tapfere, wohl bewaffnete Einwohnerschaft, nicht im Fluge genommen werden könne. Sie kehrten Abends in ihr Lager zurück, wo sich nun auch noch eine Hülfsschaar von Piacenza einfand.

Angesichts der Gefahr hatte man in Lodi sogleich Hülfsgesuche nach Cremona und Pavia gesendet. Als die Mailänder am anderen Morgen den Angriff erneuern wollten, sahen sie bereits am anderen Ufer der Adda die Cremonesen heranziehen, die unverzüglich gegen Lodi aufgebrochen waren. Die Mailänder gaben jetzt die Sache verloren, hoben das Lager auf und kehrten nach Hause zurück; am eiligsten machte sich die Schaar von Piacenza auf den Heimweg, denn sie befürchtete, der Kaiser könnte mit den Pavesen ihr die Straße sperren. Sobald Lodi befreit war, schickte es eilende Boten nach Pavia, um dem Aufbruch des Kaisers zuvorzukommen. Das verfehlte Unternehmen Mailands hatte zunächst keinen anderen Erfolg, als daß man in Lodi die Nothwendigkeit einer festen Umgebungsmauer, an der es noch fehlte, zu erkennen anfing. Den Bau übernahm der vom Kaiser so ausgezeichnete Baumeister Tinto Mussa von Cremona; am 3. August, gerade zwei Jahre nach der Begründung Neu-Lodis, wurde feierlich vom Bischof Alberich der Grundstein gelegt und sogleich das Werk begonnen.

Der Kaiser, der Sorge um Lodi entledigt, wandte seine Waffen sofort nach einer anderen Seite. Mit Zurücklassung alles schweren Gepäcks brach er mit einem kleinen ritterlichen Gefolge, Tag und Nacht

sich nicht Ruhe gönnend, in das Gebiet von Brescia ein, „mit der Kraft des Blitzes", wie ein Zeitgenosse sagte, „alle Hemmnisse niederwerfend". Hier lag an dem See von Iseo jene Feste, welche dem See den Namen gegeben hat, in fast uneinnehmbarer Lage, auf der einen Seite hoch über dem Wasserspiegel, auf der anderen durch schroff aufsteigende, nur durch einen schmalen Pfad gespaltene Felsen geschützt. Die ziemlich zahlreiche Einwohnerschaft von Iseo war ein keckes, übermüthiges Volk, welches sich im Vertrauen auf die Sicherheit des Platzes gegen die Umwohner allerlei Unbill erlaubte. Jetzt hatten sie den Brescianern, die sich und ihre Habe vor dem Kaiser bergen wollten, eine Zufluchtsstätte gewährt, und als der Kaiser nun gegen die Burg selbst anrückte, waren sie dreist genug, aus derselben herabzusteigen und sich ihm auf offenem Felde zum Kampfe zu stellen. Sie erlitten ganz wider ihr Erwarten eine vollständige Niederlage, und inzwischen war auch der Rückweg zur Burg ihnen versperrt worden. So kam Iseo, welches keines weiteren Widerstandes fähig war, in einem Moment in Friedrichs Hand; die Burg wurde geplündert und durch Feuer zerstört, das Volk in derselben stürzte sich theils in den See, theils flüchtete es in die Berge oder gerieth in Gefangenschaft.

Der 28. Juli 1160 war der Schreckenstag für Iseo. An demselben Tage erlitt Brescia einen zweiten empfindlichen Schlag. Die Bergamasken nützten die günstige Stunde und zogen vor Volpino, welches sie im Jahre 1156*) verloren und den Verlust niemals verschmerzt hatten. Die geringe Besatzung von Volpino sah nirgends Hülfe und übergab nach kurzer Gegenwehr die Burg. Brescia, von dem über sein Gebiet wüthenden Kriegssturm überwältigt, wagte nicht dem Kaiser und den Bergamasken mit den Waffen zu begegnen; es ließ duldend das schwere Geschick über sich ergehen.

Dagegen hatten die Mailänder den Kampf in dem nördlichen Theil der Martesana wieder aufgenommen. In der herrlichen Brianza, dem Landstriche zwischen den beiden Südspitzen des Comersees am oberen Lambro, jetzt mit den anmuthigsten Villen geschmückt und als der Garten der Lombardei gefeiert, lagen damals zahlreiche Burgen, welche in Friedrichs Gewalt gefallen waren. Gegen diese wandte sich jetzt der Angriff Mailands; die Mannschaft von drei Stadtquartieren rückte

*) Vergl. oben S. 218.

gegen die Brianza aus. Es glückte die Burgen Zesana, Cornate, Erba, Paravicino und andere kleinere Festen zu nehmen. Erst bei Carcano, etwas nördlich von dem schönen Alserio-See, fand man Widerstand.

Carcano, jetzt ein Trümmerhaufen zwischen prächtigen Gärten, war damals ein ziemlich weitläuftiger und wohlbefestigter Platz, dessen Einwohner treu zum Kaiser hielten und den Mailändern vielfachen Schaden zugefügt hatten. Um jeden Preis wollten diese jetzt Carcano gewinnen. Sie entschlossen sich zu einer regelmäßigen Belagerung und machten sich daran, einen Thurm und Wurfmaschinen zu erbauen. Da der Widerstand Carcanos nicht so leicht zu bewältigen schien, verlangten sie nach acht Tagen Ablösung von ihren Mitbürgern, und diese erfolgte durch die Mannschaften der anderen drei Stadtquartiere. Aber schon war auch an den Kaiser der Hülferuf von Carcano gelangt, und eiligst sammelte er ein größeres Heer zum Entsatz. Es waren besonders Ritter und Fußvolk von Novara, Vercelli und Como, dazu kamen einige Ritter Pavias und Mannschaften aus dem Seprio und der Martesana. Von italienischen Herren waren beim Kaiser der Markgraf von Montferrat und der Graf von Biandrate, von deutschen Herzog Berthold von Zähringen, der wegen der Wahl seines Bruders Rudolf zum Erzbischof von Mainz den kaiserlichen Hof aufgesucht hatte, der tapfere Konrad von Ballhausen und einige andere Ritter; ihnen schloß sich ein böhmischer Herzog an, wahrscheinlich der dem Kaiser befreundete Dietbold. Sobald man in Mailand von der Bildung dieses kaiserlichen Heeres Kenntniß erhielt, schickte man auch die Mannschaft der drei zurückgekehrten Quartiere abermals gegen Carcano, so daß fast die ganze Streitmacht Mailands dort vereinigt war. Hocherfreut waren die Mailänder, als ihnen am 7. August noch 200 Ritter von Brescia zur Hülfe kamen. Sie schickten darauf sogleich Fußvolk ab, um die nahe Burg Orsenigo zu besetzen.

Näher und näher rückte indessen das Heer des Kaisers. Am 6. August lagerte es bei Spighizolo*), am 8. August in der Nähe von Orsenigo, bei Tassera und den umliegenden Orten. Schon hatte Friedrich alle Straßen zwischen dem See und den nahen Bergen durch Verhaue sperren lassen: die Rückkehr nach ihrer Stadt schien dadurch den Mailändern unmöglich gemacht. In solcher Bedrängniß hatten sie ihr um

*) Der Ort scheint nicht mehr nachzuweisen; der Kaiser muß von Como her angerückt sein.

Carcano zerstreutes Lager zusammengezogen und ihre ganze Macht um Tassera gesammelt. Nur in der Weite eines Steinwurfs standen hier die feindlichen Lager am 8. August von einander. Noch an demselben Tage faßten die Mailänder, denen es auch an Lebensmitteln fehlte, den Entschluß, die sie umschlingende Kette, da ihnen kein anderer Ausweg blieb, mit Gewalt zu sprengen. Der Erzbischof Otbert und andere Geistliche, die im Heere waren, ermunterten das Volk zu dem heiligen Kampfe, bei dem es sich nicht allein um die Erhaltung der Vaterstadt, sondern zugleich um das Heil der Kirche handle; sie versprachen den Kämpfern den Beistand des Himmels. In der Nacht fertigten die Mailänder ein Carroccio an, welches ihr berühmtes Feldzeichen, die Fahne des h. Ambrosius, welche sie mit sich gebracht, führen sollte.

Am andern Morgen (9. August) stellten sich die Mailänder, nachdem die Messe gelesen und sie von den Priestern Sündenvergebung empfangen, in Schlachtordnung auf. Bei den Zelten ließ man nur einiges Fußvolk aus den Vorstädten zurück. Bei Tassera in größter Nähe des Kaisers standen die Bürger der Porta Comacina, an diese sich anschließend das Fußvolk der andern Quartiere, und in der Mitte desselben wehte die Fahne des h. Ambrosius auf dem von zweimal zwei Stieren gezogenen Carroccio. Sobald der Kaiser sah, daß man hier sein Lager angriff und plündernd in dasselbe eindrang, machte er mit einem erlesenen Theil der italienischen Reiterei und seinen nur geringen deutschen Streitkräften einen unwiderstehlichen Vorstoß gegen die Feinde und trieb sie bis an ihr Lager zurück. Die Stiere des Carroccio wurden getödtet, der Wagen in einen nahen Graben geworfen, das vergoldete Kreuz am Mast mit der Fahne trug der Kaiser als Siegesbeute davon. Der Verlust des Mailänder Fußvolks war sehr erheblich: Viele wurden getödtet, Viele verwundet, Andere geriethen in Gefangenschaft, besonders waren die Schaaren der Porta Romana und Porta Orientale hart mitgenommen.

Während der Kaiser auf dieser Seite einen unzweifelhaften Sieg gewann, hatte dagegen der Kampf auf der anderen Seite eine für sein Heer höchst unglückliche Wendung genommen. Hier standen vorzugsweise die mailändische Reiterei und die 200 Ritter von Brescia; ihnen gegenüber der Markgraf von Montferrat mit den Contingenten von Novara, Como und Vercelli. Es war den mailändischen Rittern — wir wissen nicht wie — gelungen, im Rücken des kaiserlichen

Lagers eine Anhöhe zu besetzen und sich hier in einen Hinterhalt zu legen. Als nun zugleich von vorn und hinten ein kräftiger Angriff auf die Schaaren des Markgrafen gemacht wurde, hielten diese nicht lange stand. Der Tod hielt reichliche Ernte, vornehmlich unter den Novaresen; aber die Meisten, mehr als zwei tausend, warfen sich in wilde Flucht, hitzig vom Feinde verfolgt. Man jagte hinter sie bis nach Montorfano her; der Markgraf Wilhelm selbst soll bis nach Angera am Langensee verfolgt sein. Die Mailänder Reiterei kehrte endlich, von einem heftigen Regen überrascht, auf den Kampfplatz zurück und nahm wieder auf jener Anhöhe im Rücken des kaiserlichen Lagers seine frühere Stellung ein.

Als der Kaiser siegesfreudig in sein Lager zurückkehrte, erfuhr er die Niederlage der Seinen und sah zu seiner Bestürzung, daß er fast rings von Feinden umschlossen sei. Er hatte nur etwa 200 Ritter bei sich, die überdies vom Kampfe ermüdet waren. Zu seinem Glücke wurde er nicht sofort angegriffen; denn die Mailänder wagten wegen des heftig strömenden Regens und des durchweichten Bodens nicht von der Höhe in das tiefer gelegene Lager des Kaisers hinabzureiten, kehrten vielmehr bald ganz durchnäßt in ihr eigenes Lager zurück. Aber auch dadurch war Friedrich noch nicht aus seiner gefährlichen Lage befreit; flehentlich baten ihn die angesehensten Männer an seiner Seite, die Unglücksstätte zu verlassen. So zog er denn noch an demselben Tage in der Richtung von Como ab; den größten Theil seiner Zelte und Massen von Kriegsgefangenen ließ er zurück. Die Mailänder hielten zuerst seinen Rückzug nur für eine List und zögerten deshalb mit der Verfolgung. Sobald sie aber ihren Sieg erkannten, fielen sie über das Lager des Kaisers her, plünderten es und befreiten die Gefangenen. Erst am folgenden Tage setzten sie weiter den versprengten Feinden nach, und es fielen dann noch etwa zweihundert Ritter von Pavia, Como und aus anderen Städten in ihre Hände. Die Zahl der von ihnen gefangenen Kaiserlichen war so groß, daß sie alle ihre Gefangenen und Geiseln, welche in den Händen des Kaisers waren, in der nächsten Zeit auslösen konnten. Auch sie hatten freilich große Verluste gehabt. Viele Wagen mit Leichen schickten sie alsbald nach Mailand, und Freude und Trauer wechselten in der Stadt in der wunderbarsten Weise. „Aber ich glaube," sagt Otto Morena, „der Jubel war größer als der Schmerz."

Das Mißgeschick des Kaisers zu mehren, stieß auch seinen Bundesgenossen, den Cremonesen und Lodesanen, in den nächsten Tagen ein schweres Unglück zu. Als er gegen Carcano zog, hatte er ihnen den Befehl zugehen lassen, dort zu ihm zu stoßen. Die Cremonesen, Ritter und Fußvolk, waren sogleich nach Lodi gezogen, und nachdem man am 8. August die von den Mailändern wieder hergestellte Addabrücke bei Cassano zerstört hatte, machte man sich zum Aufbruch nach Carcano bereit. Man beschloß aber eine Schaar von 200 Rittern von Cremona und 80 Rittern von Lodi voraus zu senden, um Erkundigungen über die Stellung der Mailänder einzuziehen und dem Kaiser Lebensmittel zuzuführen, nach denen er dringend verlangt hatte. Am 10. August gegen Abend machten sich die Ritter auf den Weg, konnten jedoch wegen der mit Lebensmitteln schwerbepackten Esel, obwohl man in der ganzen Nacht keine Rast machte, in der Frühe doch nur bis Mariano gelangen. Hier bemerkte den Zug ein mailändischer Ritter, der schon um die Niederlage des Kaisers wußte, und brachte von dem Zuge eilends Nachricht in das mailändische Lager. Sogleich brach man hier auf und überfiel noch am Morgen den Zug zwischen Cantù und Baradello an dem Aqua nera genannten Sumpfe. Es entspann sich ein lebhafter Kampf, auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, aber bald gewannen die Mailänder die Oberhand; die Cremonesen und Lodesanen stürzten sich meist in den Sumpf, arbeiteten sich aber auf der anderen Seite nur schwer wieder aus demselben heraus, indem sie ihre wuchtigen Rüstungen und ihre Pferde im Kothe stecken lassen mußten. 14 Ritter von Cremona und 10 von Lodi fielen in die Hände der Mailänder. Der Kaiser, der sich in Baradello befand, hörte von dem Unglück seiner Freunde und eilte sogleich zur Hülfe. Vor ihm wichen die Mailänder zurück, und es gelang ihm, den Rest der Cremonesen und Lodesanen zu retten, doch hatten sie alle ihre Pferde verloren. Sie folgten dem Kaiser nach Como, der sie hier am 12. August entließ. Durch das Gebiet von Novara und über Pavia kehrten sie von dieser traurigen Fahrt nach Lodi zurück.

Die Mailänder hatten gleich nach der Schlacht die Belagerung Carcanos aufs Neue begonnen, aber auch nach ihrem Siege fanden sie bei den Einwohnern den kräftigsten Widerstand. Am 19. August wagten diese sogar einen Ausfall und legten Feuer an den von den Mailändern erbauten hölzernen Thurm. Zu nicht geringer Bestürzung

der Mailänder wurde dieſes Werk zerſtört, und ſchon beſchlich ſie die Beſorgniß, Friedrich könne ein neues Heer gegen ſie ſammeln oder gegen das unvertheidigte Mailand ſelbſt vorgehen. Sie beſchloſſen deshalb die Belagerung aufzuheben und zogen ſchon am folgenden Tage von Carcano ab.

Um dieſelbe Zeit bot der Kaiſer, der ſich inzwiſchen nach Pavia begeben hatte, ein Heer von Pavia, Cremona und Lodi, wie von den Markgrafen und Grafen ſeiner Partei auf und zog mit demſelben am 24. Auguſt nach Piacenza; er nahm alle Schiffe Pavias mit ſich und ließ zwei Wurfmaſchinen aus Lodi herbeiſchaffen. Wie vorher ſchon die Addabrücken zerſtört waren, um die Verbindungen zwiſchen Mailand und Brescia zu unterbrechen, ſo wollte er jetzt auch die Schiffsbrücke zerſtören, welche unmittelbar aus Piacenza über den Po führte und der Stadt zum Verkehr mit Mailand diente. In der erſten Dämmerung des 25. Auguſt griff Friedrich die Brücke an. Da er Widerſtand bei derſelben fand, ließ er ſogleich von den Wurfmaſchinen Gebrauch machen. Sobald man in Piacenza die Unmöglichkeit erkannte, die Brücke zu ſchützen, fuhr man dieſelbe ab und führte alle Schiffe auf die Stadtſeite hinüber. Damit war des Kaiſers Abſicht ſo gut wie vereitelt; er glaubte hier zunächſt nicht mehr erreichen zu können und kehrte ſchon am 26. Auguſt nach Pavia zurück. Hier ließ er ſich damals von den Biſchöfen von Novara, Vercelli und Aſti, dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Obizo Malaſpina, den Markgrafen von Guaſto und Busca, dem Grafen Guido von Biandrate, dem Grafen von Cavaliate und vielen anderen geiſtlichen Herren und Baronen einen Eid leiſten, ihm Ritter, Bogenſchützen und Steinſchleuderer zu ſtellen, die vom 8. September bis 16. April nächſten Jahres in Pavia zu ſeinem und der Stadt Schutz zu bleiben hätten. Um dieſelbe Zeit erließ er Schreiben an die deutſchen Fürſten, in denen er den Nachrichten, die über den Unglückstag von Carcano verbreitet wurden, entgegentrat und ſeine Niederlage möglichſt zu verdecken ſuchte; er verlangte, daß die ihm bereits zugeſagte neue Hülfe von allen Fürſten ohne Ausnahme geſtellt würde und die deutſchen Schaaren ſich vierzehn Tage nach Oſtern in Pavia zuſammenfänden. Wer zurückbleibe, erklärte er, werde nicht mehr als ein Getreuer des Kaiſers und des Reichs anzuſehen ſein.

Offenbar war der Kaiſer nicht ohne Beſorgniß, daß die Mai-

länder die gewonnenen Vortheile weiter ausnutzen würden. Diese Besorgniß war nicht ohne Grund, obwohl gerade damals ein furchtbares Verhängniß über ihre Stadt einbrach. Am 28. August, einem sehr stürmischen Tage, kam im Hause des Lanfranco aus der Familie der Cani ein Feuer auf, welches mit reißender Schnelligkeit um sich griff und fast den dritten Theil der Stadt zerstörte; besonders litten die südlichen Quartiere, wo die weiten Behausungen der vornehmen Bürger standen, in denen man der Sicherheit wegen die Lebensmittel untergebracht hatte. Viele vornehme Männer verloren im Brande ihre ganze Habe und kamen an den Bettelstab, aber ein allgemeines Unglück für die ganze Bevölkerung war die Einbuße der aufgespeicherten Lebensmittel.

Die Mailänder waren jedoch durch dieses Mißgeschick nicht entmuthigt worden. Schon wenige Tage nach der Feuersbrunst schickten die Consuln 100 Ritter in die Grafschaft Seprio, um dort die Burgen Crenna und Appiano zu nehmen; schon vorher hatten sie Mozzate in ihre Gewalt bekommen und eine Besatzung von Rittern und Fußvolk in diese Feste gelegt. Bald zog auch der Erzbischof mit 100 Rittern aus und nahm Varese; von dort aus wurden die benachbarten Burgen Arcisate, Biandrono und Induno besetzt. Der größte Theil des Seprio war wieder in der Gewalt Mailands, und seine Besatzungen überwinterten daselbst. Auch in der Martesana behauptete es sich, und am 10. September soll sich nach einer freilich wenig glaubwürdigen Quelle auch Carcano dem Erzbischof und der Stadt Mailand ergeben haben. Um die Verbindung mit Brescia zu erleichtern, wurde die Addabrücke bei Pontirolo erneuert und eine Besatzung zum Schutz derselben zurückgelassen.

Einige heimatlose Ritter von Crema stellten sich alsbald in Pontirolo ein und überredeten die mailändische Besatzung zu einem neuen Angriff auf Lodi. Nachdem sich der größere Theil in einem Hinterhalt bei Dovera verborgen hatte, rückten die Anderen gegen Lodi an und kamen fast bis an die Addabrücke bei der Stadt (28. Oktober). Als aber etwa 20 Ritter von Lodi gegen sie vorstürmten, zogen sie sich gegen Dovera zurück. Die Ritter eilten ihnen nach, mit ihnen einige andere Lodesanen, die sich inzwischen gesammelt hatten. Bei Dovera kam es zum Kampfe, an dem sich jetzt auch die im Hinterhalt verborgenen Mailänder betheiligten. Nach kurzer Zeit mußten die Lodesanen der

Uebermacht weichen; vier der Ihrigen fielen in die Hände der Feinde, unter ihnen Manfred Morena, ein Sohn des Geschichtschreibers von Lodi. Als die Lodesanen aber neuen Zuzug erhielten, setzten sie den Mailändern nach, die bereits von Dovera abgezogen waren, und verfolgten sie bis in die Nähe der Burg Rivolta. Hier wandten sich die Mailänder noch einmal, und eine Zeit lang standen sich die feindlichen Schaaren abermals Aug' im Auge gegenüber; auf beiden Seiten schwankte man, ob man nicht den Kampf von Neuem beginnen solle. Endlich wandten sich die Lodesanen wieder zum Rückzug; sie waren noch immer in der Minderheit und wußten, daß der Feind sich leicht in Rivolta bergen konnte. Erst im Dunkel kehrten sie nach der Stadt zurück.

Diese Kämpfe um Lodi waren am 28. October; seitdem trat Waffenruhe ein. Ein Angriff auf Pavia, welchen der Kaiser erwartet hatte, wurde von den Mailändern nicht unternommen. Er selbst hatte am 19. Oktober noch einen zweiten Versuch gemacht, die Pobrücke bei Piacenza zu zerstören, aber auch diesmal vergeblich. Auch er stand von weiteren kriegerischen Unternehmungen ab; auf kurze Zeit ging er nach Cremona, kehrte aber bald nach Pavia zurück. Hier verlebte er fast den ganzen Winter, von den Rittern, welche ihm die Großen der Lombardei gestellt hatten, und einigen deutschen Herren umgeben.

Das Jahr 1160, welches mit der Eroberung Cremas so glücklich für den Kaiser und seine Bundesgenossen begonnen hatte, ging unter wenig günstigen Aussichten zu Ende. Vor dem Eintreffen starker Zuzüge aus Deutschland, die erst im Mai zu erwarten waren, ließ sich ein ernstlicher Angriff auf Mailand nicht unternehmen.

Während des Winters hatten die Waffen geruht; erst im März 1161 kam es zu neuen Kämpfen. Ein Vorspiel derselben war ein unbedeutendes Handgemenge am 12. März zwischen Leuten von Piacenza und Lodi bei Melegnanello*), wobei einige Lodesanen in Gefangenschaft geriethen. Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als am 17. März ein großes Heer von Mailand ausrückte, um die Burg Castiglione im Seprio zu gewinnen. Das Heer führte Wurfmaschinen und Schutzdächer mit sich und begann sogleich die Burg eng zu um-

*) Im Gebiete von Lodi.

schließen. Die Besatzung leistete aber lange tapferen Widerstand, baute Wurfmaschinen und tödtete mit ihnen Viele im mailändischen Heere. Endlich schoben die Belagerer ein großes Schutzdach vor, um die Gräben zu füllen; zugleich sperrten sie den Weg zu einer außerhalb der Burg belegenen Quelle, ohne welche die Besatzung, da in Castiglione selbst keine Brunnen waren, nicht leben konnte. Da entschlossen sich die Belagerten einen Ausfall zu machen. Es gelang ihnen das Schutzdach durch Feuer zu zerstören, einige Mailänder zu verwunden und gefangen zu nehmen. Zugleich schickten sie Boten an den Kaiser und nahmen seine Hülfe in Anspruch.

Der Kaiser*) war damals in Lodi, wo man kurz zuvor den Bau eines stattlichen Kaiserpalastes an der Adda neben dem Kloster des heiligen Johannes begonnen, auch einen neuen Angriff von Piacenza am 4. April bestanden hatte. Schnell sammelte er hier ein Heer aus den Städten Parma, Reggio, Cremona, Bergamo, Vercelli, Novara und Pavia, wie von den getreuen lombardischen Großen. In Mailand sah man auf diese seine Rüstungen stolz herab; man meinte, daß Castiglione, ehe der Kaiser noch ausziehen könne, fallen müsse. Aber man täuschte sich. Am Charfreitag (14. April) brach Friedrich mit dem Heere, welches am Lambro lagerte und zu dem auch der Graf Raimund Berengar von Barcelona mit 60 Rittern gestoßen war, gegen Castiglione auf. Da sank den Belagerern der Muth; sie verließen sofort ihre Stellung und kehrten schon am folgenden Tage nach Mailand zurück; ihre Belagerungsmaschinen hatten sie zuvor durch Feuer zerstört. Der treffliche Mailänder, der die damaligen Geschicke seiner Vaterstadt uns überliefert hat, tadelt seine Mitbürger, daß sie auf diesen unnützen Zug so viel Geld, für welches sie besser Lebensmittel gekauft, vergeudet hätten.

Aber auch für Lodi knüpfte sich an diesen Zug ein trauriges Andenken. Der Kaiser hatte sein Heer, nachdem er den Rückzug der Mailänder erfahren, sogleich wieder aufgelöst**); als nun am Ostertage Viele über Lodi zurückkehrten, brach am Abend dort durch die Unvorsichtigkeit des Schildträgers eines cremonesischen Ritters ein Feuer aus,

*) Am 2. April war der Kaiser zu Monselice, südlich von Padua, gewesen und erst am 11. April in Lodi angekommen.

**) Schon am 19. April war der Kaiser wieder in Pavia.

welches ſchnell um ſich griff und einen erheblichen Theil der Stadt einäſcherte. Nach den Vorgängen bei Caſtiglione trat mehrere Wochen abermals Waffenruhe ein. Den Mailändern war die Luſt zu neuen Unternehmungen vergangen; der Kaiſer erwartete die Hülfsſchaaren aus den deutſchen Ländern.

Im Mai trafen endlich bedeutende Zuzüge aus Deutſchland in Pavia ein. Des Kaiſers Vetter Friedrich von Schwaben erſchien mit 600 gut ausgerüſteten Rittern, Erzbiſchof Rainald von Köln mit 500 Rittern, Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, und ſein Oheim Herzog Dietbold führten mehr als 300 Ritter dem Heere zu. Ingleichen ſtellten ſich Landgraf Ludwig von Thüringen und Pfalzgraf Konrad beim Kaiſer ein; auch ſie unzweifelhaft mit einem ſtattlichen Gefolge. Mit Herzog Heinrich dem Löwen hatte Friedrich bereits am 29. Januar zu Como eine Zuſammenkunft gehabt, und der Herzog ſcheint dann noch einige Zeit am kaiſerlichen Hofe verweilt zu haben; aber nirgends hat er ſich an den folgenden Kämpfen betheiligt, und ſo wird er damals ohne Heer über die Alpen gekommen ſein.

Beſonders zahlreich erſchienen am Hofe die Biſchöfe, welche der Kaiſer nicht nur zur Fortſetzung des Krieges gegen Mailand entboten hatte, ſondern auch zu dem Concil, welches am 21. Mai in Cremona eröffnet werden ſollte. Wir wiſſen, wie der Kaiſer, um die neugewonnenen Streitkräfte ſogleich gegen Mailand verwenden zu können, das Concil auf die Mitte des Juni nach Lodi vertagte*). Es lag ihm zunächſt daran, die Hoffnungen der Mailänder auf eine neue Ernte zu zerſtören.

Schon am 29. Mai ſtand er mit ſeinen Deutſchen und einem neuaufgebotenen lombardiſchen Heere bei Mailand. Alle Getreidefelder der Stadt bis nach S. Calimero, zur Kirche Aller Heiligen, der Kirche S. Barnaba und dem Kloſter S. Dioniſio, d. h. auf der ganzen Oſtſeite, wurden verbrannt und zertreten. Am Abend bezog man zwiſchen der Caſſina di Guazino da Aliate und Morſengia, etwa eine halbe Meile von der Stadt, ein Lager, wo man zwei Tage, um das Verwüſtungswerk fortzuſetzen, ſtehen blieb. Am 31. Mai ſchlug dann der Kaiſer ſein Lager in unmittelbarer Nähe der Stadt bei S. Dioniſio auf. Erſt jetzt ſetzten ſich die Mailänder zur Wehr. Sie machten einen Ausfall

*) Vgl. oben S. 267, 268.

gegen die lombardischen Schaaren des Kaisers, brachen aber nach schweren Verlusten den Kampf ab. In demselben wurde ein vornehmer Mailänder Adam de Parabino gefangen und sogleich auf Befehl des Kaisers vor den Augen der Mailänder hingerichtet. Friedrich zeigte, daß er mit derselben Strenge und Rücksichtslosigkeit den Krieg hier führen würde, wie früher vor Crema.

Am folgenden Tage machten die Mailänder einen neuen Ausfall. Abermals entspann sich ein hitziger Kampf zwischen ihnen und den Lombarden, an dem sich die Deutschen nach einem Befehl des Kaisers nicht betheiligen durften. Abermals wurde viel Blut unnütz vergossen; denn die Mailänder mußten vor der Ueberzahl der Feinde hinter ihre Wälle zurückweichen. Der Kaiser nahm darauf eine Stellung vor der Porta Comacina und Porta Vercellina, um von hier im Norden und Westen der Stadt in gleicher Weise die Saaten zu vernichten, wie es bereits im Osten geschehen war. Noch einmal versuchten die Mailänder da das Glück der Waffen, aber nicht mit besserem Erfolge. Der Kaiser rückte weiter nach Süden zur Porta Ticinese und vollendete hier sein gräßliches Zerstörungswerk. Nachdem er zehn Tage vor Mailand verweilt und alle Felder bis auf drei oder vier Meilen rings um die Stadt verwüstet hatte, zog er ab; er nahm seinen Weg nach Comazzo und Corneliano an der Adda. Das lombardische Heer löste er hier auf, das deutsche ließ er an der Adda ein Lager beziehen. Er selbst begab sich mit den Bischöfen und mehreren Fürsten nach Lodi, wo am 19. Juni die Synode eröffnet wurde.

In diesen Tagen der Bedrängniß hatten die Mailänder einen Ausschuß bestellt, welcher die Preise für die immer theurer werdenden Lebensmittel und andere Waaren festsetzen, zugleich die durch die Verschuldung der Bürger sich verschlimmernden Zinsverhältnisse regeln sollte. Man wählte aus jeder Pfarrei 2 Männer und aus der Gesammtheit der so Gewählten dann 18, je 3 aus den 6 Stadtquartieren. Einer von ihnen war der Chronist, dem wir die besten Nachrichten über diese Schreckenszeit seiner Vaterstadt verdanken, und dieser bekennt selbst, daß die Maßregel eine verderbliche gewesen sei; denn die Preise der Lebensmittel stiegen schnell auf eine fast unerschwingliche Höhe und auch die Lage der Verschuldeten verschlechterte sich statt sich zu bessern. Den Kampf im Großen konnten die Mailänder nicht mehr aufnehmen, und der kleine Krieg, den sie fortführten, brachte mehr Schaden als Gewinn.

Als die Synode von Lodi am 22. Juni aufgelöst war, verlangten mehrere italienische Bischöfe für sich von den Stadtbehörden Geleit auf dem Wege nach Pavia. Das Geleit wurde ihnen mit 22 Rittern gegeben, und die Vorsicht war am Platze gewesen. Denn die Bischöfe hatten nur wenige Meilen zurückgelegt, als sie 24 mailändische Ritter erblickten, die sich aber schnell in ein Gebüsch zurückzogen, als sie die Lodesanen bemerkten. Diese folgten ihnen in das Dickicht, nahmen vier der Mailänder gefangen und erbeuteten mehrere Pferde; die Mehrzahl hatte sich zerstreut und in der Flucht ihr Heil gefunden. Am 25. Juni nahm der Kaiser die Burg Corno vecchio, unweit von Piacenza auf steiler Höhe belegen. Die Besatzung, aus mehr als hundert Mann bestehend, wurde grausam verstümmelt; die Burg selbst mit Feuer zerstört. Im Juli nahm dann Gozwin von Heinsberg den Kampf auch in den Grafschaften Seprio und Martesana wieder auf. Die Burg Biandrone mußte sich ihm ergeben und wurde dem Erdboden gleich gemacht, die Besatzung erhielt freien Abzug.

Im Anfang des August beabsichtigte der Kaiser mit seinem deutschen und böhmischen Heere einen neuen Angriff auf Mailand selbst zu machen. Die Stimmung in der Stadt war schon so herabgedrückt, daß die Consuln im Angesicht der drohenden Gefahr daran dachten, sie dem Kaiser auf Bedingungen zu unterwerfen. Sie sollen ihm zuerst einen Vertrag angeboten haben, nach welchem sie den Stadtgraben soweit zuschütten und die Thore soweit öffnen wollten, daß sein Heer in einer Breite von 40 Ellen durch die Stadt ziehen könne; überdies sollten 30 Thürme bis auf die Höhe der Häuser abgetragen, der Thurm der Kathedrale abgebrochen, 300 Geiseln gestellt, eine Buße von 10,000 Mark und ein jährlicher Tribut von der Stadt und ihrem Gebiete gezahlt werden. Diese Anerbietungen soll der Kaiser, obwohl mehrere Fürsten ihnen geneigt waren, ohne Weiteres abgewiesen haben.

Sicher ist, daß die Consuln wenige Tage später mit dem Böhmenherzog Dietbold, dem Pfalzgrafen Konrad und dem Landgrafen von Thüringen in besondere Verhandlungen traten. Als am 7. August das kaiserliche Heer bei Cerro am Lambro, etwas südlich von Melegnano, stand, erschienen Boten der Consuln bei den genannten Fürsten und erbaten Bürgschaften für ihre Sicherheit, damit sie zu einer Zusammenkunft mit den Fürsten sich begeben könnten. Die Bürgschaft wurde gegeben, und die Consuln machten sich gleich am anderen

Morgen ohne Besorgniß auf den Weg. Zufällig stießen sie aber bald auf Ritter des Erzbischofs Rainald, welche von den Versprechen der Fürsten nichts wußten, und diese nahmen bei Bagnolo, nur etwa eine halbe Meile südlich von Mailand, die Consuln gefangen. Als man zu Mailand das Geschick der Consuln erfuhr, stürmte eine Anzahl Ritter aus der Stadt, um die Consuln zu befreien. Sie erreichten die Ritter Rainalds, und es entspann sich nach Mittag zwischen Bagnolo und S. Donato an der Vecchiabia ein hitziger Kampf, an dem auch mailändisches Fußvolk, welches inzwischen aus der Stadt herangezogen war, Antheil nahm. Es ist nirgends ausdrücklich bezeugt, aber steht doch außer Zweifel, daß die Consuln befreit wurden*). Aber die kölnischen Ritter hielten den Mailändern stundenlang mit der Wuth der Verzweifelung Stand, bis ihnen endlich Hülfe aus dem kaiserlichen Lager erschien.

Als der Landgraf, der Pfalzgraf und der Böhmenherzog die Gefangennahme der Consuln, denen sie sichere Reise verbürgt hatten, in Erfahrung brachten, waren sie in den gewaltigsten Zorn gegen Rainald gerathen, der sich noch im Lager des Kaisers befand; sie wollten ihn, den sie für den Urheber eines Verraths hielten, mit ihren eigenen Schwertern tödten. Der Erzbischof begab sich in den Schutz des Kaisers und versicherte, daß die Consuln ohne sein Wissen überfallen seien. Friedrich befahl den aufgeregten Fürsten, von allen Gewaltthaten gegen Rainald abzustehen, und dachte vor Allem daran, möglichst schnell den bedrängten Kölnern zu Hülfe zu eilen. Aber der Böhmenherzog und der Landgraf wollten ihm aus Erbitterung gegen den Kanzler nicht folgen, und so konnte er nur mit seinen Rittern, dem Gefolge Herzog Friedrichs von Schwaben und einigen anderen deutschen Herren nach dem Kampfplatz stürmen. Als er dort — es war schon gegen Abend — eingetroffen war, ließ er Herzog Friedrich, der an diesem Tage das kaiserliche Banner führte, mit seinen Rittern von der Straße abbiegen, um die Mailänder von der Seite anzugreifen, andere Herren mußten gleichzeitig von der anderen Seite einen Angriff machen, während er selbst auf der Straße nach der Cassina di Guazino da Aliate, wo die Mailänder standen und der Kampf am

*) Nach den Mailänder Annalen war der Kampf bei Cassinum Thome; ich kann den Ort nicht nachweisen, aber die Lage desselben zwischen Bagnolo und S. Donato kann nicht zweifelhaft sein.

wildesten tobte, mit 150 Rittern vorrückte. Die Befehle des Kaisers wurden richtig ausgeführt. Als die Mailänder sich auf den Seiten und von vorn bedroht sahen und erkannten, daß sie weitaus in der Minderzahl seien — denn die Consuln hatten die Hauptmacht der Reiterei und das Fußvolk zum Schutze der Stadt zurückgehalten — wandten sie sich sogleich zum Rückzug.

Die Deutschen verfolgten die Weichenden bis unmittelbar an die Thore der Stadt. Auch hier noch wurde gekämpft; der Kaiser selbst stürzte sich in das lebhafteste Waffengetümmel. Unweit des alten römischen Triumphbogens an der Brücke des Stadtgrabens kämpfte er auf seinem besten Streitroß, fast rings von Feinden umgeben. Das Roß wurde von den Speeren der Feinde durchbohrt, aber, obwohl selbst durch eine Lanze verwundet, setzte er doch zu Fuß den Kampf an der Brücke fort, bis ihm ein anderes Pferd zugeführt wurde, welches ihn dann in Sicherheit brachte. Endlich gelang es der Mehrzahl der Mailänder, sich über die Brücke in die Stadt zu retten, doch hatten viele in dem Graben ihren Tod gefunden. Ein Theil, der sich nicht mehr auf die Brücke gewagt hatte, flüchtete sich in eine nahe Kirche, wo sie sich tapfer und glücklich bei der einbrechenden Nacht vertheidigten. Erst im Dunkel brach der Kaiser den Kampf ab und kehrte mit den Seinen in sein Lager bei Cerro zurück, wo man ihn jubelnd empfing. Man hatte auf der Verfolgung und im Kampfe 80 Ritter und 266 vom mailändischen Fußvolk gefangen genommen; die Gefangenen wurden nach Lodi in sicheren Gewahrsam gebracht.

Am anderen Tage (9. August) wurde das kaiserliche Lager bis S. Donato unweit des gestrigen Kampfplatzes vorgerückt. Von hier aus verwüstete man in den nächsten Tagen weithin, was der früheren Zerstörung noch überdauert hatte. Am 12. August kam es zwischen Deutschen, die bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vorgerückt waren, und mailändischen Rittern zu einem neuen Handgemenge, bei dem drei der Letzteren fielen. Am 14. August schlug endlich der Kaiser bei Mailand selbst nahe dem Stadtgraben im Parke sein Lager auf; die Zelte standen weit ausgedehnt und erstreckten sich auf der einen Seite bis zur Porta Ticinese, auf der anderen bis zur Porta Orientale. Täglich wurden in der nächsten Zeit rings um die Stadt verheerende Züge gemacht, bei denen noch mehrmals blutige Zusammenstöße stattfanden. So entspann sich eines Tages ein hitziger Kampf an der

Porta Comacina und zwei Tage später ein anderer an der Porta Vercellina. Niemand konnte mehr ohne Gefahr die Stadt verlassen. Armen Leuten, die um Holz zu sammeln, hinausgingen und in die Gewalt der Kaiserlichen fielen, ließ Friedrich eine Hand abhauen, und sandte sie in die Stadt zurück, damit sie Anderen zum warnenden Beispiel dienten*).

Der Kaiser mochte darauf gehofft haben, daß sich Mailand endlich unterwerfen werde, aber trotz aller ihrer Leiden war die Stadt auch jetzt noch nicht zum Falle reif. Zu einer völligen Umschließung reichte Friedrichs Heer nicht aus, auch war es in der Wüstenei, die er um Mailand geschaffen, nicht auf die Dauer zu erhalten. Bis in die letzten Tage des August scheint er vor der Stadt gelegen zu haben. Noch am 1. September verweilte er im Gebiet derselben bei Landriano, aber er war bereits auf dem Wege nach Pavia, wo er dann einen Theil seines deutschen Heeres entließ.

Der Landgraf Ludwig von Thüringen kehrte mit seinen Rittern in die Heimat zurück; ebenso Friedrich, der Sohn des Böhmenkönigs, doch stellte dieser sich schon im Anfange des Jahres 1162 wieder beim Kaiser ein**), gewiß nicht ohne neue Hülfsschaaren ihm zuzuführen. Erzbischof Rainald selbst blieb beim Kaiser zurück, obwohl seine Ritter nach der Heimat entlassen wurden. Auch eine Anzahl anderer deutscher Fürsten behielt der Kaiser bei sich, von den Italienern Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate.

Am 7. October war Friedrich wieder zu Lodi, wo er selbst die Winterquartiere zu nehmen beschlossen hatte, weil er von hier aus leichter als von Pavia die Verbindungen Mailands mit Brescia und Piacenza abschneiden konnte. Seinen Bruder Konrad, Wilhelm von Montferrat und Guido von Biandrate ließ er die Burg Mombrione***),

*) Die Mailänder benahmen sich damals glimpflicher gegen Leute des Kaisers. Mehrere Jäger desselben hatten beim Kloster Morimondo einen Hirsch gefangen und wollten ihn ihrem Herrn bringen. Sie erwirkten sich einen Geleitsbrief von den Consuln, wurden aber von Mailändern bei einer Brücke über die Vecchiabia überfallen und aller ihrer Habe beraubt, sie selbst aber entlassen. Die Consuln befahlen auch die Beute zurückzugeben, nur den Hirschbraten ließen sich die Mailänder nicht entgehen.

**) Dietbold, der Bruder des Böhmenkönigs, scheint in Italien zurückgeblieben zu sein. Udalrich, der Sohn Herzog Sobeslaws und Vetter des Königs, war damals immer in der Nähe des Kaisers.

***) Mombrione wurde im Jahre 1278 zerstört und scheint nachher nicht hergestellt zu sein.

nahe der Mündung des Lambro in den Po, befestigen und mit ihren Rittern besetzen, um Piacenza den Weg nach Mailand zu sperren. Markward von Grumbach mußte die Burg St. Gervasio bei Trezzo mit deutschen Rittern besetzen, um die Brescianer vor den Uebergängen über die obere Adda abzuhalten, während der Kaiser selbst dafür Sorge trug, daß bei der Kirche von Rivolta an der Adda Gräben und Befestigungen angelegt und eine Besatzung bestellt wurde, um auch hier das Ueberschreiten des Flusses zu hindern. Zugleich ergingen die strengsten Befehle, daß Niemand den Mailändern Lebensmitteln zuführe. Die Uebertreter des Verbots wurden mit dem Abhauen der rechten Hand bestraft; an einem Tage mußten 25 Einwohner von Piacenza diese grausame Strafe leiden.

Im December bezog der Kaiser den von ihm neuerbauten Palast an der Adda zu Lodi zu längerem Aufenthalt; die Kaiserin, Herzog Friedrich von Schwaben, Pfalzgraf Konrad, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, Basel und Lüttich, die Markgrafen Otto von Meißen und Dietrich von der Lausitz, Graf Rudolf von Lindau und andere Fürsten waren bei ihm; auch der junge Welf stellte sich am Hofe ein, der für seinen nach Deutschland zurückgekehrten Vater die Verwaltung der italienischen Fürstenthümer desselben übernommen hatte und dabei nicht selten in Streitigkeiten mit den kaiserlichen Beamten gerieth.

Wenige Tage, nachdem die Kaiserin nach Lodi gekommen war, unternahmen die Mailänder einen Angriff auf die Stadt. Etwa 500 Ritter Mailands rückten heran; die Mehrzahl versteckte sich in einem nahen Gehölz, etwa hundert drangen bis zum Brunnen von Pulegnano, in geringer Entfernung von Lodi, vor und machten hier große Beute. Der Kaiser war nicht anwesend, da er gerade einen Ritt nach Cremona gemacht hatte, aber Herzog Friedrich mit den deutschen Rittern und den Lodesanen warf sich sogleich den plündernden Mailändern entgegen; sie nahmen ihnen die Beute wieder ab und brachten einige der üblen Gäste in ihre Gewalt. Bald aber kamen aus dem Gebüsch die dort Versteckten ihren Genossen zur Hülfe und drängten die Deutschen und Lodesanen zurück. So gewannen die Mailänder ihre Beute wieder, und auch sie machten mehrere Gefangene; ein sehr schöner Ritter aus dem Gefolge der Kaiserin fiel ihnen in die Hände und wurde von ihnen getödtet. Bei der Kirche St. Martino de Casatis kam der Kampf

noch einmal zum Stehen, aber nach längerem Ringen brach man ihn endlich ab.

Es war der letzte Verſuch der Gegenwehr Mailands geweſen. Schon herrſchte die größte Muthloſigkeit in der Stadt. Der Mangel an Lebensmitteln war bereits unerträglich, und es beſtand keine Ausſicht bis zur nächſten Ernte das Leben zu friſten. Die Gefangenen in Lodi, die in der Winterszeit hart behandelt wurden, erregten das allgemeine Mitgefühl. Sechs von dieſen Gefangenen, unter ihnen zwei aus dem vornehmen Stande der Capitane, hatte der Kaiſer auf das Gräßlichſte mißhandeln laſſen; fünf wurden beide Augen ausgeſtochen, dem ſechſten ſchnitt man die Naſe ab, ließ ihm aber das eine Auge, damit er die anderen nach Mailand geleiten könne. Dieſe Jammergeſtalten ſollten ihre Mitbürger mit Schrecken erfüllen, und dieſer Zweck des Kaiſers wurde vollſtändig erreicht. Die Furcht wurde in der Stadt um ſo größer, als die Beſorgniß einriß, daß die Vornehmen ſich durch Aufopferung der Stadt und des Volks in Sicherheit bringen könnten. Schon im Oktober waren zwei vornehme Mailänder nach Lodi gegangen, um ſich dem Kaiſer zu unterwerfen. Man ſprach jetzt davon, daß eine größere Zahl ihrer Standesgenoſſen ſich verſtändigt hätten die Stadt zu verlaſſen. Das Mißtrauen vergiftete alle Verhältniſſe. Es bildeten ſich die heftigſten Parteiungen; Vater und Sohn, Mann und Frau, Brüder unter einander entzweite die Frage, ob man die Stadt dem Kaiſer übergeben oder den verzweifelten Widerſtand fortſetzen ſolle.

Aber bald wurde die Unterwerfung zur Nothwendigkeit. Mailand lag in der Agonie. Die Bürgerſchaft beauftragte — etwa im Anfange des Jahres 1162 — einen angeſehenen Mann, Oſa mit Namen, ſeinen Sohn Albert und den Conſul Anſelmo dall' Orto mit dem Kaiſer über die Bedingungen der Unterwerfung zu unterhandeln, und dieſe Männer begaben ſich ſogleich nach Lodi, um ihren traurigen Auftrag zu erfüllen. Ueber den Gang der Verhandlungen, welche ſich durch längere Zeit hinzogen, ſind wir nur ungenügend unterrichtet. Wir wiſſen nicht, welche Anerbietungen die Geſandten dem Kaiſer machten, aber es ſcheint, als ob ſie über die früheren Zugeſtändniſſe hinaus noch zur Zerſtörung der Mauer und des Grabens an ſechs Stellen und zur Aufnahme eines kaiſerlichen Podeſtà ſich bereit erklärt haben, der Kaiſer aber nach Be-

rathung mit den Fürsten auch diese Anerbietungen verworfen und unbedingte Unterwerfung verlangt habe. Das Geschäft der Unterhändler wurde noch dadurch sehr erschwert, daß ein großer Theil der mailändischen Bevölkerung sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen geneigt war und mehrere deutsche Fürsten für diesen Fall Aussichten auf eine milde Behandlung der Stadt eröffnet hatten.

Sichere Kunde haben wir erst über die Verhandlungen, welche am Aschermittwoch (21. Februar) zu Lodi stattfanden. Es traten damals die mailändischen Abgesandten mit zwei Vorschlägen hervor. Nach dem einen wollten sie einen Vertrag mit dem Kaiser auf folgende Bedingungen schließen: der ganze Stadtgraben soll ausgefüllt, die Mauern und alle Thürme abgetragen werden; die Stadt stellt dem Kaiser 300 Geiseln nach seiner eigenen Auswahl und diese kann er drei Jahre in Händen behalten; Mailand nimmt einen Podestà auf, einen Deutschen oder Lombarden nach Bestimmung des Kaisers, verzichtet auf alle Regalien, zahlt einen Tribut und erbaut auf eigene Kosten eine kaiserliche Pfalz, außerhalb oder innerhalb der Stadt, wo und wie es dem Kaiser beliebt; ohne Erlaubniß desselben darf die Stadt weder die Gräben und Mauern herstellen noch ein Bundesverhältniß mit einem anderen Gemeinwesen eingehen; endlich erbietet sie sich 3000 ihr Angehörige, wenn der Kaiser es verlangt, aus ihrem Gebiete zu entfernen und ihn mit seinem Heere, so lange es ihm gefällt, aufzunehmen. Wenn dem Kaiser dieser Vorschlag, welcher allerdings den Mailändern noch den Bestand ihrer Stadt, die Herrschaft über ihr unmittelbares Gebiet, den Einzelnen persönliche Freiheit und das Eigenthum sicherte, nicht genehm sein sollte, so wolle die Stadt, erklärten die Abgeordneten, sich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Der Kaiser ging mit seinen Großen zu Rath, ob man auf einen Vertrag eingehen oder die unbedingte Unterwerfung annehmen solle. Ein Theil der Fürsten erklärte sich für das Letztere, da der Sieg nur so vollständig sei und der Kaiser dann nach seinem Gefallen Strafe vollstrecken oder Erbarmen üben könne; besonders war das die Meinung Rainalds von Köln, welcher längst allem Verhandeln mit der treulosen Stadt abgeneigt war. Andere Fürsten erklärten, daß beide Vorschläge ehrenvoll und sie deshalb mit jedem derselben sich einverstanden erklären könnten. Die Mehrzahl der Großen, an ihrer Spitze Guido von Biandrate, sprachen sich jedoch für den Abschluß eines Ver-

trags auf Grund der angebotenen Bedingungen aus; einmal weil die Mailänder sich so williger fügen würden, dann aber auch, weil sie die Bedingungen doch nicht würden erfüllen können und der Kaiser dann um so freiere Hand gegen sie habe. Endlich stimmten dieser Ansicht auch die Anhänger Rainalds zu; sie thaten es ungern und nur in der Ueberzeugung, daß der Vertrag doch sofort hinfällig werden würde, da bis zur Durchführung desselben die Straßen gesperrt bleiben müßten, so daß vollständige Hungersnoth in der Stadt unausbleiblich sei. Auch der Kaiser war offenbar dem angebotenen Vertrage nicht abgeneigt, verlangte aber vor Abschluß desselben Sicherheiten, namentlich die Auflösung des Bundes mit Piacenza und Brescia.

Die Meinung, daß Mailand selbst den Vertrag nicht werde zur Ausführung bringen können, zeigte sich bald als richtig. Mehrere Tage gingen in der Stadt mit Verhandlungen hin, um die eidlichen Verpflichtungen zu lösen, welche man gegen Brescia und Piacenza eingegangen war. Entsetzt sah man die Langwierigkeit dieser Verhandlungen und zugleich das stätige Wachsen der Noth. Die Bürgerschaft rottete sich zusammen, man drohte den Consuln und Anderen, welche an dem Vertrage hingen und noch von Sicherung der Stadt und des Eigenthums sprachen, mit dem Tode. So kam es zu dem Beschluß, daß von dem Vertrage Abstand genommen und das Schicksal Mailands ganz der Gnade des Kaisers anheimgestellt werden sollte; man rechnete dabei nach den Verheißungen der Fürsten auf die Milde des Siegers. Man fühlte die ungeheure Niederlage, welche die noch vor Kurzem so stolze und mächtige Stadt erlitten, in ihrer ganzen Schwere, aber man hoffte doch mindestens die Existenz derselben noch zu erhalten.

Am Donnerstag den 1. März erschienen die acht Consuln Mailands mit acht Rittern in Lodi, um die Stadt ganz der Gnade des Kaisers zu überliefern. Sie warfen sich ihm in seinem Palast im Angesicht seines ganzen Hofes, die nackten Schwerter am Halse tragend, zu Füßen; sie erklärten sich des Hochverraths schuldig und übergaben ihm die Stadt mit allem ihrem Besitz und allen ihren Bewohnern ohne allen Vorbehalt und jede Bedingung. Es wurde von ihnen das eidliche Versprechen verlangt, daß die Stadt fortan allen Geboten des Kaisers und seiner Gesandten willig Folge leisten würde; ohne Verzug schwuren sie den Eid für sich und alle ihre Mitbürger. Die Unterwerfung Mailands war damit entschieden, und die Stadt in ganz

anderer Weiſe, als im Jahre 1158, in die Gewalt des Kaiſers gegeben.

Am folgenden Sonntage (4. März) ſtellten ſich dann die Conſuln wieder mit 300 mailändiſchen Rittern im kaiſerlichen Palaſte zu Lodi ein. Sie fielen vor dem Kaiſer nieder, küßten ſeine Füße und beſchworen ihn in der rührendſten Weiſe ſich ihrer unglücklichen Vaterſtadt zu erbarmen. Die 36 Banner der mailändiſchen Ritterſchaft überlieferten ſie ihm und zugleich übergab ihm Meiſter Guintelmus, auf welchen Mailand bis dahin ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, die Schlüſſel der Stadt. Auch die Ritter leiſteten den Eid des Gehorſams, wie ihn vorher ſchon die Conſuln geſchworen hatten. Die meiſten Ritter behielt der Kaiſer als Geiſeln zurück und befahl den Conſuln, daß ſie ihre Amtsvorgänger in den letzten drei Jahren und einen Theil des mailändiſchen Fußvolks ihm vorführen ſollten.

Am Dienſtag den 6. März zogen dann etwa tauſend Mann mailändiſchen Fußvolks mit dem Carroccio nach Lodi, ihnen folgten die Befehlshaber der abhänglgen Ortſchaften mit 94 Fahnen. Als man in Lodi einrückte, ging das Fußvolk von drei Quartieren dem Carroccio voran, das der drei anderen Quartiere hinter demſelben. Sobald man des Kaiſers, der ſchon in ſeiner Pfalz auf dem Throne die Menge erwartete, anſichtig wurde, ſtießen zwei Tubenbläſer, die auf dem Carroccio ſtanden, ſchmetternd in ihre Tuben und übergaben ſie, als die letzten Töne verhallt waren, dem Kaiſer. Dieſe Tuben galten als Inſignien der Stadtobrigkeit, beim Klange derſelben waren bisher die Beſchlüſſe des mailändiſchen Volkes verkündigt worden; jetzt ſchienen ſie zu den Exſequien der ſtädtiſchen Freiheit zum letzten Male zu ertönen. Dann traten die Befehlshaber der kleineren Ortſchaften des mailändiſchen Gebiets vor den Kaiſer der Reihe nach und legten vor ihm ihre Fahnen nieder.

Noch ſtand das Carroccio aufrecht, ein mächtiger, aus ſtarken Balken zuſammengefügter, mit eiſernen Klammern verbundener Wagen, ſo geräumig, daß ganze Kriegsſchaaren auf ihm Platz finden und ſich am Kampfe betheiligen konnten. In der Mitte erhob ſich der gewaltige Maſtbaum, von oben bis unten mit Eiſen, Fellen und Stricken umkleidet, auf dem Gipfel das ſtrahlende Kreuz und unter demſelben nach der Vorderſeite die Fahne mit dem Bilde des heiligen ſegenſpendenden Ambroſius. Als man den Maſt und das ganze ſchwere Geſtell vor dem Kaiſer zu ſenken begann, gerieth die Umgebung deſſelben in

Bestürzung, sie fürchtete unter den Ruinen des gewichtigen Werks begraben zu werden. Aber ruhig sank der Mast nieder und erhob sich eben so ruhig wieder, als der Kaiser die Fahne von der Spitze gelöst und einen Wink den Baum wieder aufzurichten gegeben hatte.

Kaum war dies geschehen, so fielen alle Mailänder zur Erde und baten unter Thränen den Kaiser um Gnade. Einer der Consuln sprach im Namen des Volkes und suchte das Mitleid des Siegers zu erregen. Dann sanken Alle wieder auf die Knie, erhoben die Kreuze, welche sie mit sich geführt hatten, und flehten im Namen Jesu um Erbarmen. Die Männer, welche den Kaiser umstanden, waren zu Thränen gerührt; das Antlitz des Kaisers blieb kalt und unbewegt, kein tröstendes Wort entfiel seinen Lippen. Endlich ergriff Guido von Biandrate für die Mailänder, seine alten Freunde, das Wort; er wird zu denen gehört haben, welche ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt hatten. Er sprach jetzt die beweglichsten Worte; auch er ergriff ein Kreuz und warf sich vor dem Kaiser gnadeflehend nieder, mit ihm alles Volk, und tausendfältig hallte der Ruf um Erbarmen aufs Neue wieder. Doch die Mienen des Kaisers blieben fest wie Stein. Noch einmal erklärte Rainald von Köln den Mailändern, daß sie ohne allen Vorbehalt, ohne irgend eine Bedingung sich unterworfen hätten; sie mußten selbst dies ausdrücklich anerkennen und darauf den gleichen Eid schwören, welchen vorher die Consuln und Ritter geleistet hatten. Der Kaiser richtete einige Worte an sie und versprach zu gelegener Zeit ihnen sein Erbarmen zu zeigen. Indem er sie entließ, gebot er ihnen am anderen Tage wieder zu erscheinen. Als sie abzogen, warfen sie die Kreuze, welche sie trugen, über die Schranken vor dem Gemach der Kaiserin, um sie dadurch zum Mitleiden zu stimmen und ihre Fürsprache beim Kaiser zu gewinnen; sie hätten gern ihre Bitten auf andere Weise der hohen Frau ausgedrückt, aber sie konnten den Zutritt zu ihr nicht erlangen.

Am anderen Tage fand sich die Menge, wie ihr befohlen, wieder im kaiserlichen Palast ein. Als sie aufs Neue in Wehklagen ausbrach, erklärte Friedrich: er wolle jetzt den Anfang mit dem Gericht machen, aber zugleich ihnen auch seine Milde zeigen; nach dem Recht hätten sie sämmtlich den Tod verdient, aber er werde Gnade gegen sie walten lassen. Alle riefen aus: obwohl sie nach dem Recht des Todes schuldig, bauten sie doch darauf, daß der Kaiser um Gotteswillen Barm-

herzigkeit üben werde. Friedrich schenkte ihnen das Leben und hob auch den über die Mailänder ausgesprochenen Bann auf, was schon deshalb nothwendig erschien, daß nicht durch den Verkehr mit dem proscribirten Volke zu Viele straffällig würden; er bestimmte ferner, daß die im Amte stehenden Consuln und ihre Vorgänger in den letzten drei Jahren, 400 angesehene Ritter und Rechtsgelehrte und Richter Mailands als Geiseln in Haft verbleiben, das andere Volk aber als minder schuldig die Freiheit behalten solle. Aus den am Sonntag erschienenen Rittern wollte er 286 als Geisein behalten und befahl noch 114 ihres Standes, die er besonders bezeichnete, aus der Stadt zu ihm zu senden. Ueberdies ordnete er an, daß an jedem Thore die Mauern und die Gräben so weit zerstört würden, daß er mit seinem Heere ungehindert in die Stadt einrücken könne. Von den zweitausend Festen, welche die Mailänder früher besessen hatten, waren nur noch vier in ihrer Gewalt; auch diese mußten sie jetzt dem Kaiser überliefern.

Nach diesen Anordnungen, auf welche unzweifelhaft Rainald von Köln besonders eingewirkt hatte, entließ der Kaiser die Menge, schickte aber zugleich sechs Deutsche und sechs Lombarden von seinen Getreuen in die Stadt, die in den einzelnen Quartieren von allen Bewohnern über 12 Jahre ihm den Unterwerfungseid schwören lassen sollten. Diese Eidesleistung fand an den beiden nächsten Tagen statt. Am Sonntag den 11. März kamen in Lodi auch die 114 Ritter an, welche der Kaiser verlangt hatte, zugleich trafen 26 andere Ritter ein, welche den Eid noch nicht geschworen hatten. Schon wurden auch an den bezeichneten Stellen die Mauern so weit abgetragen und die Gräben so weit zugeschüttet, daß die kaiserlichen Geschwader in voller Breite einrücken konnten. Alle Maßregeln waren getroffen, um jeden weiteren Widerstand Mailands unmöglich zu machen, aber über die Zukunft der Stadt war noch Nichts entschieden; erst nach Berathung mit den Fürsten und seinen lombardischen Bundesgenossen wollte der Kaiser auch hierüber Entscheidung treffen.

Am 13. März verließ der kaiserliche Hof Lodi und begab sich nach Pavia; dem Kaiser folgten seine Gemahlin, Herzog Dietbold von Böhmen, Herzog Friedrich von Schwaben und viele andere deutsche

Fürsten, mit den anderen Bischöfen, die am Hofe waren, besonders Rainald von Köln; auch die mailändischen Geiseln wurden nach Pavia gebracht. Bald sammelten sich hier seine lombardischen Bundesgenossen um den Kaiser, und sie vornehmlich werden es gewesen sein, welche auf den Beschluß einwirkten, daß Mailand als ein städtisches Gemeinwesen aufzuhören habe und die Bewohner die Stadt zu verlassen hätten. Am 19. März erging von Pavia aus an die Mailänder der kaiserliche Befehl, daß sie innerhalb acht Tagen sämmtlich ihre alten Wohnsitze zu räumen hätten. Schon am Tage zuvor hatte der Erzbischof Otbert mit dem Archipresbyter Milo und anderen angesehenen Geistlichen, welche als eifrige Alexandriner besonders den Zorn des Kaisers fürchteten, das Weite gesucht.

Entsetzt sahen die Mailänder, wie eitel ihre Hoffnungen auf Erhaltung der Stadt gewesen waren, aber jede Möglichkeit eines Widerstands war entschwunden. Sie mußten sich in das Unvermeidliche fügen. Am 26. März zogen sie mit aller Habe, die sie fortschaffen konnten, aus der Stadt. Es war ein herzzerreißendes Schauspiel. „Wer hätte," sagt ein mailändischer Zeitgenosse, „sich der Thränen enthalten können, als er das Wehklagen vernahm und den Kummer sah der Männer und Frauen und besonders der Kranken, Schwangeren und Kinder, welche die Stadt verließen und ihren Häusern den Rücken wandten?" Manche fanden in den benachbarten lombardischen Städten ein Unterkommen; die Mehrzahl lagerte außerhalb des Grabens und der Wälle bei den großen dort liegenden Klöstern auf offenem Felde.

Noch an demselben Tage zog der Kaiser mit seinen Fürsten, den Cremonesen, Pavesen, Novaresen, Comasken, Lodesanen, seinen Getreuen aus den Grafschaften Seprio und Martesana in die verlassene Stadt ein. Die alten Feinde Mailands walteten jetzt ohne jede hemmende Rücksicht in den leeren Mauern, und sogleich wurde nun weiteres Gericht über die unglückliche Stadt gehalten. Der Kaiser befragte seine Bundesgenossen, was mit Mailand geschehen solle, und die feindlichen Lombardenstädte gaben zur Antwort: „Den Leidensbecher, welchen die Mailänder anderen Städten kredenzt haben, mögen sie selbst nun leeren. Sie haben die kaiserlichen Städte Lodi und Como zerstört, so mag nun auch ihre Stadt vernichtet werden." Es wird berichtet und ist nicht unglaublich, daß die Lombarden die Forderung der Zerstörung noch mit großen Geldsummen unterstützt haben. Der Spruch des Kaisers ge-

währte, was der Haß der Lombarden verlangte. Er selbst zog mit seinen deutschen Rittern in die Felder um Mailand, die Stadt gab er der Vernichtung preis; das Quartier der Porta Orientale wies er den Lodesanen zu, den Cremonesen das der Porta Romana, den Pavesen das der Porta Ticinese, den Novaresen das der Porta Vercellina, den Comasken das der Porta Cumana, endlich den Leuten aus dem Seprio und der Martesana das der Porta nuova.

Kaum war der Befehl ertheilt, so wurde die wüste Arbeit des Zerstörens angegriffen. Man begann mit Brandlegung. Der Böhmenherzog Dietbold warf die erste Brandfackel in die Stadt, aber sofort schürten auch die Lombarden in den verschiedenen Quartieren die Feuer und äscherten die Wohnhäuser ein. Dann begann man die Thürme und die Stadtmauer einzureißen; die letztere war so fest aus großen Quadersteinen aufgeführt, daß man glaubte, niemals sei ein ähnliches Werk, wenn nicht die Mauer Roms, in Italien gebaut worden; überdies dienten fast hundert Thürme zu ihrem Schutz. Auch die heiligen Gebäude wurden nicht verschont: die Glockenthürme wurden niedergeworfen, Kanzeln zertrümmert, Altäre verletzt und viele Reliquien geraubt. Der Kaiser, um die Profanation der Reliquien besorgt, befahl die Auslieferung derselben. So kamen auch die Gebeine der heiligen drei Könige in seine Hand, welche er später Rainald von Köln verehrte; andere Heiligthümer erhielten andere Bischöfe als Lohn treuer Dienste.

So groß war der Eifer der Zerstörung, daß in der Woche vom 26. März bis 1. April die Stadt in solchem Umfange vernichtet wurde, wie man es kaum in zwei Monaten für möglich gehalten hätte; ein Augenzeuge meint, nur etwa der fünfzigste Theil Mailands habe sich erhalten. Aber noch waren nur bis auf einzelne Stellen die alte Mauer, aller Zerstörungswuth trotzend, und der prächtige Glockenthurm auf der Kathedrale, welcher für den höchsten in ganz Italien galt, nicht zur Erde geworfen. Den größten Eifer bei dem Verwüstungswerk hatten die Lodesanen bewiesen; nicht genug schien ihnen, welche jetzt alle erlittene Unbill an Mailand vollauf rächten, die Häuser im Quartier der Porta Orientale dem Erdboden gleich zu machen, sie unterstützten noch die Cremonesen bei der Porta Romana.

Der 1. April war Palmsonntag, und man feierte ihn unter den Ruinen Mailands; bei S. Ambrogio empfing der Kaiser die Oelzweige.

Dann zog er mit seinem Heere ab, aber noch mehrmals im Laufe des Jahres kehrten die Feinde auf die verlassene Stelle Mailands zurück. Nur wenige Tage nach dem Abzuge ließ der Kaiser auch den Glockenthurm der Kathedrale niederwerfen; in seinem Sturz zertrümmerte er zugleich einen großen Theil des Domes. Die Lombarden arbeiteten in der Folge besonders an der Ausfüllung der Gräben; fast die ganze Lombardei, sagt der mailändische Chronist jener Zeit, sei damit beschäftigt gewesen. Auch die alte Mauer*) wurde nun, wie es scheint, weiter niedergerissen. Wie mächtig aber auch die Wuth der Verwüstung war, es gelang nicht alle Spuren der gewaltigen Stadt zu vernichten. Die meisten Kirchen waren noch unversehrt, ein Theil der Mauer stand; hier und da sprachen noch die Steine von der alten Herrlichkeit der Stadt, und um die Ruinen schwebte das Andenken an ein Gemeinwesen, welches die Kraft bürgerlicher Freiheit wie kein anderes der Welt gezeigt hatte.

Unfraglich hat die Erbitterung der von Mailand unterdrückten Lombarden hauptsächlich den Fall dieser Stadt herbeigeführt; sie haben die Vernichtung gefordert und haben das Werk der Zerstörung vollführt. Sieht man aber in demselben einen Frevel, so war Friedrich nicht minder schuldig: er gab den Befehl, er schaute mit seinem deutschen Heere ruhig zu, als die Stadt in Flammen aufging. Die Vernichtung derselben sah er nicht als ein Unrecht an, sondern nur als die gerechte Vergeltung für die Gewaltthaten, welche sie an anderen Städten geübt, für den Hochverrath, den sie an seiner kaiserlichen Majestät begangen hatte. Er rühmte sich der That und ließ die Urkunden, welche damals in seiner kaiserlichen Kanzlei ausgestellt wurden, „nach der Zerstörung Mailands“ datiren. Nicht anders dachten die deutschen Fürsten, denen die übermächtige Stadt soviel Geld und Mühe gekostet hatte; selbst Eberhard von Salzburg, der sich am meisten den Kaiser zu unterstützen geweigert hatte, urtheilte, als er damals in den Trümmern der Stadt stand: „Gott hat der Stadt nur vergolten, was sie an Anderen gethan hat.“ Und noch mehr sahen die meisten Lombarden in der Vernichtung Mailands lediglich eine That gerechter Rache, welche sie jubelnd begrüßten und für welche sie den Kaiser bis zum Himmel erhoben.

*) Die Mauer stammte noch aus altrömischer Zeit, sie soll vom Kaiser Maximian um d. J. 300 gebaut sein; sie umfaßte nicht die ganze von Meister Guintelmus durch Gräben und Wälle befestigte Stadt.

Entſetzt hörte man in der Weite der Welt, die voll von Friedrichs Gegnern war, die Kunde von den Vorgängen in Mailand. Aber nicht ſo ſehr Mitleid mit der Stadt erfüllte die Herzen, wie die Furcht vor dem neuen Siege des Kaiſers, vor ſeiner wachſenden Macht, gegen welche kein Widerſtand mehr möglich ſchien. Selbſt Papſt Alexander, der am meiſten den Zorn des Kaiſers zu fürchten hatte, ſah in dem wachſenden Glück deſſelben eine Gunſt göttlicher Vorſehung, deren er ſich durch Nachgiebigkeit gegen die Kirche würdig zu machen habe; er erbot ſich dem Zerſtörer Mailands, wenn er ihn als den rechtmäßigen Nachfolger Petri anerkennen wolle, die Hand zu reichen.

Der Kaiſer war von Mailand nach Pavia zurückgekehrt. Hier feierte er das Oſterfeſt (8. April) mit großem Glanze. Bei ihm waren ſeine Gemahlin, ſein Bruder Pfalzgraf Konrad, ſein Neffe Friedrich von Schwaben, eine nicht geringe Anzahl deutſcher und italieniſcher Großen. Erzbiſchof Rainald von Köln, deſſen Anſehen damals in höchſter Blüthe ſtand, Erzbiſchof Eberhard von Salzburg, der ſich endlich auf den Befehl des Kaiſers nach Italien zu kommen entſchloſſen und Biſchof Hartmann von Brixen, den Gewiſſensrath Friedrichs, und den gelehrten Gerhoh von Reichensberg mit ſich über die Alpen geführt hatte, dann der im Rathe der Fürſten ſo einflußreiche Biſchof Eberhard von Bamberg, die Biſchöfe Heinrich von Würzburg, Heinrich von Lüttich, Ortlieb von Baſel, Gero von Halberſtadt hatten ſich mit anderen Biſchöfen am Hofe eingeſtellt. Unter den weltlichen Herren im Gefolge des Kaiſers traten beſonders die Böhmenherzoge Dietbold und Udalrich, die Markgrafen Dietrich von der Lauſitz und Otto von Meißen mit ihrem Bruder Dedo, die ſich durch treue Dienſte in Italien dem Kaiſer ſehr werth gemacht hatten, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Graf Rudolf von Pfullendorf, die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaſpina und der Graf Guido von Biandrate hervor. Bei der Feſtproceſſion ſah man den Kaiſer in der Krone, die er, wie man erzählte, drei Jahre lang nicht getragen und ſich nicht eher hatte wieder aufs Haupt ſetzen wollen, als Mailand gefallen ſei. An die geiſtliche Feier des Tages ſchloß ſich ein Feſtmahl in dem biſchöflichen Palaſte, zu welchem der Kaiſer alle Großen geladen hatte. Ganz Pavia hallte von Freude und Jubel wieder; man feierte den glänzenden Sieg des Kaiſers über das trotzige Mailand. Alles umdrängte den glücklichen Fürſten, welcher jeden Widerſtand niederwarf und den alten Glanz

dem Kaiserthume zurückgab; er versprach eine neue goldene Friedenszeit zu begründen, und man glaubte damals, wie zu allen Zeiten, was man wünschte.

9.

Erfolge und Mißerfolge Friedrichs I.

Italien nach Mailands Fall.

Schon als Mailand im Todeskampfe lag, hatte man am kaiserlichen Hofe an den Fall der Stadt die weitgehendsten Hoffnungen geknüpft; vor Allem meinte man dann leicht dem kirchlichen Schisma in Rom selbst ein Ende bereiten zu können. Als endlich der Kaiser die große Siegesbotschaft seinen Freunden meldete, erklärte er zugleich, daß er nun zu „neuen Unternehmungen und zu einer vollständigen Herstellung des Reichs sein Heer und seine siegreichen Adler wenden werde." Wir wissen, daß er dabei zunächst an die Aufrichtung der alten Kaisermacht in Italien dachte, aber seine Gedanken schweiften in dieser Zeit überströmenden Glücks zugleich über die ganze Weite der Welt. Wenige Monate später sprach er aus: er wolle „den Glanz und die Macht des römischen Reichs nicht nur über das Festland, sondern auch auf dem Meere ausbreiten und erhöhen". Schon früher hatte er daran gedacht, Sardinien und Corsica wieder fester dem Reiche zu verbinden, jetzt beschäftigte ihn auch der Plan, die balearischen Inseln den Ungläubigen zu entreißen. Selbst das Kaiserreich von Constantinopel, welches ihm bereits in unverhohlener Feindschaft begegnete, und die von den Sarazenen bedrängten christlichen Herrschaften im Orient lagen seinem Ideenkreise nicht fern.

Wir wissen, daß Friedrich acht Tage nach Ostern einen Reichstag zu Turin halten wollte, zu dem er auch Fürsten und Barone Frankreichs und Spaniens einlud und wo „große Dinge" verhandelt werden sollten. In erster Stelle wird das Schisma hier in das Auge gefaßt sein, aber wahrscheinlich wird sich auch der Wunsch des Kaisers aufs Neue geregt haben, die westlichen Reiche durch festere Bande des Friedens und der Eintracht an das Kaiserreich zu knüpfen. Jener Reichstag ist

gehalten worden, aber die beabsichtigte Bedeutung hat er nicht gewonnen. Nichtsdestoweniger finden wir den Kaiser unablässig in regster Thätigkeit. Es gilt ihm jetzt vor Allem, die Roncalischen Beschlüsse mit aller Energie durchzuführen, den letzten Widerstand in der Lombardei und Romagna zu brechen, seine Autorität in Rom festzustellen und das Reich des Siciliers über den Haufen zu werfen.

Bei dem Kampfe gegen König Wilhelm konnte Friedrich, da ihm sonst keine Flotte zu Gebote stand, des Beistandes der beiden seemächtigen Städte Pisa und Genua nicht entbehren. Von jeher hatte er sie deshalb mit glänzenden Aussichten und großen Gunstbezeugungen zu gewinnen gesucht. Auch hatte sich Pisa bisher vielfach dienstwillig erwiesen und trotz der alexandrinischen Gesinnung des Klerus treu zum Reiche gehalten. Dagegen stellte sich Genua mehr als spröde gegen Friedrichs wachsende Macht, und die ganze Stadt ergriff mit bemerkenswerthem Eifer die Sache des ihm feindlichen Papstes. Ohne Kampf schien es kaum möglich, Genua unter den Willen des Kaisers zu beugen, und dieser Kampf mußte zu einer Belagerung der Stadt führen, die ohne Flotte nicht durchführbar war.

Unter diesen Umständen war es von nicht geringer Bedeutung, daß der Kaiser um Ostern einen Vertrag mit Pisa schloß, der ihm die ganze Streitmacht der Stadt im Kampfe gegen Genua und König Wilhelm zu Gebote stellte. Nach dem Vertrage mußte Pisa, wenn sein Beistand gegen Genua bis acht Tage nach Pfingsten in Anspruch genommen wurde, von da bis zum 1. September zur Hülfsleistung bereit sein; acht Tage, nachdem der Kaiser die Belagerung Genuas begonnen, sollte Pisas Kriegsmacht sich an derselben betheiligen und bis zum Fall der Stadt aushalten; der Kaiser verpflichtete sich dagegen Porto Venere in seine Gewalt zu bringen, es Pisa zu verleihen und diese Verleihung zu verbriefen. Zugleich versprachen die Pisaner ihn im Kriege gegen Sicilien, wenn er selbst oder ein Heer unter deutschen Fürsten König Wilhelm angreifen werde, kräftig zu unterstützen; sie würden am 1. September aufbrechen, wenn bis dahin ein kaiserliches Heer in Apullen stände; sollte der Krieg erst im nächsten oder späteren Jahren unternommen werden, so wollte Pisa vom 1. Mai bis 1. September seine Streitkräfte zu Gebote stellen, doch müßte ihnen die Zeit des Auszugs bis zum 15. August des vorhergehenden Jahres angezeigt werden; im Fall der Kaiser selbst sich nicht an dem Kriege betheiligen

könnte, ſollte er Italien doch vor dem Ausgange des Kriegs nicht verlaſſen, damit Piſa nicht ſeinen Feinden preisgegeben werde. Gegenſeitig verpflichteten ſich der Kaiſer und Piſa, daß nicht von einer oder der anderen Seite ein beſonderer Friede oder ein beſonderes Abkommen mit Genua oder Sicilien geſchloſſen werde, und der Kaiſer übernahm den Schutz der Stadt und ihrer Beſitzungen gegen Jedermann, namentlich auch gegen die Welfen, wenn dieſe die Reichslehen, welche er der Stadt gebe, angreifen ſollten, wogegen ihm die Piſaner alle ſeine Länder an der Seeküſte von Arles bis zum Monte S. Angelo, d. h. von den Rhonemündungen bis zum Golf von Manfredonia, mit ihrer Flotte zu vertheidigen verſprachen.

Nachdem im Namen des Kaiſers der Pfalzgraf Konrad, der Böhmenherzog Udalrich, der Graf Gebhard von Leuchtenberg mit ſeinem Bruder Markward und ein gewiſſer Burchard alle Verpflichtungen, welche der Kaiſer in dieſem Vertrage eingegangen, beſchworen hatten, bekräftigten am 9. April der piſaniſche Conſul Lambert und die anderen Geſandten, welche Piſa nach Pavia geſchickt hatte, eidlich die Zuſicherungen, welche die Stadt dem Kaiſer gemacht hatte, indem ſie zugleich gelobten, daß auch die anderen Conſuln und das ganze Volk von Piſa den gleichen Schwur leiſten würden. In einem zweiten Schwur verpflichteten ſich dann die piſaniſchen Geſandten, daß der Vertrag auch für alle ſpäteren Obrigkeiten ihrer Stadt verbindlich ſein ſollte, ſelbſt gegenüber den Nachfolgern des Kaiſers, wenn dieſe der Stadt die gleichen Sicherheiten bieten würden. Als die Piſaner dieſe eidlichen Zuſicherungen gegeben, verlieh der Kaiſer der Stadt nicht allein die freie Wahl der Obrigkeiten, die Regalien in weiteſtem Umfange, alle Reichsbeſitzungen in ihrem Gebiet, die ausgedehnteſten Zoll- und Handelsfreiheiten in ſeinen Ländern, ſondern auch alles Reichsgut an der Küſte zwiſchen Civitavecchia und Porto Venere und verbot hier ohne Piſas Einwilligung andere Häfen anzulegen oder Handel zu treiben; ferner geſtand er, indem er bereits über das Reich König Wilhelms verfügte, den Piſanern Abgabenfreiheit in Sicilien, Calabrien und Apulien und dem Principat zu, gewährte ihnen die Hälfte der Städte Palermo, Meſſina, Salerno, Neapel und ihrer Gebiete, dann ganz Gaeta, Mazara und Trapani, wie in jeder anderen Stadt des ſiciliſchen Reiches eine für den Handel günſtige Straße. Dieſen ausgedehnten Beſitz, der einem königlichen gleichzuachten war, verlieh er

ihnen mit dem Schwerte, wie die Könige belehnt zu werden pflegten, der Stadt und verſprach ihr überdies ein Drittel vom Schatze König Wilhelms.

Der Kaiſer verbrieſte Piſa dieſe ſtaunenswerthen Zugeſtändniſſe — noch nie hatte eine Stadt ähnliche von ſeinen Vorfahren gewonnen — in einem großen Privilegium, welchem die Eide einverleibt waren, auf denen der Vertrag beruhte. Mit dem Schwerte hatte er zugleich den Geſandten der Piſaner eine Fahne übergeben, die ſie im Kampfe als Zeichen führen ſollten, daß ſie unter dem Schutze des Kaiſers ſtänden. Auch einen Schutzbrief für die Piſaner erließ er, worin er über jeden den Reichsbann zu verhängen und ihn als Feind des Reichs zu erklären gelobte, der ſie, während ſie im Dienſte des Kaiſers kämpften, zu beſchädigen wagen ſollte; nicht eher werde er einen ſolchen Frevler wieder zu Gnaden annehmen, als bis er Piſa volle Genugthuung geleiſtet hätte. In dieſem Schutzbrief gab er zugleich ſeiner Abſicht, Piſa über alle Städte weit und breit zu erhöhen, aufs Neue Ausdruck.

Von den unmittelbaren Bundesgenoſſen Mailands hatten ſich Piacenza und Brescia noch nicht unterworfen. Am 10. April erſchienen zwar Brescianer vor dem Kaiſer und verpflichteten ſich ihm zur Treue, aber die Stadt ſelbſt wurde ihm nicht überliefert. Piacenza hatte noch gar keinen Beweis gegeben, daß es fernerem Widerſtand entſagen wolle: der Kaiſer hielt deshalb für erforderlich, die Biſchöfe, Markgrafen, Grafen und Herren der Lombardei, wie die Obrigkeiten der Städte Bergamo, Como, Cremona, Novara, Lodi und Vercelli am 10. April eidlich zu verpflichten, daß ſie ihm zur Belagerung von Piacenza Heeresfolge leiſten würden.

Aber wie Brescia, zeigten bald auch Piacenza und Genua wenig Luſt den Sieger Mailands herauszufordern. Am 22. April kamen die Conſuln und mehrere Ritter Brescias nach Pavia und fielen gnadeflehend, mit nackten Schwertern in den Händen, dem Kaiſer zu Füßen. Sie wurden vom Banne gelöſt, doch mußten ſie geloben, ihre Befeſtigungen abzutragen, die für die Unterſtützung Mailands empfangenen Geldſummen auszuliefern und eine Buße von 6000 Mark zu zahlen, ferner alle Feſten in ihrem Gebiete auszuliefern, einen Podeſtà aufzunehmen, dem Kaiſer unbedingten Gehorſam und Heeresfolge, namentlich auch gegen Rom und Apulien, zu leiſten.

Bald machte auch Piacenza unter Vermittelung des Pfalzgrafen Konrad seinen Frieden. In dem Vertrage verpflichtete sich die Stadt die Gräben auszufüllen, die Mauern abzutragen und die Thürme so weit zu zerstören, als es der Kaiser verlange, überdies alle Regalien aufzugeben, dem Kaiser Heeresfolge zu leisten und ihm den Eid der Treue von allen Einwohnern vom 16. bis 70. Jahre schwören zu lassen; auch alle Burgherren in ihrem Gebiete sollten den Treueeid leisten, der alexandrinisch gesinnte Bischof Hugo, wenn er sich nicht in Kürze mit dem Kaiser aussöhne, aus dem Gebiet vertrieben und die bischöflichen Burgen dem Kaiser überliefert werden. Piacenza versprach ferner dem Kaiser, der Kaiserin und den Hofbeamten 6000 Mark in drei Raten zu zahlen, einen Podestà aufzunehmen und für die Erfüllung aller eingegangenen Verpflichtungen 500 Geiseln zu stellen. Da der Dompropst mit seinen Leuten den Bischof Imarus von Tusculum beraubt haben sollte, verlangte der Kaiser, daß jene den Raub auslieferten; wenn sie sich dessen weigerten, sollte der Propst dem Gericht des Kaisers überliefert, seine Leute aber aus dem Stadtgebiet verbannt werden. Nachdem dieser Vertrag geschlossen war, erschienen am 11. Mai die Consuln der Stadt mit mehreren Rittern, nackte Schwerter in den Händen tragend, vor dem Kaiser in Pavia, beschworen den Vertrag und erwarben ihrer Stadt von Neuem die Gnade des Kaisers.

Endlich beugte sich auch das stolze Genua. Schon bald nach Ostern hatte es Gesandte nach Pavia geschickt, denen von der Umgebung des Kaisers gerathen war, dem Kaiser nicht den Gehorsam zu weigern, den alle anderen Städte ihm willig leisteten. Die Gesandten hatten darauf geantwortet, daß sie gern dem Kaiser sich fügen würden, aber da sie größere Dienste als andere Städte dem Reiche zu leisten hätten, auch einen höheren Entgelt von der kaiserlichen Gnade erwarten könnten. Der Kaiser war mit dieser Antwort, die ihm gemeldet wurde, nicht unzufrieden und schickte die Gesandten mit dem Befehle zurück, daß von den Consuln und angesehenen Männern der Stadt sechs oder acht demnächst zu ihm geschickt würden, mit denen er über die von der Stadt zu verlangenden Dienste und die Entschädigung für dieselben verhandeln könne. Darauf gingen die Consuln Rubolo und Ingo de Volta und fünf andere vornehme Genuesen an den Hof des Kaisers. Nach langen Verhandlungen mit den Fürsten, bei denen besonders

Rainald von Köln thätig war, kam ein Vertrag zu Stande, nach dem sich Genua nicht nur zur Huldigung verpflichtete, sondern auch zur Vertheidigung aller zum Reiche gehörigen Seeküsten, namentlich auch zum Kriege gegen König Wilhelm von Sicilien dem Kaiser Beistand zusagte, wogegen dieser die Bestätigung aller Regalien, welche die Stadt bisher besessen, und eine Erweiterung ihres Besitzes versprach.

Die Gesandten leisteten darauf den Eid der Treue und gelobten Friedrich mit ihrer Flotte bei Eroberung Siciliens, Apuliens, Calabriens und des Principats zu unterstützen und zwar im September des laufenden oder Mai des folgenden Jahres oder auch in späteren Jahren von Mai bis September, wenn sie ein Jahr zuvor zum Auszug aufgefordert wären; sie versprachen zugleich, ohne den Kaiser kein besonderes Abkommen mit dem Könige von Sicilien oder irgend einem Andern der sich wider Willen des Kaisers in den Besitz dieser Lande setze, zu treffen. Außerdem beschworen sie, daß alle Bürger von Genua vom 16. bis zum 70. Lebensjahre den Treueeid leisten, den Vertrag anerkennen und sich verpflichten sollten, die ganze Meeresküste von Arles bis zum Monte S. Angelo, wenn sie dem Kaiser bestritten würde, ihm wieder zu gewinnen, daß ferner Niemand zum Consulat gelangen solle, der nicht den gleichen Eid leiste. Dagegen versprach der Kaiser den Genuesen die Seeküste von Monaco bis Porto Venere zu Lehen zu geben, überließ ihnen die freie Wahl der Consuln und bestätigte ihnen den Besitz aller Burgen, Häfen und Regalien, die diesseits und jenseits der Apenninen in ihren Händen waren; in dem sicilischen Reiche wurde ihnen die Stadt Syracus als kaiserliches Lehen zugesagt, außerdem 250 Ritterlehen im Val di Noto und in jeder Stadt eine für den Handel gelegene Straße mit Kirche, Bad, Backhaus und Waarenlager; sie sollten im ganzen Reiche Steuerfreiheit genießen und die dort Handel treibenden Franzosen und Provenzalen vertreiben können, auch die Venetianer, wenn sie nicht die Gnade des Kaisers gewönnen; von dem Schatze König Wilhelms wurde ihnen, abgesehen von den Edelsteinen, der vierte Theil versprochen. Der Kaiser verbürgte ihnen ausdrücklich, daß sie Ersatz für alle Schäden, die sie in Folge des Vertrags erleiden würden, erhalten und auch zu keinen anderen Diensten, als den ausdrücklich bezeichneten, angehalten werden sollten, daß er ferner ohne Einwilligung der Consuln Genuas keinen Frieden oder Waffenstillstand mit König Wilhelm schließen würde.

In einem besonderen Abkommen verpflichteten sich dann noch die genuesischen Gesandten, daß auch alle ihre Amtsnachfolger den mit dem Kaiser geschlossenen Vertrag beschwören und ihm getreulich auch gegen seine Nachfolger nachkommen würden, wenn diese es beanspruchen und der Stadt Gleiches wie der Kaiser gewähren würden. Zugleich versprachen sie dem Kaiser, wenn er den Sarazenenkönig Lupus auf Majorca und Menorca angreifen wolle, nach Ablauf von den acht Jahren, für welche sie durch einen kürzlich mit Lupus geschlossenen Friedensvertrag gebunden waren, mit ihrer Macht getreulich zu unterstützen, doch sollte ihnen von allem durch den Kriegszug gewonnenen Gelde der dritte Theil zufallen.

Alle die gemachten Zugeständnisse verbriefte der Kaiser am 9. Juni Genua in einem großen Privilegium, welchen auch der Eid der Gesandten und das besondere Abkommen, welches sie dann noch mit dem Kaiser getroffen, einverleibt wurden. Gewiß hörten die Pisaner grollend, daß der Kaiser ihre Rivalen zu Gnaden angenommen habe und der Krieg, von dem sie sich Porto Venere versprochen, im Keime erstickt sei. Sie hatten große Rüstungen gemacht, im Mai den Bau von 40 Galeeren begonnen und ihn mit solchem Eifer betrieben, daß die Schiffe schon am Ende des Monats fertig waren. Wie groß jedoch ihr Ingrimm über ihre getäuschten Hoffnungen sein mochte, sie hielten an dem Bunde mit dem Kaiser fest. Gerade damals verhandelten pisanische Gesandte in Constantinopel mit Kaiser Manuel, der ihnen große Geldsummen in Aussicht stellte, wenn sie sich Friedrich weder mit Rath noch mit That bei einem Kampfe gegen die Griechen zu unterstützen verpflichten wollten, aber sie wiesen nach langen Verhandlungen das Geld des Kaisers zurück.

Die ganze Lombardei bis auf die feste Burg Garda war jetzt dem Kaiser unterworfen. Hier bereitete ihm in aller seiner Macht der Veronese Turisindo*), sei es, daß er sich niemals gebeugt oder von Neuem die Waffen ergriffen hatte, allein noch einen verzweifelten Widerstand. Er nahm sich der Sache Alexanders an und scheint auch dem vertriebenen Bischof Raimund von Brescia eine Zufluchtsstätte geboten zu haben. Zur Belagerung Gardas wurde Markward von Grumbach mit Kriegsschaaren von Brescia, Bergamo, Mantua und

*) Vergl. oben S. 171.

Verona abgeschickt. Am 17. Mai 1162 schrieb Papst Alexander an den Bischof von Verona, daß er Alles anwenden solle, um die ihm Untergebenen am Kampfe gegen Turisindo abzuhalten. Doch auch dieser letzte Widerstand in der Lombardei, so hartnäckig er war, wurde endlich gebrochen. Nach fast jähriger Belagerung mußte Turisindo sich auf Vertrag ergeben und Garda dem Kaiser überliefern.

Während seines langen Aufenthalts in Pavia hatte Friedrich alle Veranstaltungen getroffen, die ihm erforderlich schienen, um nun in der Lombardei dauernd die Ruhe zu sichern und die Roncalischen Beschlüsse völlig durchzuführen. Er glaubte dies zu erreichen, wenn er in den Städten und Ortschaften von zweifelhafter Treue Reichsbeamte mit den umfassendsten Vollmachten einsetzte. Sie wurden mit den schon hergebrachten Namen der Podestàs bezeichnet*); wenn aber der Kaiser bisher solche gewöhnlich collegialisch in ihren Amtsbezirken und aus den Eingesessenen derselben bestellt hatte, so kehrte er jetzt zu der ursprünglichen Sitte zurück, nur einen einzigen Podestà in seinem District einzusetzen und einen Fremden mit diesem Amt zu bekleiden. Die Podestàs, die auch als Rectoren oder kaiserliche Vicarien oder Gesandte oder auch als Procuratoren bezeichnet werden, üben fortan im Namen des Kaisers eine fast unbeschränkte Gewalt und sind für ihre Amtsführung nur ihm verantwortlich; er setzt sie ein und bestimmt ihr Gebiet, nimmt Versetzungen und Abberufungen nach seinem Ermessen vor. Ihre ganze Beamtung ist von der der Lehnsgrafen und der der freigewählten städtischen Magistrate völlig verschieden. Der Kaiser nimmt sie meist aus seinem deutschen Gefolge, doch werden auch Italiener verwandt, auf deren unbedingte Treue er baut; bald sind es Grafen oder Herren, bald Bischöfe oder Geistliche aus der kaiserlichen Kapelle.

Als Podestà für das Mailändische setzte der Kaiser den Bischof Heinrich von Lüttich ein und ertheilte ihm den Auftrag, den heimatlosen Mailändern an vier von einander getrennten Orten Wohnsitze anzuweisen. Gegen Ende April erschien der Bischof auf den Ruinen Mailands. Sofort gab er den Befehl, daß das Volk nach den alten Stadtquartieren sich in vier offenen Orten, die nach den verschiedenen Himmelsrichtungen in Abständen von etwa zwei italienischen Meilen

*) Vergl. oben S. 182. 186.

von einander lagen, anſiedeln ſollte. Die Mailänder, die ſo wenigſtens in der unmittelbaren Nähe ihrer alten Stadt blieben, begannen am 2. Mai den Bau ihrer neuen Wohnungen. In Brescia, nachdem es ſich unterworfen hatte, wurde Markward von Grumbach zum Podeſtà beſtellt, ein hochangeſehener, ebenſo tapferer als verſtändiger Ritter des Kaiſers, dem er zugleich das Brescia ſtets feindliche Bergamo unterſtellte. Das unzuverläſſige Piacenza erhielt einen gewiſſen Aginulf*) zum Gebieter, an deſſen Stelle bald Arnold von Dorſtadt trat, ein wackrer Kriegsmann aus Niederſachſen, welchen die Italiener Barbavaria, d. i. Buntbart, nannten. Ferrara überkam Konrad von Ballhauſen, der eine für einen Kriegsmann ungewöhnliche Bildung beſaß und der italieniſchen Sprache gleich mächtig war wie der deutſchen, im Rathe des Kaiſers eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten. Graf Gebhard von Leuchtenberg, ein Mann voll Ehrgeiz und unermüdlich im Dienſte des Kaiſers, aber zugleich freigebig und heitrer Laune, wurde auf einen anderen Bezirk angewieſen, der uns nicht näher bezeichnet iſt. In Parma wurde als Podeſtà ein gewiſſer Azo beſtellt, in der Grafſchaft Como der Magiſter Paganus, ein Kapellan des Kaiſers.

In den meiſten Städten der Lombardei waren ſolche Reichsbeamte eingeſetzt, aber den Städten, welche dem Kaiſer beſonders zum Siege verholfen, geſtand er zum Lohn die Selbſtverwaltung durch gewählte Conſuln zu. So Cremona, welches am meiſten von ihm begünſtigt wurde. Schon am 7. März hatte er den Boden des zerſtörten Crema der Stadt geſchenkt und auf ihre Bitten befohlen, daß weder die Burg hergeſtellt, noch eine andere Feſte zwiſchen Adda und Oglio angelegt werden ſollte, auch ihnen erlaubt jeden ſolchen Bau durch Gewalt zu verhindern. Am 13. Juni ſtellte er dann auf Grund einer für ewige Zeiten gültigen Uebereinkunft Cremona ein Privilegium aus, wonach ihnen die Wahl von Conſuln eingeräumt wurde, doch ſollte ſie bei ſeiner Anweſenheit in der Lombardei von ſeinen Geſandten geleitet werden und die Gewählten von ihm ſelbſt die Inveſtitur erhalten; wenn er nicht in der Lombardei verweilte, ſollte die Wahl völlig frei ſein, aber einer oder zwei der Gewählten zu ihm kommen, um im

*) Vielleicht eine Perſon mit Egenolf von Urslingen, welcher im Gefolge des Kaiſers ſpäter öfters erſcheint. Ficker, Forſchungen III. S. 188.

Namen aller die Inveſtitur durch ihn zu erhalten; die Conſuln ſollten dann regelmäßig bei ihrem Amtsantritt einen Eid leiſten, daß ſie allen Befehlen des Kaiſers unweigerlich nachkommen würden; die Regalien wurden der Stadt überlaſſen, doch hatte ſie ihm dafür alljährlich am Martinstage, wenn nicht in demſelben Jahre auch das Fodrum für ihn erhoben wurde, 200 Mark Silber zu zahlen; außer Crema wurde noch der Beſitz der Burgen Soncino, S. Baſſiano, Pizzighettone und Caſtello nuovo der Stadt beſtätigt. Wie Cremona geſtand der Kaiſer auch den Bürgern von Pavia und Lodi, ſeinen treuen Bundesgenoſſen, und einigen anderen Städten die Wahl von Conſuln zu und gewährte ihnen ähnliche Privilegien, aber überall mußten die Conſuln ſchwören, daß ſie ihr Amt zum Vortheile und Dienſte des Kaiſers, wie zum Wohle der Stadt führen würden.

Nicht minder als die reichstreuen Städte erhielten die Markgrafen und Grafen, welche den Kaiſer unterſtützt hatten, werthvolle Privilegien. So beſtätigte er ſchon am 19. Januar dem Grafen Guido von Biandrate mehrere Schlöſſer, mit denen ihn der Pfalzgraf Konrad belehnt hatte; am 10. Juni verbriefte er dem Markgrafen Heinrich von Savona alle Beſitzungen in der Mark, die einſt deſſen Vater beſeſſen hatte, und räumte ihm auf denſelben die Regalien ein; Anderen werden andere Bewilligungen gemacht ſein. Aber wie freigebig ſich der Kaiſer auch gegen ſeine Getreuen erwies, überall hielt er doch an den Roncaliſchen Beſchlüſſen feſt, daß ihm allein die Regalien zuſtänden und nur durch ſeine Verleihung Anderen übertragen werden könnten. Sein kaiſerliches Recht ſicherte er in jeder Weiſe und trug Sorge dafür, daß alle Streitkräfte der Lombardei ihm zur Verfügung ſtanden und das Land ihm eine ergiebige Steuerquelle blieb. Schon floß ihm das Gold in reichſter Fülle zu; einen Theil ſeiner Schätze verwandte er ſofort zu Schenkungen an die Klöſter Italiens und Deutſchlands. In der Erhöhung der alten Steuern und der Auflegung neuer ſahen die Podeſtàs bald ihre weſentlichſten Aufgaben und machten dadurch ihre Amtsführung verhaßt. Schon nach kurzer Zeit empfanden die Lombarden, daß ſie es freilich Friedrich zu danken hatten, wenn den traurigen Fehden, welche ſo lange ihr Land heimgeſucht, ein Ende bereitet, Ruhe und Sicherheit bei ihnen zurückgekehrt war, daß ſie aber nicht mehr die Luft der Freiheit athmeten, ſondern eine drückende Herrſchaft auf ihnen laſte.

Um die Mitte des Juni verließ der Kaiser nach längerem Aufenthalt mit Heeresmacht Pavia und richtete seinen Weg nach der Romagna, wo namentlich Bologna von alexandrinischer Gesinnung erfüllt war und sich schwierig zeigte. Den Kaiser begleiteten der Erzbischof Rainald von Köln, der Erwählte von Mainz, Konrad von Wittelsbach, der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Erwählte von Ravenna, Guido von Biandrate, die Bischöfe Heinrich von Lüttich, Hermann von Verden, Udo von Zeiz, Aicard von Parma, der Erwählte von Hildesheim Hermann, die Aebte Hermann von Hersfeld und Erlebold von Stablo, an weltlichen Fürsten der junge Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Heinrich von Oesterreich, der erst kürzlich an den Hof gekommen war, die Pfalzgrafen Konrad bei Rhein und Otto von Wittelsbach, die Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Hermann von Baden, die Herzoge Udalrich von Böhmen und Boleslaw von Polen, außerdem eine Anzahl deutscher Grafen und Herren, unter ihnen Gebhard von Leuchtenberg und der Burggraf Burchard von Magdeburg. Es fehlte dem Kaiser nicht an deutschen Streitkräften, aber die Hauptmasse seines Heeres bestand unzweifelhaft aus Lombarden.

Ravenna hatte nie an Widerstand gedacht und unterwarf sich sogleich. Als der Kaiser am 26. Juni bei der Burg Savignano zwischen Modena und Bologna lag, erschien eine Gesandtschaft der Ravennaten. Der Kaiser sah erfreut die Ergebenheit der alten, hochberühmten Stadt und ertheilte ihr ein Privilegium, in welchem er sie mit den ausgesuchtesten Lobsprüchen überhäuft und ihr eine glänzende Zukunft unter den Städten Italiens verheißt. Er bestimmt, daß auch in der Folge, wie bisher, in Ravenna Consuln zu walten haben, aber in kaiserlicher Autorität; sie sollen in Gegenwart seines Gesandten, wenn ein solcher bei ihnen ist, gewählt und von ihm bestätigt werden; wenn sich der Kaiser in der Romagna oder Ferrara befindet, soll die Mehrzahl derselben an seinem Hofe erscheinen, um die Investitur zu empfangen, weilt er in anderen Theilen Italiens, müssen sich zwei Consuln wegen der Investitur zu ihm begeben, eine Reise über die Alpen wird aber nicht zu diesem Acte verlangt. Die Consuln haben im Namen des Kaisers die Gerichtsbarkeit zu üben, wenn sie dem Kaiser noch nicht Treue geschworen, ihm den Eid zu leisten, der auch von allen Ravennaten vom sechszehnten bis siebzigsten Lebensjahre gefordert wird und alle fünf Jahre wiederholt werden soll. Mit Ausnahme der Regalien, welche

Kirchen oder einzelne Personen durch gültige Belehnungen oder Urkunden besitzen, müssen alle Regalien dem Kaiser übergeben werden. Auch den Zoll hat er ganz zu beanspruchen, tritt aber auf Bitten der Fürsten und besonders des erwählten Erzbischofs Guido die Hälfte desselben der Stadt ab. In ihren Streitigkeiten mit den benachbarten Communen verspricht er den Ravennaten zu ihrem Recht zu verhelfen und die ihnen mit Unrecht entrissenen Länder wieder zu verschaffen, wie den Pokanal möglichst bald frei zu machen und diejenigen, die ihn geschlossen haben, wenn sie ihn nicht öffnen, für Feinde des Reichs zu erklären. Wenn er mit einem Heere erscheint, so soll dasselbe nicht auf Besitzungen der Ravennaten und ihrer Kirchen abseits von der Straße einquartirt werden, wenn er aber ohne Heer mit der Kaiserin und seinen Fürsten nach Ravenna oder nach anderen Besitzungen der Ravennaten kommen will, verlangt er dort mit gebührender Ehre, wie im eigenen Hause, aufgenommen zu werden.

Als der Kaiser wenige Tage später vor Bologna stand und an dem 1. Juli auf beiden Seiten des Reno sein Lager aufschlug, sank den Bolognesen der Muth. Ihre Stadt war prächtig, sie hatte durch ihre Rechtsschule einen Weltruf, die Einwohnerschaft war reich, freiheitsluftig, überdies entschieden für Papst Alexander gestimmt; aber sie sah keine Möglichkeit, dem Heere des Kaisers Widerstand zu leisten, und eine furchtbare Mahnung lag in dem Schicksal Mailands. So kam sie nach kurzem Schwanken zu dem Entschluß, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Die Stadt mußte ähnliche Bedingungen eingehen, wie Brescia und Piacenza; sie mußte sich eidlich den Stadtgraben auszufüllen, die Mauer niederzureißen, eine große Geldsumme zu zahlen und einen kaiserlichen Podestà aufzunehmen verpflichten. Die dem Kaiser befreundeten großen Rechtslehrer Bolognas werden die Unterwerfung der Stadt befördert und gern gesehen haben. Von Bologna zog der Kaiser mit seinem Heere gegen Imola und Faenza, die sich ohne Zögern vor seinem Willen beugten. Die Romagna war, wie die Lombardei, jetzt ein unterthäniges Land. Das Regiment der Podestàs war hier nichts Neues, aber wenn sie vorher von den Bürgerschaften gesetzte Gewalthaber gewesen waren, so traten sie jetzt als kaiserliche Beamte auf.

Bisher hatte der Kaiser mit seinem Heere eine Richtung verfolgt, die nicht bezweifeln ließ, daß er seinen Weg durch die Marken gegen

Rom nehmen und im September den Krieg gegen den König von Sicilien beginnen wolle. Die Herrschaft König Wilhelms war gerade damals von den größten Gefahren bedroht gewesen und ihnen nur mit Mühe entronnen. Die Tyrannei des Günstlings Majo hatte allgemeine Erbitterung hervorgerufen, namentlich unter dem apulischen Adel. Eine Verschwörung, gegen Majo und zugleich gegen den nur seinen Lüsten lebenden König gerichtet, hatte sich gebildet, und die Verschworenen hatten selbst den Matteo Bonelli, einen jungen ehrgeizigen Mann, den sich Majo zum Eidam ersehen, für ihren Plan zu gewinnen gewußt. Bonelli nahm den Mord des Majo auf sich und führte ihn aus (10. November 1160). Als Befreier des Landes gefeiert, entging er der Bestrafung, der König wurde sogar genöthigt dem Mörder die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber die Freunde des Bonelli in Palermo mißtrauten der Gesinnung des Königs, in Abwesenheit Bonellis erregten sie einen Tumult; der königliche Palast wurde am 9. März 1161 erstürmt, der König zum Gefangenen gemacht und sein ältester Sohn Roger, noch ein Knabe, als König ausgerufen. Aber schon am dritten Tage erhob sich das Volk, von einflußreichen Bischöfen ermuthigt, für den rechtmäßigen König, setzte ihn in Freiheit und gab ihm die Gewalt zurück; der Knabe, den man auf den Thron hatte erheben wollen, fand in den Wirren jener Tage ein trauriges Ende. Bonelli und seine Anhänger suchten noch einige Zeit in festen Plätzen auf der Insel sich gegen den König zu halten, aber noch im Laufe des Jahres zeigte sich jeder Widerstand als vergeblich. Die meisten Rebellen mußten Sicilien verlassen, Bonelli selbst wurde geblendet und in den Kerker von Palermo geworfen.

Inzwischen war der Aufstand auch in Apulien ausgebrochen und hatte sich fast über ganz Unteritalien verbreitet. Robert von Bassavilla und Andreas von Rupecanina waren schon im Jahre 1160 in das Königreich zurückgekehrt. Andreas hatte sich in Campanien, Robert in Apulien festgesetzt, wo sich die aufständigen Barone ihnen anschlossen. Als sich dann Andreas, um Beistand zu suchen, nach Constantinopel begab, breitete sich Roberts Macht fast über alle Länder König Wilhelms auf dem Festlande aus; in den meisten Städten fand er Aufnahme, nur Salerno weigerte sich ihm die Thore zu öffnen. Aber in ähnlicher Weise, wie im Frühjahr 1156*), gewann König Wilhelm

*) Vergl. oben S. 88. 89.

ſchnell das Verlorene wieder. Im März 1162 landete er an der Küſte Calabriens, nahm im Fluge die Feſte Taverna bei Catanzaro und wandte ſich dann gegen Tarent, welches ſchwer ſeinen Abfall büßen mußte. Als er Robert von Baſſavilla, der bei Salpi lag, entgegenrückte, hielt dieſer es für gerathen, nach den Abruzzen zurückzuweichen. Auch hierhin von einem königlichen Heere verfolgt, räumte er endlich ganz die Grenzen des Königreichs. So ſuchte auch Richard von Aquila, der abermals die Waffen gegen König Wilhelm erhoben hatte, alsbald das Weite; der König kam ſelbſt nach Campanien, wo ſich ihm Alles willig unterwarf. Das ſiciliſche Reich war auf dem Feſtlande hergeſtellt, aber einem ſtarken Angriffe durch die kaiſerliche Macht, unterſtützt von Piſa und Genua, hätte es ſicherlich nur einen ſchwachen Widerſtand bereiten können.

Um ſo unerwarteter war, daß der Kaiſer plötzlich den Rückweg nach der Lombardei antrat. Schon am 24. Juli treffen wir ihn in Parma, am 27. Juli zu Bardi im Gebiete von Piacenza; im Auguſt begab er ſich dann nach Turin. Der Krieg gegen den Sicilier war nicht aufgegeben, aber verſchoben. Ohne Zweifel löſte der Kaiſer ſein lombardiſches Heer auf dem Rückzuge auf, während er die deutſchen Fürſten und Krieger bei ſich behielt. Nichts anders war es, was den Kaiſer ſo plötzlich in andere Bahnen lenkte, als daß er durch eine Zuſammenkunft mit König Ludwig jetzt dem Schisma ein ſchnelles Ende bereiten zu können hoffte. Es winkte ihm da ein unblutiger Sieg, der ihm wichtigere Vortheile verſprach, als alle Waffenthaten in Apulien und vor den Mauern Roms.

Während der Kaiſer nach der Lombardei zurückkehrte, war Erzbiſchof Rainald in wichtigen Geſchäften nach den tuſciſchen Gegenden gegangen. Denn unerwartet waren zwiſchen Piſa und Genua erbitterte Feindſeligkeiten ausgebrochen, welche ihren Bund mit dem Kaiſer zu gefährden drohten. Zwiſtigkeiten in den Niederlaſſungen, welche beide Städte in Conſtantinopel hatten, boten den Anlaß: die Piſaner hatten dort mit Hülfe von Venetianern die Genueſen angegriffen, einige getödtet, andere zu Gefangenen gemacht. Zwar beſtand ſeit längerer Zeit ein Vertrag, wonach Gewaltthaten, die von Angehörigen einer der beiden Städte geübt würden, von der Stadt der Schuldigen gerächt und von dieſer die gebührende Genugthuung den Beſchädigten geleiſtet werden ſollte, aber man wollte zu Genua von dem Vertrage

nichts mehr wiſſen. Man rüſtete 25 Galeeren zu einem Rachezug gegen Piſa, und da im Vertrage jene endloſen Händel in Sardinien, ohne welche die beiden Städte nicht leben zu können ſchienen, ausgenommen waren, nahm man von dieſen Veranlaſſung zur Aufkündigung des Friedens.

Der Kriegserklärung folgte unmittelbar der Angriff. Am 21. Juli ſteckten die Genueſen die Burg der Piſaner auf der Inſel Capraja in Brand, an demſelben Tage tödteten ſie einen vornehmen Piſaner beim Vorgebirge des heiligen Andreas auf Elba und nahmen einen Conſul von Piſa, der auf einer Galeere von Sardinien kam, mit zehn Anderen gefangen, von denen die Mehrzahl hingerichtet wurde; das Schiff verſenkte man an der Küſte von Corſika. Auch eine Saettia — man bezeichnete mit dieſem Namen leichtere Kriegsſchiffe als die Galeeren — überfiel man auf dem Rückwege von der Provence und bemächtigte ſich derſelben. Drei große unbefrachtete Schiffe wurden an der Mündung des Arno verſenkt, drei andere Schiffe im Hafen von Piſa in den Brand geſteckt und der Hafenthurm zerſtört. Darauf kehrten die zwölf genueſiſchen Galeeren, welche in den Hafen von Piſa eingedrungen waren, mit mehreren Gefangenen und großer Beute nach Porto Venere zurück und nahmen hier eine beobachtende Stellung ein.

In dieſer Zeit kam Erzbiſchof Rainald nach Piſa und ſuchte nun eifrigſt den Frieden herzuſtellen. Die Piſaner drangen in ihn, daß er die Auslieferung des Conſuls und der anderen Gefangenen bewirke; kaum vernahm er ihre Bitten, ſo ſandte er ſeinen Kapellan Sikard nach Genua. In der That lieferten die Genueſen willig die Gefangenen aus; ſie verſprachen überdies ſich weiterer Feindſeligkeiten gegen Piſa zu enthalten, bis der Kaiſer über ihre bisherigen Streitigkeiten mit dieſer Stadt entſchieden habe und die Rüſtungen, die ſie zur Fortſetzung des Kampfes unternommen hatten, unter der Bedingung einzuſtellen, daß auch die Piſaner die Waffen ruhen ließen. Die Piſaner ſollen dies Verſprechen dem Erzbiſchof gegeben haben, aber das glühende Verlangen, ihre Verluſte zu rächen, trieb ſie nach kurzer Zeit aufs Neue in den Kampf. Kaum hatte Rainald die Stadt verlaſſen, ſo rüſteten ſie 10 Galeeren und 11 Saettien, verheerten mit ihnen die nördlichen Gegenden von Corſika, nahmen dann am 8. Juli zwei große Schiffe Genuas, die mit vielen Schätzen von Syrien und Conſtantinopel kamen, und tödteten die Mannſchaft; am 14. Juli erbeuteten ſie

ein drittes genueſiſches Schiff, welches von Sicilien kam, in der Nähe von Elba. Nach dieſen Erfolgen wurden weitere 14 Saettien ausgerüſtet und zu der Flotte bei Populonia abgeſendet. Inzwiſchen waren aber auch die zwölf Galeeren Genuas bei Porto Venere wieder in See gegangen, und dieſe geriethen bald mit den piſaniſchen Schiffen an einander. Es kam zu einem heißen, lange ſchwankenden Kampfe, doch wandten die Genueſen endlich den Rücken. Siegesfroh kehrten mit zahlreichen Gefangenen die Piſaner am 22. Juli in ihre Stadt zurück; ſogleich griffen ſie neue Rüſtungen an, um Porto Venere zu nehmen und Genua unmittelbar zu bedrohen.

Erzbiſchof Rainald hatte ſich von Piſa nach St. Geneſio begeben und hielt hier, wo Herzog Welf im Jahre 1160 als Herr Tusciens getagt hatte,*) als kaiſerlicher Geſandter einen großen Landtag. Es erſchienen vor ihm Conſuln von Piſa, Lucca, Florenz und Piſtoja, außerdem mehrere Grafen und andere Herren. Am 9. Juli ſchloß er mit der Stadt Lucca, damals der mächtigſten Landſtadt Tusciens, ein Uebereinkommen, nach welchem die Regalien für die nächſten ſechs Jahre gegen einen Zins von 400 Pfunden der Stadt verbleiben, dann aber dem Kaiſer überlaſſen werden ſollten; die Stadt ſollte ferner die freie Wahl der Conſuln behalten, doch ſollten einige der Gewählten ſich zum Kaiſer begeben, wenn er in Italien verweile, nur einer derſelben, wenn jener in Deutſchland reſidire, um die Inveſtitur von ihm zu erhalten; wenn es dem Kaiſer genehm ſei, daß der dem Welf früher zugeſtandene Jahreszins auch ferner gezahlt werde, ſolle derſelbe von dem kaiſerlichen Zins in Abzug kommen; überdies ſollten alle Conſuln, welche den Treueeid dem Kaiſer noch nicht geleiſtet, ihn in der Folge ſchwören. Ein Theil der Conſuln leiſtete den Eid ſchon in S. Geneſio am folgenden Tage und gelobte überdies in demſelben dem Kaiſer zwanzig Ritter zur Heeresfahrt nach Rom, Apulien und Calabrien an den von ihm angezeigten Terminen zu ſtellen. Die anderen Conſuln ſchwuren den Eid am 15. Juli in öffentlicher Volksverſammlung zu Lucca, wohin ſich Rainald von S. Geneſio begeben hatte.

Ohne Frage ſind ähnliche Abkommen damals auch mit Florenz und Piſtoja getroffen worden. Dagegen finden wir zu Siena ſchon in der nächſten Zeit als kaiſerlichen Beamten den Vogt Wilhelm von

*) Vergl. oben S. 253. 254.

Aachen und zu S. Miniato in derſelben Eigenſchaft Eberhard von Amern, einen Ritter aus niederrheiniſchem Geſchlecht. Beide werden als Grafen bezeichnet, aber ihre Gewalt unterſcheidet ſich in Nichts von jener der Podeſtàs in der Lombardei und in der Romagna. Dieſe deutſchen Herren ſchienen ſchon damals von Ralnald eingeſetzt zu ſein, während in anderen Theilen Tusciens die einheimiſchen Grafengeſchlechter, wenn ſie ſich in den Dienſt des Kaiſers ſtellten, noch fortbeſtanden. Die Gewalt des alten Welf behielt hier nur geringe Bedeutung; Tuscien war nicht anders, als die Gegenden auf beiden Seiten des Po, fortan ein kaiſerliches Land.

Die Kunde von dem neuen Ausbruch des Kriegs zwiſchen Genua und Piſa, wie von den großen Rüſtungen, die man in beiden Städten machte, erreichte Ralnald alsbald und bewog ihn ſich nach Genua zu begeben. Er fand hier die Bürgerſchaft in der größten Aufregung; man hatte eine große Zahl von Galeeren, Saettien und anderen Fahrzeugen gebaut und in öffentlicher Verſammlung den Hafen von Piſa aufs Neue anzugreifen beſchloſſen. Ralnald aber gebot von dem Kampfe abzuſtehen und die Klagen, welche man gegen Piſa habe, der Entſcheidung des Kaiſers anheimzuſtellen; acht Geſandte Genuas ſollten nach Turin gehen, wo der Kaiſer demnächſt einen Reichstag halten werde. Als man in Genua ſich dazu bereit erklärte, beſchloſſen auch die Piſaner, der Aufforderung Rainalds nachkommend, acht Geſandte nach Turin zu ſchicken. Der Erzbiſchof verließ bald darauf Genua, um auf dem Reichstage nicht zu fehlen.

Als der Kaiſer in Turin eingetroffen war, ereilte ihn alsbald eine traurige Nachricht. Der Graf Ralmund Berengar von Barcelona, der ſich mit ſeinem Neffen Raimund zu dem Reichstage begeben wollte, ſtarb am 6. Auguſt zu Borgo S. Dalmazzo auf der Reiſe. Raimund Berengar hatte ſich ganz auf die Seite des Kaiſers gewendet, ſeitdem ſein Neffe Raimund der Richildis, der Baſe Kaiſer Friedrichs, der Königin-Wittwe von Caſtilien, verlobt war. Ein Vertrag wurde darauf zwiſchen ihm und dem Kaiſer geſchloſſen, wonach ihm und ſeinem Neffen die beanſpruchten Beſitzungen in der Provence, der Grafſchaft Forcalquier und der Stadt Arles zugeſichert wurden, der Graf dagegen Victor als den rechtmäßigen Papſt anzuerkennen verſprach. Die Belehnung mit den burgundiſchen Ländern ſollte im Auguſt in Turin erfolgen. Dieſer Vertrag bot dem Kaiſer beſonders in Bezug auf das Schisma nicht

geringe Vortheile, denn Raimund Berengar war einer der angesehensten Fürsten jener Zeit; vor Allem rechnete man es ihm hoch an, daß er die königliche Gewalt in Aragon besaß und doch die Krone verschmähte. Die Stimme eines solchen Mannes fiel bei der Entscheidung der großen kirchlichen Fragen schwer in das Gewicht, und der Kaiser hatte den Tod dieses wichtigen Bundesgenossen schwer zu beklagen. Er begab sich mit einem großen Gefolge selbst nach S. Dalmazzo, um den vielbetrauerten Fürsten zu ehren.

Der Kaiser kehrte von S. Dalmazzo nach Turin zurück, wo er sich längere Zeit aufhielt. Bei ihm waren außer seiner Gemahlin und Erzbischof Rainald die Erwählten Konrad von Mainz und Udalrich von Aquileja, die Bischöfe Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Hermann von Hildesheim, Ugutio von Vercelli, die Aebte von Hersfeld und Stablo, Herzog Friedrich von Schwaben, der rheinische Pfalzgraf Konrad, der Polenherzog Boleslaw, der Böhmenherzog Udalrich, Markgraf Albrecht der Bär, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Burggraf Burchard von Magdeburg, Markgraf Wilhelm von Montferrat, die Markgrafen Manfred, Hugo und Heinrich von Guasto, Graf Wido von Biandrate, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Konrad von Ballhausen und viele andere Herren.

Zahlreiche Großen waren zu dem Reichstage erschienen, wichtige Geschäfte werden verhandelt sein, aber wir sind über dieselben wenig unterrichtet. Die Anwesenheit mehrerer der erst kürzlich als Podestàs in der Lombardei eingesetzten Männer weist darauf hin, daß man darüber Beschlüsse faßte, wie in Abwesenheit des Kaisers die Autorität desselben hier zu erhalten sei. Da der Krieg gegen Apulien nur aufgeschoben war und Friedrich in Kürze nach Italien zurückzukehren gedachte, um ihn aufzunehmen, lag es in der Natur der Dinge, daß auch für den neuen in Aussicht genommenen Zug Vorbereitungen getroffen wurden. Nichts mußte dem Kaiser da mehr am Herzen liegen, als einen neuen Ausbruch der Streitigkeiten zwischen Genua und Pisa zu verhüten, und wir wissen mindestens, wie er dies zu erreichen suchte.

Die genuesischen Gesandten hatten sich beeilt nach Turin zu kommen; sie waren bereits mehrere Tage dort, als die Gesandten Pisas erst am 7. August von Hause abreisten. Die Genuesen wußten die Zeit auszunutzen, wo sie in Turin allein auf dem Plane waren; sie suchten die Fürsten zu gewinnen und sollen dabei auch das Geld

nicht geſpart haben. Der Kaiſer erwies ſich ihnen gnädig und ließ ihnen manche Auszeichnungen zu Theil werden, welche auf ſie nicht geringen Eindruck machten. Aber auch die Piſaner fanden, als ſie endlich ankamen, ehrenvolle Aufnahme. Von beiden Seiten ergoß man ſich nun in Klagen über Gewalt; Genua wie Piſa wollte die eigene Unſchuld, die Schuld auf der anderen Seite darthun. Aber der Kaiſer erklärte, daß jetzt zu einem Beweisverfahren nicht Zeit ſei und gebot beiden Städten bis zu ſeiner Rückkehr Waffenruhe zu halten. Dieſe Waffenruhe mußten die Geſandten in ſeiner Gegenwart geloben; in den nächſten drei Tagen nach ihrer Rückkehr ſollte ſie auch von 200 Bürgern Piſas und 200 Genueſen beſchworen werden.

Den Grafen Raimund von der Provence, den Neffen des verſtorbenen Grafen von Barcelona, belehnte der Kaiſer zu Turin mit der Provence, der Stadt Arles und der Grafſchaft Forcalquier und ſtellte ihm darüber am 18. Auguſt Urkunde aus. Die Einſprache, welche Hugo von Baux gegen die Belehnung Raimunds mit der Provence unter Berufung auf ein von Konrad III. ertheiltes Privilegium, welches von Friedrich noch 1160 beſtätigt war, erhoben hatte, wurde als nichtig bezeichnet und die Urkunden, auf welche er ſich ſtützte, für ungültig erklärt. Am 21. Auguſt ertheilte der Kaiſer dann noch zu Turin den Templern einen Schutzbrief für ihre Beſitzungen in der Provence. Gleich darauf verließ er Italien und eilte in ſein burgundiſches Königreich, um mit König Ludwig rechtzeitig zuſammenzutreffen. Es begleiteten ihn ſeine Gemahlin und die meiſten Großen, die ihn zu Turin umgeben hatten; auch zwei Geſandte Piſas folgten ihm auf ſeinen Befehl; die anderen piſaniſchen Geſandten kehrten nach Hauſe zurück, wo ſie am 28. Auguſt eintrafen. In Piſa, wie in Genua, wurde die Waffenruhe, wie es der Kaiſer befohlen hatte, von 200 Bürgern beſchworen.

Bedrängniſſe Alexanders III.

Von den Anfängen ſeines Pontificats an hatte Alexander wenig gute Tage geſehen, und ſeit der Zeit, wo der Fall Mailands ſich vorausſehen ließ, war ſeine Lage faſt unerträglich geworden. Wie viele Anerkennung er theils offen, theils im Geheimen fand, er lebte doch

in den traurigſten Verhältniſſen. In dem Kirchenſtaat überall Widerſtand begegnend, von dem ſelbſt in ſeiner Herrſchaft bedrohten König von Sicilien nur unzureichend unterſtützt, unter einer ſtets wachſenden Schuldenlaſt ſeufzend, hatte er längſt den Entſchuß gefaßt, Italien zu verlaſſen und Frankreich aufzuſuchen*).

Als Alexander in den letzten Tagen des September 1161 nach Terracina kam, fand er dort vier wohlausgerüſtete Schiffe vor, welche König Wilhelm geſandt hatte, um ihn und die Cardinäle in das Land ihrer Hoffnungen hinüberzuführen. Als aber kaum die Dienerſchaft mit dem Gepäck eingeſchifft war, erhob ſich plötzlich ein gewaltiger Sturm. Die Schiffe wurden an Klippen getrieben und erlitten ſchwere Beſchädigungen. Obwohl kein Menſchenleben und auch ſonſt kein bedeutender Verluſt zu beklagen war, mußte die Ueberfahrt doch aufgegeben, mindeſtens verſchoben, die Schiffe ausgebeſſert werden. Dennoch ſtand der Entſchluß des Papſtes feſt, ſo bald es möglich Terracina zu verlaſſen. Am 18. December langte hier auf einer piſaniſchen Galeere der Erzbiſchof Villanus an, um das Weihnachtsfeſt bei dem Papſte zu feiern. Der Papſt nahm ihn auf das Ehrenvollſte auf und beſchloß endlich ihm nach Piſa zu folgen. An einem der letzten Tage des Jahres 1161 ging er mit dem Erzbiſchof bei Monte Circeo auf der piſaniſchen Galeere in See. Man gelangte glücklich nach Piombino, wo dem Papſte ein feierlicher Empfang bereitet wurde, und legte auf der weiteren Fahrt noch bei Torre di Vada an. Inzwiſchen waren auch die Cardinäle theils auf einer ſiciliſchen Galeere von Gaeta, theils auf zwei Saettien von Rom aus dem Papſte gefolgt; nur der Biſchof Julius von Paleſtrina, dem ſchon vorher das Vicariat im Kirchenſtaate übertragen war, blieb in Rom zurück.

Als der Papſt und die Cardinäle bei Livorno landeten, erfuhren ſie, daß die Conſuln von Piſa aus Rückſicht auf den Kaiſer Bedenken trugen ſie in der Stadt aufzunehmen. Man mußte deshalb abermals in See gehen und beſchloß jetzt ſich nach Genua zu wenden, wo man einer freundlichen Aufnahme ſicher war. Nachdem man noch bei Porto Venere und Porto Fino angelegt, gelangte man endlich am 21. Januar 1162 nach Genua; hier wurden der Papſt, die Cardinäle und der Erzbiſchof von Piſa von den Genueſen in feierlicher Proceſſion

*) Vergl. oben S. 270.

empfangen. Die Forderung des Kaiſers, dem Papſte den Eintritt in ihre Stadt zu verſagen, hatten die Genueſen abgewieſen; ſie beeiferten ſich nun auf alle Weiſe ihm ihre Ergebenheit zu beweiſen. So ſehr der Papſt darüber erfreut war, verlebte er doch kummervolle Tage in ihrer Stadt. Denn bald erfüllte ſich Mailands Geſchick, und der flüchtige Erzbiſchof Otbert mit dem ihn begleitenden Klerus ließen das Elend, welches den Freunden des Papſtes drohte, nur zu deutlich erkennen.

Als das gefürchtete Ereigniß endlich eingetreten war, erließ der Papſt an Eberhard von Salzburg, der ſich damals mit Hartmann von Brixen und Gerhoh von Reichersberg zum Kaiſer begab, am 16. März ein Schreiben, worin er Eberhard aufforderte, Alles aufzubieten, um den Kaiſer zur Rückkehr in den Schoß der Kirche zu vermögen. „Kein größeres Glück," ſagt er in dieſem Schreiben, „könnte mir hienieden begegnen, Nichts würde mir erwünſchter ſein, als einen ſo großen und erhabenen Fürſten aufrichtig in Gott zu lieben und auf alle Weiſe zu ehren; wir ſind feſt entſchloſſen, wenn er ſich bekehrt und der Kirche zuwendet, alle erfahrenen Beleidigungen und Bedrückungen ſo zu vergeſſen, als ob er uns niemals angetaſtet hätte."

In der That nahm ſich Eberhard der Sache Alexanders mit aller Entſchiedenheit an. Er hatte es vermieden mit ſeinen Begleitern Victor in Cremona zu begegnen, und zwei Cardinäle derſelben mußten darüber beim Kaiſer Beſchwerde führen. Aber Friedrich legte hierauf wenig Gewicht, er verſammelte vielmehr auf den Trümmern Mailands am 30. März eine Synode, wo über den rechtmäßigen Papſt noch einmal verhandelt werden ſollte. In Gegenwart jener beiden Cardinäle, vor zwölf Biſchöfen und vielen weltlichen Großen fand hier Eberhard Gelegenheit, ſeine Anſicht über das Schisma darzulegen. Offen erklärte er ſich als Alexandriner und wurde deshalb von den Cardinälen Victors heftig geſchmäht, doch wußte der Kaiſer ihm die Freiheit der Rede zu ſichern; daß er mit derſelben weder auf den Kaiſer noch auf die Synode einen tiefen Eindruck machte, iſt nicht zu verwundern. Der Beſchluß der verſammelten Väter konnte nichts anderes als eine Anerkennung der Beſchlüſſe von Pavia und Lodi ſein. Dennoch erwies der Kaiſer Eberhard und ſeinen Begleitern ehrenvolle Auszeichnungen und, als ſie nach Deutſchland zurückkehren wollten, entließ er ſie ungefährdet. Auch gegen andere Alexandriner erwies ſich Friedrich in dieſer Zeit nichts

weniger als feindlich. Mit dem Biſchof Omnebonum von Verona ſtand er in freundlicher Verbindung, und der Erzbiſchof Udalrich von Aquileja verkehrte wenig ſpäter mit allen Ehren am kaiſerlichen Hofe.

Offenbar wollte der Kaiſer Männer, welche er hochſchätzte, nicht wegen kirchlicher Bedenken ſich entfremden, aber der Gedanke als reuiger Sünder in die Arme Alexanders zurückzukehren, lag ihm damals ferner als je. Alexander ſelbſt fühlte, wie wenig er auf eine Nachgiebigkeit des Kaiſers zu rechnen habe; er ſah zugleich die Gefahr, in welcher er in Genua ſchwebte, und faßte deshalb alsbald den Entſchluß, die Stadt zu verlaſſen und nach Frankreich überzuſetzen. Genua erbot ſich willig zu ehrenvollem Geleit. Auf drei Galeeren und zwei Saettien verließen der Papſt, ſeine Cardinäle, die Erzbiſchöfe von Piſa und Mailand und ihr großes Gefolge am 25. März 1162 den Hafen von Genua.

Die Fahrt ging glücklich bis zu einer Inſel an der liguriſchen Küſte, an der man am Palmſonntage (1. April) landete. Plötzlich aber brach ein Orkan los, ſo daß man auf der Inſel noch das Oſterfeſt zu feiern genöthigt war. Dann ging man wieder unter Segel und legte am 11. April an der franzöſiſchen Küſte bei Maguelonne an, einem kleinen Orte in ſumpfiger Gegend, von dem man ſich ſogleich nach dem nahen Montpellier begab, einer volkreichen Stadt, wo ſchon eine große Menge den Papſt erwartete. Man bereitete ihm den feſtlichſten Empfang. Auf einem weißen Zelter, mit allen Inſignien ſeiner höchſten kirchlichen Würde bekleidet, zog er in die Stadt ein; Wilhelm, der Herr der Stadt, erwies ihm die Dienſte des Marſchalls. Zahlloſes Volk umwogte und umdrängte den Papſt, und glücklich ſchätzte ſich Jeder, der nur den Saum ſeines Kleides berühren konnte. Auch der Graf Raimund von S. Giles brachte ihm ſeine Huldigung dar und ſtellte ſich und ſein Land ihm zu Gebote.

Am nächſten Sonntag (15. April) hielt der Papſt in dem Dome zu Montpellier die Meſſe ab und hielt nach derſelben eine feierliche Anſprache an die Menge. Er legte die Geſchichte des Schisma, die Rechtmäßigkeit ſeiner Wahl, die Bosheit der Abtrünnigen dar und erneuerte den Bann über den Gegenpapſt, den Kaiſer und ihre Mitſchuldigen. Immer zahlreicher ſammelten ſich ſeine Anhänger um ihn; ſchon kamen Boten von Königen und Fürſten. So konnte er den Himmelfahrtstag (17. Mai), von Erzbiſchöfen und Biſchöfen umgeben,

mit großem Glanze feiern und die Gelegenheit des Feſtes benutzen, um noch einmal das Anathem gegen ſeine Widerſacher zu ſchleudern. Er erwartete zu jener Zeit die Cardinäle Heinrich und Wilhelm, welche zum Könige von England gegangen waren und mit den Biſchöfen von Evreux und Bayeux als Geſandten des Königs zurückkehren ſollten; er erwartete überdies den ihm längſt vertrauten Bruder König Ludwigs Heinrich, der vor kurzem zum Erzbiſchof von Reims erhoben war, wie auch den Erzbiſchof von Bourges. Voll Selbſtvertrauen ſprach er die Ueberzeugung aus: bald werde Friede und Ruhe in der Kirche völlig hergeſtellt ſein.

Die Hoffnungen des Papſtes flogen zu hoch; ſeine eigene Lage war nicht ſo ſicher, als er wähnte. Obwohl König Ludwig ihn als den rechtmäßigen Papſt längſt anerkannt hatte, hegte er doch nicht mehr gegen ihn die aufrichtige Ergebenheit früherer Tage. Er hatte es nicht vergeſſen, daß die Cardinäle Heinrich und Odo auf ſeine Koſten den König von England gewonnen hatten, und eine Partei an ſeinem Hofe, die Victor geneigt war, hatte in letzterer Zeit deshalb leichter ſein Ohr gewonnen. An der Spitze dieſer Partei ſtand der eigene Schwager des Königs, Graf Heinrich von Troyes, der ſich als Verwandter des kaiſerlichen Papſtes fühlte, ein mächtiger, geiſtreicher und durch ſeine unbegrenzte Liberalität ſehr angeſehener Herr. Ueberdies bedrohte den König die Begünſtigung Alexanders jetzt mit ſchweren Verwickelungen. Als der Kaiſer vernahm, daß der Papſt nach Frankreich zu gehen gewillt ſei, ließ er an den Biſchof Hugo von Soiſſons, des Königs Kanzler, ſchreiben: er möge Ludwig rathen, dieſen offenkundigen Feind der Kirche und des Reichs nicht aufzunehmen, denn dieſer wolle nur Frankreich mit der ſchismatiſchen Bosheit erfüllen und 20,000 Pfund oder mehr zuſammenſcharren, um ſeine Gläubiger zu befriedigen; fände Roland mit ſeinen Cardinälen bei Ludwig Aufnahme, ſo könne daraus eine ſolche Zwietracht zwiſchen dem Kaiſerreich und Frankreich entſtehen, daß ſie nicht wieder werde zu beſeitigen ſein. Es lag auf der Hand, daß Ludwig bei ſeinen noch unausgetragenen Händeln mit dem engliſchen Könige unheilbare Zerwürfniſſe mit dem Kaiſer in hohem Maße zu fürchten hatte.

Unter dieſen Umſtänden war die Ankunft Alexanders dem Könige von Frankreich nichts weniger als erwünſcht. Der Papſt hatte dieſem am 20. April ſeine Anweſenheit in Montpellier gemeldet und die Ab-

ſendung von einem oder mehreren Cardinälen angezeigt, um Vereinbarungen mit dem Könige zum Wohle ſeines Reichs und im Intereſſe der Kirche, vornehmlich auch über ſeinen Aufenthaltsort zu treffen. Aber ehe dieſe Botſchaft noch abging, kam der Cardinal Oddo in Montpellier an und beſtimmte durch ſeine Schilderung der Zuſtände am franzöſiſchen Hofe den Papſt von ſeiner Abſicht abzuſtehen; dieſer entſchloß ſich lieber die Verhandlungen durch ihm naheſtehende Geiſtliche führen zu laſſen. Da gerade damals der Erzbiſchof Heinrich von Reims eine Geſandtſchaft nach Montpellier geſchickt hatte, um das Pallium zu erbitten, überſandte der Papſt es dem Erzbiſchofe durch Alexander, Abt des Ciſtercienſerkloſters Grand-ſelve bei Bordeaux, und ertheilte dieſem überdies Aufträge an den König Ludwig, welche er mit dem Erzbiſchof von Reims, dem Biſchof Gottfried von Langres und dem Biſchof Amalrich von Senlis überbringen und energiſch befürworten ſollte. Am 30. April meldete dies der Papſt dem Könige und empfahl ihm ſeine Vertrauensmänner und deren Aufträge; zugleich bat er die Königin Adela und den Kanzler Hugo von Soiſſons den König günſtig für dieſelben zu ſtimmen.

Die Unterhändler des Papſtes erſchienen am Hofe König Ludwigs, aber der Abt richtete, wie der Papſt ſpäter klagte, ſeine Aufträge nicht vollſtändig aus. Die Verhandlungen führten zu keinem Ziel: der König gab ausweichende Antworten und verſprach ſelbſt dem Papſte zu ſchreiben. Im Anfange des Juni erſchien der Biſchof von Autun mit einem Schreiben des Königs vor Alexander, um in einem Streite mit dem Kloſter Flaviguy eine günſtige Entſcheidung für ſich zu gewinnen. Trotz des Königs Empfehlung erlangte er ſie nicht, und der Papſt ſchickte einen Subdiakon an Ludwig, um ſein Verfahren zu rechtfertigen. In Bezug auf jene Verhandlungen, welche das Verhältniß des Papſtes zum Könige klar ſtellen ſollten, war inzwiſchen noch nichts geſchehen; ein Schreiben des Königs, welches ſich auf jene Verhandlungen bezog und in ziemlich unklaren Wendungen abgefaßt war, ſoll dem Papſte gar nicht vorgelegt ſein. Begreiflicher Weiſe erwirkte das zögernde Benehmen des Königs bei dem Papſte und ſeinen Anhängern Mißtrauen und Mißſtimmung. Der Biſchof von Langres, ein hitziger Jünger von Clairvaux*), ſtets vorwärts drängend und aller Halbheit

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

feind, hatte inzwiſchen angeblich im Auftrage des Königs dem Papſte geſchrieben und ihm die Unterſtützung deſſelben in Ausſicht geſtellt; um ſo mehr drang er jetzt in Ludwig dem Papſte endlich eine offene Erklärung zu geben. Erſt um die Mitte des Juni empfing Alexander ein Schreiben des Königs, welches ſich auf die abgebrochenen Verhandlungen bezog. Wir kennen den Inhalt deſſelben nicht, aber wir wiſſen, daß die Ueberbringer, der Abt Theobald von S. Germain und ein Hofgeiſtlicher, mit Namen Cadurcus, beim Papſte eine ſehr unfreundliche Aufnahme fanden. Der Abt Theobald verfiel bald nach ſeiner Rückkehr in Krankheit und ſtarb am 24. Juli; die Aufregungen ſeiner Geſandtſchaftsreiſe ſcheinen ſein Ende beſchleunigt zu haben.

Das Zögern des Königs erklärte ſich aus den unklaren Verhältniſſen, in welche er durch eigene Schuld gerathen war. Schon längſt ſtand er mit Victor in Verbindung, empfing Geſandte und Briefe von ihm, lieh den Rathſchlägen ſeines für den kaiſerlichen Papſt geſtimmten Schwagers Heinrich willig ſein Ohr, ja er trat ſogar mit dem Kaiſer bald nach dem Falle Mailands in Verbindung. Heinrich von Troyes ging mit Briefen des Königs nach Pavia und leitete Verhandlungen ein, welche auf nichts Anderes hinzielten, als einen engen Bund zwiſchen Friedrich und Ludwig zu ſchließen und zugleich den Letzteren auf Victors Seite hinüberzuziehen. Es ſollte dies erreicht werden durch eine Zuſammenkunft der beiden Herrſcher an den Grenzen ihrer Reiche unweit Dijon; nicht nur ihre geiſtlichen und weltlichen Großen ſollten ſie zu dem Congreß begleiten, ſondern auch die beiden Päpſte mit ihren Cardinälen, und die vereinigten Kirchen Frankreichs, Deutſchlands und Italiens ſollten dann die Entſcheidung darüber treffen, welcher Papſt als der rechtmäßige anzuerkennen ſei. Am 31. Mai ſchrieb der Kaiſer dem Könige: ſein Wunſch ſei, daß zwiſchen ihnen als Blutsverwandten und zwiſchen ihren ſich durch Abſtammung naheſtehenden Völkern der alte Groll beſeitigt und aufrichtige, dauernde Freundſchaft hergeſtellt würde; Alles, was zur Erreichung dieſes Zieles dienen könne, habe er mit dem Grafen Heinrich vollſtändig beſprochen und werde, was er mit ihm abgemacht habe, getreulich halten. Um dieſelbe Zeit ſchrieb Rainald von Köln an Ludwigs Kanzler Hugo von Soiſſons: durch Nichts werde die Macht des Königs mehr erhoben werden, als durch die Freundſchaft des Kaiſers; Alles möge der Kanzler deshalb aufbieten, daß die kirchliche Eintracht hergeſtellt und durch den be-

abſichtigten Congreß der Herrſcher ein friedliches Einvernehmen zwiſchen ihnen geſichert werde.

Wir können nicht beurtheilen, wie weit Graf Heinrich zu den Vereinbarungen, welche er in Piſa getroffen, bevollmächtigt war. Sicher iſt, daß ſie noch der Genehmigung des Königs bedurften, und dieſer mag, als er ſeine letzte Botſchaft an Alexander ſandte, noch keinen feſten Entſchluß gefaßt haben. Sobald er aber von der üblen Aufnahme ſeiner Geſandten in Montpellier Kunde erhielt, gerieth er in heftigen Zorn, bereuete es Alexander anerkannt zu haben und entſchloß ſich alle Schritte ſeines Schwagers anzuerkennen. Unverzüglich ſchickte er durch den Biſchof Manaſſe von Orleans, einen perſönlichen Feind Alexanders, ein Schreiben an Graf Heinrich, in welchem er ihn bevollmächtigte zum Kaiſer zurückzukehren und einen Vertrag abzuſchließen, der ihn verpflichte ſich zu einer beſtimmten Zeit unter den verabredeten Bedingungen zum Congreß einzuſtellen und die Entſcheidung anzuerkennen, welche dort durch Männer beider Reiche getroffen werde.

Graf Heinrich eilte an den kaiſerlichen Hof und brachte im Namen des Königs den Vertrag zum Abſchluß. Nach dieſem ſollte am 29. Auguſt an der Saône-Brücke bei St. Jean-de-Losne die Zuſammenkunft der beiden Herrſcher und ihrer Großen ſtattfinden; Friedrich verpflichtete ſich Victors Anweſenheit herbeizuführen, Ludwig die Alexanders, und über den Streit der Päpſte ſollte dann durch angeſehene Männer beider Reiche, geiſtliche und ritterliche, entſchieden werden; dieſer Entſcheidung verſprachen beide Herrſcher ſich zu unterwerfen und, wenn einer der hadernden Päpſte ſich nicht ſtellen ſollte, den anweſenden als den rechtmäßigen Papſt anzuerkennen. Graf Heinrich gab für die Ausführung des Vertrags die feſteſten Bürgſchaften; er gelobte ſogar eidlich, wenn Ludwig den Vertrag nicht halte, in die Vaſallenſchaft des Kaiſers zu treten. Der Vertrag wird gegen die Mitte des Juli abgeſchloſſen ſein, gerade damals, als der Kaiſer ſo unerwartet aus der Romagna nach der Lombardei zurückkehrte.

König Ludwig hat ſpäter behauptet, daß er die Bedingungen des Vertrags nicht gekannt habe, da der Kaiſer den Grafen Heinrich eidlich verpflichtet habe ſie zu verſchweigen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er einzelne untergeordnete Beſtimmungen des Vertrags erſt ſpäter erfuhr, aber ſein ganzes Verhalten in der nächſten Zeit zeigt, daß ihm der weſentliche Inhalt deſſelben ſehr wohl bekannt war. Schon war es aller Orten

in Frankreich ruchbar, daß der König an Abfall von Alexander denke. Auch Alexander erfuhr bald das Gerücht und dachte fortan nur auf Mittel und Wege, wie er mit dem Könige zuſammentreffen, ihn umſtimmen und den Congreß vereiteln könne.

Am 10. Juli beantwortete er den Brief, welchen der König durch den Abt Theobald überantwortet hatte; es geſchah bereits unter der Ahnung der drohenden Gefahren, und es erklärt ſich daraus das reiche dem Könige geſpendete Lob und der entgegenkommende Ton. Er verſprach ſofort zwei Cardinäle abzuſchicken, um eine Verſtändigung mit dem Könige herbeizuführen. Die Cardinäle reiſten gleich darauf ab, um eine Zuſammenkunft des Königs mit dem Papſte zu erbitten; aber ehe noch eine Antwort erfolgt war, verließ der Papſt bald nach der Mitte des Juli Montpellier und begab ſich nach Mende. Von hier nahm er in einem Schreiben vom 23. Juli in der dringlichſten Weiſe den Beiſtand des Kanzlers Hugo in Anſpruch: auf alle Weiſe möge er den König von der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer abhalten, welche nicht nur der Kirche und ihrem Oberhaupt, ſondern auch dem Könige und ſeinem Reiche Verderben drohe. Am 1. Auguſt ſtellte Alexander von Brioude aus noch nachdrücklicher daſſelbe Verlangen an den Erzbiſchof von Reims; er hoffte ihn und den König demnächſt in Clermont zu treffen, wohin er ſich gegen die Mitte des Monats begab. Als er hier vergebens den König mehrere Tage erwartet hatte, reiſte er ihm weiter entgegen bis nach Souvigny, einem dem Kloſter Cluny gehörigen Orte unweit des Allier.

Hier traf der Papſt mit dem Könige zuſammen, der ſchon auf dem Wege nach Dijon war. Die Verhandlungen zwiſchen ihnen zogen ſich zwei Tage hin, und Nichts wird der Papſt unverſucht gelaſſen haben, um den König zu vermögen von der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer abzuſtehen. Aber der König fühlte ſich in ſeiner Ehre verpflichtet an der Saône zu erſcheinen und wandte dagegen alle Mittel der Ueberredung auf, um Alexander zu bewegen ihn zu der Synode zu begleiten oder ihm wenigſtens, wenn er eine Begegnung mit dem Kaiſer ſcheue, bis zu der dem Verſammlungsort benachbarten Burg Vergy zu folgen. Da der Papſt Beſorgniſſe für ſeine Sicherheit äußerte, verſprach er ihm für ſeine Perſon und für alle ſeine Begleiter ſicheres Geleit; aber auch das machte auf den Papſt keinen Eindruck. „Wunderbar," ſagte der König, „daß jemand mit gutem Gewiſſen doch für ſeine Un-

ſchuld kein Zeugniß ablegen will und die Unterſuchung ſeiner Sache ſcheut." Alexander blieb dabei, daß er als Oberhaupt der Kirche vor keinem menſchlichen Gericht ſich zu ſtellen habe. Nichts anders erreichte der König, als daß ihn vier Cardinäle begleiten ſollten, um über Thatſächliches, wenn es nöthig ſei, Auskunft zu geben. Der Papſt begab ſich nach dem Kloſter Déols an der Indre, nahe bei Châteaurour.

König Ludwig mußte ſich ohne Alexander zur Zuſammenkunft begeben und nach dem Vertrage, wie ihn Graf Heinrich geſchloſſen, wäre ihm nun nichts anders mehr als die Anerkennung Victors übrig geblieben. Aber ſchon ſah er ſelbſt in einem ſolchen Schritt die größten Gefahren und war entſchloſſen ihn um jeden Preis zu vermeiden. Hatte er früher die Anerkennung Alexanders bereut, ſo bereute er jetzt noch mehr Zuſicherungen gegeben zu haben, die ihn von dieſem Papſte abzogen.

Der Kaiſer hatte gleich nach den mit dem Grafen Heinrich getroffenen Vereinbarungen Schreiben an mehrere geiſtliche und weltliche Fürſten Deutſchlands, Burgunds und Italiens, welche ſeine kirchliche Politik unterſtützten, erlaſſen, in welchen er ihnen meldete, daß König Ludwig mit ſeinen Großen und der ganzen gallicaniſchen Kirche auf dem verabredeten Congreß an der Saône Victor als rechtmäßigen Papſt anerkennen werde und dafür die vollſtändigſten Bürgſchaften geboten habe. Er hatte zugleich ſie aufgefordert bei der Zuſammenkunft, die er zugleich als ein allgemeines Concil bezeichnete, nicht zu fehlen, alle Männer von hervorragender Bildung mit ſich zu bringen und ſich vier Tage vor der Zuſammenkunft in Beſançon einzuſtellen, um von dort mit dem Kaiſer zur Saône-Brücke zu ziehen. Ueberdies gab der Kaiſer mehreren Fürſten den Wunſch zu erkennen, daß ſie ihre Vaſallen in guter Ausrüſtung, weil Vorſicht geboten ſei, mit ſich führen ſollten; auch Zelte ſollten ſie mit ſich bringen, da es in jener Gegend an Unterkunft fehle. Dieſes Schreiben des Kaiſers wurde auch Anderen bekannt, als den Empfängern, und verbreitete alsbald unter dem Anhange Alexanders die größte Beſtürzung. Eberhard von Salzburg hielt dasſelbe, als er zuerſt davon hörte, für untergeſchoben, ſah aber bald ſeinen Irrthum ein und ſorgte dafür, daß es in Frankreich bekannt wurde. Der Erzbiſchof von Reims las es mit Staunen und brachte es eiligſt zur Kenntniß ſeines königlichen Bruders; er warnte ihn ſich vorzuſehen, daß ſeine Unſchuld nicht durch die Söhne der Finſterniß verführt würde.

Der Kaiſer ſprach offen davon, daß der Abfall Ludwigs von Alexander beſchloſſene Sache ſei, und unfraglich war es auch bei den Verhandlungen allein darauf abgeſehen geweſen. Man hatte nicht auf die Fügſamkeit Alexanders gerechnet, und ſelbſt für den Fall, daß er ſich ſtellen ſollte, konnte die Entſcheidung des Gerichts, welches man einſetzen wollte, kaum zweifelhaft ſein. Nichts zeigt deutlicher, wie wenig auf dieſe Entſcheidung gegeben wurde, als daß Graf Heinrich von kaiſerlichem Hofe bereits Victor die Ehren des rechtmäßigen Papſtes erwieſen hatte. Aber die Art und Weiſe, wie durch den Kaiſer die Abſichten des Königs bekannt wurden, mußte den König auf das Tiefſte verletzen. Indem ſeine Empfindlichkeit gereizt wurde, erkannte er zugleich die Gefahren, in welche ſein übereilter Entſchluß ihn geſtürzt hatte. Es regte ſich in dem größten Theile des gallicaniſchen Klerus der tiefſte Unmuth, und der König war deſſelben im Kampfe gegen den König von England nicht mehr ſicher. Zugleich empfing er von den Frangepani in Rom, von den Alexandrinern in Deutſchland die beſorglichſten Schreiben; er ſtand im Begriff alle die Verbindungen zu verlieren, die er als Schutzherr Alexanders gewonnen hatte. Unter ſolchen Umſtänden hatten es die Alexandriner in ſeinem Rathe, namentlich ſein Bruder, der Erzbiſchof vom Reims, und ſein Kanzler Hugo von Soiſſons, leicht ſeinen Entſchluß wankend zu machen und ihn von dem Kaiſer abzuziehen; beſonders war in dieſer Richtung der damals ſo einflußreiche Orden der Ciſtercienſer thätig.

Als der König nach Dijon kam, dachte er ſchon allein daran, wie er ſich aus dem Handel herausziehen könne, ohne offen die eingegangenen Verpflichtungen zu verletzen. Schon wäre er unzweifelhaft entſchloſſen geweſen, wenn ihm Alexander begleitet hätte, mit aller Energie bei den Verhandlungen der Synode für ihn einzutreten, aber Alexander hatte ſich geweigert irgend einen Richterſpruch über ſich anzuerkennen und ſich der Synode zu ſtellen, und ſo war dem König auch dieſer Ausweg verſperrt. Zu Dijon hörte er überdies von ſeinem Schwager die genauen Beſtimmungen des Vertrags und erfuhr, daß dieſer ſich eidlich verpflichtet habe, wenn der König den Vertrag nicht halte, alle Lehen, welche er bisher von der franzöſiſchen Krone getragen, aus der Hand des Kaiſers zu empfangen. Der König erſchrack gewaltig und rief aus: „Wie konnteſt Du ſolche Verpflichtungen ohne mein Wiſſen gegen den Kaiſer eingehen?“ Heinrich antwortete: „Du haſt mich ſelbſt zu Allem

durch den Biſchof von Orleans bevollmächtigt.“ Der Biſchof ſuchte, als er befragt wurde, aus Furcht vor dem Könige Ausflüchte, aber Heinrich wies den Brief des Königs vor, welcher die Vollmacht enthielt.

Immer höher wuchſen die Bedrängniſſe des Königs und zugleich die Alexanders. Wie ſollte der Letztere ſeine Stellung behaupten, wenn König Ludwig ſchließlich doch genöthigt wurde Victor anzuerkennen und dem Kaiſer die Hand zu reichen?

Die Vorgänge an der Saône und ihre Folgen.

Der Kaiſer hatte zu der Verſammlung, an welche er ſo große Hoffnungen knüpfte, im ausgedehnteſten Maße Einladungen erlaſſen. Er hatte den geſammten Klerus ſeiner Reiche zur Theilnahme aufgefordert, zugleich an die Könige des Abendlandes Boten geſendet und ſie eingeladen ſich mit den erſten Biſchöfen ihrer Reiche zu dem allgemeinen Concil einzuſtellen, welches ſich an die Zuſammenkunft mit dem franzöſiſchen Könige anſchließen ſollte. Zu Dôle am Doubs, einem Orte ſeines burgundiſchen Reichs in geringer Entfernung von der Saône-Brücke, hatte er in Elle einen geräumigen Palaſt herſtellen laſſen. Offenbar lag ihm daran, der Verſammlung, von welcher er die Beſeitigung des Schisma erwartete, einen beſonderen Glanz zu geben, und ihren Beſchlüſſen dadurch die allgemeine Anerkennung zu ſichern.

Der Kaiſer traf rechtzeitig in Dôle ein; es hatte ihn Victor begleitet und nahm in der Nähe ſeine Reſidenz. Eine ungemein große Zahl von geiſtlichen und weltlichen Fürſten hatte ſich aus Deutſchland, Italien und Burgund eingeſtellt. Es laſſen ſich etwa 50 Biſchöfe nachweiſen, welche der Einladung des Kaiſers aus ſeinen Reichen gefolgt waren, und unter ihnen 11 Erzbiſchöfe. Man ſah neben dem Patriarchen von Aquileja die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier, Köln, Bremen, Magdeburg, Ravenna, Lyon, Vienne, Beſançon und Embrun. Unter den Biſchöfen traten Eberhard von Bamberg, Hermann von Verden, Heinrich von Lüttich, Garſidonius von Mantua, Aicardus von Parma hervor, ſämmtlich Männer des höchſten Vertrauens beim Kaiſer. Unter den weltlichen Fürſten, die ſich damals an der Rhone vereinigten, werden beſonders genannt: Herzog Heinrich der Löwe, Herzog Friedrich

von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit seinen Brüdern Friedrich und Otto, Markgraf Albrecht der Bär, Markgraf Otto von Meißen mit seinen Brüdern Dietrich und Dedo, Pfalzgraf Adalbert von Sommerschenburg,*) die Herzoge Hermann von Kärnthen und Gottfried von Löwen, Markgraf Wilhelm von Montferrat, der Markgraf Obizo Malaspina mit seinen Brüdern und der Graf Guido von Biandrate. Sie alle kamen mit zahlreichen, wohlgerüsteten Vasallen und lagerten am Ufer der Saône unter ihren Zelten — eher ein Heer, als eine Rathsversammlung.

Von den Königen des Westens hatte sich Niemand auf den Weg gemacht, als der durch sein Wort gebundene König von Frankreich. Zuerst sollen sie sämmtlich geneigt gewesen sein sich einzustellen, aber dann gemeinsam berathen haben sich fern zu halten; auch von ihren Bischöfen war Keiner an der Saône. Der König Waldemar von Dänemark erschien in Begleitung seines Freundes des Bischofs Absalon von Röskilde; er kam besonders um die im Jahre 1158 eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, dem Kaiser nach Beendigung des mailändischen Krieges persönlich zu huldigen.**) Der Böhmenkönig hatte sich nicht selbst eingefunden, aber seinen Bruder Dietbold und den Bischof Daniel von Prag geschickt. Das ungarische Reich war in solcher Verwirrung, daß wohl Niemand dort an eine Beschickung der Synode denken konnte. Am 14. Januar dieses Jahrs war König Ladislaw II. gestorben, und sein Bruder Stephan IV. hatte sogleich die Herrschaft ergriffen, die er durch griechische Unterstützung zu befestigen suchte. Doch bald sammelte sich um Stephan III., seinen Neffen, ein großer Anhang; es gelang diesem seinen Oheim aus dem Lande zu verjagen, der sich nach vergeblichen neuen Kämpfen endlich nach Constantinopel flüchtete. Unter den Drangsalen innerer Kriege hatte das Schisma für Ungarn nur geringe Bedeutung.

Wie den Kaiser zu Dôle das stattlichste Gefolge umgab, war auch König Ludwig mit vielen Bischöfen und weltlichen Großen nach Dijon gekommen. Denn man war nicht ohne Besorgniß, daß die Deutschen gegen den König, wenn er sich ihrem Willen nicht fügte, Gewalt üben

*) Adalberts Vater Friedrich war erst wenige Wochen zuvor gestorben.

**) Vergl. oben S. 136.

könnten, und die dichten kriegerischen Schaaren am andern Ufer der Saône bestärkten den Argwohn. Große Freude verbreitete im Gefolge des Königs die falsche Nachricht, daß wie Alexander, so auch Victor nicht erschienen wäre und der König so der Anerkennung desselben enthoben sei. Als der Kaiser hiervon vernahm, sandte er sogleich Boten an den Papst und ließ ihn nach Dôle einladen. Noch in der Nacht des 28. August zeigte er sich dann mit dem Papste an der Brücke bei St. Jean-de-Losne und vereitelte hierdurch die Hoffnungen der Franzosen.

So kam der 29. August, ein für den König, welcher den Vertrag nicht halten konnte und wollte, überaus peinlicher Tag. In der Frühe verließ er Dijon, als ob er auf die Jagd zu gehen beabsichtige, mit einem mäßigen Gefolge und nahm durch Waldungen seinen Weg nach St. Jean-de-Losne. An der Brücke angekommen, sandte er den Erzbischof Jocius von Tours, den Bischof Moriz von Paris und den Abt Wilhelm von Vezelay mit anderen Herren zu den kaiserlichen Gesandten, die hier das Erscheinen und die Befehle des Königs erwarteten und in deren Begleitung sich auch Graf Heinrich befand. Die Gesandten Ludwigs erklärten, daß ihr König erst am Tage zuvor vom Grafen Heinrich die Bedingungen des Vertrags in Erfahrung gebracht habe, daß er nicht unvorbereitet in einer so wichtigen Sache eine Entscheidung treffen könne und deshalb um einen Aufschub der Verhandlungen bitte. Da die kaiserlichen Gesandten den Aufschub zurückwiesen, kehrte der König nach Dijon zurück. Damit schienen die Verhandlungen beendet, ehe sie noch begonnen. Die Cardinäle Alexanders kehrten, nicht ohne Freude über den vereitelten Congreß, nach Kloster Vezelay zurück. Der König besorgte einen unmittelbaren Angriff durch die versammelten deutschen Heeresschaaren und traf Veranstaltungen, um seine Grenzen zu schützen.

Da erschien in der Frühe des anderen Tages Graf Heinrich vor seinem königlichen Schwager in der Pfalz des Herzogs von Burgund zu Dijon und erklärte, daß er, da Ludwig den Vertrag gebrochen, sich eigentlich jetzt in die Gewalt des Kaisers begeben und die Lehen, die er bisher vom König getragen, von jenem empfangen müsse, aber der Kaiser habe auf seine Bitten einen dreiwöchentlichen Aufschub der Verhandlungen unter folgenden Bedingungen gewährt: daß der König unter Stellung von Geiseln sich aufs Neue zu einer Zusammenkunft

an demſelben Orte verpflichte, zu dem Congreß Alexander herbeiſchaffe, dann die Wahlvorgänge unterſucht würden und der König ſich dem Urtheile rechtſchaffener Männer beider Reiche unterwerfe, widrigenfalls er ſich ſelbſt als Gefangener dem Kaiſer zu Beſançon zu ſtellen habe. Unter dem Einfluſſe ſeines Schwagers und in der Verwirrung des Augenblicks verſprach Ludwig wirklich Alles, was von ihm verlangt wurde und ſtellte als Geiſeln den Herzog Odo von Burgund, den Grafen Theoderich von Flandern und den Grafen Wilhelm von Nevers. Der von der Noth erzwungene Entſchluß des Königs erregte begreiflicher Weiſe unter ſeinem Gefolge die größte Beſtürzung; alle Anhänger Alexanders ergriff ein paniſcher Schrecken.

In der That ſchickte Ludwig ſogleich Geſandte an Alexander und forderte ihn auf, eiligſt mit den Cardinälen zu kommen, wenn er, der König, nicht in die Hand des Kaiſers fallen ſolle. Jetzt herrſchte auch um den Papſt vollſtändige Rathloſigkeit. Boſo, der Biograph deſſelben, ſonſt ſeine Standhaftigkeit aller Orten rühmend, geſteht ein, daß er und die Cardinäle ganz den Muth verloren hatten. Denn gingen ſie, um ſich dem Urtheil der Synode zu unterwerfen, ſo opferten ſie die kirchliche Freiheit auf; blieben ſie zurück, ſo gerieth der König in die Gefangenſchaft des Kaiſers und ſie ſelbſt ſchutzlos liefen Gefahr Leben und Eigenthum zu verlieren; dazu erfüllte ſie die äußerſte Furcht vor den Kriegsſchaaren, welche den Kaiſer umgaben. Aber man entſchied ſich endlich doch die Ladung zur Synode abzulehnen und König Heinrich, der in der Nähe war, zu erſuchen dem bedrängten König Frankreichs zur Hülfe zu eilen.

Heinrich, der nichts mehr als eine enge Verbindung des Kaiſers und Ludwigs fürchtete, zeigte ſich, obwohl er ſeinen Frieden mit dem Letzteren noch nicht gemacht, doch zur Hülfsleiſtung bereit. Freundlich nahm er die Geſandten Alexanders auf, welche ihn aufforderten, ſeinen Lehnsherrn in der Noth treue Vaſallendienſte zu leiſten; er vergaß alle Beſchwerden, welche er gegen Ludwig hatte, und ſchickte an ihn Geſandte mit der Botſchaft, daß er ſein ganzes Land und alle ſeine Streitkräfte ihm zu Gebote ſtelle; zugleich forderte er den Papſt ſelbſt auf, dem Könige hierfür Bürgſchaft zu leiſten. Am 17. September meldete der Papſt an Ludwig, daß er zu dieſer Bürgſchaft bereit ſei und ſchon am folgenden Tage mit dem Könige von England eine Zuſammenkunft haben werde. Alexander weiß nicht genug die Stand-

haftigkeit König Ludwigs zu rühmen, und wirklich war dieser damals schon fest entschlossen sich unter keiner Bedingung zur Anerkennung Victors zu verstehen. Die Cistercienser, deren Hauptkloster nahe bei Dijon lag, hatten besonders sein Gewissen geschärft, und der Kaiser hat es ihnen gedacht, daß sie in diesem entscheidenden Moment seine Absichten durchkreuzten.

Unter der großen Menschenmenge, die an der Saône versammelt war, trat in dem menschenarmen und nur dürftig angebauten Lande bald Mangel an Lebensmitteln ein, und die Theurung stieg schnell zu erschreckender Höhe. Der Kaiser sah, daß er die Schaaren, die ihn umgaben, nicht lange mehr zusammenhalten könne, aber er wollte die Versammlung, die als ein allgemeines Concil angekündigt war, nicht ohne Verhandlungen über den Gegenstand entlassen, zu welchem er sie berufen hatte. So entschloß er sich, obwohl nur Bischöfe aus den von ihm unmittelbar beherrschten oder doch von ihm abhängigen Reichen zugegen waren, neue Synodalverhandlungen über das Schisma ohne Rücksicht auf die Franzosen zu eröffnen.

Im Anfange des September fanden die Verhandlungen an der Saône statt. Wir sind über dieselben schlecht unterrichtet; die ausführlichsten Nachrichten bietet ein gleichzeitiger dänischer Geschichtsschreiber, der vorzugsweise die für seine Heimat wichtigen Vorgänge und auch diese nicht ohne parteiische Färbung berichtet. Nach seinem Berichte legte Victor zunächst vor der Synode die Rechtmäßigkeit seiner Wahl gegenüber der Rolands dar und hob dann hervor, daß er sich bereitwillig dem Urtheile eines allgemeinen Concils unterzogen habe, während sein Widersacher in seinem Schuldbewußtsein jedem Richterspruch ausweiche; um die Bischöfe zu gewinnen, soll er dann vor ihnen einen neuen Kanon proclamirt haben, wonach Appellationen von der römischen Curie nur dann angenommen werden dürften, wenn die Sache von den Bischöfen selbst nicht entschieden werden könne. Nach Victor soll der Kaiser selbst das Wort genommen und erklärt haben: um das Schisma zu beseitigen, habe er die Könige der verschiedenen Länder zu einer Zusammenkunft eingeladen, denn er habe es für Unrecht gehalten, eine Entscheidung, welche ihnen widerstrebe, zu treffen; sie aber seien nicht erschienen, weil sie selbst zum Schaden des römischen Reichs zu Rom den Bischof einsetzen und in einer Stadt, die ihnen nicht gehöre, Hoheitsrechte üben wollten. Dieser Gedanken führte

nach jenem Bericht Erzbischof Rainald noch weiter aus und klagte über das schwere Unglück, welches die Könige dem Kaiser anthäten; wenn sich der Kaiser beigehen ließe in einer ihrer Städte einen Wahlstreit durch seine Eingriffe zu entscheiden, so würden sie dies ohne Zweifel als eine schwere Rechtsverletzung empfinden, und doch wagten sie Aehnliches jetzt in Rom zu thun. Um Allen verständlich zu werden, soll Rainald seine lateinische Rede in deutscher und französischer Sprache wiederholt und mit derselben großen Beifall mindestens bei den Deutschen geerntet haben.

Wie die Verhandlungen auch gepflogen sein mögen, das Resultat derselben konnte nicht zweifelhaft sein. Die Synode erkannte aufs Neue Victor als den rechtmäßigen Papst an und verwarf die Wahl Alexanders; sie schloß damit, daß die Kerzen angezündet und gelöscht wurden, indem man abermals feierlich das Anathem gegen Roland und seine Anhänger verkündigte.

Es hatte sehr geringe Bedeutung, daß die Beschlüsse von Pavia und Lodi so noch einmal erneuert wurden. Mit wie anderen Hoffnungen hatten der Kaiser und Victor der Versammlung entgegengesehen. Sie und alle Anhänger Victors fanden sich bitter enttäuscht. Man hatte das Ende der Kirchenspaltung erwartet, und das Schisma war nicht nur nicht beseitigt, sondern vielmehr erweitert worden. Auch Erzbischof Hartwich von Bremen, der sich zu der Synode begeben hatte, um alle jene Ehren seiner Kirche zu gewinnen, welche ihm der Kaiser vor vier Jahren in Aussicht gestellt hatte*), brachte nichts als vereitelte Wünsche von der Synode heim. Noch einmal hatte er von der Herstellung der großen Legation Bremens im Norden geträumt, aber weder der Kaiser noch Victor konnten an eine Restitution des Bremer Erzstifts in seine alten Rechte in einem Augenblicke denken, wo ihnen die Ergebenheit Heinrichs des Löwen und König Waldemars vom höchsten Werthe war. Wie wenig Victor gewillt war die Privilegien Bremens in den scandinavischen Gegenden herzustellen, erhellt am deutlichsten daraus, daß er selbst am Tage nach der Synode den erwählten Bischof Livo von Odense weihte.

Die Synode war zugleich Reichstag, und auch wichtige weltliche Geschäfte wurden an der Saônebrücke verhandelt, doch sind wir auch

*) Vergl. S. 135. 136.

über dieſe nur unvollkommen unterrichtet. König Waldemar leiſtete hier, wie er es längſt verſprochen, dem Kaiſer die Huldigung; er that es, um ſich in ſeinem Reiche zu ſichern, aber es war zugleich eine bedeutſame Handlung für die Ruhe Sachſens und des Wendenlandes. Heinrich der Löwe, der ſein Zelt mit dem Dänenkönig theilte, ſah es freudig, als dieſer ſeine Kniee vor dem Staufer beugte. Nicht ohne Bedeutung war auch, daß der Kaiſer damals Herzog Berthold von Zähringen, mit dem er wegen des ſeinem Bruder Rudolf entzogenen Mainzer Erzbisthums in Zerwürfniß ſtand, nach einem Urtheilsſpruch der Fürſten die Regalien in Genf entzog und ſie dem Biſchofe zurückgab; ſie gehörten zu jener dürftigen Abfindung, welche Friedrich einſt dem Zähringer für große Anſprüche in den burgundiſchen Ländern gewährt hatte und welche nun noch erheblich verkürzt wurde*). Es iſt begreiflich, wenn Berthold, ein waffenluſtiger und kriegserfahrener Mann, der ſo oft ſein Schwert für den Kaiſer geſchwungen hatte und ſich übel belohnt ſah, auf den Gedanken verfiel, dieſes Schwert auch gegen den Kaiſer gebrauchen zu können.

Am 7. September ſtellte der Kaiſer die Urkunde für das Bisthum Genf an der Saône-Brücke aus, und bald nachher ſcheint ſich das Lager deſſelben aufgelöſt zu haben. Die meiſten Fürſten nahmen den Rückweg über Beſançon, wohin ſich auch der Kaiſer und Victor alsbald begaben.

Inzwiſchen rückte die Zeit heran, wo König Ludwig ſich aufs Neue verpflichtet hatte, mit dem Kaiſer an der Saône zuſammenzutreffen und zu ihrer Zuſammenkunft auch Alexander mitzubringen. Mochte Friedrich von der Weigerung des Papſtes ſich einzuſtellen unterrichtet, mochte er überhaupt des Gaukelſpiels mit dem Könige müde ſein: er fand ſich an dem beſtimmten Tage nicht an der Saône-Brücke ein, ſondern ſandte dorthin an ſeiner Stelle den Erzbiſchof Rainald mit mehreren Begleitern. Wirklich traf der König, hoch zu Roß, mit großem Gefolge rechtzeitig (19. September) an der Brücke bei St. Jean-de-Losne wieder ein. Obwohl er den Papſt nicht mit ſich führen konnte und die Sache deſſelben keinem Richterſpruche mehr unterwerfen wollte, hielt er es für ritterlich, ſich wenigſtens perſönlich nicht der Gefahr zu entziehen. Er wollte ſein Wort halten, ſo weit er es vermochte.

*) Vergl. oben S. 100. 269.

Verwundert sah er, daß sich der Kaiser nicht eingestellt hatte, und erklärte dies sogleich für einen Bruch des Vertrags; einen anderen wollte er darin finden, daß man auf der Synode über die Rechtmäßigkeit der Wahl Victors bereits Beschlüsse gefaßt hatte, ohne ihn und seine Bischöfe zu hören. Um den Beweis für seine Beschwerden zu führen, ließ er den Vertrag vorlesen, wie ihm derselbe vom Grafen Heinrich mitgetheilt war. Rainald, der sich auf eine Widerlegung der Beschwerden einlassen wollte, bemerkte: nie habe der Kaiser gesagt, daß er das ihm zustehende Recht bei den römischen Bischofswahlen mit einem Anderen theilen wolle. Es entsprach dies der Ansicht, welche der Kaiser und Rainald selbst schon auf der Synode geltend gemacht hatten. Aber gerade diese Aeußerungen des Erzbischofs waren dem Könige in hohem Maße erwünscht; denn sie boten ihm neuen Anlaß über Vertragsbruch zu klagen, da nach dem Vertrage auch der Kaiser sich dem Urtheile der erwählten Schiedsrichter zu unterwerfen versprochen hatte.

Der König wandte sich frohlockend zu dem Grafen Heinrich, fragte ihn, ob die Uebereinkunft so geschlossen sei, wie er sie ihm mitgetheilt habe, und fügte dann sogleich hinzu: „Wie nun? Der Kaiser ist nicht da, wie du mir zugesagt hast, und sein Gesandter verändert in deiner Gegenwart den Wortlaut des Vertrags.“ Als der Graf dies zugab, befragte ihn der König weiter: „Bin ich danach nicht frei von dem ganzen Vertrage?“ Der Graf soll auch dies bejaht haben; that er es, so hörte er als Höfling, wie die Folge zeigte, nicht die Stimme des Gewissens. Jubelnd rief da der König den Bischöfen und Großen seines Gefolges zu: „Ihr habt jetzt selbst gesehen und gehört, wie ich Alles, was mich anging, freiwillig geleistet habe; saget mir, ob ich noch durch den Vertrag gebunden?“ Als sie antworteten: „Du hast dein Wort gelöst“, wandte er eilig sein Roß und sprengte davon. Rainald und seine Begleiter waren nicht wenig überrascht; sie stürmten dem Könige nach und suchten ihn zu bewegen den Kaiser abzuwarten, der zur Ausführung aller Bestimmungen der Uebereinkunft bereit sei. Aber der König achtete nicht auf ihre Worte, sondern verfolgte mit den Worten: „Ich habe das Meinige gethan“ seinen Weg. Gleich darauf löste er sein Hoflager bei Dijon auf und eilte zu einer Zusammenkunft mit Alexander und dem König von England.

Schon am 18. September, wie Alexander erwartet hatte, war König Heinrich in Déols eingetroffen; er bezeugte ihm durch reiche

Geschenke seine Verehrung und verließ erst nach drei Tagen vertrauten Zusammenlebens mit dem Papste das Kloster. Einige Tage später wandte auch Alexander Déols den Rücken, um sich nach Tours zu begeben. Als er nach Coucy an der Loire kam, wurde er hier von den Königen von Frankreich und England ehrenvoll empfangen; indem der eine zur Rechten, der andere zur Linken den Zügel seines Zelters hielt, geleiteten sie ihn zu dem für ihn vorbereiteten Prachtzelt. Unter der Vermittelung des Papstes wurde dann zwischen den Königen endlich ein fester Friede geschlossen. Es waren die Besorgnisse vor dem Kaiser, welche drei Männer, die in allen ihren Interessen weit auseinander gingen, sich die Hände zu reichen vermochten. Unfraglich war es Alexander, der aus diesem Bunde den größten Vortheil zog. Der bedrängten Lage, in welcher er seit dem Anfange seines Pontificats gelebt hatte, war er entrückt; seine Stellung war gesicherter als je. In dem ganzen westlichen Europa schien seine Autorität jetzt unbestritten, der Schutz mächtiger Fürsten stand ihm zur Seite, und der Bann, den man an der Saône aufs Neue gegen ihn geschleudert hatte, war ein Blitzstrahl, dessen Feuer nicht zündete.

König Ludwig hatte offenbar in den letzten Vorgängen eine überaus schwächliche Rolle gespielt, wie sehr ihm die Lobsprüche auch schmeicheln mochten, welche man seiner Standhaftigkeit zollte. Nur die Hand derer, welche er noch kurz zuvor durch seine launische Politik verletzt hatte, rettete ihn vom Verderben, und mit welchen Beschönigungen er auch den Vertragsbruch rechtfertigen mochte, er lag nicht minder offen zu Tage. Sein eigener Schwager erkannte vor aller Welt an, daß der Vertrag, für den er mit seiner Person gebürgt, von dem Könige nicht gehalten sei. Er begab sich zum Kaiser, erbot sich aus der Hand des Kaisers die Lehen, welche er von der französischen Krone trug, zu empfangen und leistete ihm den Lehnseid; diesen Eid leisteten auch der Herzog von Burgund, die Grafen von Flandern und Nevers. Der Kaiser scheint aber Heinrich bald der Lehnspflicht entlassen zu haben, doch mußte dieser acht seiner Burgen ihm abtreten; in nahen Beziehungen ist Heinrich immer zum Kaiser geblieben. Der Graf von Flandern stand ohnehin im Lehnsverbande zum Reiche; von den Vasallenpflichten des Herzogs von Burgund und des Grafen von Nevers ist später wenig mehr die Rede gewesen; ohne Frage sind sie alle sogleich der Haft entlassen worden.

Welche Vortheile auch dem Kaiſer daraus erwachſen mochten, daß er mehrere der mächtigſten franzöſiſchen Großen in ſeine Vaſallenſchaft gebracht hatte, er mußte dennoch die Vorgänge an der Saône als eine ſchwere Niederlage empfinden. Leicht mochte er den Spott verwinden, daß er, der die Franzoſen habe betrügen wollen, nun von dieſen betrogen ſei. Aber empfindlich war, daß er Alexander hatte vernichten wollen und ihn nun mächtiger ſah, als zuvor, daß er König Ludwig feſt an ſich zu ketten gehofft hatte und ſtatt deſſen zu ihm in die perſönlichſten Feindſeligkeiten gerathen war, die zum Ausbruche eines offenen Kriegs zwiſchen Frankreich und Deutſchland zu führen ſchienen und damit ſeine nächſten Pläne in Italien durchkreuzten. Das Glück, welches ihn bisher ſo hoch erhoben hatte, ſchien ihn fallen laſſen zu wollen; er ſelbſt ſoll geſagt haben: ſeit er nach St. Jean-de-Losne gekommen, habe er die Launen der Fortuna kennen gelernt.

König Ludwig hatte ſchon zu Dijon ſeine Grenzen zu ſichern geſucht; König Heinrich hatte ein Heer zuſammengezogen, um ſeine Lehnspflicht gegen Ludwig zu üben; der Kaiſer drohte den Treuebruch der Franzoſen mit dem Schwerte zu züchtigen: alle Zeichen wieſen auf Krieg. Es war damals oder wenig ſpäter, daß Herzog Berthold von Zähringen ſich zu jedem Dienſt ohne alle Rückſicht dem Könige von Frankreich erbot. Er ſchrieb ihm: wenn der Kaiſer die furchtbaren Kriegsdrohungen, mit denen er um ſich werfe, ausführen ſollte, werde er, Berthold, mit allen ſeinen Freunden und Getreuen, wie mit anderen mächtigen deutſchen Fürſten, die ihm theils blutsverwandt, theils durch den Haß gegen den Kaiſer verbunden ſeien, mit Rath und That der Sache des Königs dienen. Zugleich ſchickte Berthold ſeinen Bruder Rudolf, den erwählten, aber vom Kaiſer zurückgewieſenen Erzbiſchof von Mainz, an den König und Alexander, damit ſich Beide ſeiner annähmen und wo möglich ſeine Einſetzung bewirkten, was ihnen Berthold mit ſeiner ganzen Sippe dankbar zu vergelten verſprach.

Ein verheerender Orkan war im Anzug, aber plötzlich brach ſich das Unwetter. Hüben und drüben fürchtete man den Krieg, welcher in unabſehbare Verwickelungen führen mußte. So weit ging König Heinrichs Liebe zu Ludwig nicht, daß er ſeine Barone in das ihnen fremde Gebiet des deutſchen Reichs geſendet hätte, und auch Papſt Alexander ſah nicht ohne Beſorgniß auf einen Krieg mit dem Feinde,

dem er in Italien hatte ausweichen müssen. Zu derselben Zeit, wo er König Heinrich für Ludwig gewonnen, schrieb er an Eberhard von Salzburg, ermahnte ihn in der so rühmlich bewährten Treue auszuharren, eine möglichst große Zahl Freunde der gerechten Sache zu gewinnen und, wenn es thunlich sei, dem Kaiser anzuliegen, daß er zur Einheit der Kirche zurückkehre und ihn als den rechtmäßigen Papst anerkenne; er solle Friedrich eröffnen, daß er, der Papst, gern Alles, was jener gegen die Kirche und ihn persönlich gefehlt habe, verzeihen wolle und ihn als den mächtigsten Fürsten zu ehren bereit sei.

Von so versöhnlicher Gesinnung war Friedrich weit entfernt, aber noch viel weniger dachte auch er daran, sich blindlings in einen Krieg gegen die Könige Frankreichs und Englands zu stürzen. Ihn beschäftigten die Angelegenheiten Italiens, zunächst der Krieg gegen Sicilien, den er hatte aufschieben müssen, aber in kürzester Frist aufzunehmen gedachte. Es konnte ihm überdies nicht unbekannt sein, daß er sich auf die Gesinnung mancher Reichsfürsten, wie des alten Welf und Bertholds von Zähringen, bei einem Kriege gegen Frankreich kaum verlassen konnte. Wie wenig er aber auch einen Einfall in Ludwigs Reich plante, gegen einen Angriff von französischer Seite mußte er doch seine eigenen Länder schützen. Ohne Frage hat er zunächst in Burgund, wo er noch bis Ende September verweilte*), Vertheidigungsmaßregeln getroffen; auf solche wird er auch in den oberlothringischen Gegenden, wohin er sich dann wandte, bedacht gewesen sein. Um den 7. Oktober hielt er hier einen Landtag zu Toul. Da die Verwicklungen, in welche ihn die Vorgänge an der Saône-Brücke geführt hatten, ihn zunächst nach Italien zurückzukehren hinderten, sandte er um diese Zeit Rainald von Dassel mit den ausgedehntesten Vollmachten über die Alpen; er selbst wandte sich nach dem Elsaß.

Am 24. Oktober finden wir den Kaiser zu Selz am Rhein, um in eine Fehde einzugreifen, welche den Elsaß mit Schrecken erfüllte. Der Graf Hugo von Dagsburg hatte die Horburg (unweit Kolmar) zerstört, die Besatzung in Gefangenschaft geführt und den Geboten des Kaisers, von den Waffen zu lassen, sich nicht gefügt. Bundesgenossen des Friedbrechers waren der alte Bischof Stephan von Metz, ein vornehmer und kampflustiger Herr, der schon über vierzig Jahre das Bis-

*) Am 24. September stellte er eine Urkunde in der Burg Besoul aus.

thum bekleidete*), eine Zeit lang Victor anerkannt, sich dann aber auf Alexanders Seite gewendet hatte, und Herzog Berthold von Zähringen, damals einer der erbittertsten Widersacher des Kaisers. Die Sache schien dem Kaiser so ernst, daß er selbst die Waffen gegen Graf Hugo ergriff; er zerstörte Girbaden am Magelbach, eine Feste des Grafen**), und befreite die in Horburg gemachten Gefangenen. Hugo ließ sich wohl auf einen hoffnungslosen Widerstand gegen den Kaiser nicht weiter ein, doch wurde die Ruhe im Elsaß erst nach mehreren Monaten ganz hergestellt.

Im November ging der Kaiser in die schwäbischen Gegenden und hielt hier zuerst einen Landtag in Ulm, dann gegen Ende des Monats einen anderen in Konstanz. Viele Fürsten hatten sich hier am Hofe eingefunden, unter ihnen auch der alte Welf und Heinrich der Löwe. Trotz ihrer nahen Verwandtschaft waren diese beiden mächtigen Fürsten fast immer verschiedene Wege gegangen und standen sich jetzt ferner als je. Welf, dem Kaiser in dem Anfange von dessen Regierung stets zur Seite, war mit ihm theils wegen Beeinträchtigungen in seinen italienischen Lehen, theils wegen seiner unverhohlenen alexandrischen Gesinnung in vielfache Zerwürfnisse gerathen; dagegen hatte sich Heinrich, nachdem er auch Baiern gewonnen, seinem kaiserlichen Vetter immer enger angeschlossen, schien nun ein Herz und eine Seele mit ihm und stand eifrig auch für Papst Victor ein. Selbst die feindliche Stellung, welche Berthold von Zähringen jetzt zum Kaiser und Victor einnahm, änderte in Heinrichs Beziehungen Nichts, vielmehr that er gerade damals den entscheidenden Schritt, um seine Ehe mit Clementia, Herzog Bertholds Schwester, zu trennen.

Die Ehe hatte vierzehn Jahre bestanden und war lange glücklich gewesen; sogar die Regierungsangelegenheiten Sachsens hatte Heinrich, wenn er das Land verlassen mußte, seiner Gemahlin übertragen. Clementia hatte Heinrich eine Tochter geboren, welche den Namen Gertrud erhielt und später Herzog Friedrich von Schwaben vermählt wurde; aber ihr einziger Sohn war früh gestorben, und der Mangel männlicher Nachkommenschaft mag den Herzog seiner Gemahlin ent-

*) Stephan war aus dem Geschlecht der Grafen von Bar, ein Schwestersohn Papst Calixts II., ein Verwandter König Ludwigs. Vgl. Bd. III. S. 923. Bd. IV. S. 67. 262.

**) Girbaden gehörte später dem Bisthum Straßburg.

fremdet haben. Die förmliche Trennung fand am 23. November zu Konstanz statt und schloß einen völligen Bruch Heinrichs mit den Zähringern in sich. Wie einst bei Friedrichs Scheidung mußte auch hier zu nahe Verwandtschaft als Vorwand dienen, um die kirchliche Genehmigung zu gewinnen. Um seine fromme Gesinnung zu bethätigen, schenkte der Herzog damals dem nahen Kloster Petershausen fünf Pfund Silber; die gleiche Summe spendete der Kaiser.

Papst Victor wird jener Trennung keine Schwierigkeiten bereitet haben. Er war dem Kaiser von Burgund nach Deutschland gefolgt, um hier die Huldigung des Klerus zu empfangen. Von Toul hatte er sich nach Trier begeben, wo man einst Eugen III. einen so glänzenden Empfang bereitet hatte*) und wo jetzt Hillin, einer seiner entschiedensten Anhänger, auf dem erzbischöflichen Throne saß. Wir wissen, daß er dort am Tage aller Heiligen (1. November) mit einer Anzahl deutscher und italienischer Bischöfe eine Synode hielt und hier aufs Neue den Bann gegen Roland und seine Anhänger verkündete. Aber der enthusiastischen Aufnahme, welche Alexander in Frankreich gefunden hatte, konnte sich Victor in Deutschland nicht rühmen. Wie einst Eugen III. Auflagen von den deutschen Kirchen erhoben hatte, nahm auch er Unterstützung in Anspruch; nicht minder als Alexander von Schulden bedrückt, mußte er Geld fordern, um seinen Hof zu unterhalten. Am 4. November erließ er von Trier aus ein Schreiben an alle Kirchen im Bamberger Bisthum, um Collecten für den bedrängten apostolischen Stuhl zu sammeln. Aehnliche Hülfsgesuche werden auch nach anderen Diöcesen ergangen sein, doch nur an wenigen Orten werden sie eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Als am 30. December 1162 der alte Bischof Stephan von Metz starb und ihm sogleich durch Wahl sein Neffe Dietrich III. im Amte folgte, erschienen Cardinäle Victors mit einem kaiserlichen Gesandten in Metz und verlangten, daß der Erwählte dem kaiserlichen Papste die Obedienz leiste; aber Dietrich verweigerte sie entschlossen, und die Cardinäle mußten beschämt Metz verlassen. Bald darauf wandte Victor, in seinen Hoffnungen getäuscht, Deutschland den Rücken; er kehrte — wahrscheinlich schon im Anfange des Jahres 1163 — nach der Lombardei zurück; er nahm dort meist wieder zu Cremona seinen Wohnsitz.

*) Vgl. Bd. IV. S. 312.

Der Kaiser wird Victors Heimkehr nicht ungern gesehen haben. Ihm mußte Alles daran liegen, den Frieden in den deutschen Ländern zu erhalten, und die Anwesenheit des Papstes drohte Stoff zu neuen Zerwürfnissen zu bieten. Die deutschen Angelegenheiten, die Friedrich lange nicht unmittelbar berührt hatten, waren ihm wieder handgreiflich nahe getreten und nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch.

10.

Die deutschen Verhältnisse in den Jahren 1158—1163.

Heinrichs des Löwen wachsende Macht.

Seit der Eroberung Cremas hatte Heinrich der Löwe keinen Antheil mehr an den Kämpfen des Kaisers in Italien genommen; nur vorübergehend hatte er sich noch einmal im Januar 1161 am Hofe des Kaisers zu Como gezeigt, war aber bald nach Deutschland zurückgekehrt. Unseres Wissens hatte hier der Kaiser trotz seiner langen Abwesenheit keinen Stellvertreter für die Reichsgeschäfte eingesetzt, um so mehr konnte ein Fürst von der Bedeutung und dem Ehrgeiz Heinrichs sich geltend machen. Es schien fast, als ob die Geschicke Deutschlands allein in seiner Hand ruhten, ja als ob der Kaiser sie selbst ihm anheimgestellt habe. —

Wie der Kaiser jenseits der Alpen, war Heinrich diesseits in unausgesetzter Thätigkeit gewesen. Noch immer beschäftigte ihn besonders die Befestigung seiner wendischen Herrschaft, für die er in Lübeck eine neue starke Stütze gewann. Nothgedrungen hatte sich endlich Graf Adolf dazu verstehen müssen, dem Herzog die Burg und den Werder der Stadt zu überlassen (1158). Freudig kehrten nun die Kaufleute von Löwenstadt nach dem alten, ihnen so günstigen Platz zurück; sie bauten ihre Häuser wieder auf, stellten die Kirchen und Mauern der Stadt her, welcher der Herzog ausgedehnte Freiheiten verlieh, wo er Münze und Zollstelle einrichten ließ. Zugleich sandte er Boten an alle Könige und Städte des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland und versprach allen Fremden, welche den Hafen Lübecks

besuchen würden, sicheren Verkehr. Auch die Kaufleute von der Insel Gottland lud er ein, wieder nach Lübeck zu kommen, und bestätigte ihnen die Rechte, welche ihnen einst Kaiser Lothar verliehen hatte*). Noch schneller, als früher, kam jetzt die Stadt empor; die Zahl der deutschen Ansiedler wuchs mit jedem Tage, ebenso die Menge der fremden Kaufleute.

Für das Gedeihen Lübecks war es von entscheidender Bedeutung, daß den Raubzügen der Wenden auf der Ostsee endlich ein Ziel gesetzt würde. Hier hatten Herzog Heinrich und der junge Dänenkönig Waldemar ganz das gleiche Interesse, und sie schlossen den engsten Bund zur Unterdrückung des Piratenvolks. Als Raubschiffe wieder auf Seeland landeten, fiel Heinrich zur Vergeltung in das Wendenland ein. Mitten aus diesen Kämpfen wurden der Herzog und Graf Adolf 1159 abberufen, um den Kaiser in der Lombardei zu unterstützen. Da ließ der Herzog den Abodritenfürsten Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge kommen und schloß mit ihnen einen Waffenstillstand, in dem sie bis zu seiner Rückkehr die Dänen und Sachsen nicht anzugreifen versprachen; sie gelobten zugleich ihre Schiffe nach Lübeck zu bringen und Heinrichs Beamten zu übergeben. Aber sie brachten nur einige untaugliche Fahrzeuge dorthin; die besseren behielten sie zurück, denn sie waren nicht gewillt den Vertrag zu halten. Besser schützte Graf Adolf sein Land, indem er sich mit dem einfachen Versprechen Niklots begnügte, die Waffen während der Abwesenheit des Grafen ruhen zu lassen.

Kaum hatte der Herzog Sachsen verlassen, so vergaß Niklot, so lange ein ergebener Dienstmann desselben, das ihm gegebene Versprechen. Aufs Neue wurde Dänemark von verheerenden Wendenzügen heimgesucht, die namentlich von den Wagriern und Abodriten ausgingen. Die deutschen Colonisten inmitten dieser Stämme zitterten, daß König Waldemar blutige Vergeltung am Wendenlande üben könnte und auch sie darunter zu leiden haben würden. Aber Bischof Gerold vermochte, theils persönlich, theils durch Boten, den König die Rache, welche er den Wagriern und Abodriten zugedacht hatte, bis zur Rückkehr des Herzogs zu verschieben. Wiederholt suchte Waldemar dagegen die Wenden auf der Insel Rügen und an der gegenüberliegenden

*) Vgl. Bd. IV. S. 98. 99.

Küste heim. Es waren Kriegszüge, bei denen Gewinn und Verlust oftmals wechselten, ein dauernder Vortheil nicht erreicht wurde.

Als der Herzog nach dem Falle Cremas im Sommer 1160 wieder nach Sachsen kam, beschied er die Bewohner der Marken, die deutschen wie die wendischen, zu einem Landtage nach Barförde. Zu derselben Zeit kam nach dem benachbarten Artlenberg der Dänenkönig und beklagte sich bitter bei dem Herzog über den Friedensbruch der Wenden und den ihm zugefügten Schaden. Niklot und die anderen wendischen Häuptlinge fürchteten, daß ihnen Schweres drohe, und wagten nicht vor dem Herzoge zu erscheinen. Da erklärte der Herzog sie in die Acht; zugleich befahl er seinem Kriegsvolke sich zur Heerfahrt in der Erntezeit zu rüsten.

Niklot hoffte Lübeck nehmen zu können, ehe es noch eine genügende Besatzung vom Herzog erhielt. Er schickte deshalb seine Söhne mit einer Schaar dorthin. Sie drangen bis Lübeck vor, aber im entscheidenden Augenblicke rettete die Entschlossenheit eines Priesters, Athelo mit Namen, die Stadt, und der Herzog gewann nun Zeit eine Besatzung in dieselbe zu legen. Er selbst aber brach, begleitet von dem Markgrafen Dietrich von der Lausitz, mit einem großen Heer in das Wendenland ein, wo er alles mit Feuer und Schwert verwüstete. Was er verschonte, zerstörte Niklot selbst. Seine Burgen im Herzen des Abodritenlandes: Ilow, Meklenburg, Schwerin und Dobin*) steckte er, damit sie nicht in die Hände der Deutschen fielen, in Brand und zog sich in die östlichen Theile seines Landes zurück; hier in der Burg Werle an der Warnow setzte er sich fest. Täglich sandte er von hier Kundschafter aus, um die Stellung des Feindes, der noch bei Meklenburg stand, zu erspähen; nicht selten kam es dabei zum Handgemenge zwischen diesen Kundschaftern und Leuten Heinrichs, die sich zu weit vom Heere entfernten.

Eines Tages zogen Niklots Söhne, Pribislaw und Wertislaw, auf Kundschaft aus; sie stießen dabei auf einige deutsche Troßknechte und machten sie nieder. Aber sofort stürmten deutsche Ritter heran und nahmen mehrere Wenden gefangen, welche Herzog Heinrich ungesäumt aufknüpfen ließ. Beschämt über ihren Verlust kehrten die Söhne zum

*) Ilow nordöstlich von Wismar, Meklenburg südlich von Wismar, Dobin am Nordende des Schweriner Sees.

Vater zurück; er aber suchte ihre Niederlage sogleich zu rächen. Mit einer erlesenen Schaar seiner Leute zog er in die Nähe des deutschen Lagers und legte sich hier in einen Hinterhalt. Zahlreiche Troßknechte, die Futter zu holen schienen, kamen ihm hier nach kurzer Zeit zu Gesicht; er ahnte nicht, daß in ihrer Mitte eine Anzahl Ritter waren, die ihre Panzer unter weiten Mänteln versteckten. Unbesorgt warf er sich auf einem schnellen Rosse den Deutschen entgegen, stürzte mitten in ihre Reihen und richtete seine Lanze gegen den nächsten Mann, auf den er stieß. Der Zufall wollte, daß es einer der Ritter war. Erst als die Lanze vom Harnisch abprallte, wurde Niklot inne, daß er es nicht mit Troßbuben allein zu thun hatte. Er wollte sich zu den Seinen zurückziehen, aber schon hatten ihn die Deutschen umzingelt und bald empfing er von ihnen den Todesstoß. Keiner von den Abodriten konnte dem Fürsten zur Hülfe eilen. Der Leiche schlug man den Kopf ab und brachte diesen in das deutsche Lager.

So ging Niklot unter, der bald als Feind, bald als Freund der Deutschen eine bemerkenswerthe Stellung im Wendenlande inne gehabt hatte. Bei der Nachricht vom Tode des Vaters steckten Pribislaw und Wertislaw auch Werle in Brand und flüchteten sich in die benachbarten Wälder; ihre Leute gingen meist an die See und vermehrten die Schaaren der wendischen Piraten. Als die Deutschen dann ungehindert bis zur Warnow vordrangen, traf der Herzog hier mit dem Dänenkönig zusammen. Denn dieser war inzwischen mit einer dänischen Flotte an der wendischen Küste erschienen und in die Mündung der Warnow eingelaufen. Sie freuten sich des gewonnenen Sieges und erneuerten ihren Bund. Als Waldemar mit seiner Flotte zurückkehrte, machte er noch einen Streifzug an der Küste von Rügen. Die Ranen waren so eingeschüchtert, daß sie sich dem Dänen zu unterwerfen und ihm Geiseln für ihre Treue zu stellen versprachen.

Heinrichs Sieg im Abodritenlande war vollständig, und er ergriff sogleich Maßregeln, um die deutsche Herrschaft hier dauernd zu sichern. Er ließ Schwerin herstellen, legte eine Besatzung hinein und übergab die Burg dem tapferen Gunzelin von Hagen, einem Manne von freier, edler Geburt; auch Ilow übertrug er Gunzelin, den er zugleich zu seinem Statthalter im ganzen Abodritenlande bestellte. Die Burg Kuscin erhielt der Braunschweiger Vogt Ludolf, ein Ministeriale des Herzogs, ein anderer Ministeriale desselben, Ludolf von Peine, empfing

die Burg Malchow, Heinrich von Scaten, ein Mann freien Standes, die Meklenburg. Deutsche Ritter nahmen so ihren Sitz in Niklots Festen. Schon schien auch Niklots Söhnen jeder weitere Widerstand vergeblich; sie unterwarfen sich dem Herzoge und wurden von ihm zu Gnaden angenommen, ja er gab ihnen sogar die Burg Werle mit dem umliegenden Lande der Kissiner und Zirzipaner zurück, welches ihr Vater sich erst vor etwa zehn Jahren mit den Waffen unterworfen hatte*).

Jetzt war auch die Stunde gekommen, wo eine völlige Herstellung der christlichen Kirche im Wendenlande möglich schien. Der alte Streit des Herzogs mit dem Erzbischofe war auf dem Concil von Pavia beigelegt worden. Dem Erzbischofe waren seine geistlichen Rechte über seine Suffragane im Wendenlande von Papst Victor gesichert worden, aber ohne Zweifel hatte er selbst und der Papst dabei eingewilligt, daß die Ertheilung mit den Regalien dem Herzog verbliebe, wie sie ihm der Kaiser als Lohn für seine treuen Dienste vor Crema aufs Neue bestätigt hatte. Was früher wenig mehr als ein kaiserliches Versprechen gewesen war**), konnte Heinrich jetzt als sein volles Recht in Anspruch nehmen. Durch ihn konnte jetzt Bischof Berno, der so lange fern von seinem Sprengel umhergeirrt war, in denselben einziehen; auch sein Bisthum erhielt jetzt 300 Hufen, wie früher Oldenburg und Ratzeburg angewiesen. Nachdem so auch dem dritten wendischen Bisthum ein fester Bestand gesichert schien, berief der Herzog die Bischöfe von Oldenburg, Ratzeburg und Meklenburg zu sich, damit sie von ihm mit den Regalien belehnt würden (1160).

So schwer den Bischöfen die Huldigung wurde, sie leisteten sie doch dem Herzoge, um den ihnen befohlenen Kirchen nicht zu schaden. Der Herzog stellte ihnen dann Privilegien über die Besitzungen, die Einkünfte und die Rechte ihrer Kirchen aus. Er bestimmte, daß die Slawen, welche noch im Lande der Wagrier, Polaber, Abodriten und Kissiner saßen, gleiche Abgaben den Bischöfen zu leisten hätten, wie die Polen und Pommern, nämlich von jedem Tagewerk drei Scheffel Weizen und 12 Pfennige in Geld. Zugleich mehrten sich die Zehnten, welche die Bischöfe von den Deutschen erhoben. Denn massenweise strömten diese jetzt in das weite Wendenland, welches den Getreide-

*) Vgl. Bd. IV. S. 307.
**) Vgl. oben S. 36.

bau lohnte, fruchtbare Wiesen, Fülle an Fleisch, Fischen und anderen Lebensmitteln bot. Zahlreiche Colonisten aus Flandern hatte Heinrich von Scaten sogleich in Meklenburg und der Umgegend angesiedelt; in das Ratzeburger Land hatte Graf Heinrich vorzugsweise Westfalen berufen, und die neuen Ansiedler bauten hier Kirchen und zahlten willig die Zehnten. Ueber Wagrien ergossen sich immer weiter die Holsaten. Auch sie waren willig zum Kirchenbau und anderen christlichen Werken, aber saumselig im Entrichten der Zehnten; denn sie meinten nur zu jenen sechs kleinen Metzen vom Tagwerk verpflichtet zu sein, die in ihren alten Sitzen, die zum Hamburger Sprengel gehört hatten, von ihnen und ihren Vätern gefordert waren.

Um das Emporkommen seines Bisthums war Bischof Gerold von Oldenburg eifrigst bemüht. Für dasselbe schien ihm die Verlegung desselben nach Lübeck von größter Wichtigkeit; denn Lübeck war volkreicher, besser befestigt und in jeder Beziehung günstiger gelegen. Auch Herzog Heinrich sah in der Verlegung einen Vortheil für die von ihm gepflegte Stadt und traf alsbald mit dem Bischofe in derselben zusammen, um an Ort und Stelle die nothwendigen Anordnungen zu treffen. Heinrich bezeichnete die Stelle, wo der Dom stehen sollte, wo die Wohnungen für die Domherren, deren Zahl auf zwölf bestimmt wurde, zu denen dann noch der Propst als der dreizehnte kam; als der erste Propst von Lübeck wurde jener Athelo eingesetzt, welcher die Stadt kürzlich vor so großem Unheil bewahrt hatte. Zum Unterhalt der Domherren trat der Bischof einen Theil der Zehnten und des Wendenzinses ab. Graf Adolf gab drei Dörfer bei Lübeck, welche er von dem Herzoge zu Lehen trug, diesem zurück, damit dieser sie dem Domstift übertrage; der Herzog selbst bestimmte überdies zwei Mark Lübecker Münze aus dem Ertrage des ihm vom Kaiser verliehenen Zolles für jeden Domherrn*) und ertheilte dem Stifte noch andere Vergünstigungen. So wurde etwa zwölf Jahre, nachdem Erzbischof Hartwich dem Namen nach das Bisthum Oldenburg hergestellt hatte, dasselbe nach Lübeck verlegt, wo es erst einen festen Bestand gewann.**)

---

*) Im Jahre 1162 gab der Herzog auch dem Propste und den Domherren zu Ratzeburg einen gleichen Betrag aus dem Lübecker Zolle.

**) Vergl. Bd. IV. S. 306. Die Verlegung fällt in das Ende des Jahres 1160 oder in das folgende Jahr.

Gerold, der sich fortan Bischof von Lübeck nannte, war über die geringen Zehnten der Holsaten, die sich in seiner Diöcese, besonders um die Trave und um Bornhöved, angesiedelt hatten, sehr ungehalten und ging deshalb mit dem Grafen Adolf zu Rath, wie man diese halsstarrigen Leute zu ihren kirchlichen Pflichten anhalten könne. Auf den Rath des Grafen entschloß er sich an die Gemeinde in Bornhöved, wo Markrad wohnte, der als der Aeltermann oder Oberbote der Holsaten die erste Stellung nach dem Herzoge einnahm, einen Mahnbrief zu richten. Aber das Schreiben steigerte nur die Hartnäckigkeit der Holsaten; sie erklärten, sie würden sich nie unter das knechtische Joch beugen, welches die Bischöfe fast der ganzen Christenheit auferlegt hätten; überdies kämen die Zehnten doch meist nicht der Kirche zu gut, sondern dienten die Seckel der weltlichen Herren zu füllen. Solche Reden hinterbrachte der Bischof dem Herzoge, und dieser befahl den Holsaten in Wagrien unweigerlich fortan den vollen Zehnten zu zahlen, indem er ihnen, wenn sie Schwierigkeiten machten, mit seiner Ungnade drohte. Trotzig erwiederten darauf die Holsaten: sie würden niemals andere Zehnten geben als ihre Väter, lieber würden sie ihre Häuser in Brand stecken und aus dem Lande ziehen, als sich solche Knechtung gefallen lassen. Man wollte damals wissen, sie hätten sich verschworen den Bischof, den Grafen und alle Colonisten, welche den vollen Zehnten bezahlten, zu erschlagen, dann das ganze Land mit Feuer zu verwüsten und sich nach Dänemark zu flüchten. Der Herzog war nicht ohne Besorgniß und hielt es deshalb für nöthig, einen Vertrag mit dem Dänenkönig zu schließen, in welchem sich jeder von Beiden verpflichtete Ueberläufer aus dem Gebiete des Anderen unter keiner Bedingung aufzunehmen. Endlich gingen die Holsaten dann doch auf Verhandlungen ein. In Gegenwart des Herzogs und des Bischofs verpflichteten sie sich von jeder Hufe 6 Himten Weizen und 8 Himten Hafer zu geben. Damit die Zehnten nicht in Zukunft gesteigert würden, verlangten sie erst, daß der Vertrag ihnen vom Herzog und Bischofe verbrieft werden solle. Als aber die Notare die herkömmliche Taxe von einer Mark Gold für die Urkunde verlangten, standen sie von ihrem Verlangen ab.

Indessen war noch immer Waffengetümmel im Wendenlande. Im Anfange des Jahres 1162 erschien König Waldemar wieder mit einer Flotte an der wendischen Küste. Sein Angriff war besonders gegen Wolgast gerichtet, und die Ranen leisteten ihm Heeresfolge. Die Wol-

gaster mußten sich ihm unterwerfen, die Seeräuber aus den Mündungen der Peene entfernen und Geiseln für ihre Treue stellen. Sichtlich beabsichtigte er seine Herrschaft über Rügen und die Länder an den Odermündungen auszudehnen, und als er zu St. Jean-de-Losne dem Kaiser huldigte, soll dieser auch slawisches Land ihm als Lehen versprochen haben.

Es war sicher nicht Herzog Heinrichs Wille, in so freundlichen Beziehungen er damals zu dem Dänen stand, das Wendenland mit ihm zu theilen. Doch bedurfte er noch seines Beistandes; denn bald mußte er selbst wieder zum Schutz des Abodritenlandes die Waffen nehmen. Den Söhnen Niklots wurde es in dem Reste der väterlichen Herrschaft, den ihnen der Herzog gelassen, zu enge; sie schürten und schürten den Aufstand gegen die eingedrungenen Deutschen. Sobald Gunzelin dies vernahm, sandte er Botschaft an den Herzog, und dieser kam im Anfange des Jahres 1163 mitten im Winter mit einem starken Heere über die Elbe. Unverzüglich sandte er Gunzelin mit einer Schaar tapferer Ritter nach Werle voraus, um die Söhne Niklots hier festzuhalten, bis er mit seiner ganzen Macht anrücke und sie vernichte. Gunzelin eilte voran und umschloß Werle, wo sich Wertislaw und eine große Menge wendischen Volkes befanden, während Pribislaw mit einigen Reitern in den nahen Wäldern sich verborgen hatte, um den Deutschen vom Hinterhalte aus, wo sich immer Gelegenheit böte, Schaden zuzufügen. Bald lag auch Heinrich mit seinem Heere vor Werle und begann die regelmäßige Belagerung der Feste. Er wandte hier die Künste an, die er vor Crema gelernt hatte. Ein starker Mauerbrecher wurde gebaut, ingleichen ein hoher Thurm, von dem man mit Pfeilen die auf den Mauerzinnen kämpfenden Wenden überschüttete. Nach kurzer Zeit wagte sich Niemand mehr auf die Mauern; Wertislaw selbst lag schwer verwundet darnieder.

Eines Tages wurde dem Herzog gemeldet, daß sich Pribislaw unweit des Lagers sehen lasse. Graf Adolf zog auf des Herzogs Befehl sogleich mit einer auserlesenen Schaar gegen ihn aus, konnte aber, durch einen den Wenden ergebenen Führer auf falsche Fährte geleitet, seiner nicht habhaft werden. Dagegen stieß eine Schaar von Holsaten, die starrköpfig gegen das ausdrückliche Gebot des Heinrichs zum Futterholen das Lager verlassen hatte, auf Pribislaw und wurde von ihm angegriffen, etwa hundert von ihnen wurden erschlagen, die anderen

flohen in das Lager zurück. Der Herzog, über diesen Verlust aufgebracht, bedrängte noch heftiger die Burg, deren Mauer unter den Stößen des mächtigen Werks bald zu wanken begann. Wertislaw sah seinen Untergang vor Augen; er erbat freies Geleit, um mit den Deutschen zu verhandeln. Das Geleit wurde ihm gewährt, er kam in das deutsche Lager und verhandelte hier zuerst mit Graf Adolf, der ihm dringend rieth sich dem siegreichen Herzog zu unterwerfen. Wertislaw erklärte sich dazu bereit, wenn man ihm und seinen Freunden nicht an Leib und Leben ginge. Der Herzog willigte darein, verlangte jedoch, daß dann auch Pribislaw die Waffen niederlegen müsse.

Wertislaw blieb keine Wahl mehr. Er und alle vornehmen Abodriten seines Gefolges kamen, die Schwerter am Halse tragend, in das Lager des Herzogs und warfen sich ihm zu Füßen. Wie ein Jahr zuvor die Consuln Mailands sich vor dem Kaiser gedemüthigt hatten, so jetzt die Häuptlinge der Abodriten vor dem Herzog. Er nahm sie gnädig auf, befahl sie aber in Haft zu halten, bis auch Pribislaw die Waffen gestreckt habe. Werle war jetzt in seinen Händen, und er ließ die dänischen Gefangenen in der Burg sogleich in Freiheit setzen. Die Burg selbst wurde erhalten, auch das niedere Kriegsvolk in derselben belassen, über beide setzte der Herzog einen Bruder Niklots, Lubomar mit Namen, einen älteren, ihm ganz ergebenen Mann, dem zugleich die Umgegend untergeben wurde. Wertislaw mußte Heinrich nach Braunschweig folgen, der ihn hier in Ketten legen ließ; die anderen vornehmen Abodriten wurden an verschiedenen Orten in Haft gehalten.

Die letzte Kraft der Abodriten schien gebrochen; „sie erkannten," wie Helmold sagt, „daß der Löwe, mächtig unter den Thieren, vor Keinem zurückweicht." *) Auch Pribislaw, der seinen Bruder aus dem Kerker zu befreien wünschte, begann Friedensverhandlungen mit dem Herzog. Als Heinrich Geiseln für die Versprechungen des Abodriten verlangte, sagte der Letztere nicht mit Unrecht: Heinrich habe der Geiseln ohnehin genug in Händen. Bei dem auf beiden Seiten herrschenden Mißtrauen kam es zu keinem Frieden, aber vom März 1163 bis zum Anfange des Februars nächsten Jahres ruhten die Waffen. Die Burgen Malchow, Kuscin, Schwerin, Ilow und Meklenburg blieben unangefochten in der Gewalt der Deutschen. Man ahnte dort kaum, daß bald ein neuer furchtbarer Wendensturm losbrechen werde. So ruhmreich erschien Heinrichs

*) Sprüche Salomonis 30, 30.

Sieg über die Abodriten, daß er ihn selbst der Bezwingung Mailands durch den Kaiser an die Seite stellte.

Inzwischen hatte Bischof Gerold eifrig die Kirchenbauten in Lübeck betrieben. Der Dom und das Chorherrenstift, schlichte Holzbauten, waren hergestellt, und im Juli 1163 konnte er in Gegenwart des Herzogs, des Erzbischofs Hartwich und des Grafen Adolf den Dom zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Nicolaus einweihen. Es war ein großes Fest für den Bischof und den Herzog. Den Glanz desselben vermehrte noch, daß sich eine Gesandtschaft der heidnischen Rauen einstellte, welche aus Besorgniß vor der Dänenherrschaft dem Herzog die Unterwerfung ihrer Insel anboten. Damit eröffneten sich ihm Aussichten auf eine neue wichtige Erwerbung, zugleich aber auf Zerwürfnisse mit dem Dänenkönige, seinem Bundesfreunde.

Gerold ging, als er die Lübecker Kirche weihte, schon seinem Ende entgegen. Am 15. August starb er zu Buzoe; seine Leiche wurde nach Lübeck gebracht und in dem von ihm errichteten Dome beigesetzt. Sein Nachfolger im Bisthume wurde sein leiblicher Bruder Konrad, bisher Abt des Klosters Riddagshausen (Februar 1164). Er war nicht ein Mann nach dem Herzen des Erzbischofs und der Lübecker Domherren, aber der Herzog verlangte Konrads Wahl und Weihe, und dem Willen des Herzogs wagte sich Niemand zu widersetzen.

Ununterbrochen nahmen die Angelegenheiten des Wendenlandes den Herzog in Anspruch, doch hinderte dies ihn nicht zugleich mit voller Energie in alle Angelegenheiten des Reichs einzugreifen; vor Allem machte sich in Sachsen und Baiern seine herzogliche Gewalt einem Jeden fühlbar.

Dem Herzogthum in Sachsen gab Heinrich eine Bedeutung, welche es nie zuvor besessen hatte. Indem er mit starker Hand den Landfrieden in Westfalen aufrecht erhielt, wo er früher so vielfach gefährdet war, machte er sich dort ebenso geachtet als gefürchtet. Selbst die Bischöfe Westfalens unterwarfen sich seinem Gebot, und Rainald von Köln war nicht ohne Besorgniß, daß Heinrich auch in die zu seinem Sprengel gehörigen Theile des westfälischen Landes eingreifen könne. Eine gleich durchschlagende Macht konnte Heinrich in den östlichen Theilen Sachsens nie erreichen; denn hier gab es mächtige Fürsten, die jeden seiner Schritte eifersüchtig überwachten. Mochte es ihm gelungen sein, Hartwich von Bremen an Gefügigkeit zu gewöhnen, aus Halberstadt den

ihm feindseligen Bischof Udalrich zu entfernen und in Gero ein williges Werkzeug dort an das Regiment zu bringen, mochte er in diesen Gegenden einen unermeßlichen Besitz zusammenhäufen und über große Schaaren ritterlicher Leute gebieten: so weit reichten seine Kräfte doch nicht, daß er Fürsten, wie Albrecht den Bären, die Wettiner Markgrafen und Erzbischof Wichmann von Magdeburg, aus ihrer unmittelbaren Stellung zu Kaiser und Reich hätte verdrängen können.

Eine achtunggebietende Macht stand vor Allem in Markgraf Albrecht dem Herzog gegenüber. Von jeher war Albrecht der Feind der Welfen in Sachsen gewesen, die ihm das Herzogthum entzogen hatten, und auch mit diesem Heinrich hatte er manchen Strauß auszufechten gehabt, an den er nur mit Erbitterung gedachte. Wenn sie auch zeitweise sich die Hände gereicht, im Herzen waren und blieben sie unversöhnliche Gegner. So heißblütig Albrecht in seiner Jugend gewesen war, das Leben hatte ihn gelehrt seine Kräfte zu ermessen und zu sammeln. Kecken Wagnissen war sein Sinn jetzt abgewandt, doch um so mehr darauf gerichtet, seine Macht zu befestigen.

Albrechts Herrschaft war nicht so ausgedehnt, als die Heinrichs, aber sie war in sich geschlossener, übersichtlicher, leichter zu verwalten. Sie lag fast ganz auf altwendischem Boden, aber ein Theil war schon früher von den Deutschen colonisirt, und gerade zu derselben Zeit, wo sich der Strom deutscher Colonien über das Abodritenland ergoß, kamen große Schaaren von Holländern, Seeländern und Flämingern auch in Albrechts Marken. Er selbst hatte sie, bald nach seiner Rückkehr vom gelobten Lande (1159), zu sich gerufen, um die nur spärlich bevölkerten Gegenden besser anbauen zu können. Auf beiden Seiten der Elbe siedelte er sie an, gab ihnen Aecker, sorgte für den Bau von Dörfern und ertheilte ihnen Freiheiten, bei denen ihr Wohlstand sich zu heben vermochte. Sie erschienen nicht als die Feinde der Wenden, um diese aus ihrem Lande zu verjagen, sondern bauten sich friedlich neben ihnen an, so daß der nationale Gegensatz minder scharf hervortrat. Bei allen seinen Maßregeln erwies sich Albrecht als ein Freund der Kirche und wurde deshalb von ihr kräftig unterstützt. Er stand Erzbischof Wichmann nahe, der in ähnlicher Weise seine slawischen Länder mit deutschen Colonisten besetzte. Neue Bisthümer hat Albrecht im Wendenlande nicht begründet, aber, wie er früher schon für den Bischof von Havelberg gesorgt, so ebnete er jetzt dem Bischof von Brandenburg die Wege, daß er nach

Jahrhunderten wieder nach seinem Sitz zurückkehren und ein Domstift in Brandenburg hergestellt werden konnte.*) Die Herrschaft des Ballenstedters ruht auf so festem Grunde, als er in jener Zeit nur gelegt zu werden vermochte, und auch für die Zukunft derselben war gesorgt. Den alternden Markgrafen umgab eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft, die beiden ältesten Söhne standen bereits in vollen Mannesjahren und waren mit der selbstständigen Verwaltung einzelner Landestheile betraut, zwei andere waren für den Dienst der Kirche vom Vater bestimmt worden. Mit den Wettinern, mit den Herrschern von Böhmen und Polen stand Albrecht in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen.

So lange Männer wie Albrecht lebten, waren Heinrichs Macht in Sachsen, wie weit sie sich ausdehnen mochte, doch feste Schranken gezogen. Anders stand es in Baiern, wo schon Heinrichs Vorfahren das Herzogthum auf eine Machthöhe gebracht hatte, die es in keinem andern Lande erreichen konnte. Wenn auch in den Wirren der Babenbergischen Zeit die herzogliche Autorität herabgedrückt war, Heinrich war ganz der Mann, sie wieder zu voller Geltung zu bringen. Wie wenig er sich, wo er ein herzogliches Recht meinte üben zu können, wohlbegründete Ansprüche auch der angesehensten Bischöfe anzutasten scheute, haben wir bereits an dem Beispiel Ottos von Freising gesehen. In noch schlimmere Verwickelungen gerieth mit dem Herzog der Bischof Hartwich II. von Regensburg, ein Ortenburger. Im Jahre 1161 besetzte der Herzog eine bischöfliche Burg, vielleicht Donaustauf; wir wissen nicht, unter welchem Vorwande. Der Bischof war unvorsichtig genug, sich in einen Kampf mit dem Herzog einzulassen; schwer hatte er es zu büßen und mit ihm die Regensburger, die wenigstens zum Theil für ihn die Waffen ergriffen hatten. Das Regensburger Land wurde arg verwüstet; viele Regensburger fielen in die Hände des Herzogs. Nur der Vermittelung einer so einflußreichen Persönlichkeit, wie Eberhards von Salzburg, hatte man es zu danken, wenn das Leben der Gefangenen geschont und die Stadt vom Herzog wieder zu Gnaden angenommen wurde. Unfraglich wurde Heinrichs Herzogthum in Baiern als eine drückende Last empfunden, aber das Land hatte ihm zu danken, daß die Ruhe im Inneren hergestellt wurde. Die Aufrechterhaltung des Landfriedens behielt Heinrich hier stets im Auge; als er im Sommer 1163 sich aus Sachsen nach Baiern begab, geschah es, um die Fried-

*) Vergl. Bd. IV, S. 308.

brecher zur Ruhe zu zwingen und den Beschädigten zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Bild des Herzogs, wie er zu jener Zeit war, hat uns ein Italiener, der ihn kannte, mit deutlichen Zügen gezeichnet. „Heinrich, der Sachsenherzog," sagt er, „war nur von mäßiger Statur, aber wohlgebaut und von ungewöhnlicher Körperkraft, sein Gesicht war voll, die Augen groß und dunkel, auch die Haare fast schwarz; er war hochstrebend, reich an Schätzen und Macht, von der vornehmsten Geburt, der Sohn einer Tochter Kaiser Lothars." Ein deutscher Zeitgenosse spricht von Heinrich in folgender Weise: „Die Macht des Herzogs überstieg die Aller, die vor ihm waren, und er wurde ein Fürst der Fürsten des Landes. Er beugte die Nacken der Rebellen und brach ihre Burgen. Die Landstreicher rottete er aus, schaffte Frieden im Lande, baute die stärksten Festen und raffte ein ungeheures Vermögen zusammen, denn zu der Erbschaft von seinen Vorfahren gewann er noch die Besitzungen vieler anderer Fürsten."

Ein junger Fürst — Heinrich stand damals in der Mitte der dreißiger Jahre — mit einer Energie ohne Gleichen, von grenzenlosem Ehrgeiz, mit Machtmitteln ausgerüstet, wie sie noch nie einem Herzog zu Gebot gestanden hatten, ein Fürst, der in jedem Titel eine Summe unbegrenzter Befugnisse, in jedem Anspruch ein unbestreitbares Recht sah, der Alles erreichen wollte und, von der kaiserlichen Gunst getragen, Alles erreichen zu können schien, hätte den Widerstand seiner Standesgenossen selbst dann erregen müssen, wenn auch die bedeutendsten unter ihnen nicht bereits vielfach von ihm beeinträchtigt worden wären und sich nicht immer von Neuem durch ihn bedroht gesehen hätten. Aber längst hatte er sich Feinde über Feinde gemacht, und es war nicht zu verwundern, wenn sie auf seinen Sturz sannen. Sie warteten nur auf die günstige Stunde, um sich zu seinem Verderben die Hände zu reichen. Gerade damals, als der Kaiser nach Deutschland kam, schien diese Stunde gekommen. Es bildete sich eine Verschwörung gegen den Herzog, welche ihn mit der größten Gefahr bedrohte.

Die Veranlassung scheint die Erbschaft des am 19. Mai 1162 verstorbenen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg gegeben zu haben. Mit dieses Friedrichs Sohn, dem Pfalzgrafen Adalbert, welcher dem Kaiser in Italien getreue Dienste geleistet hatte, gerieth der Herzog in Streitigkeiten, doch nahmen sich die angesehensten Fürsten der Sache

Adalberts an; Albrecht der Bär, der Landgraf Ludwig von Thüringen, des Kaisers Schwager, und Bischof Udo II. von Naumburg, der im Jahre 1161 Berthold in diesem Bisthum gefolgt war und sich bereits um den Kaiser in Italien Verdienste erworben hatte, traten mit dem Pfalzgrafen in Verbindung. Es bildete sich eine Verschwörung gegen Heinrich den Löwen, welcher auch der Böhmenkönig, der Herzog Heinrich von Oesterreich, der Markgraf Ottokar von Steiermark und selbst der alte Welf nicht fern standen. Wenn alle diese Fürsten sich fest die Hände reichten, war die Stellung des Herzogs nicht nur in Sachsen, sondern auch in seinem baierischen Herzogthum ernstlich gefährdet. In der That hätte Heinrich der Löwe trotz der colossalen Macht, die er gewonnen hatte, am Rande des Abgrunds gestanden, wenn er nicht des kaiserlichen Schutzes sicher gewesen wäre; zu guter Stunde für ihn war der Kaiser nach Deutschland gekommen.

Die Mainzer Revolution.

Während sich das weltliche Fürstenthum in Heinrich dem Löwen zu einer früher nie erreichten Höhe aufschwang, war das erste geistliche Fürstenthum des deutschen Reichs ungeachtet aller auf dasselbe gehäuften Ehren fast zu völliger Ohnmacht herabgesunken. Der Bischofsstuhl des heiligen Bonifacius war in der schmählichsten Weise entweiht worden. Das goldene Mainz, welches noch immer als die Hauptstadt des Reiches galt, hatte seinen Glanz verloren.

Wir wissen, wie Arnold von Selenhofen, dem es einst als kaiserlichem Kanzler an Macht und Ansehen nicht gefehlt hatte, zu seinem Unglück zum Mainzer Erzbischof erhoben war. Mit dem besten Willen, durchgreifende Reformen in dem heruntergekommenen Erzstift einzuführen, trat er sein Amt an, aber er griff die Sache mehr mit Hast als Klugheit an. So gerieth er aus Verwickelungen in Verwickelungen, aus Widerwärtigkeiten in Widerwärtigkeiten, in denen er kaum durch die Gunst des Kaisers sich behaupten konnte*). Diese Gunst sich mindestens zu erhalten, wandte er alle seine Kräfte auf. Deshalb hatte er auch im Jahre 1158 bedeutende Rüstungen zum Kriege gegen Mailand gemacht, welche ihm, dem schon hinreichend verhaßten Herrn, neue

*) Vergl. oben S. 28. 29. 75. 79. 134.

Anfeindungen unter den Miniſterialen des Erzſtifts, wie unter der anderen Bevölkerung der Stadt zuzogen. Dieſe Rüſtungen waren die nächſte Veranlaſſung zu dem traurigen Ende Arnolds und den langwierigen Wirren, in welchen das Erzſtift eine große Einbuße an Macht und Anſehen erlitt.

Arnold hatte von den Miniſterialen und Burgmannen in Mainz, welche an dem Zuge nicht theilnahmen, nach altem Brauche diesmal eine Kriegsſteuer verlangt, obwohl er früher von einer ſolchen Abſtand genommen hatte. Seine Forderung ſtieß deshalb auf entſchiedene Oppoſition, namentlich berief ſich einer der Miniſterialen, Arnold der Rothe, ihr gegenüber auf das Privilegium Erzbiſchof Adalberts I., wonach der Erzbiſchof keine Steuern in der Stadt erheben dürfe.*) Da die Zeit des Aufbruchs des kaiſerlichen Heeres nahe war, verſchob Arnold die Sache weiter zu verfolgen, erhob aber vor Mailand bei dem Kaiſer und den Fürſten über die ihm verweigerte Kriegsſteuer Klage. Leicht erwirkte er einen Spruch, wonach die Säumigen, bis ſie die Steuer zahlten, ihrer Lehen verluſtig gehen und überdies eine Buße entrichten ſollten.

Aber bald kamen die übelſten Nachrichten von Mainz an den Erzbiſchof. Der dort von ihm eingeſetzte Stellvertreter, Propſt Burchard von St. Peter **), mißbrauchte die ihm übertragene Gewalt. Er waltete mit ſeinen Neffen Meingot und Embricho, den Söhnen jenes älteren Meingots, der einſt dem Erzbiſchofe ein ſchlimmes Spiel bereitet hatte, in der willkürlichſten Weiſe. Unter ſolchen Umſtänden hielt es der Erzbiſchof für gerathen, nach Mainz zurückzueilen. Er fand die Stadt gegen ihn in vollem Aufſtand; die Leiter der Empörung waren der Propſt Burchard, der Dompropſt Hartmann, der Abt Gottfried vom Jakobskloſter, die Söhne Meingots, der Miniſteriale Arnold der Rothe und Herr Werner von Bolanden. Der Erzbiſchof mußte den Eingang in die Stadt erſt mit Gewalt erzwingen. Er verfuhr gegen die Aufſtändigen im Ganzen mit Milde, doch wurden einige derſelben aus der Stadt verwieſen, unter ihnen auch der Propſt Burchard, der dann ſogleich nach Italien eilte, um den Erzbiſchof beim Kaiſer zu verklagen. In kurzer Zeit

*) Vergl. Bd. III. S. 903.

**) Burchard, Propſt von Jechaburg, hatte kurz vor dem Abzuge Arnolds noch von ihm die Propſtei St. Peter in Mainz erhalten.

folgten ihm dorthin auch Embricho, der Abt des Jakobsklosters, Werner von Bolanden und Andere. Auch Arnold der Rothe wandte sich an den Kaiser, als der Erzbischof jetzt die Kriegssteuer beitreiben wollte.

Die Beschwerden der Gegner Arnolds waren nicht ohne Erfolg. Der Kaiser verlangte vom Erzbischofe, daß er die Vertriebenen wieder aufnehmen solle, doch hätten sie ihm zuvor eine angemessene Genugthuung zu leisten. Da die Buße, zu welcher sich die Verbannten erboten, den Erzbischof nicht befriedigte, weigerte er sich sie aufzunehmen; erst als der Kaiser Richter sandte, um die Buße festzustellen, öffnete er den Verbannten die Thore. Er bestimmte nun einen Termin, an dem die Buße gezahlt werden sollte, und verließ alsbald die Stadt. Seine Abwesenheit benutzten die Verbannten, um den Aufstand aufs Neue zu organisiren; man war entschlossen dem Erzbischof die Rückkehr zu verwehren. Aber Arnold hatte ein Heer um sich versammelt und erzwang abermals den Eintritt in die Stadt. Da er gerade damals eine Synode in derselben versammelt hatte (Oktober 1159), beschloß er hier nun auch mit geistlichen Strafen gegen die Häupter der Aufständigen vorzugehen. Diese wurden vor die Synode beschieden, aber stellten sich nicht; nichtsdestoweniger wußten sie es dahin zu bringen, daß die Verhandlungen auf den anderen Tag verschoben wurden. In der nächsten Nacht bereiteten sie Alles zu einem Angriffe auf den Erzbischof und die Synode. Während sie auch noch am anderen Tage äußerlich sich fügen zu wollen schienen, stürmten plötzlich wilde Volksschaaren, geführt von Meingots Söhnen, gegen die erzbischöfliche Residenz und drohten sie zu stürmen. Unerwartet fanden sie dieselbe durch mehr als 600 Ritter und anderes Kriegsvolk geschützt. Es wäre zum Kampfe gekommen, wenn sich nicht der Erzbischof durch angesehene Männer hätte bestimmen lassen seinen Gegnern eine neue Frist von 14 Tagen zu bewilligen, innerhalb welcher sie ihm die Genugthuung zu leisten hätten. Gleich darauf verließ Arnold die Stadt und begab sich nach Seligenstadt, um dort den erwählten Bischof, Heinrich II. von Würzburg, aus dem Hause der Grafen von Leiningen, zu weihen.

Kaum hatte Arnold die Stadt verlassen, so brach daselbst die Revolution mit allen ihren Schrecken los. Alles griff zu den Waffen. Der Pöbel drang in den Dom: trunkenes Volk und gemeine Dirnen trieben dort mit dem Heiligen ihren Spott, die Schatzkammer wurde erbrochen, die heiligen Gefäße entweiht oder gestohlen, die Meßgewänder

zerriſſen. Dann ſtürmte man nach dem erzbiſchöflichen Palaſt, plünderte ihn und zerſchlug, was man nicht fortſchleppen konnte. In ähnlicher Weiſe zerſtörte man die Wohnungen derjenigen Geiſtlichen, die für Anhänger des Erzbiſchofs galten. Man verſperrte alle Ausgänge der Stadt, und innen tobte die Anarchie. Dabei führten die Aufſtändigen den Namen des Kaiſers im Munde und behaupteten, daß er ſelbſt den Widerſtand gegen den Erzbiſchof verlangt habe.

Arnold konnte nicht nach Mainz zurückkehren; er begab ſich nach Bingen, um dort die ſeinen Feinden geſtellte Friſt abzuwarten. Als ſie verſtrichen war, machte er ſich gegen Mainz auf den Weg; nur mit Mühe entging er einem Hinterhalt, den ihm die Mainzer gelegt, und die Thore der Stadt blieben ihm verſchloſſen. Die Mainzer erklärten, daß ſie fortan nur den Kaiſer als ihren Herrn anerkennen, dem Erzbiſchof nicht mehr gehorchen würden. Arnold nahm davon Abſtand, ein Heer gegen die Stadt zu führen, aber er griff jetzt zu ſeinen ſchärfſten geiſtlichen Waffen. Am 1. November ſprach er das Interdict über Mainz aus und verhängte den Bann über die Führer des Aufſtandes. Er ſelbſt begab ſich mit einem großen Gefolge von Geiſtlichen nach Italien, um den Beiſtand des Kaiſers in Anſpruch zu nehmen. Aber ſchon eilten auch Geſandte der Aufſtändigen zum Kaiſer; ſie gewannen dem Erzbiſchofe ſogar einen Vorſprung ab, fielen aber in die Hände eines ihm befreundeten italieniſchen Herrn, der ſie ihm auslieferte. Arnold gab ihnen die Freiheit und erlaubte ihnen ſelbſt in ſeinem Geleite die Reiſe fortzuſetzen.

Der Erzbiſchof, der auf dem Wege die Einladung zur Paveſer Synode empfangen hatte, kam dem Kaiſer ſehr erwünſcht. Er fand ihn im Lager vor Crema, und man bereitete Arnold hier einen ebenſo ehrenvollen Empfang, wie die Mainzer Geſandten eine üble Aufnahme fanden. Noch vor Weihnachten wurde das Urtheil über die Stadt geſprochen: die Aufſtändigen ſollten allen von ihnen verurſachten Schaden erſetzen, den Dom und den erzbiſchöflichen Palaſt zurückgeben, das erzbiſchöfliche Regiment, wie es früher geweſen, anerkennen und dem Erzbiſchofe ſelbſt volle Genugthuung geben. Man wollte den Geſandten auch einen Eid abnehmen, daß ſie die Stadt und das Stiftsgebiet ſo lange meiden würden, bis ſie der Erzbiſchof wieder zu Gnaden angenommen habe, Arnold widerſetzte ſich jedoch der Eidesleiſtung derſelben, da ſie noch unter dem Banne ſtanden; man zog es vor, ſie als Geiſeln

für die genaue Erfüllung aller den Mainzern gemachten Auflagen zurückzubehalten. Ein Schreiben des Kaisers that den Mainzern das über sie verhängte Urtheil kund; zugleich schickte er drei Gesandte nach der Stadt, welche für die Leistung des Schadenersatzes Sorge tragen sollten. Wenn die Mainzer sich dem Erzbischof unterwürfen, versprach der Kaiser vermittelnd für sie eintreten zu wollen.

Auf der Synode von Pavia war dann Arnold einer der entschiedensten Vertreter der Rechtmäßigkeit der Wahl Victors IV., doch trat er dort zugleich auch lebhaft für seine eigenen Interessen ein. Es wurde das Interdict, welches er über die Mainzer verhängt, aufgehoben, doch zugleich bestimmt, daß die Kleriker, welche sich an dem Aufstande betheiligt, barfuß und im härenen Gewande von St. Peter bis nach Alban zur Buße Hunde tragen sollten, hierauf sollten sie zu Gnaden angenommen, aber doch auch ferner dem Erzbischofe auf dem Wege Rechtens Rede zu stehen verpflichtet sein, sobald er es verlange; von den Laien sollten die Führer des Aufstandes, sowohl die in Pavia anwesenden, wie die in Mainz zurückgebliebenen, in das Exil gehen und dort bleiben, bis sie der Erzbischof zurückrufe, und nach ihrer Rückkehr sich einem gerichtlichen Verfahren unterwerfen, die anderen Aufständigen sollten die Strafe des Hundetragens gleich den Klerikern erleiden, den bischöflichen Palast herstellen und eine Entschädigung für Alles, was nicht wieder herbeigeschafft werden könne, dem Erzbischofe leisten.

Von den kaiserlichen Gesandten begleitet, kehrte der Erzbischof bald darauf nach Deutschland zurück. Um den 1. April 1160 langte er vor Mainz an und nahm seinen Sitz zu St. Alban, um hier die Bußacte der Mainzer zu erwarten. In der That ließen sich Viele zu denselben herbei, und die Autorität des Erzbischofs schien sich herzustellen. Aber doch zeigte sich Alles nach kurzer Zeit als Täuschung. Ohne Erlaubniß des Erzbischofs waren einige Verbannte in die Stadt zurückgekehrt, zuerst Reinbod von Bingen und Gottfried von Eppstein, dann auch die Söhne Meingots; noch immer gaben sie sich dabei den Anschein, als ob sie im Einverständniß mit dem Kaiser ständen. Kaum zurückgekehrt, hetzten sie aufs Neue zum Aufstand. Man griff wieder in der Stadt zu den Waffen, erbaute feste Thürme, sperrte die Straßen, vertheidigte die Häuser, erfüllte Alles mit Schmähungen gegen den Erzbischof und dessen tyrannisches Regiment.

Arnold sah ein, daß er mit seinen Hülfsmitteln der Stadt nicht

werde Herr werden können. Er wandte ſich deshalb mit Hülfsgeſuchen an Heinrich den Löwen und andere Fürſten. Der Herzog bot ihm gern die Hand und ſtand alsbald mit einem Heere bei Treiſa in Heſſen, während ihm Arnold nach der nahen Amöneburg entgegen ging und Mannſchaften aus den heſſiſchen und thüringiſchen Gegenden ſammelte. Jetzt konnte er die Stadt zu ſeinem Willen zwingen; das Verderben der Aufſtändigen ſchien unaufhaltbar. Die Mainzer ſahen das drohende Unwetter und ſchickten deshalb eine Geſandtſchaft an den Erzbiſchof, erklärten ihm die Stadt auf Gnade oder Ungnade unterwerfen und ihm dafür durch Geiſeln Bürgſchaft ſtellen zu wollen. Unbegreiflicher Weiſe wußte die Geſandtſchaft Arnold zu bewegen ſich von ſeinen bewaffneten Bundesgenoſſen zu trennen und ſich auf neue Unterhandlungen einzulaſſen. Mit einem mäßigen Gefolge begab er ſich nach Bingen, um die Verhandlungen fortzuſetzen.

Dem unglücklichen Manne war alle ruhige Ueberlegung verloren gegangen. Schon im Jahre 1158 hatte er ausgeſprochen: es habe ſich das prophetiſche Wort erfüllt, daß die Menſchen undankbar und hochfahrend, wortbrüchig und falſche Schwörer, Verfolger der Kirchen und Schänder der chriſtlichen Religion werden würden. In einer Schenkungsurkunde, die er damals zu Bingen für die Kirche St. Maria ad gradus ausſtellte, bricht er in die Klage aus: „Durch unſere Sünden ſind wir alle in ſolches Elend und ſolche Wirrſale gerathen, daß ich ſelbſt, der ich das biſchöfliche Amt, obwohl ohne mein Verdienſt, bekleide, nicht mehr weiß, was ich thun und was ich hoffen ſoll. Nach Gottes gerechtem Gericht iſt über uns die Trübſal gekommen, und unſer Gebet wird in der Trübſal nicht erhört, weil wir unabläſſig Gott beleidigt haben."

In ſolcher Verwirrung traf eine neue Geſandtſchaft der Mainzer den Erzbiſchof an. Sie bat ihn nach der Stadt zu kommen, um dort jede Genugthuung, die er verlange, zu empfangen. Arnold war ſchwach genug, wenigſtens halb dem Verlangen ſeiner Feinde zu entſprechen. Er beſchloß ſich nach dem dicht vor den Mauern von Mainz, auf einer Anhöhe belegenen Kloſter St. Jakob zu begeben. Gottfried, der Abt des Kloſters, hatte früher zu ſeinen offenen Feinden gehört, ihn dann aber durch heuchleriſche Zeichen einer Geſinnungsänderung zu gewinnen gewußt; unter dem Schutz dieſes falſchen Mannes hielt ſich der Erzbiſchof für geſichert.

Am 23. Juni zog Arnold mit nur wenigen Getreuen in St. Jakob ein; der größere Theil seines Gefolges zerstreute sich und suchte sorglos in der Stadt ein Unterkommen. Die Aufständigen hatten erreicht, wonach sie zunächst getrachtet hatten: der Erzbischof war von dem Heere getrennt und in ihre Gewalt gegeben. Nichts anderes hatten sie jetzt im Sinne, als sich seiner ganz zu entledigen, ihn zu überfallen und zu tödten; der Abt von St. Jakob selbst soll sie zu dieser Frevelthat noch ermuthigt haben, sogar auf die Gefahr hin, daß sein Kloster dabei in Flammen aufginge.

Um Arnold in Sicherheit einzuwiegen, machten die Aufständigen noch an demselben Tage ihm Eröffnungen, daß sie am andern Tage ihm volle Genugthuung geben und ihm Geiseln nach seiner Auswahl stellen würden. Ueber die Herstellung des Friedens, die Buße, die Geiseln wurde bis in die Nacht und noch in der Nacht selbst unterhandelt. Nach der Messe am folgenden Festtage — es war das Fest St. Johannes des Täufers — berichteten ihm die Vertrauensmänner, welche die Unterhandlungen führten, daß zwar Geiseln bereit seien, aber nur Leute unreifen Alters und niederen Standes; dennoch riethen sie dem Erzbischofe sich damit zu begnügen, denn in der Stadt habe Alles wieder ein bedrohliches Ansehen gewonnen. Der Erzbischof gerieth in Zorn und rief aus: das seien nicht die Versprechungen, welche man ihm gemacht und beschworen, die Geiseln könne er nach seinem Gefallen auswählen, man wolle ihn und seine Kirche nur terrorisiren. Unter heftigen Klagen über die Falschheit der Mainzer erklärte er erst nach der Mahlzeit weiteren Bescheid geben zu wollen.

Nach dem Mahle, bei dem er noch den Wirth für die Unterhändler gemacht hatte, begab er sich zur Ruhe, wurde aber bald aus derselben aufgeschreckt. Man hörte in der Stadt das Schmettern von Hörnern und Trompeten, das Läuten der Sturmglocken; der Ruf ertönte: „Der Friede ist gebrochen!“ Von der Höhe des Klosters, wo man die ganze Stadt überblicken konnte, sah man bewaffnete Schaaren, von Meingots Söhnen geführt, heranstürmen. Auf den drei Wegen, die zum Kloster hinauf führten, rückten sie gegen dasselbe an; sie führten Fackeln, Pechkränze und Sturmleitern mit sich, um das Kloster zu berennen und in Brand zu stecken. Dudo von Selenhofen, des Erzbischofs Bruder, eilte zu demselben und beschwor ihn eiligst die Flucht zu ergreifen. Aber Arnold war nicht dazu zu bewegen, vielmehr gab er den Befehl,

Digitized by Google

das Kloſter trotz der ganz unzureichenden Mannſchaft, über die man verfügte, zu vertheidigen.

Wirklich gelang es einige Stunden den Sturm abzuwehren. Endlich wurde das Thor zum Kloſterhofe geſprengt, einige hölzerne Anbaue am Thore und kleinere Pforten der Mauern wurden in Brand geſteckt. So gelang es den Aufſtändigen — es war ſchon gegen Abend — in den Hof einzudringen. Weitere Gegenwehr war jetzt vergeblich. Seine Getreuen beſchworen den Erzbiſchof, der inzwiſchen eine Mönchskutte angelegt hatte, ſich auf einen der Kloſterthürme zu flüchten und dort einen Verſteck zu ſuchen. Der Erzbiſchof ſtieg einen Thurm hinauf, aber die Flammen ergriffen bald auch den Thurm und zwangen ihn zur Rückkehr. Er erſtieg dann die Treppe eines anderen Thurms und fand hier einen Verſteck, während die Mordgeſellen überall in und außer dem Kloſter umherſtürmten, um ſeine Spur zu finden. Ein Mainzer Ritter, deſſen Pathe er war und dem er viele Wohlthaten erwieſen, kam zufällig in ſeine Nähe; ihm entdeckte er ſich und bat ihn um Rettung. Der Ritter ſagte, daß der Erzbiſchof nur in einer Rüſtung werde gerettet werden können, daß er aber eine ſolche nur zu beſchaffen vermöge, wenn er mit ſeinen Verwandten, den Söhnen Meingots, ſich darüber beriethe; er verſprach wiederzukommen, als er ſich entfernte, aber er unterließ ſein Verſprechen zu halten.

Schon ergriffen die Flammen auch dieſen Thurm, und der Erzbiſchof mußte aus ſeinem Verſtecke weichen. Er ſchickte einen Mönch, der mit wenigen Klerikern noch bei ihm ausgehalten hatte, zu ſeinen Feinden und ließ ihnen erklären, er wolle ſich ihnen ergeben, wenn man ihm nur das Leben verbürge. Als dieſer Bote zu den Söhnen Meingots kam, wurde er mißhandelt und in Ketten gelegt. Bald darauf erſchien Dudo von Selenhofen, der zuletzt noch allein bei dem Bruder ausgeharrt und ſich auf deſſen dringende Bitten endlich zur Unterwerfung entſchloſſen hatte, vor Embricho und übergab ihm ſein Schwert. Aber der wilde Meingot ſtürmte herbei und ſtieß ihn nieder. Nur kurze Zeit darauf ſollte der Erzbiſchof dem Bruder im Tode folgen.

Als der Qualm Arnold den längeren Aufenthalt im Thurme unmöglich gemacht hatte, war er die Treppe deſſelben herabgeſchlichen und hatte ſich, auf das Aeußerſte erſchöpft, an dem Eingange der Kloſterkirche niedergelaſſen. Dichter Rauch verbarg ihn hier kurze Zeit

ſeinen Feinden. Als ſich derſelbe endlich verzog, erkannte ihn ein Ritter, mit Namen Helmger, der eben in die Kirche eindringen wollte, und rief alsbald ſeine Geſellen herbei; zugleich verſetzte er ihm einen tödtlichen Hieb mit dem Schwerte in die Schläfe. Unverzüglich ſtürmten auch die Anderen herbei und zerfleiſchten ihr blutiges Opfer. Gräßlich entſtellt, blieb die Leiche des Erzbiſchofs zunächſt inmitten der Kloſterruinen liegen, wurde dann auf die unwürdigſte Weiſe in der Stadt umhergeſchleppt, bis ihn am 26. Juni die Chorherren von St. Maria ad gradus in ihrer Kirche beiſetzten.

Die Mainzer hatten ihren Zweck erreicht, den bitter gehaßten Erzbiſchof ermordet, aber ſie wurden ihres Erfolges nicht froh. Bald fühlten ſie die ganze Schwere der auf ihnen laſtenden Schuld; ſie empfanden, daß der Kaiſer den Mord rächen würde, und ſie kannten ihn zu gut, um nicht vor ſeiner Rache zu zittern. Sie betrieben deshalb die Wahl eines neuen Erzbiſchofs, der ſie möglichſt vor dem kaiſerlichen Zorn ſchützen könne. Rudolf, der Bruder Bertholds von Zähringen, ein Schwager Heinrichs des Löwen und dem Kaiſer ſelbſt verwandt, ein Mann geiſtlichen Standes, ſchien das, wie kein anderer, leiſten zu können; ſie nöthigten deshalb den Klerus Rudolf zu wählen und vergaßen dabei ein dem Kaiſer vor wenigen Jahren gegebenes Verſprechen, keine Neuwahl ohne ſeine Gegenwart zu treffen. Rudolf nahm die Wahl an, obwohl ſie von Männern getroffen war, die mehr oder weniger am Morde Arnolds betheiligt geweſen waren. Herzog Berthold wünſchte lebhaft die Erhebung ſeines Bruders, in welcher er eine Entſchädigung ſeines Hauſes für manche Opfer, die er dem Kaiſer gebracht hatte, ſehen mochte. Er ging ſelbſt nach Italien, um die Zuſtimmung des Kaiſers zu gewinnen. Aber der Kaiſer weigerte ſich die Wahl Rudolfs anzuerkennen und verletzte dadurch Berthold auf das Empfindlichſte; der Anlaß zu den bedenklichen Zerwürfniſſen, welche in der nächſten Zeit die Staufer und Zähringer trennten, war gegeben.

Bald erhob ſich auch ein anderer Widerſtand gegen Rudolfs Wahl. Schon am 25. Juli 1160 hatten mehrere Erzbiſchöfe und Biſchöfe, welche mit anderen Fürſten zur Berathung von Reichsangelegenheiten in Erfurt vereinigt waren, die Excommunication über die Mainzer ausgeſprochen. Nicht allein, daß ſie dann Rudolfs Wahl nicht anerkannten, ſie ſchickten ſich ſelbſt an eine Gegenwahl zu bewirken. Erzbiſchof Hillin von Trier und die Mainzer Suffragane traten mit dem

Pfalzgrafen Konrad und Landgraf Ludwig von Thüringen, mit des Kaisers Bruder und Schwager, die wegen ihrer Mainzer Lehen an der Besetzung des Erzbisthums das unmittelbarste Interesse hatten, in Verbindung, und auf einem Tage zu Frankfurt am 29. October ließen sie von einigen Domherren den Propst Christian von Merseburg, seit Kurzem auch Propst von S. Maria ad gradus zu Mainz, zum Erzbischof wählen. Christian stammte aus einem angesehenen thüringischen Geschlecht*), stand noch in jungen Jahren, hatte aber bereits in Diensten des Kaisers und Papst Victors sich als ein gewandter Staatsmann bewährt.

Aber Rudolf verzweifelte deshalb noch nicht; er machte sich im Anfang des Jahres 1161 selbst auf den Weg zum Kaiser nach Italien. Um die Mittel zur Reise zu beschaffen, mußte er die Kleinodien des Kirchenschatzes angreifen. Aber überall fand er nur Abneigung gegen seine Wähler und gegen sich selbst. Wir haben berichtet, wie auf der Synode zu Lodi (Juni 1161) über Alle, welche an dem Morde Arnolds betheiligt gewesen waren, der Bann verhängt wurde, wie auch Rudolf selbst eine Kirchenstrafe traf**). Damit waren die letzten Hoffnungen des Zähringers auf den Mainzer Bischofsstuhl entschwunden. Aber auch die Wahl Christians erkannte der Kaiser nicht an. Er empfand keine Abneigung gegen die Person desselben, denn schon im nächsten Jahre erhob er Christian zu der einflußreichen Stellung eines Kanzlers***); vielmehr scheint er Anstoß daran genommen zu haben, daß auch diese Wahl in seiner Abwesenheit und ohne seine Genehmigung erfolgt war.

In seiner Gegenwart ließ dann der Kaiser von einigen angesehenen Mainzer Geistlichen, die über die Alpen gekommen waren, Konrad von Wittelsbach, den Bruder des Pfalzgrafen Otto, wählen und belehnte

*) Nach der gewöhnlichen Annahme aus dem Geschlecht der Grafen von Buch, doch ist diese Abstammung nicht sicher nachzuweisen. Christian war der Sohn einer Schwester des Grafen Friedrich von Beichlingen, der 1159 in Italien gestorben war.

**) Vergl. oben S. 269.

***) Die sämmtlichen Kanzleigeschäfte lagen, während der Kaiser in Italien war, wesentlich in den Händen Rainalds von Dassel; auch nachdem er als Erzbischof von Köln zum Erzkanzler Italiens erhoben war, behielt er diese Geschäfte zum Theil in der Hand. Als Kanzler wird vom August 1159 Udalrich genannt, auf den im November 1162 Christian folgte.

ihn dann sogleich mit den Regalien des Erzstifts*). Es waren am wenigsten kirchliche Motive, welche Friedrich bei der Erhebung dieses noch jungen Mannes auf den ersten Bischofsstuhl des deutschen Reiches bestimmten. Nur zu bald zeigte sich, daß Konrad nicht minder als Udalrich von Aquileja alexandrinische Gesinnungen hegte. Er war in der Salzburger Kirche erzogen worden und hatte dort die Stellung eines Domherrn gewonnen; er stand deshalb ganz unter dem Einflusse des Erzbischofs Eberhard. Aber das nahe Verhältniß seines Hauses zum Kaiser schien Bürgschaft für seine Treue zu bieten, und als ein Vortheil konnte es erscheinen, daß er als Fremder dem bisherigen Treiben in Mainz fern gestanden hatte. Auch durch seine Charakterfestigkeit, Thätigkeit und politische Begabung schien er ganz der Mann, das tief gesunkene Erzstift wieder aufzurichten. In der nächsten Zeit blieb er noch in der Nähe des Kaisers in Italien; der Einzug in seinen Bischofssitz ohne die schützende Hand Friedrichs mochte unmöglich erscheinen.

Auch Rudolf scheint nach der Synode von Lodi nicht mehr nach Mainz zurückgekehrt zu sein. Er wird sich zunächst zu seinem Bruder Berthold begeben haben; später ging er nach Frankreich, um sich die Gunst Papst Alexanders und König Ludwigs zu gewinnen. Er hoffte so noch die Herstellung in Mainz erreichen zu können; aber auch hierin fand er sich getäuscht und kehrte nach Deutschland zurück. Es gelang ihm hier einige Jahre später (1168) das Bisthum Lüttich zu gewinnen. In Mainz wurde er, da man durch seine Wahl die kaiserliche Gunst nicht erlangt hatte, bald genug vergessen.

Der Mainzer Aufstand, angefacht von einem Theil der Geistlichkeit und angesehenen Ministerialen, welche auch die untersten Klassen des Volks zu erhitzen gewußt hatten, war kläglich gescheitert. Man hatte gedacht das erzbischöfliche Joch abzuschütteln und eine freiere Stellung unter dem Kaiser zu gewinnen, aber man hatte nur die Rache auf das eigene Haupt beschworen. Das Erzbisthum, nach seiner kirchlichen und politischen Stellung das erste des deutschen Reichs, hatte an Achtung und Einfluß unendlich verloren; zugleich war der Stadt ihre Glorie genommen und sie ging dem schlimmsten Schicksale entgegen.

*) Ob Konrads Wahl und Investitur unmittelbar nach der Synode von Lodi oder erst einige Monate später erfolgte, läßt sich nicht feststellen.

Das Strafgericht, welches der Kaiſer über die Mainzer verhängen mußte, ſtand noch drohend über ihren Häuptern.

Eingreifen Friedrichs in die deutſchen Angelegenheiten.

Im Anfange des Jahres 1163 begab ſich der Kaiſer in die fränkiſchen Gegenden. Im Februar nahm er einen längeren Aufenthalt in Würzburg, wo ſein Neffe Friedrich von Schwaben, ſein Schwager Ludwig von Thüringen, der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach und außer Heinrich II. von Würzburg die Biſchöfe von Bamberg, Eichſtädt und Cambray bei ihm waren. Im März verweilte er einige Tage in Nürnberg, wo auch der alte Welf an ſeinem Hofe erſchien. Das Oſterfeſt feierte er zu Worms (24. März).

Indeſſen hatte er einen großen Reichstag auf den 31. März nach Mainz berufen, wo die Stadt für ihre Frevelthaten gezüchtigt werden ſollte. In Mainz ſah man dem Tage in der verzweifeltſten Stimmung entgegen. Die Führer des Aufſtandes und die am Morde Arnolds beſonders Betheiligten waren entflohen. Todtenſtille herrſchte in der öden Stadt. Niemand dachte an Widerſtand, Alle an den Zorn des Kaiſers.

Der Reichstag wurde am 7. April eröffnet und war zahlreich beſucht. Wir wiſſen, daß außer dem erwählten Erzbiſchof Konrad die Erzbiſchöfe von Salzburg und Magdeburg, die Biſchöfe von Würzburg, Bamberg, Brixen, Lüttich, Utrecht und Münſter gegenwärtig waren; unter den weltlichen Fürſten werden Herzog Heinrich der Löwe, Pfalzgraf Konrad, Landgraf Ludwig und Markgraf Albrecht der Bär genannt. Die verſammelten Fürſten forderten Alle vor ihr Gericht, die an dem Morde Arnolds Antheil gehabt hatten. Aber der Mörder konnte man nicht habhaft werden; nur Einer, Brunger genannt, fiel in die Hand der Richter und büßte ſeine Schuld mit dem Tode. Gegen die Flüchtigen wurde die Strafe ewiger Verbannung ausgeſprochen, ihr Vermögen eingezogen, ihre Häuſer niedergeriſſen. Auch die Mönche von St. Jakob wurden zur Verantwortung gezogen. Der Abt Gottfried, der ſich nicht zu rechtfertigen vermochte, wurde ſeiner Würde entſetzt und verbannt, die Mönche ergriffen meiſt die Flucht, und den Reſt derſelben ließ man ruhig abziehen. Am empfindlichſten aber waren die

Strafen, welche die Stadt und die Einwohnerſchaft in ihrer Geſammtheit trafen. Alle ihre Privilegien wurden für aufgehoben erklärt, die Stadtgräben zum großen Theil ausgefüllt, die Mauer faſt ganz niedergeriſſen*). Mainz war ſo ein offener Platz, und man meinte deshalb, daß es nicht mehr als Stadt gerechnet werden könne. Mehr als je war es in die Hand des Erzbiſchofs gegeben, der jetzt wieder in ſeinem Palaſt ſich einrichtete. Bald mußte er freilich dem Kaiſer wieder nach Italien folgen, und abermals wurden die Kleinodien der Mainzer Kirche angegriffen, um die Ausrüſtung zu ermöglichen.

Man hat ſchon zu jener Zeit das Schickſal der Stadt Mainz der Zerſtörung Mailands an die Seite geſtellt, und der Vergleichungspunkte ergaben ſich manche auch auf den flüchtigſten Blick. Aber doch iſt die Strafe für das deutſche Mainz nicht ſo hart geweſen, wie jene, welche die Hauptſtadt der Lombarden getroffen hatte. Die Einwohnerſchaft von Mainz wurde mindeſtens nicht auseinander geriſſen und blieb an ihrem alten Sitze. Waren auch Ruinen in und um Mainz, die Stadt ſelbſt blieb doch im Weſentlichen erhalten.

Faſt während des ganzen April verweilte Friedrich in Mainz; auch noch in den nächſten Monaten hielt er ſich in den linksrheiniſchen Gegenden auf. Erſt in dieſer Zeit gelang es ihm, den Landfrieden im Elſaß völlig herzuſtellen. Am 8. Juli finden wir ihn wieder zu Selz, wo an ſeinem Hofe auch wieder Berthold von Zähringen erſchien. Es iſt kaum zu bezweifeln, daß er bereits damals den höchlich erbitterten Fürſten zu beſchwichtigen gewußt hatte; daß dies und wie es geſchehen iſt, wird freilich nirgends berichtet. Am 25. Juli war der Kaiſer zu Worms und kehrte gleich darauf über den Rhein zurück; am 3. Auguſt hielt er ſich zu Frankfurt auf.

Auf die nächſte Zeit hatte der Kaiſer zahlreiche Fürſten zu einem Hoftage nach Nürnberg berufen. Auch Papſt Alexander hatte zu dieſem Tage eine Geſandtſchaft geſchickt, um dem Kaiſer Friedensanerbietungen zu machen.

Seit König Ludwig mit dem Kaiſer gebrochen, hatte Alexander nicht geringe Erfolge gewonnen. Schon im December 1162 hatte er beſchloſſen ein allgemeines Concil zu berufen, um auf demſelben ſeine Macht der Welt zu zeigen; es ſollte in Tours ſich verſammeln, wo

*) Erſt im Jahre 1200 wurde die Mauer hergeſtellt.

der Papst sich damals aufhielt. Im Anfange des Jahres 1163 war er dann nach Paris gegangen, wo man ihn mit Ehren überhäufte; von hier aus erließ er um Ostern die Einladungsschreiben zu dem Concil, welches in der Woche nach Pfingsten eröffnet werden sollte. Das Erscheinen des französischen Klerus stand außer Frage. König Heinrich, der nach vierjährigem Aufenthalte auf dem Festlande erst vor Kurzem nach England zurückgekehrt war, machte erst allerdings Schwierigkeiten dem englischen Klerus den Besuch des Concils zu gestatten, aber diese Schwierigkeiten wurden glücklich beseitigt. So hatte die Einladung den günstigsten Erfolg. Als der Papst nach Tours zurückkehrte, um das Concil zu eröffnen, fand er dort eine überaus stattliche Versammlung; man will 17 Cardinäle, 125 Erzbischöfe und Bischöfe, 414 Aebte und Pröpste in ihr gezählt haben. Der französische Episcopat war fast vollständig zugegen; die beiden englischen Erzbischöfe hatten sich mit mehreren ihrer Suffragane eingestellt; viele Kirchen Spaniens, Schottlands und Irlands waren vertreten; auch Italien sah man stattlich repräsentirt. Selbst mehrere deutsche Bischöfe hatten im Geheimen Botschaft geschickt und ihre Unterwerfung dem Papste versprochen.

Eine Anzahl von Kanones des Concils sind bekannt; sie richten sich gegen simonistische Schäden der Kirche, gegen den Wucher der Geistlichkeit, gegen die Veräußerung von Kirchen und Kirchengut an Laien, gegen die von Toulouse aus über Südfrankreich verbreiteten ketzerischen Secten, gegen die Mönche, welche den Klöstern entliefen, um medicinische oder juristische Studien zu treiben, u. s. w. Diese Bestimmungen sind meist weder neu, noch von großer Bedeutung. Wichtiger war die Stellung, welche das Concil in Bezug auf die Kirchenspaltung nahm. Da sprach nun Bischof Arnulf von Lisieux, ein kluger und in die Weltverhältnisse sich fügender Normanne*), gleich in der Einleitungsrede aus, daß Einheit und Freiheit die wesentlichsten Lebensbedingnisse der Kirche seien, diese aber sich nur bei denen fänden, welche Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkennten; um so mehr sei zu beklagen, daß sich Kaiser Friedrich, ein durch so viele glänzende Eigenschaften ausgezeichneter Fürst, von der Kirche ausschließe, doch bestehe die Hoffnung, daß er sich noch bekehren werde,

*) Vergl. Bd. IV. S. 267.

schon aus Dankbarkeit gegen die römische Kirche, welche ihm und seinen Vorfahren die Kaiserkrone verliehen habe.

Offenbar wollte man die Person des Kaisers auf dem Concil schonend behandeln. Dagegen ging man mit Octavian um so schärfer in das Gericht. In längerer Rede sprach der Papst selbst über die Rechtmäßigkeit seiner eigenen Wahl, über die frevelhafte Anmaßung der päpstlichen Würde durch seinen Widersacher, und diese Rede fand die allgemeinste Zustimmung. Alle Ordinationen des Octavian und anderer Schismatiker wurden darauf für ungültig erklärt und am Schluß des Concils das Anathem über Octavian und seine Anhänger aufs Neue ausgesprochen, namentlich wurde auch gegen Rainald von Köln und Abt Hugo von Cluny, der sich damals im Exil bei Friedrich befand, der Bann verhängt. Das über den Kaiser verhängte Anathem hat man, wie es scheint, nicht besonders erneuert.

Alexander blieb nach dem Concil noch einige Zeit zu Tours und begab sich dann nach Kloster Déols zurück. Da ihm die Könige von Frankreich und England die Wahl der Residenz freistellten, wählte er für die Folge Sens zu seinem dauernden Aufenthaltsorte. Sein Verhalten gegen den Kaiser war seit den Vorgängen an der Saône-Brücke immer das gleiche geblieben: er suchte seinen Anhang in Deutschland, besonders durch Eberhard von Salzburg, zu verstärken, zugleich aber durch friedliche Anerbietungen den Kaiser zu gewinnen. In dem Sinne hatte er bereits am 18. September an Erzbischof Eberhard geschrieben *), dann am 28. Februar 1163 ein Schreiben an die Deutschen erlassen, in welchem er ihnen anzeigte, daß er den Erzbischof von Salzburg zur Bekämpfung des Schisma als seinen Legaten für Deutschland bestellt habe. Als sich Eberhard dann mit Hartmann von Brixen im März 1163 nach Mainz begab, wird er Nichts unterlassen haben, um den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Wir wissen, daß Eberhard nicht nur bei Konrad von Mainz, seinem Zögling, sondern auch beim Kaiser selbst die ehrenvollste Aufnahme fand, und diese mag neue Hoffnungen bei ihm und Alexander erregt haben. So erklärt es sich leicht, daß der Letztere jetzt nach Nürnberg eine eigene Friedensgesandtschaft an den Kaiser abordnete.

Die Gesandten des Papstes waren der im Exil lebende, früher

*) Vergl. oben S. 346.

dem Kaiſer nahe ſtehende Biſchof Petrus von Pavia, der Biſchof Heinrich von Troyes, der Cardinaldiakon Oddo von Brescia und der Magiſter Roland. Der Kaiſer empfing die Geſandtſchaft nicht ſogleich, ſondern ſandte einige Fürſten ab, um ſie über den Zweck ihres Kommens zu befragen. Die Geſandten erklärten Anfangs, daß ſie ihre Botſchaft nur an den Kaiſer ſelbſt auszurichten hätten, ließen ſich aber endlich doch zu der Eröffnung herbei: der Zweck ihrer Geſandtſchaft ſei, den Kaiſer zur Einheit der Kirche und zum Frieden mit derſelben zurückzuführen, die römiſche Kirche von der Anſchuldigung einer Conſpiration mit dem Könige von Sicilien gegen den Kaiſer zu rechtfertigen und darzuthun, daß Alexander allein kanoniſch erwählt, Octavian aber ein offenbarer Eindringling und zur Bekleidung der päpſtlichen Würde völlig unfähig ſei. Dieſe Eröffnungen erregten bei dem Kaiſer und den um ihn verſammelten Fürſten lebhaften Unwillen, und man beſchloß die Geſandten nicht zu hören. Der Cardinal Oddo und der Magiſter Roland mußten ſogleich die Rückreiſe antreten.

Nach dem Wunſche des Kaiſers blieben jedoch die Biſchöfe von Pavia und Troyes noch zwei Tage zurück; er verkehrte freundlich mit ihnen und theilte ihnen endlich Vorſchläge zur Beſeitigung des Schisma mit, die ohne Zweifel auch die Billigung der anweſenden Fürſten gefunden hatten. Danach ſollten, wenn ſich die alexandriniſche Partei einem Gericht unterwerfen wolle, aus der geſammten Kirche zwei Würdenträger, die bisher noch keine Partei ergriffen hätten, beſtimmt werden und dieſe dann ſieben andere — Italiener oder Deutſche — als Richter erwählen, alle Anhänger Alexanders aber ſollten ſchwören, daß das Urtheil, welches nach ſorgfältiger Unterſuchung der Sache von den Sieben gefunden und von den Zweien ausgeſprochen würde, ob es nun für den einen oder den anderen oder für keinen der beiden Päpſte günſtig ausfiele, ſeine Gültigkeit behalte. Nicht mit Unrecht zweifelte man daran, daß die Partei Alexanders ſich einer richterlichen Entſcheidung unterwerfen werde. Auch der Kaiſer wird auf dieſe Unterhandlungen keine großen Hoffnungen geſetzt haben. Dennoch war es ein bedeutſamer Schritt, den er that; er konnte die Alexandriner mit neuen Hoffnungen, Victor und ſeinen nächſten Anhang mit Befürchtungen erfüllen.

Nichts beſchäftigte damals den Kaiſer mehr als der große Fürſtenbund, der ſich, wie wir wiſſen, zu jener Zeit gegen Heinrich den Löwen zu

bilden anfing. Ein innerer Krieg voll namenlosen Elends konnte aus demselben erwachsen; um so gefährlicher, als man vor einem Angriff Frankreichs noch keinen Augenblick sicher war und der Kaiser selbst möglichst bald nach Italien zurückkehren wollte, um die Waffen gegen den Sicilier zu ergreifen. Man befürchtete, daß der sächsische Pfalzgraf Adalbert, Albrecht der Bär, der Landgraf von Thüringen und Bischof Udo von Naumburg demnächst Heinrich den Löwen angreifen und dann auch der Böhmenkönig, der Herzog von Oesterreich, der Markgraf von Steiermark und Herzog Welf in dessen oberdeutsche Besitzungen einfallen würden. Der Kaiser versuchte Alles, um zu hindern, daß sich die verderbliche Kette nicht um seinen Vetter schloß, und es gelang ihm um die Zeit des Nürnberger Tages, den Böhmenkönig und Welf von einer Verbindung mit den sächsisch-thüringischen Fürsten abzubringen; man glaubte, daß auch der Herzog von Oesterreich und der Markgraf von Steiermark von dem Kaiser gewonnen seien, und man täuschte sich darin nicht. Den Uebrigen würde, meinte man, Heinrichs Macht gewachsen sein. Ob sie es war, ist nicht ermittelt worden, denn es kam gar nicht zum Ausbruch des Kampfes; sei es, daß die sächsisch-thüringischen Verbündeten sich, nachdem ihre Erwartungen auf eine Erhebung gegen Heinrich im oberen Deutschland vereitelt waren, für zu schwach zum Angriff hielten, sei es, daß der Kaiser, was wahrscheinlicher ist, auch sie von einem Landfriedensbruch abzuhalten vermochte.

Um die Zeit des Nürnberger Tages kam auch mit Polen ein Friede zu Stande. Boleslaw bequemte sich endlich, den im Jahre 1157 eingegangenen Verpflichtungen*) nachzukommen. Sein Bruder Wladislaw war inzwischen im Exil in Deutschland gestorben (1159); im Kloster Pegau hat er sein Grab gefunden. Auch Wladislaws Gemahlin, die babenbergische Agnes, scheint damals nicht mehr unter den Lebenden geweilt zu haben; sie ist in Altenburg gestorben und im Kloster Pforta begraben worden. Aber es lebten drei aus dieser Ehe hervorgegangene Söhne: Boleslaw, welcher dem Kaiser Kriegsdienste in Italien geleistet hatte, Mesco und Konrad; der Letztere, damals noch ein Knabe, wurde in einem deutschen Kloster erzogen. Dieser seiner Vettern nahm sich der Kaiser an und erwirkte ihnen Anerken-

*) Vergl. S. 118.

nung ihrer Ansprüche auf einen Theil des polnischen Reichs. Schlesien wurde ihnen zugewiesen; Boleslaw erhielt die Hauptmasse des Landes, Mesco das Herzogthum Ratibor. Einige schlesische Städte behielt sich Boleslaw in Schlesien vor, wie denn auch das ganze Land noch in einer gewissen Abhängigkeit von dem polnischen Reiche verblieb. Ob dem so war, gewann Schlesien doch unter eigenen Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten fortan eine selbstständigere Entwickelung, und es ist nicht ohne Nachwirkung geblieben, daß unter deutschem Einfluß damals die Nachkommen Wladislaws das Land erhielten. Bald haben deutsche Colonisten und deutsche Rechtsordnungen in Schlesien Eingang gefunden und allmählich dort die Oberhand über das slawische Wesen gewonnen.

Bei dem polnischen Frieden können König Wladislaw von Böhmen und Herzog Heinrich von Oesterreich nicht unbetheiligt gewesen sein, sie hatten für ihre Neffen aus dem Geschlecht der Piasten ein noch näheres Interesse als der Kaiser selbst. Beide waren ihm bereits durch die Dienste, welche sie ihm in Italien geleistet, näher getreten, die polnische Sache mußte sie ihm noch enger verbinden, und das Einverständniß mit ihnen war ihm auch für die Ordnung der immer noch unklaren Verhältnisse Ungarns von Bedeutung.

Stephan IV., der nach dem Tode seines Bruders Ladislaw (14. Januar 1162) die Krone an sich gerissen, hatte bald die allgemeinste Mißstimmung gegen sich erregt. Man mißtraute ihm als dem Gemahl einer griechischen Fürstin; mit Besorgniß sah man auf das griechische Heer, welches er zu seinem Schutze herbeirief, und er wurde genöthigt es zu entlassen; das Maß des Unwillens wurde endlich voll, als er Semlin und Sirmien, welches die Ungarn in blutigen Kämpfen bisher behauptet hatten, Kaiser Manuel überließ. Viele wandten sich jetzt wieder Stephan III.*), dem Sohne Geisas, zu; der junge Fürst ergriff die Waffen gegen seinen Oheim, und es genügte eine Niederlage (19. Juni 1162), um dessen Thron zu stürzen. Der vertriebene König flüchtete zu Kaiser Manuel, den er zu Sardica antraf, und der sofort mit einem Heere bis Belgrad vorrückte. Aber der Kaiser begab sich des Krieges, noch ehe die Schwerter gezückt waren, und zog es vor, mit dem jungen Stephan ein Abkommen zu treffen.

*) Vergl. S. 271.

Er erbot sich Bela, dem Bruder König Stephans, seine eigene Tochter Maria zur Ehe zu geben und diesem, da er selbst bisher ohne männliche Nachkommenschaft war, auch die Nachfolge im griechischen Reiche zu sichern. Das Verlöbniß fand statt, und der junge Bela wurde darauf nach Constantinopel gesandt, wo er den Namen Alexius III. erhielt. Aber als Manuel von dem jungen König als das Erbtheil seines Bruders Dalmatien beanspruchte, entspann sich aus der jungen Freundschaft sogleich bittere Feindschaft, und diese benutzte der vertriebene Stephan, um sich im Anfange des Jahres 1163 abermals im südlichen Ungarn festzusetzen.

In den inneren Zerwürfnissen des Landes wandten alle Parteien ihren Blick auch auf Kaiser Friedrich. Es erschienen vor ihm Gesandte des jungen Königs, wie Gesandte seines Oheims. Schon gab es Manche im Lande, welche, der inneren Kämpfe unter den Nachkommen Arpads müde, sich lieber der deutschen Herrschaft unterwerfen wollten, und auch sie schickten Gesandte an Friedrich. Der Augenblick wäre günstig gewesen, um die Pläne auszuführen, mit welchen sich der Kaiser vor elf Jahren zur Unterwerfung Ungarns getragen hatte *). Man sprach schon von einer Fahrt des Kaisers gegen die Ungarn, und das Gerücht davon erfüllte Papst Alexander mit nicht geringer Besorgniß. Denn Lucas Bansy, Erzbischof von Gran, ein überaus eifriger Mann, der in Paris seine Studien gemacht, hatte bis dahin den größeren Theil der ungarischen Kirche in Alexanders Obedienz erhalten, und es drohte der Abfall, sobald der Kaiser sich in dem Lande zeigen sollte. Deshalb erließ Alexander am 29. Mai 1163 ein Schreiben an Eberhard von Salzburg, worin er ihn aufforderte dem Zuge des Kaisers nach Ungarn auf alle Weise entgegenzutreten und auch Erzbischof Lucas anzuweisen ihm gleichen Widerstand zu bereiten.

Aber die Sorgen Alexanders waren eitel. Dem Kaiser, mit neuen Unternehmungen in Italien umgehend, lag es fern, sich jetzt in die Wirren Ungarns zu mischen. Er entschloß sich die Entscheidung der Thronstreitigkeiten in diesem Reiche dem Böhmenkönige, dem Herzoge von Oesterreich und dem Markgrafen von Steiermark zu übertragen; vielleicht sah er hierin zugleich das beste Mittel, sie von dem Bunde gegen Heinrich den Löwen abzuziehen. Er sandte an jene Fürsten den

*) Vergl. S. 13.

Protonotar Heinrich, einen seiner ältesten und einflußreichsten Räthe, den er schon früher mit einer Gesandtschaft nach Constantinopel betraut hatte, und den ihm vertrauten Grafen Heinrich von Diez*), damit sie gemeinschaftlich beriethen, was in Bezug auf Ungarn zu thun sei; ihren Beschlüssen sagte er zugleich seine unbedingte Genehmigung zu.

Wir kennen die Beschlüsse nicht, welche die genannten Fürsten mit den Gesandten des Kaisers gefaßt haben; nur soviel ist klar, daß man von einem unmittelbaren Eingreifen in die ungarischen Angelegenheiten vorläufig Abstand nahm, dagegen sich mehr geneigt zeigte den jungen König als seinen Oheim zu unterstützen. Nicht lange nachher ging der Böhmenkönig, dessen ältester Sohn Friedrich schon seit Jahren mit Elisabeth, einer Schwester des jungen Ungarnkönigs, vermählt war, ein Schutzbündniß mit diesem und dessen Mutter ein und versprach ihnen erforderlichen Falls auch mit den Waffen ihr Reich gegen Angriffe zu vertheidigen: zur Befestigung des Bündnisses vermählte der Böhmenkönig damals seinen zweiten Sohn Swatopluk einer jüngeren Schwester Stephans III. Erst durch den Bund mit Böhmen ist die Herrschaft dieses jungen Königs dauernd gesichert worden.

Die Gedanken des Kaisers waren längst wieder auf Italien gerichtet. Er ging dort neuen Kämpfen entgegen, aber wir hören nicht, daß er auch nur den Versuch gemacht habe, ein deutsches Heer aufzubieten, welches ihm über die Alpen folge. Wir wissen, wie wenig die Fürsten schon früher einem Zuge nach Apulien geneigt waren, und die inneren, wie die äußeren Verhältnisse des Reichs, wie sie jetzt lagen, mochten ihnen am wenigsten eine lange Entfernung vom Hause wünschenswerth erscheinen lassen. Nicht einmal des Kaisers nächste Verwandten — Pfalzgraf Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Landgraf Ludwig von Thüringen — waren gewillt ihn nach Italien aufs Neue zu begleiten; nur sehr wenige Fürsten, wie Erzbischof Konrad von Mainz, entschlossen sich nothgedrungen zur Reise, und auch sie rüsteten nur ein geringes Gefolge zu derselben aus. Aber der Kaiser war, nachdem er die Grenzen gegen Frankreich geschützt und den Landfrieden gesichert hatte, nicht mehr zurückzuhalten. Am 22. September

*) Heinrich von Diez, welchen der Kaiser in der Folge noch vielfach in wichtigen Geschäften benutzte, nannte sich nach einer seiner Burgen an der Lahn, um welchen Fluß die Hauptbesitzungen seines Geschlechts lagen; nach dem Aussterben desselben kamen die meisten Güter an die Grafen von Nassau-Dillenburg.

wollte er noch zu Augsburg mit mehreren Fürsten, die er dorthin beſchieden, einen Hoftag halten, dann aber ſogleich nach Italien aufbrechen.

11.

Wachſende Hinderniſſe in Italien.

Vorbereitungen zum Kriege gegen Sicilien.

Während der Kaiſer in Deutſchland verweilte, hatte die Leitung der Angelegenheiten Italiens weſentlich in den Händen des Erzbiſchofs Rainald von Köln geruht, der bald nach dem Tage von St. Jean-de-Losne nach der Lombardei zurückgekehrt war. Rainald war mit den ausgedehnteſten Vollmachten ausgeſtattet worden und machte dieſe zuerſt in den Städten der Veroneſer Mark, dann in der Lombardei geltend. Er hielt Gerichtstage und Landtage, übte im Namen des Kaiſers das höchſte Gericht, gab bei ſtreitigen Wahlen der Biſchöfe und Aebte die Entſcheidung, ſetzte alexandriniſche Biſchöfe ab und ließ an ihrer Stelle Anhänger Victors wählen. Mit den Städten ſchloß er Verträge ab, die ihre Verhältniſſe zum Kaiſer regelten und ihre regelmäßigen Leiſtungen beſtimmten, wie auch das Fodrum, welches ſie zum apuliſchen Kriege zu zahlen hatten. Am 22. November 1162 war er in Piacenza und ließ hier in öffentlicher Verſammlung verkündigen, daß fortan die geſetzlichen Zahlungen in der kaiſerlichen Münze, die man in der Lombardei zu ſchlagen angefangen hatte, erfolgen müßten, wovon die nothwendige Folge war, daß die Münze von Piacenza tief im Werthe ſank.

Ein kaiſerlich geſinnter Lombarde rühmt Rainalds Thätigkeit, welche die Städte und Großen zur Liebe und Anhänglichkeit an den Kaiſer bewogen habe, aber die Folge zeigte, daß dieſe Liebe mehr Furcht, die Anhänglichkeit nicht probehaltig war. Jedenfalls hielt Rainald mit ſtarker Hand die kaiſerliche Autorität auf dem lombardiſchen Boden aufrecht, den er nicht vor Ende des Jahres verließ, nicht eher als bis Biſchof Hermann von Verden als kaiſerlicher Vicar dort ein-

getroffen war. Hermann, längſt mit allen Angelegenheiten Italiens vertraut, übte die ihm übertragene Macht mit vieler Umſicht und der ihm eigenen Milde. Er reſidirte bald in Lodi, bald in anderen Städten der Lombardei und der Mark von Verona; beſonders waren von ihm die richterlichen Geſchäfte im Namen des Kaiſers zu führen.

Rainald begab ſich nach Tuſcien, um die bereits früher von ihm begonnene Organiſation dieſes Landes*) im kaiſerlichen Intereſſe durchzuführen, wobei er beſonders auf die Unterſtützung Piſas rechnete. Die Piſaner hatten treu an dem Bunde mit dem Kaiſer gehalten, obwohl ſie ſchwere Verluſte dadurch erlitten. König Wilhelm von Sicilien hatte ſchon im October 1162 alle Piſaner, welche er in ſeinem Gebiete fand, gefangen nehmen laſſen und ihre Habe mit Beſchlag belegt, auch ein piſaniſches Schiff auf der Fahrt von Conſtantinopel angehalten. Die Piſaner waren aber dadurch in ihren Rüſtungen für Friedrich nicht beirrt worden; ſchon hatten ſie 13 Galeeren für ſeinen Dienſt fertig geſtellt und andere wurden in der nächſten Zeit gebaut.

Am 31. März 1163 kam Rainald nach Piſa und wurde ſehr ehrenvoll empfangen. Die Stadt zeigte nichts als Ergebenheit gegen den Kaiſer, und in Begleitung mehrerer Piſaner ſetzte der Erzbiſchof ſeinen weiteren Umzug durch Tuſcien fort. Lucca, Florenz und alle Städte, die er beſuchte, beſchworen den Befehlen des Kaiſers und ſeines Geſandten Folge zu leiſten; zugleich gaben ſie willig die ihnen auferlegten Steuern. Eine ſehr bedeutende Summe brachte Rainald in Bälde zuſammen. Kein Markgraf und kein kaiſerlicher Geſandter, ſagt ein Piſaner jener Zeit, habe je zuvor in gleicher Weiſe die Städte Italiens geſchatzt und dem Reiche unterthänig gemacht. Rainald dehnte ſeinen Umzug auch nach dem Herzogthum Spoleto, der Mark von Ancona und nach der Romagna aus. Von den Verträgen, die er damals für das Reich abſchloß, iſt uns der mit der Stadt Gubbio erhalten. Sie hatte nach demſelben für das laufende Jahr als Fodrum für den apuliſchen Krieg 100 Pfunde in der Münze von Lucca oder Piſa zu zahlen, für die folgenden Jahre nur 60 Pfunde, wofern nicht ein beſonderes Fodrum ausgeſchrieben würde; die Zahlung ſolle am Martinstage zu S. Miniato, oder wo es ſonſt der Kaiſer befehle, erfolgen. In dem großen Gefolge des Erzbiſchofs waren damals auch Pfalzgraf Otto von Wit-

*) Vergl. S. 322. 323.

telsbach*), der Burggraf Burchard von Magdeburg und Arnold von Dorſtadt, der Podeſtà von Piacenza.

Nach dieſem Umzuge kehrte Rainald am 20. September nach Piſa zurück**), und feierte dort im Dome ein glänzendes Dankfeſt für die glücklichen Erfolge, welche ihm Gott beſchieden. Und allerdings war ihm nicht Geringes gelungen; der Kaiſer ſelbſt hat ihm alsbald nachgerühmt, daß er die vernachläſſigten Reichsrechte in Tuſcien geſetzlich und rechtlich hergeſtellt und ſich dadurch die größten Verdienſte erworben habe. Rainald erkannte willig die Hülfe an, welche ihm dabei ſeine piſaniſchen Begleiter geleiſtet hatten und belohnte ſie durch reiche Geſchenke. Auch die Stadt Piſa hatte inzwiſchen die Gunſt der Umſtände benutzt, um ihre Herrſchaft in ihrer unmittelbaren Nähe zu befeſtigen. Die Burg Peccioli in der Val d'Era hatte ihnen ſeit langer Zeit viele Widerwärtigkeiten bereitet. Im Juni waren ſie ausgezogen und hatten nicht nur dieſe ſtarke Burg, ſondern auch alle anderen Feſten in der Umgegend in ihre Gewalt gebracht, ſo daß ſie ihr Gebiet bis zur Grafſchaft von Volterra ausbreiteten.

Von Piſa begab ſich Rainald nach Sarzana, wo er einen Landtag mit den Conſuln der tuſciſchen Städte hielt und ſie aufforderte ſich demnächſt nach Lodi zu begeben, um dort die Befehle des Kaiſers zu empfangen. Auch er ſelbſt kehrte dann nach der Lombardei zurück; nicht als der Letzte wollte er dem Kaiſer begegnen.

Im October 1163 erſchien Friedrich ſelbſt wieder in der Lombardei und nahm alsbald ſeinen Weg nach Lodi. Am 29. October kam er, von ſeiner Gemahlin begleitet, hier an und bezog die neue Pfalz. In ſeiner Umgebung befanden ſich Konrad von Wittelsbach, der erwähnte Erzbiſchof von Mainz, der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbiſchof Rainald von Köln, Biſchof Hermann von Verden, der Abt Hermann von Hersfeld, der vertriebene Abt Hugo von Cluny, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Graf Gebhard von Leuchtenberg, Markward von Grumbach, Konrad von Ballhauſen und einige andere deutſche Herren. Man ſah dort auch den jungen Welf, der nach

*) Otto von Wittelsbach war ſpäter, als Rainald, nach Italien zurückgekehrt; er erſcheint noch als Zeuge in einer am 23. Februar 1163 zu Würzburg ausgeſtellten Urkunde.

**) Auf der Rückkehr verweilte Rainald in den Tagen vom 3. bis 9. September zu Arezzo. Ficker, Forſchungen IV. p. 174.

mehrjährigem Aufenthalt in Italien eben damals vom Vater nach der Heimat zurückgerufen wurde. Am 2. November erschien Papst Victor mit seinen Cardinälen am kaiserlichen Hoflager, und man benutzte seine Gegenwart zu einer großen kirchlichen Feierlichkeit, zur Uebertragung der Gebeine des heiligen Märtyrers Bassianus von Alt-Lodi nach der neuen Stadt. Der Papst, der Kaiser, der Patriarch, der Abt von Cluny mit mehreren Erzbischöfen und Bischöfen trugen die Reliquien auf ihren Schultern aus dem Dome der alten Stadt, von anderen Klerikern und Laien wurde die heilige Last dann bis an die Thore des neuen Lodi gebracht (4. November). Man ging hier auch sogleich an den Bau eines würdigen Doms, zu dem der Kaiser selbst 50 Pfund, die Kaiserin 5 Pfund beisteuerte.

Wichtiger als diese religiösen Ceremonien waren die weltlichen Geschäfte, die in den nächsten Tagen verhandelt wurden. Es waren nach Lodi alle Herzoge, Markgrafen, Grafen, Capitane und Valvassoren Italiens, wie Gesandte aller freien Städte beschieden worden. Sie stellten sich zahlreich ein, und inmitten einer stattlichen Reichsversammlung erledigte der Kaiser die wichtigsten Angelegenheiten Italiens. Die Anordnungen Rainalds wurden bestätigt. Treue Dienste erhielten ihren Lohn; so wird Otto von Wittelsbach damals die wichtige Burg Garda, nachdem sie nicht lange zuvor in die Gewalt der Kaiserlichen gefallen war, zu Lehen erhalten haben. Vor Allem aber wurde mit den Gesandten Pisas und Genuas der Termin zur Eröffnung des Kriegs gegen Sicilien bestimmt. Am 1. Mai, beschloß man, sollten die Flotten der beiden Städte auslaufen; vereint stellten sie sich in den Dienst des Kaisers, welcher die Entscheidung ihres früheren Haders durch die Verlängerung des Waffenstillstandes abermals hinausgeschoben hatte. Vor allen anwesenden Rittern Italiens ließ sich der Kaiser zugleich einen Eid schwören, daß sie ihm in den Krieg gegen Apulien und Sicilien folgen würden. Am 14. November kehrten die pisanischen Gesandten nach ihrer Stadt zurück und verkündigten dort, daß der Anfang des Kriegs auf den 1. Mai festgesetzt sei; sie forderten das Volk auf, sich bis dahin zum Auszug bereit zu halten. Das Gleiche wird in Genua geschehen sein, wo man ebenfalls bis dahin unablässig Rüstungen betrieben hatte.

Am 16. November verließ der Kaiser Lodi, um sich nach Pavia zu begeben. Noch lebte hier der alte Haß gegen Tortona; man be-

ſtürmte den Kaiſer die Zerſtörung der von den Mailändern hergeſtellten Stadt zu erlauben. Friedrich gewährte die grauſame Gunſt und empfing zum Dank dafür eine große Summe Geldes. Am 24. November erklärte er in einer öffentlichen Verſammlung den Paveſen, daß ſie Tortona nach ihrem Gefallen zerſtören möchten, und in kurzer Zeit wurde die Stadt aufs Neue dem Erdboden gleich gemacht.

Der Kaiſer ging darauf von Pavia nach Monza und beſah auf dem Wege die im Bau begriffene Burg zu Landriano. Als er am 3. December nach Vigentino kam, nahte ſich ihm eine klägliche Schaar von Männern und Weibern vertriebener Mailänder, die bei Roceta angeſiedelt waren; obwohl es ſtark regnete, warfen ſie ſich in den Koth vor ihm zu Füßen und beſchworen ihn, daß er ſich ihres Elends erbarmen möge. Der Kaiſer ließ ſich in der Fortſetzung ſeiner Reiſe durch ihr Jammergeſchrei nicht behindern, befahl aber Rainald zurückzubleiben, um ihre Klagen zu hören. Der Erzbiſchof erklärte ihnen dann: einige Abgeordnete von ihnen ſollten am anderen Tage ſich in Monza einfinden, um die Entſchließungen des Kaiſers zu vernehmen.

Ohne Frage war die Lage der Mailänder eine überaus klägliche. War ihnen auch das Leben geſchenkt und hatte man ihnen Wohnſitze um die Stadt angewieſen, ſie wurden doch wie eine rechtloſe Maſſe behandelt, über deren Habe und Gut man nach Belieben verfügen könne. Wohl waren ihnen noch Reſte ihres früheren Reichthums geblieben, aber ſie litten unter dem unerträglichen Drucke einer Steuerknechtſchaft, die ſie in der Erinnerung an ihre frühere Herrſchaft nur um ſo ſchwerer trugen.

Biſchof Heinrich von Lüttich, welcher dem Kaiſer nach Burgund und Deutſchland gefolgt war, hatte als ſeinen Stellvertreter im Mailändiſchen einen gewiſſen Petrus von Comino zurückgelaſſen, der ſich, obwohl wahrſcheinlich ſelbſt ein Mailänder, ſehr erfinderiſch in Erpreſſungen erwies. Noch waren hundert von den Mailänder Geiſeln in den Händen des Kaiſers, der ſie zu Pavia aufbewahren ließ und zugeſtanden hatte, daß ſie monatlich durch andere abgelöſt werden könnten; Petrus verweigerte nun, wenn er nicht Geld empfing, die Ablöſung. Den reichen Mailändern wehrte er von ihren Schuldnern Geld beizutreiben oder ließ ſich die Erlaubniß dazu abkaufen. Wenn ein Mailänder ohne Kinder ſtarb, brachte er die Erbſchaft an ſich. Man beſchuldigte ihn, daß er im Geheimen die Bürger und ihre Colonen

auspreſſe, aber auch, was öffentlich geſchah, war ſchlimm genug. Hirſe und Wein nahm er von den Gutsbeſitzern und Colonen nach Gefallen. Einen Schweinezins, der von den Landleuten am Martinstage gegeben zu werden pflegte, benutzte er, um eine große Geldſumme zuſammenzuſcharren, und ebenſo einen Lämmerzins, der um Oſtern bei der Pfalz zu Monza abgetragen zu werden pflegte. Schon im erſten Jahre nach der Zerſtörung der Stadt hatten die Mailänder viel Hartes zu ertragen gehabt; aber ſchlimmer noch erging es im folgenden Sommer. Petrus nahm da allen Bürgern Mailands zwei Drittel von den Gülten und Zinſen, die ſie von ihren Colonen und Pächtern empfingen, von dem Getreide, welches ſie ſelbſt gebaut hatten, verlangte er den vierten, von den Kaſtanien, Nüſſen und dem Heu den dritten Theil des Ertrags.

Waren ſo die Einkünfte der Mailänder in ihrem alten Stadtterritorium verkümmert, ſo noch mehr in den Beſitzungen, welche ſie in den früher unterworfenen Gebieten gehabt hatten. Ein gewiſſer Heinrich, ein Schwabe von Geburt, der als kaiſerlicher Beamter ſeinen Sitz in Lodi hatte, nahm alle Erdfrüchte der Mailänder im Lodeſaniſchen in Beſchlag. In gleicher Weiſe verfuhr Markward von Grumbach, der im Frühjahr 1163 längere Zeit in Deutſchland geweſen, dann aber nach Trezzo zurückgekehrt war, innerhalb ſeines Machtgebiets, wie Gozwin von Heinsberg in den Grafſchaften Seprio und Marteſana; der Letztere verhinderte auch die Mailänder, welche Gelder in dieſen Grafſchaften ausſtehen hatten, dieſe einzutreiben und nöthigte ſie, wenn er es vermochte, ihm ihre Schuldſcheine auszuliefern. Der Magiſter Paganus, der in Barabello hauſte, legte auf alle Beſitzungen der Mailänder in der Grafſchaft Como die Hand.

In dieſem Sommer wurde der Bau eines großen Thurms unternommen bei Noceta, ſüdöſtlich von den Ruinen Mailands, wo ein Theil der Mailänder angeſiedelt war. Man nannte ihn den Siegesthurm, und er war hauptſächlich zu einer Münzſtelle beſtimmt; des Kaiſers Münzmeiſter Rudolf, ein Deutſcher von Geburt, nahm darin ſeine Wohnung. Gleichzeitig ließ der Kaiſer für ſich eine prächtige Pfalz zu Monza errichten. Eine zweite Pfalz wurde zu Vegentino, einem anderen von den vertriebenen Mailändern bewohnten Orte, und eine Burg zu Landriano erbaut. Zu allen dieſen Bauten mußten die mailändiſchen Bauern mit ihren Stieren die Steine und den Sand von

den Ruinen Mailands herbeischaffen und wurden so in die Unmöglichkeit versetzt ihre Feldarbeiten zu versehen.

Die ihnen aufgebürdeten, fast unerträglichen Lasten bewogen endlich die Mailänder gegen Petrus bei dem Bischof von Lüttich klagbar zu werden. Er entfernte Petrus und setzte an seine Stelle am 1. September 1163 einen Kleriker, Friedrich mit Namen. Aber dieser, unzweifelhaft ein Deutscher, zeigte sich noch härter, als sein Vorgänger; wo jener mit einem Theil der Erträgnisse sich begnügt hatte, nahm er das Ganze. So entschlossen sich denn die Mailänder ihre Beschwerden vor den Kaiser selbst zu bringen und sandten, wie ihnen Rainald befohlen hatte, einige Abgeordnete nach Monza, wo sie der Kaiser am 4. December empfing. Mindestens soviel erreichten sie, daß ihnen ihre Geiseln, die noch in Pavia waren, zurückgegeben wurden. Weitere Entschließungen behielt der Kaiser sich vor, und als er nach einigen Tagen Monza verließ, Erzbischof Rainald und Graf Guido von Biandrate aber dort zurückblieben, befahl er diesen die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen.

Der Erzbischof schickte nach den vier Orten und befahl, daß aus jedem zwölf Männer nach Monza gesandt werden sollten. Freudig wählte man angesehene Persönlichkeiten, und freudig machten sich diese auf den Weg nach Monza; denn man hoffte, daß man endlich von den drückendsten Lasten befreit werden würde. Als aber die Abgeordneten vor dem Erzbischof erschienen, fragte er sie, was sie dem Kaiser zu geben gedächten. Sie antworteten, indem sie ihre Noth darlegten, daß sie Nichts zu geben vermöchten. Da wurde Rainald unwillig, stieß Drohungen aus und nöthigte sie zu einem Schwur, daß sie 880 Pfund kaiserlicher Münze bis acht Tage vor Mariä Reinigung (2. Februar) zahlen würden. Sie zahlten das Geld. Dieses neue Opfer mochte ihnen um so schwerer fallen, als sie zu Monza den Aufwand am kaiserlichen Hofe gesehen hatten. Man hatte dort tausend Fuhren Holz für die Bedürfnisse der Küche herangeschafft, für die überdies 100 Pfund aufgewendet waren.

Zum Schutz von Lodi ließ der Kaiser in der nächsten Zeit die Burg S. Colombano herstellen und legte bei derselben einen umfänglichen Ort an. Schon vorher hatte Erzbischof Rainald auch die nahe Burg Montemalo wieder ausbauen lassen. Während Rainald in Monza zurückblieb, ging der Kaiser über den Po, verweilte nach Weihnachten

in der Gegend von Piacenza und begab sich dann nach der Romagna. Am 5. Januar 1164 war er zu Faenza, am 23. zu Castro Caro unweit Forli, am 9. und 10. Februar zu Arcangelo bei Rimini, am 23. und 24. Februar zu Fano. Er hatte nur ein mäßiges Gefolge bei sich: den Erzbischof Konrad von Mainz, die Bischöfe Albert von Trient, Garsidonius von Mantua und Alberich von Lodi, den Abt Hermann von Hersfeld, den böhmischen Herzog Udalrich, Pfalzgraf Otto den Jüngern von Wittelsbach, die Grafen Heinrich von Diez, Konrad von Löwenberg, Werner von Hohenberg und einige andere Herren. Bischof Albert versah als Vicar damals die richterlichen Geschäfte für den Kaiser, wie früher Hermann von Verden, der wohl nach Deutschland zurückgekehrt war; bald trat dann Bischof Garsidonius von Mantua, einer der treusten Anhänger des Kaisers in Italien, für Albert als Vicar ein.

Schon regten sich Zweifel, ob der Kaiser zur bestimmten Zeit den Zug gegen Sicilien unternehmen würde. Es mochte Bedenken erregen, daß er so wenig deutsche Ritter mit sich führte, und offenbar war auch in den meisten lombardischen Städten, wo man nur in der Nähe Krieg zu führen gewohnt war, die Neigung zum Auszuge nach Apulien sehr gering. Wilhelm von Sicilien hatte indessen Zeit gehabt, sein Reich zu schützen, und sie nicht ungenützt gelassen. Am 13. Oktober 1163 hatte der Papst Alexander an den König Ludwig geschrieben: er möge dem Sicilier mittheilen, daß sein Land von einem feindlichen Angriffe bedroht sei, damit er dasselbe auf alle Weise zu schützen suche; es bedurfte dieser Warnung nicht für König Wilhelm, der schon im Jahre zuvor energische Maßregeln gegen die Pisaner ergriffen hatte.

Als der Kaiser zu Fano weilte, erschienen genuesische Gesandte vor ihm, um ihn zu befragen, ob er noch in diesem Jahre den angekündigten Kriegszug unternehmen werde, zu dem sie nach ihrer Verpflichtung die Rüstungen fast vollendet hätten. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort, daß er augenblicklich, da die Großen Deutschlands und der Lombardei nicht an seiner Seite seien, keine Entscheidung treffen könne, daß die Gesandten ihn aber nach Parma begleiten möchten, wo um Mittfasten (22. März) ein Reichstag wegen dieser Sache und wegen vieler anderer Geschäfte sich versammeln werde. Die Gesandten folgten ihm darauf nach Parma.

Schon am 13. März war der Kaiser zu Parma, wo sich allmählich die beschiedenen Fürsten sammelten und sich auch Abgeordnete der

Städte, namentlich von Piſa, einſtellten. Ob der Reichstag zahlreich beſchickt war, wiſſen wir nicht, aber es wurden wichtige Geſchäfte auf ihm verhandelt. Zu einem Beſchluß, ob der Krieg gegen Sicilien demnächſt eröffnet werden ſolle, kam es freilich auch hier nicht. Man ſcheint die Entſcheidung dem Kaiſer allein anheimgeſtellt zu haben; denn er gab den Geſandten Genuas zur Antwort: auch jetzt nach gepflogenem Rath mit den Fürſten könne er ihnen keine beſtimmte Auskunft ertheilen, aber zu Sarzana, wohin er noch vor Oſtern (12. April) kommen werde, ſollten ſie Beſtimmtes erfahren. Dagegen fand eine andere Sache, die für Genua vom höchſten Intereſſe war, auf dem Reichstage ihre Erledigung.

Bekanntlich ſahen die Päpſte ſeit langer Zeit Sardinien als ein Eigenthum des heiligen Petrus an; nachdem im Anfange des elften Jahrhunderts Benedict VIII. weſentlich dazu beigetragen hatte, daß die Araber durch die Waffen Piſas und Genuas aus der Inſel vertrieben waren, hatten die Anſprüche Roms auch auf der Inſel ſelbſt Anerkennung gewonnen. Sardinien zerfiel ſeitdem in vier Herrſchaften, unter einheimiſchen Fürſten, die ſich Richter zu nennen pflegten; neben ihnen beſtanden die Colonien der Piſaner und Genueſen, die aber bei dem unverwüſtlichen Groll der beiden Städte Veranlaſſung zu endloſen Streitigkeiten unter ihnen boten, in welche auch jene Richter Sardiniens verwickelt wurden. Nicht ohne Glück trachtete Piſa, ſeitdem Papſt Urban II. die Biſchöfe der Stadt zu ſtändigen Legaten Sardiniens ernannt hatte, die ganze Inſel in Abhängigkeit von ſich zu bringen. Kaiſer Friedrich hatte vom Anfange ſeiner Regierung an die Rechte Roms auf Sardinien beſtritten. Er hatte ſeinem Oheim Welf den Namen eines Fürſten der Inſel gegeben, doch dieſer hatte Nichts gethan, dem Titel irgend eine Bedeutung zu geben. Wiederholentlich war dann das Eigenthumsrecht an der Inſel Gegenſtand von Verhandlungen Friedrichs mit der römiſchen Curie geweſen, aber bisher hatte der Kaiſer keine Gelegenheit gefunden, unmittelbar in die Angelegenheiten der Inſel einzugreifen. Je beſtimmter er jetzt ſeine Abſicht, die imperatoriſche Gewalt auch über das Meer auszubreiten, an den Tag legte, um deſto willkommener mußte ihm jedes Mittel ſein, ſeinen Anſpruch auf Sardinien zur Geltung zu bringen.

Unerwartet bot ſich nun die Gelegenheit. Schon ſeit dem Herbſte des vorigen Jahrs war nämlich zwiſchen den Vierfürſten der Inſel ein

erbitterter Kampf ausgebrochen, der zuletzt dahin führte, daß die Fürsten von Cagliari und Torre, zwei Brüder, welche mit vornehmen Pisanern in naher Verwandtschaft standen und deshalb besonders von Pisa unterstützt wurden, Bareso, den Richter von Arborea (Oristano) in die größte Bedrängniß brachten. Dieser, ein reicher Fürst, wandte sich deshalb an zwei vornehme Genuesen mit der Bitte, sich beim Kaiser für ihn zu verwenden, und seine Bitte fand Gehör. Sie verhalfen dem Bischof Hugo von S. Julia zur Ueberfahrt, und dieser ging mit ihnen als Abgeordneter Baresos nach Parma. Der Sardinier ließ hier durch den Bischof dem Kaiser versprechen, daß er, wenn dieser ihn zum Könige Siciliens erheben wolle, dafür einen Tribut von 4000 Mark zahlen werde. In der That ging Friedrich nach dem Rathe der Fürsten auf dieses Anerbieten ein; es war gewiß nicht allein das Geld, welches ihn bestimmte, sondern weit mehr das Verlangen, sein Recht auf Sardinien der Welt zu zeigen. Er erklärte den zu Parma anwesenden genuesischen Gesandten, daß es sein Wille sei, Bareso zum König von Sardinien zu krönen; den Markgrafen Opizo Malaspina, den Grafen Gebhard von Leuchtenberg und zwei vornehme Pavesen, Oberto von Olevano und Burgonzo Sannazari, werde er als seine Gesandten nach Sardinien schicken und diesen Gesandten solle Pavia bis Genua, Genua aber dann weiter nach Sardinien das Geleit geben. Den anwesenden pisanischen Gesandten aber eröffnete er, daß er von der Treue der Stadt erwarte, daß auch sie dem Bareso keine Schwierigkeiten bereiten würde. Die Pisaner gaben zur Antwort: Bareso sei ihr Gegner und des Kaisers Absichten zum Nachtheile der Stadt. Als der Kaiser dies vernahm, theilte er sogleich angesichts der Pisaner die Antwort derselben den Genuesen mit und fragte sie, ob sie auch gegen den Willen Pisas die Sache ausrichten könnten. Die Genuesen erwiderten: „Wir können es ausführen und werden es thun, ob sie wollen oder nicht." Sie sprachen dies vor den Pisanern um so nachdrücklicher aus, weil diese schon vorher hatten verlauten lassen: ohne ihren Willen werde Genua niemals Bareso aus Sardinien fortschaffen können.

So schmerzlich den Pisanern die Absichten des Kaisers in Bezug auf Sardinien waren, störten sie doch ihr vertrautes Verhältniß zu ihm mit Richten; vielmehr luden sie ihn gerade damals ein, ihre Stadt zu besuchen, und er eröffnete ihnen die Aussicht schon in nächster Zeit ihren Wunsch zu erfüllen. Die Stadt hatte inzwischen neue Rüstungen

gemacht und Fahrzeuge gebaut, um die Pferde des kaiserlichen Heers zu transportiren. Die Eintracht zwischen dem Kaiser und der Stadt schien um so mehr gefordert, als auf dem Reichstage auch der alte Welf erschienen war. Er hatte seinem Sohne die schwäbischen Erbgüter des Hauses, auch die Besitzungen, welche er als Erbtheil der Mutter zu erwarten hatte, übergeben und war über die Alpen gegangen, um wiederzugewinnen, was er im Süden an Machtstellung eingebüßt hatte. Hochfahrend und drohend verlangte er jetzt auf dem Reichstage alle seine Rechte im Herzogthum Spoleto und in der Markgrafschaft Tuscien zurück. Aber der Kaiser trat ihm auf das Schärfste entgegen; ohne seinen Zweck erreicht zu haben verließ Welf nicht ohne Beschämung den Kaiser und Parma.

Von großer Wichtigkeit mußte es für den Kaiser sein, daß sich auf dem Reichstage auch Gesandte der Republik Venedig einfanden und friedliche Anerbietungen machten. Schon seit geraumer Zeit war das Verhältniß des Kaisers höchst feindlich; Jahr und Tag stand Venedig mit den benachbarten kaiserlichen Städten in Krieg, und dieser Krieg drohte eben damals die bedenklichste Wendung zu nehmen. Der Kaiser wies die Anerbietungen Venedigs nicht zurück, schickte vielmehr angesehene Männer mit den Gesandten nach der Inselstadt, um die Verhandlungen fortzusetzen. Wie wenig jedoch auf diesem Wege zu erreichen war, zeigte sich schon in der nächsten Zeit.

Merkwürdiger Weise stellte sich zu Parma auch der von seinem Neffen vertriebene König Stephan IV. von Ungarn ein. Schon einmal vor Jahren*) hatte er persönlich die Hülfe Friedrichs in Anspruch genommen und war damals nicht abgewiesen worden. So kam er jetzt, wo er von Constantinopel so gut wie aufgegeben war, abermals zu Friedrich, verlangte von ihm mit Ungarn belehnt zu werden und versprach einen Tribut von 3000 Mark zu zahlen. Aber er erreichte Nichts beim Kaiser, der schon durch die Stellung, welche der Böhmenkönig zu den ungarischen Angelegenheiten genommen hatte, gebunden sein mußte; überdies war er auch von dem jungen Ungarnkönig selbst, der ihm 5000 Mark versprochen hatte, in dessen Interesse gezogen worden.

Auf dem Reichstage drangen deutsche Fürsten in den Kaiser, daß er einer langen Fehde zwischen seinen Oheimen, dem Herzog Heinrich von

*) Im Jahre 1158. Vergl. S. 128.

Oeſterreich und dem Biſchof Konrad von Paſſau, endlich ein Ziel ſetzen möge. Auch dem Kaiſer lag die Sache am Herzen, und er erließ alsbald ein Schreiben an den Erzbiſchof Eberhard von Salzburg, um den Streit zum Austrag zu bringen. Eberhard, beſtimmte er, ſolle mit den Biſchöfen von Brixen und Gurk und, wo möglich, auch mit dem Markgrafen von Steiermark, den beiden ſtreitenden Brüdern Ort und Zeit zu einer Tagfahrt beſtimmen, dort ihre gegenſeitigen Klagen vernehmen und, wenn es irgend thunlich, eine endgültige Beilegung des Streits herbeiführen, wenn dies nicht gelänge, ihnen Waffenſtillſtand unter ſicheren Bürgſchaften gebieten, dann werde er, der Kaiſer, entweder ſelbſt in Bälde mit geringem Gefolge über die Alpen kommen oder ſeinen Oheimen an der Grenze der Veroneſer Mark den Tag zu einer Zuſammenkunft beſtimmen.

Offenbar war es ſchon zur Zeit des Reichstags ſehr fraglich, ob der Kaiſer zur beſtimmten Zeit gegen Apulien aufbrechen werde. Binnen Kurzem ſtellte ſich heraus, daß dies unmöglich war. Der Kaiſer ging von Parma über Lodi nach Pavia, wo er am 2. April eintraf und dann bis in die Mitte des Juni verweilen mußte. Denn er litt an einem Wechſelfieber und auch ſeine Gemahlin erkrankte in Folge einer unglücklichen Niederkunft. Unter dieſen Umſtänden konnte er die beabſichtigte Reiſe nach Sarzana und Piſa nicht unternehmen. An ſeiner Stelle ſchickte er den Erzbiſchof von Köln in Begleitung mehrerer Fürſten über den Apennin. Am 11. April zog Rainald in Piſa ein und ward von der Bürgerſchaft ehrenvoll empfangen. Nur der Erzbiſchof Villanus, der inzwiſchen nach der Stadt zurückgekehrt war, hielt ſich mit ſeinem Klerus von dem kaiſerlichen Geſandten fern, und das Oſterfeſt konnte deshalb nicht mit den gewohnten Feierlichkeiten begangen werden. Nach Oſtern begab ſich Rainald nach S. Geneſio, wohin er die Conſuln der Städte, alle Grafen und Valvaſſoren aus Tuſcien beſchieden hatte; er wird ihnen verkündigt haben, daß der Auszug des Heeres verſchoben ſei.

Tod Victors IV. Wahl Paſchalis III.

Im Anfange des April, etwa zu derſelben Zeit mit Rainald, war Papſt Victor über den Apennin gegangen. Seit der Paveſer Synode hatte er die Länder ſüdlich deſſelben nicht mehr betreten, und wir wiſſen

nicht, was ihn jetzt beſtimmte, die Lombardei zu verlaſſen. Dachte er an eine Rückkehr nach Rom? Oder wollte er unter Rainalds Beiſtand ſeine Autorität in den tuſciſchen Städten, namentlich in Piſa, dauernd feſtſtellen? Was er auch beabſichtigen mochte, der Tod ſetzte ſchnell ſeinen Abſichten ein Ziel. In Lucca angekommen, verfiel er in eine ſchwere Krankheit. Nach einer von feindlicher Seite herrührenden Nachricht, tobte er fünfzehn Tage vor ſeinem Tode im Wahnſinn, ſo daß er von Gott und ſich Nichts wußte. Nach einem anderen, von einem ſeiner Anhänger ſtammenden Bericht ſoll er neun Tage in der Agonie gelegen, aber noch im Sterben Wunder vollführt haben, die ſich dann an ſeinem Grabe wiederholten. Sowohl die Domherren, wie die Kanoniker zu S. Fridian verweigerten dem Excommunicirten ein Grab in ihrer Kirche; ſo wurde der Leichnam von der Dienerſchaft des Verſtorbenen und Leuten des Kaiſers nach einem Kloſter vor der Stadt gebracht und dort beigeſetzt. Die kirchlichen Geräthe, welche der Papſt mit ſich geführt hatte, ſeine Pferde und ſeine anderen nur geringen Habſeligkeiten brachte man nach Pavia zum Kaiſer, wohl nur um ſie dort ſicher zu bergen.

Glaubhaft wird verſichert, daß Alexander, als er zu Sens ſichere Kunde von dem Tode Victors erhielt, in Thränen ausgebrochen ſei und den Cardinälen, die über das klägliche Ende des gehaßten Mannes in Frohlocken ausbrachen, ſchwere Vorwürfe gemacht habe. Dieſe Thränen ehren Alexander, aber ſie zeigen zugleich, daß Octavian kein unbedeutender Mann geweſen war, obſchon er ſeine Rolle als Gegenpapſt nicht mit ſonderlichem Glanze geſpielt hatte.

Als ein Römer von vornehmer Geburt, anſehnlichem Vermögen und einnehmenden Sitten hatte er jung eine angeſehene Stellung in der römiſchen Curie gewonnen und war von Eugen III. und Hadrian IV. in den wichtigſten Geſchäften benutzt worden. Der Zufall wollte, daß er ſich in Deutſchland Freunde gewann, und er galt ſeitdem unter den Cardinälen als der Patron der Deutſchen. Wir können es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er der ſiciliſchen Partei an der Curie ſich mannhaft entgegenſtellte und Alles aufbot, um einen Bruch der römiſchen Kirche mit Kaiſer Friedrich zu verhüten, aber gerade dies war der Wendepunkt ſeines Lebens. Da ihm zuletzt kein anderer Ausweg blieb, hatte er ſelbſt mit kecker Hand nach dem päpſtlichen Mantel gegriffen und die höchſte geiſtliche Würde in bedenklicher Weiſe an ſich gebracht.

Seine Seele war dabei gewiß nicht frei von Ehrgeiz; denn von jeher hatte er den äußeren Glanz geliebt. Aber er unterwarf dann doch seine Wahl dem Urtheile der Kirche. Mehrere Synoden sprachen sich zu seinem Gunsten aus, doch nicht so sehr diese Synoden, als das politische Interesse des Kaisers hielt ihn aufrecht. Der Kaiser konnte und wollte Alexander, den offenen Bundesgenossen seiner Feinde, nicht anerkennen, deshalb fand Victor, soweit der Arm des Kaisers reichte, zahlreichen Anhang, aber Alle, welche in der wachsenden Macht des Kaiserthums eine Gefahr in staatlicher und kirchlicher Beziehung sahen, wurden seine unversöhnlichen Feinde. Sie fielen seinem Widersacher zu, der ihm ohnehin an Umsicht, Thätigkeit und Entschlossenheit weit überlegen war. Ein Papstthum, welches sich an die Ferse des Kaiserthums heften mußte, konnte in jener Zeit keine nachhaltigen Sympathien erregen, und das Traurigste für Victor war, daß er nicht einmal des Kaisers immer sicher war.

Die Gewissensräthe des Kaisers, wie Hartmann von Briren, gehörten der ascetischen Richtung an, die sich mehr und mehr Alexander zuneigte. Daher kam es, daß der Kaiser auch während des Schisma immer mit den deutschen Bischöfen, die Victor Obedienz versagten, in nahen Beziehungen blieb, daß er Geistliche auf die ersten Bischofsstühle des Reichs erhob, deren Abneigung gegen den von ihm geschützten Papst kaum ein Geheimniß war. Man fühlte, daß es nur die Politik war, die ihn an Victor fesselte, und eine Wendung in derselben nicht unmöglich war, welcher der Gegenpapst zum Opfer fallen konnte. So erklärt sich auch, daß die neuerwählten Erzbischöfe und Bischöfe — selbst Rainald von Köln — immer und immer wieder ihre Weihe verschoben; es erschien ihnen nicht ohne Gefahr, sich von Victor oder einem seiner Anhänger consecriren zu lassen.

Besonders seit den unglücklichen Vorgängen an der Saône-Brücke empfand der Kaiser schwer die Nachtheile, welche seiner Politik aus der Fortdauer des Schisma erwuchsen. Wir wissen, wie er zu Mainz mit Eberhard von Salzburg, den Legaten Alexanders in Deutschland, zusammentraf, wie er bald darauf in Nürnberg Vertrauensmännern Alexanders Vorschläge zu einer Herstellung der Kircheneinheit machte. Der Patriarch von Aquileja, der dann im November beim Kaiser in Lodi gewesen war, kam wenig später mit dem Bischof von Concordia zu Eberhard nach Salzburg und theilte ihm mit, daß es der Wille des

Kaiſers ſei, durch kirchliche Männer das Schisma zum Austrag zu bringen und daß auch der damals in Venedig weilende Cardinal Hildebrand von der Möglichkeit eines Ausgleichs überzeugt ſei; nur darüber beſtände Zweifel, ob die Sache durch ein Concil oder durch einen Schiedsrichterſpruch ausgetragen werden ſolle. Eberhard wünſchte nicht minder das Ende des Schisma, meinte aber, daß man ohne Anregung des Papſtes ſich zuwartend verhalten ſolle. Indeſſen auch Alexander entſchloß ſich bald eine neue Geſandtſchaft mit Friedensanerbietungen an den Kaiſer zu ſchicken.

Dieſe Verhandlungen, wie gering auch immer noch die Ausſicht auf ernſtere Folgen derſelben waren, mußten Victor mit Sorgen erfüllen. Ueberdies lebte er ſchon ſeit längerer Zeit in bedrängten Verhältniſſen. Seine Schätze waren aufgewendet, und der Kaiſer ſcheint ihn nicht eben reichlich unterſtützt zu haben. In Deutſchland hatte er Collecten geſammelt, und auch in der Lombardei wird er kaum anderes den Aufwand ſeines Hofes haben beſtreiten können.

Die letzte Begegnung, die unſeres Wiſſens Victor mit dem Kaiſer hatte, verrieth deutlich, wie wenig ein völliges Einverſtändniß zwiſchen ihnen herrſchte. Der Biſchof Udalrich von Treviſo, ein Anhänger Alexanders, war von Victor excommunicirt worden und hatte in Folge deſſen die Regalien verloren. Dennoch hatte der Kaiſer ſich ſeiner bedient, um eine Botſchaft an Eberhard von Salzburg gelangen zu laſſen. Auf der Reiſe war der Biſchof auf Betrieb eines Grafen gefangen genommen, bald aber auf die Verwendung Eberhards wieder befreit worden. Wenig ſpäter kam er auf den Befehl des Kaiſers an den Hof — es wird wohl im Anfange des April zu Pavia geweſen ſein — und Nichts fürchtete er mehr, als hier Victor, der eben damals auch am Hofe erſchien, Obedienz leiſten zu müſſen. In der That verlangte dieſer, daß der Biſchof ihm Gehorſam ſchwören ſolle, denn nur unter dieſer Bedingung werde er ihn abſolviren. Aber der Kaiſer widerſetzte ſich der Forderung des Papſtes, um den Biſchof vor einem Meineide zu bewahren, und erklärte, er werde demſelben, auch wenn er nicht abſolvirt, die Regalien zurückgeben, da er ungerecht derſelben beraubt ſei. Dadurch über alle Maßen erſchreckt, willigte der Papſt in die völlige Herſtellung des Biſchofs, der nun auch ſeine Klagen über die Gewaltthätigkeit des Grafen vorbrachte und zugleich erklärte, daß er aus Dankbarkeit gegen Erzbiſchof Eberhard dieſem gelobt hätte,

ihm in allen Stücken zu folgen. Der Kaiſer verſprach die Gewaltthat des Grafen zu beſtrafen, doch wolle er zuvor abwarten, wie ſich Erzbiſchof Eberhard und ſeine Freunde verhielten und ob eine Beſſerung der kirchlichen Zuſtände eintrete.

Wir kennen dieſe Vorgänge nur aus einem Schreiben des Trevi-ſaner Biſchofs an Erzbiſchof Eberhard, worin er vor Allem ihn bittet, bei der Zuſammenkunft, die er demnächſt mit den Patriarchen von Aquileja und anderen Fürſten haben werde, Beſchlüſſe zu faſſen, wie ſie ſich für den Kaiſer und für ihn, den Erzbiſchof, geziemten. Er berichtet dieſem zugleich, daß der vertriebene Biſchof von Pavia mit den Cardinälen Hyacinth und Wilhelm als päpſtliche Geſandte zu Suſa erſchienen ſeien, um Geleit an den Hof gebeten hätten und ihnen Erzbiſchof Rainald und Graf Guido von Biandrate entgegengeſchickt ſeien. Wenn die Botſchaft der Geſandten, meint der Berichterſtatter, mit den früher getroffenen Beſtimmungen im Einklange ſei, würden ſie wohl ohne Weiteres ſich an den Hof begeben haben; wäre jenes aber nicht der Fall, ſo würde auch in der Hauptſache wohl Nichts erreicht werden.

Es ſteht dahin, ob die Geſandten Alexanders zu dem Kaiſer gelangt ſind; wir erfahren nur, daß der Biſchof von Pavia — derſelbe Mann, welchem der Kaiſer ſeine erſten Friedensvorſchläge anvertraute, — noch im Kloſter S. Michele bei Suſa ſich aufhielt, als Papſt Victor ſtarb, und der Kaiſer ihn ſogleich nach Pavia beſcheiden ließ. Sehr glaublich iſt, daß Erzbiſchof Konrad von Mainz damals dringend rieth den ſo günſtigen Augenblick zur Beſeitigung des Schisma zu benutzen. In der That ſoll der Kaiſer einige Tage unſchlüſſig über den jetzt einzuhaltenden Weg geweſen ſein und ſogar ein Schreiben an Rainald mit dem Befehl erlaſſen haben, eine neue Papſtwahl zu hindern.

Rainald war auf die Nachricht vom Tode des Papſtes ſogleich von S. Geneſio nach dem nahen Lucca geeilt. Der Tod und das Begräbniß hatten auch andere Biſchöfe und Kleriker aus Tuſcien und der Lombardei dort verſammelt; auch Biſchof Heinrich von Lüttich war erſchienen. Darüber, daß alle dort Anweſenden unter dem Einfluß Rainalds ſtanden, kann kein Zweifel obwalten, und ihm vor Allem muß es deshalb beigemeſſen werden, wenn unmittelbar nach dem Begräbniß Victors am 22. April die Cardinäle deſſelben ſich ein neues

Oberhaupt in Guido von Crema, dem Cardinalprieſter vom Titel des heiligen Calixtus, zu wählen entſchloſſen.

Guido war von jeher ein heftiger Gegner der ſiciliſchen Partei geweſen, an der Wahl Victors hatte er einen hervorragenden Antheil gehabt und dann deſſen Sache mit Beredſamkeit auf mehreren Synoden vertreten. Seine Abſtammung von einem ſehr vornehmen Geſchlecht — er rühmte ſich der Blutsverwandtſchaft mit dem Könige von Frankreich — ſeine Bildung und Geſchäftskenntniß hatten ihm ein beſonderes Anſehen verliehen, ſo daß er vor Anderen würdig erſcheinen konnte auf den Stuhl Petri erhoben zu werden. Von dem urſprünglichen Anhange Octavians war außer ihm nur noch der Cardinal Johann übrig, jetzt erwählter Biſchof von Albano; er war auch bei Guidos Wahl betheiligt, alle anderen Cardinäle waren Creaturen Victors. Von Meinungsverſchiedenheiten konnte unter den Wählern keine Rede ſein, ſo daß die Wahl ſich ohne Hinderniſſe ſchnell bewerkſtelligen ließ. Daß man außerhalb Roms wählte, verſtieß nicht gegen die kanoniſchen Vorſchriften; überdies glaubte man das römiſche Volk in dem freilich längſt im Exil lebenden Präfecten Petrus und einigen vornehmen Römern vertreten; auch die Anweſenheit von mehreren Biſchöfen und anderen Geiſtlichen, bei der Wahl war nicht unkanoniſch, konnte vielmehr nur dazu dienen, die Feierlichkeit zu erhöhen. Anſtößig war es dagegen, daß bei der Weihe, die man beeilte und die ſchon am nächſten Sonntag (26. April) in Lucca ſtattfand, keiner der Cardinalbiſchöfe fungirte, ſondern der Biſchof Heinrich von Lüttich, der Podeſtà des Kaiſers in Mailand, die Stelle des Conſecrators übernahm.

In öffentlicher Volksverſammlung ließ Rainald ſogleich in Lucca Paſchalis III. — dieſen Namen hatte Guido angenommen — als dem rechtmäßigen Papſt ſchwören, dann eilte er nach S. Geneſio zurück, wo ſich inzwiſchen die Herren Tusciens und die Conſuln der Städte verſammelt hatten. Beſonders zuvorkommend bewies er ſich hier gegen die Abgeordneten Piſas. Am 2. Mai ſtellte er zu ihren Dienſten den Grafen Waltan von Volterra, einen Deutſchen, mit deſſen Hülfe die Stadt dann ihre Herrſchaft im ganzen Umfange der alten Grafſchaft befeſtigte. Unmittelbar darauf eilte Rainald zum Kaiſer nach Pavia zurück. Paſchalis blieb in Tuſcien, wahrſcheinlich in Lucca. Am 30. November führte ihn der kaiſerliche Kanzler Chriſtian nach Piſa, wo er ehrenvoll aufgenommen wurde, doch verließ der Erzbiſchof

mit einem Theile des Klerus die durch die Gegenwart des ſchismatiſchen Papſtes befleckte Stadt. Paſchalis verweilte in Piſa, bis ihn im folgenden Jahre der Kanzler nach Viterbo geleitete.

Der wohlunterrichtete Biograph Alexanders III. verſichert, daß nach dem Tode Victors zunächſt die beiden Cardinäle, welche allein von den Urhebern des Schisma noch übrig waren, die Wahl eines neuen Gegenpapſtes in Angriff genommen hätten; denn ſie hätten das Uebelſte für ſich befürchtet, wenn auch ohne Grund, wofern ſie ſich Alexander zu unterwerfen gezwungen worden wären. Es wird ſich nicht beſtreiten laſſen, daß die Wahl beſonders von jenen beiden Cardinälen betrieben wurde, aber ſie und die anderen Cardinäle würden doch ſicherlich nicht zu der Wahl geſchritten ſein, wenn ſie nicht in Rainalds Abſichten gelegen hätte. Von jeher der Vertreter der Politik, welche die Rechte des Imperium Rom gegenüber am ſchärfſten betonte, mußte er vor Allem das Opfer eines Ausgleichs zu werden fürchten, welchen der Kaiſer, wie Alexander, zu wünſchen ſchien. So ließ er die Wahl nicht nur geſchehen, ſondern iſt nicht mit Unrecht als ihr eigentlicher Urheber betrachtet worden.

Wie einſt Victor, war Paſchalis ohne Einwirkung, ja ohne Mitwiſſen des Kaiſers gewählt worden. Dennoch konnte die Wahl als Friedrichs Werk erſcheinen, da ſein vornehmſter Rath ſie veranlaßt, einer ſeiner Vertrauten den Gewählten geweiht hatte, und er ſelbſt ſich alsbald Paſchalis als den rechtmäßigen Papſt anzuerkennen entſchloß. Geſchah es, um nicht mit Männern, die ihm bisher die werthvollſten Dienſte geleiſtet hatten, zu brechen? Oder leiteten ihn nicht ſowohl perſönliche Rückſichten auf Rainald und Heinrich, wie die Einſicht, daß mit Alexander, der ſeine Sache keinem Gericht unterwerfen wollte und der immer von Neuem den Feinden des Reichs die Hand bot, doch kein Abkommen zu treffen ſei? Es giebt darauf keine Antwort. Sobald der Entſchluß des Kaiſers aber gefaßt war, ſchwanden alle die Friedensausſichten, mit denen er und mit ihm Andere ſich geſchmeichelt hatten. Der Krieg mit dem römiſchen Biſchof, der unter dem Schutze König Ludwigs ihm immer neue Feinde erweckte, mußte fortgeführt werden, und zwar mit neuen und ſchärferen Waffen, als er ſie bisher gebraucht hatte.

Der Tod Victors gab dem Schisma, welches ſchon im Erlöſchen ſchien, neue Nahrung und Kraft. Viele Anhänger des verſtorbenen

Papſtes waren, wie ſich bald zeigte, nicht geneigt auch ſeinem Nachfolger ſich anzuſchließen, und damit wurde die Stellung des Kaiſers bei der Fortſetzung des kirchlichen Kampfs ungünſtiger, als ſie es bisher geweſen war. Aber noch bedenklicher als dieſer Kampf war für den Augenblick eine Bewegung, welche ſich auf dem lombardiſchen Boden erhob und deutlich verrieth, wie die Herrſchaft des Kaiſers hier noch keineswegs geſichert war.

Kämpfe mit Venedig und dem Veroneſer Bunde.

Friedrich hatte in den Anfängen ſeiner Regierung in durchaus freundlichen Beziehungen zu der Republik Venedig geſtanden; dem Dogen Domenico Manroceno hatte er 1154 die Verträge ſeiner Vorgänger erneuert. Auch Vitale Michiel II., der im Jahre 1156 als Doge folgte, erhielt anfangs das gute Vernehmen mit dem Kaiſer; noch auf dem Reichstage zu Beſançon 1157 waren Geſandte Venedigs erſchienen. Erſt mit dem Ausbruche des Schisma trat eine Spannung zwiſchen dem Kaiſer und der Republik ein. Der Patriarch Heinrich von Grado erklärte ſich für Alexander, ihm folgte der Doge und die Stadt; alexandriniſche Cardinäle nahmen alsbald ihren Sitz in derſelben und unterhielten von hier aus mit dem Salzburgiſchen und Ungarn Verbindungen, welche der kaiſerlichen Sache hinderlich waren. Dennoch verkehrten auch noch im Oktober 1161 Geſandte Friedrichs friedlich in der Stadt, ſo wenig die Stimmung in derſelben ihm günſtig war.*)

Mit dem Falle Mailands wuchs in Venedig die Beſorgniß, daß auch die Freiheit der Republik beeinträchtigt werden könne. Der Doge hielt es für gerathen, nicht allein den ſchon von ſeinem Vorgänger geſchloſſenen Vertrag mit Wilhelm von Sicilien zu erneuern, ſondern auch in nähere Beziehungen zu Kaiſer Manuel zu treten, den Friedrichs wachſende Macht mit nicht geringeren Befürchtungen erfüllte. Bei den Abſichten, welche Manuel in Bezug auf Ungarn und Italien hegte, mußte die Freundſchaft Venedigs ihm überaus werthvoll ſein; gleichviel, ob er ſie ſuchte oder ſie ihm angeboten wurde, er ging einen Bund ein, den er freilich geheim gehalten wünſchte, mit der Republik gegen

*) Vgl. S. 45. 121. 274.

Friedrich und ſandte alsbald einen gewiſſen Nicephorus Chaluphes mit großen Geldſummen nach Venedig.

Indeſſen war es ſchon zum offenen Bruch zwiſchen dem Kaiſer und der Republik gekommen. In dem Vertrage, welchen der Kaiſer im Juni 1162 mit Genua ſchloß, wird Venedig bereits als eine feindliche Stadt bezeichnet.*) Alle Straßen zu Lande wurden den Venetianern geſperrt, ſo daß ihnen nur noch das Meer offen ſtand. Zugleich griffen die benachbarten Städte Italiens im Auftrage des Kaiſers Venedig an. Die Veroneſen, Paduaner und Ferrareſen nahmen die Burg Capo d'Argine, nahe bei Chioggia, und zerſtörten ſie; mehrere Venetianer, welche die Burg vertheidigten, wurden gefangen genommen. Darauf zogen die Venetianer mit einer Flotte aus, nahmen im Podelta die Städte Adria und Ariano, plünderten ſie und ſchleppten die Bewohner, Männer und Weiber, in die Gefangenſchaft. Der Doge ſchlug jedoch bald, um Venedig zu ſichern, einen noch wirkſameren Weg ein. Er ſuchte durch Geldbeſtechung die Städte der Veroneſer Mark gegen den Kaiſer zu gewinnen, namentlich Verona ſelbſt, und dieſe ſeine Bemühungen hatten Erfolg.

Von jeher hatte Friedrich den Veroneſen wenig getraut. Die Nachſtellungen, welche man ihm auf der Rückkehr von ſeinem erſten italieniſchen Zuge an der Etſchklauſe bereitet hatte, waren nie von ihm vergeſſen. Der Widerſtand, den ihm Turiſindo im Jahre 1158 in Garda bereitete, maß er den Veroneſen bei, und ſie mußten denſelben mit der Verheerung ihres Gebietes büßen. Auch den erneuten Widerſtand Turiſindos in der letzten Zeit wird er in Zuſammenhang mit der widerſpenſtigen Geſinnung der Veroneſen gebracht haben.**) Omnebonum, der Biſchof der Stadt, verkehrte vielfach am Hofe des Kaiſers, war aber ein Anhänger Alexanders, mit dem er in vertraulichem Briefwechſel ſtand. Als der höchſte weltliche Beamte in der Stadt erſcheint noch im November 1163 ein vornehmer Veroneſe, Albert Tenca, der als Rector und ordentlicher Richter des Kaiſers bezeichnet wird, doch eine ähnliche Stellung bereits in der Zeit der ſtädtiſchen Freiheit bekleidet hatte; wie weit der Kaiſer ihm trauen durfte, ſteht dahin. Die enge Verbindung, in die Friedrich dann mit dem Biſchof Albert

*) Vergl. S. 312.
**) Vergl. S. 171. 313. 314.

von Trient trat, den er zu ſeinem Vicar in den richterlichen Geſchäften beſtellte, und die Verleihung der Burg Garda an den getreuen Otto von Wittelsbach weiſen in gleicher Weiſe darauf hin, daß ſein Argwohn gegen Verona nie ruhte. Durch die durchgreifende Strenge des Wittelsbachers fühlten ſich die Veroneſen beſonders verletzt; mit den Bedrückungen des Pfalzgrafen haben ſie es zu rechtfertigen geſucht, daß ſie den Anerbietungen des Dogen Gehör ſchenkten.

Wir wiſſen, wie Venedig noch auf dem Reichstage zu Parma dem Kaiſer Friedensanerbietungen machte, wie dieſer darauf angeſehene Männer, um Verhandlungen zu pflegen, nach Venedig ſchickte. Aber die Verhandlungen ſcheiterten und hatten lediglich den Erfolg, daß die Fäden der gegen den Kaiſer gerichteten Verbindung, nachdem ſie ſchon im Winter angeſponnen, im Frühjahr feſt zuſammengezogen wurden. Venedig hatte die für jene Zeit ungewöhnlich hohe Summe von 12,000 Mark aufgewendet, um den Bund mit Verona, Vicenza und Padua zum Abſchluß zu bringen. Es wurde ein Bundesvertrag förmlich beſchworen, und in demſelben erklärten die verſchworenen Städte, daß ſie zwar die alten kaiſerlichen Rechte nicht antaſten wollten, aber fortan Friedrich nicht mehr leiſten würden, als ihre Vorfahren Karl und anderen rechtgläubigen Kaiſern geleiſtet hätten.

Die Bundesgenoſſen hatten auch auf den Beitritt von Treviſo gerechnet, aber der Kaiſer hatte dieſe Stadt durch große Zugeſtändniſſe in der Treue zu erhalten gewußt. Indem er erklärte, daß die Trevi-ſaner ohne ſein Wiſſen durch ſeine Beamten bedrückt ſeien, gewährte er ihnen unter Wahrung der Reichsrechte die freie Wahl der Conſuln und beſtätigte alle Befugniſſe, welche dieſe bisher gehabt hatten; die Stadt ſollte ferner das Befeſtigungsrecht beſitzen und die Geiſeln, welche ſie dem Kaiſer geſtellt, zurückerhalten, zu dem Kriegszuge gegen Sicilien keinen Zuzug zu leiſten, auch das Fodrum nicht zu zahlen haben, zu dem ſich die Bürger bereits eidlich verpflichtet hatten, endlich ſollten die Abgaben, welche den Kaufleuten auferlegt waren, und die neueingeführten Steuern nicht weiter erhoben werden. Es war etwa um dieſelbe Zeit, daß der Kaiſer den Biſchof von Treviſo trotz deſſen alexandriniſcher Geſinnung die Regalien zurückgab; auch dies wird dazu mitgewirkt haben, die Trevi-ſaner für den Kaiſer zu gewinnen.

Angeſichts der drohenden Gefahr hatte Friedrich Verſuche gemacht, auch noch Verona und die ihm verbündeten Städte der Mark vom

Abfall abzuhalten. Er hatte Männer von Pavia, Novara, Lodi und Como nach Verona geſchickt und durch ſie das Anerbieten machen laſſen, daß er, wenn die Verbündeten von ſeinen Beamten beſchwert ſeien, nach einem Schiedsrichterſpruche angeſehener Lombarden Abhülfe ſchaffen wolle. Die Geſandten hatten auf einer Verſammlung der Verbündeten zu Verona ihren Auftrag erfüllt, aber nicht mehr erreicht, als daß die Städte noch eine Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Pavia zu ſchicken ſich entſchloſſen. Hier wurde dann viel über den Frieden geſprochen, doch war mit Worten nichts mehr zu erreichen; das Ergebniß der Verhandlungen war, daß der Kaiſer klar den Abfall der Städte erkannte.

Schon hatten die Städte Vicenza und Padua die Waffen ergriffen, und der Kaiſer mußte wider Willen rüſten, um den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Er forderte Erzbiſchof Eberhard von Salzburg auf, in Eile ein möglichſt großes Heer zu ſammeln und ſich mit demſelben zu Pfingſten (31. Mai) bei Treviſo einzuſtellen. Eine ähnliche Aufforderung wird auch an andere deutſche Fürſten in Eberhards Nachbarſchaft ergangen ſein. Den Angriff auf Verona wollte der Kaiſer ſelbſt unternehmen, und er rechnete dabei beſonders auf die Unterſtützung der Lombarden. Aber es erſchwerte ſeine Lage, daß der Aufſtand in der Veroneſer Mark auch in anderen Theilen der Lombardei Sympathien fand. Wir leſen in einem gleichzeitigen Bericht, ſchon gegen Ende Aprils hätten die Städte Italiens nicht mehr dem Kaiſer den früheren Gehorſam gezeigt, ſelbſt die Paveſen und Cremoneſen, die ihm beſonders Italien unterworfen, hätten ihm offen ausgeſprochen, daß ſie von ihm abfallen würden, wenn er nicht von ſeinem tyranniſchen Verfahren laſſen und ein geſetzliches Regiment einführen wolle, bei dem ſie frei, wie zu den Zeiten der früheren Kaiſer, leben könnten. Dieſer Bericht iſt ſicher nicht frei von Uebertreibungen, aber eben ſo ſicher iſt, daß die Lombarden nur ungern dem Kaiſer gegen Verona folgten.

Nur durch ſchwere Opfer erhielt Friedrich die der Veroneſer Mark benachbarten Städte Ferrara und Mantua im Gehorſam. Am 24. Mai ſtellte er Ferrara ein Privilegium aus, worin er der Stadt, weil ſie im Kriege gegen Venedig, Padua, Vicenza und Verona manche Beſchwerden und Ausgaben für ihn werde tragen müſſen, die freie Wahl der Conſuln, die Gerichtsbarkeit und andere Befugniſſe unter Wahrung

der Reichsrechte zugeſteht. Am 27. Mai erhielt Mantua, beſonders auf die Verwendung des getreuen Biſchofs Garſidonius, noch größere Zugeſtändniſſe verbrieft. Der Kaiſer ſchenkte den Mantuanern den Zins, den ſie bisher für die Regalien gezahlt, erließ ihnen die Heeresfolge, nicht allein im Kriege gegen Rom, Apulien, Sicilien und Calabrien, ſondern auch gegen Venedig, Verona, Padua und Vicenza und verſprach, daß weder er noch die Seinigen im Kampfe gegen dieſe Städte Mantua ohne Einwilligung der Bürger betreten würden. Außerdem ließ er in ſeinem Namen beſchwören, daß der Stadt alle Rechte, welche ſie vor ſeiner Ankunft in Italien gehabt hätte, in Zukunft wieder zuſtehen ſollten, daß er die Stadt und ihre Vorſtädte nie ſelbſt zerſtören oder durch Andere zerſtören laſſen, ſondern immer unverletzt erhalten werde, daß er endlich, wenn ſich Mantua freiwillig zu ſeinen Gunſten an dem Kriege gegen die genannten Städte betheiligen ſollte, er ohne die Einwilligung der Bürgerſchaft den Frieden nicht abſchließen würde. Dagegen ſchwuren die Mantuaner, daß ſie keinen Vertrag oder Bund mit den genannten Städten geſchloſſen hätten oder während der Dauer des Krieges ſchließen würden. Denſelben Eid ſollten auch die während des Krieges neueintretenden Conſuln dem Kaiſer leiſten.

Wie ſehr dem Kaiſer darum zu thun war, ſtreitbare Männer für den Kampf gegen die aufſtändigen Städte zu gewinnen, zeigt eine Urkunde, welche er am 28. Mai ſeinen Getreuen den Brüdern Udalrich und Friedrich von Arco ausſtellen ließ. Sie hatten ihm öfters Dienſte geleiſtet und ihm jetzt Mannſchaft, namentlich gegen Verona, Padua, Vicenza und Venedig, geſchworen; dagegen verpflichtete er ſich ihnen jährlich 24 Pfund entweder zu Lodi oder an einem anderen ihm genehmen Orte vierzehn Tage nach Martini zahlen zu laſſen, doch ſollte die Verpflichtung aufhören, ſobald er ihnen ein entſprechendes Lehen geben könne.

Noch vor der Mitte des Juni verließ der Kaiſer Pavia. Am 15. war er in Montemalo, der erſt kürzlich von Rainald im Gebiete von Lodi hergeſtellten Burg. Unmittelbar darauf zog er gegen Verona. Das Heer, welches er mit ſich führte, beſtand faſt ganz aus Lombarden; nur wenige Deutſche waren in demſelben, und aus Burgund war, wie es ſcheint, ihm gar kein Zuzug gekommen. Der Kaiſer drang bis Vacaldo in der unmittelbaren Nähe von Verona vor; mehrere Dörfer

und Burgen wurden von ihm zerſtört, aber zu einem entſcheidenden Schlage kam es nicht. Verona hatte mit Hülfe ſeiner Verbündeten ein ſtärkeres Heer, als der Kaiſer, zuſammengebracht. Fünf Tage lag es mit demſelben um Johannis (24. Juni) dem Feinde gegenüber. Aber Friedrich glaubte bei ſeinen geringen deutſchen Streitkräften und der Unzuverläſſigkeit ſeiner italieniſchen Schaaren eine Schlacht nicht wagen zu dürfen und zog ſich mit ſeinem Heere zurück. Am 10. Juli war er wieder in der Ebene am Gardaſee. Sein Heer löſte ſich auf, er ſelbſt kehrte alsbald nach Pavia zurück. Der Kriegszug war eben ſo kurz als erfolglos geweſen.

Das Unternehmen gegen Verona hatte in der Stadt ſelbſt noch ein trauriges Nachſpiel. Elf vornehme Veroneſen, ſieben vom Stande der Capitane und vier Valvaſſoren, ſtanden in dem Verdacht, die Stadt an den Kaiſer verrathen zu wollen; ſie wurden in den Kerker bei der Kirche S. Marco geworfen und am 15. September hingerichtet. Die Veroneſen ſetzten den Krieg gegen die Kaiſerlichen in ihrer Umgegend auch in der nächſten Zeit nicht ohne Glück fort. Im März 1165 nahmen ſie die Burg Rivoli über der Etſchklauſe, welche ſeit ſieben Jahren in deutſchen Händen geweſen war*).

In unmittelbarer Verbindung mit dem Angriffe des Kaiſers auf Verona ſcheint ein Unternehmen des Patriarchen Udalrich von Aquileja geſtanden zu haben, welches einen nicht minder unglücklichen Ausgang hatte. Mit einem nicht unbedeutenden Heere brach der Patriarch — wahrſcheinlich im Sommer 1164 — gegen Grado auf, um ſich der nahen Burg zu bemächtigen. Als der Doge hiervon Kunde erhielt, ſandte er alle bereiten Galeeren gegen Grado; eine derſelben, welche den anderen voraneilte, gelangte an den Ort, an welchem die Feinde ſich befanden, und die Mannſchaft griff den Patriarchen mit ſolcher Tapferkeit an, daß er und die ihn begleitenden Grafen und Herren in Gefangenſchaft geriethen, ihre Leute die Flucht ergriffen und viele derſelben in den Sümpfen den Untergang fanden. In Venedig herrſchte große Freude, und man beging dort ein glänzendes Dankfeſt. Der Patriarch wurde mit etwa ſiebenhundert Gefährten ſeines mißglückten Zuges längere Zeit in der Stadt gefangen gehalten. Soviel läßt ſich aus dem zuverläſſigſten Bericht, den wir beſitzen, entnehmen. Spätere

*) Vergl. S. 146.

venetianiſche Chroniſten bringen dann mit dieſen Vorgängen den Zins von 12 Broden und 12 Schweinen, welchen im dreizehnten Jahrhundert die Patriarchen von Aquileja am Mittwoch vor Faſten der Republik zu erlegen pflegten, in Verbindung; mit dieſem Jahreszins ſoll ſich Udalrich aus der Gefangenſchaft gelöſt haben. Sie erzählen zugleich von einer Heldenthat, welche die Weiber von Caorle damals gegen die Trevíſaner verübt haben ſollen. Als nämlich die Männer von Caorle nach Grado gezogen waren, um der Burg Beiſtand zu leiſten, brachen die Trevíſaner gegen Caorle auf, weil ſie dort keinen Widerſtand erwarteten. Aber die zurückgebliebenen Weiber zogen Männertracht an, ergriffen Waffen, ſtiegen in Schiffe und zogen den Trevíſanern entgegen; dieſe ergriffen die Flucht, doch wurden viele, des Orts unkundig, in den Sümpfen ergriffen und nach Caorle gebracht. So ſagenhaft dieſe Erzählung iſt, ſcheint ſie doch den hiſtoriſchen Grund zu haben, daß die Trevíſaner das Unternehmen des Patriarchen unterſtützten. Ob ſich bei Treviſo, wie es der Kaiſer gewollt hatte, wirklich ein deutſches Heer zuſammengezogen hatte, wiſſen wir nicht; jedenfalls hat ſich Erzbiſchof Eberhard, der ſchon dem Tode entgegenging, zu Treviſo nicht eingeſtellt.

Der Doge hatte allen Grund, mit der eingeſchlagenen Politik zufrieden zu ſein und bei derſelben zu beharren. Er unterſtützte die Veroneſen weiter mit Geld und bot ihnen die Mittel, auch mit anderen Städten der Lombardei Verbindungen anzuknüpfen; zugleich fanden in Venedig die Cardinäle Alexanders und die aus ihren Sitzen vertriebenen alexandriniſchen Biſchöfe ein ſicheres Aſyl. Dabei unterhielt der Doge mit dem Kaiſer von Conſtantinopel und dem König von Sicilien nach wie vor die freundlichſten Beziehungen. Die Republik bot für alle Friedrich feindlichen Beſtrebungen einen Mittelpunkt, wie er bis dahin gefehlt hatte. Sie iſt es geweſen, die ihn im entſcheidenden Augenblick gehindert hat ſeine imperatoriſche Gewalt in Italien zu befeſtigen.

Rückkehr Erzbiſchof Rainalds und des Kaiſers nach Deutſchland.

Noch vor dem Auszuge Friedrichs gegen Verona hatte Erzbiſchof Rainald Italien verlaſſen. Seine Abweſenheit von der Heimat hatte Pfalzgraf Konrad, der Bruder des Kaiſers, zu benutzen beabſichtigt,

um sich für frühere Unbill*) zu rächen; er scheint dabei auf die Unterstützung seines Neffen Friedrich von Schwaben und seines Schwagers, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, gerechnet zu haben, die in gleicher Weise vom Erzbischof gekränkt waren. Der Pfalzgraf, ein junger Mann von mittlerer Größe, doch kräftigem Körper, blond nach der Staufer Art, sprach wenig und schien bescheiden, war aber doch nicht ohne Ehrgeiz und Herrschsucht. Schon früher war er als Obervogt des Erzstifts Trier mit dem Erzbischof Hillin in Händel gerathen und hatte eine Eidgenossenschaft der Trierer gegen ihren Erzbischof unterstützt; es bedurfte der Dazwischenkunft des Kaisers, um den Streit zwischen seinem Bruder und dem Erzbischof beizulegen (1. September 1161). Jetzt gedachte Konrad sich der vor wenigen Jahren zerstörten Burg Rineck**), die früher zur Pfalzgrafschaft gehört hatte, zu bemächtigen und sie herzustellen, um von hier aus das kölnische Gebiet zu beunruhigen. Man schrieb ihm überdies die Absicht zu, alte, längst vergessene Rechte der Pfalzgrafen im unteren Lothringen wieder zur Geltung bringen zu wollen. Rainald erhielt von den Absichten Konrads rechtzeitig Kunde und erließ Befehl, Rineck schleunigst zu besetzen und herzustellen. Die Kölner führten glücklich den Befehl aus, so daß Konrads Pläne durchkreuzt wurden. In großer Aufregung darüber, sagte der Pfalzgraf den Kölnern Fehde an: am 18. Mai wolle er sich ihnen auf dem Felde von Andernach zum Kampfe stellen. Die Kölner rüsteten ein Heer und Schiffe aus, und es gelang ihnen, ein gewaltiges Kriegsvolk — angeblich 125,000 Mann — zusammenzubringen. Sie hatten große Opfer für die Rüstungen gebracht, die sie noch nach Jahren nicht verschmerzen konnten; überdies waren viele Herren in Lothringen bei den Befürchtungen, die man vor Konrad hegte, gern zur Hülfe bereit gewesen. Zur bestimmten Zeit erschienen die Kölner auf dem Kampfplatz, aber sie warteten zwölf Tage vergeblich auf den Pfalzgrafen: dann kehrte jubelnd das Heer nach Köln zurück. Konrad war von dem übereilten Unternehmen zurückgetreten, wie ein Wanderer den raschen Schritt hemmt, wenn er die Schlange im Grase sieht.

Rainald hörte in Italien, daß die nächste Gefahr für Köln beseitigt war, nichtsdestoweniger verlangte er nach der Heimat. Der Kaiser

*) Vergl. S. 293.
**) Vergl. Bd. IV. S. 349.

entließ ihn nicht ohne einen glänzenden Beweis seiner Dankbarkeit; am 9. Juni verlieh er ihm ein ausgedehntes Gebiet auf beiden Seiten des Ticino mit dem Fodrum und allen kaiserlichen Gerechtsamen „zum Lohne", wie es in der darüber ausgestellten Urkunde heißt, „für die unermeßlichen und unzähligen Dienste." Vielleicht noch werthvoller war, daß er ihm die Reliquien der heiligen drei Könige schenkte, welche einst als eines der größten Kleinodien Mailands betrachtet waren und die Rainald jetzt nach Köln zu übertragen beschloß.

Da der Erzbischof Nachstellungen im südlichen Deutschland fürchtete, wollte er nicht auf dem nächsten Wege, sondern durch Burgund und Lothringen nach Köln zurückkehren. Es lag dies auch in den Wünschen des Kaisers, den die burgundischen Angelegenheiten nicht ohne Sorgen ließen. Es hatten sich, seitdem er das Land verlassen, die Sympathien dort für Alexander gesteigert, und man scheint nicht ohne Befürchtung vor einem französischen Angriff gewesen zu sein. Schon in der Mitte des April waren der Erzbischof Raimund von Arles, der Bischof Petrus von Marseille und der Graf Gerald von Grignan (zwischen Avignon und Valence) am kaiserlichen Hofe zu Pavia erschienen und hatten dort große Vergünstigungen erhalten; offenbar suchte der Kaiser sie dadurch in der Treue zu erhalten. Als jetzt Rainald nach Burgund ging, lag Friedrich auch daran, durch ihn burgundische Mannschaft für den Krieg gegen die aufständigen Städte in Italien zu gewinnen.

Mit ausgedehnten Vollmachten versehen verließ Rainald am 10. Juni Pavia, am 12. sandte er von Vercelli aus ein Schreiben an die Kölner, worin er sie von seiner Heimkehr unterrichtete und sie aufforderte Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange der kostbaren Reliquien zu treffen, welche er mit sich führe. Als er nach Burgund kam, berief er die Erzbischöfe nach Vienne und verlangte zunächst von ihnen, daß sie durch Mannschaft den Kaiser in Italien unterstützen sollten. Dann aber trat er auch mit der Forderung hervor, daß sie den neuen Gegenpapst anerkennen möchten. Er erreichte mit dieser Forderung wenig; einige der Anwesenden sollen ihm sogar erklärt haben, daß sie eher bereit seien Guido von Crema zu excommuniciren, als sich ihm zu unterwerfen. Der Erzbischof wünschte darauf eine Zusammenkunft mit dem Grafen Heinrich von Troyes zu haben, aber es scheint zu derselben nicht gekommen zu sein, da sich Heinrich nach

Paris begeben hatte, um sich mit seinem Schwager zu berathen. Wir hören weiter von Rainalds Thätigkeit in Burgund nur, daß er in der Grafschaft von Lyon Befestigungen anlegen ließ, wobei er sich der Unterstützung der Bürger von Lyon und eines Grafen Girard bediente. Der Graf Guigo von Lyon und Forez, der ein Vasall der französischen Krone war und in diesen Befestigungen nur die Absicht sah, ihn unter deutsche Herrschaft zu bringen, widersetzte sich der Arbeit, aber Rainald ließ eine große Geldsumme zurück, um dieselbe fortzuführen.

Die Thätigkeit, welche Rainald aller Orten entfaltete, schien Alexander so gefährlich, daß er am 6. Juli ein Schreiben an den Erzbischof Heinrich von Reims erließ, worin er ihm mittheilte, daß Rainald seinen Weg durch Flandern nehmen wolle; man solle seiner Reise Hindernisse bereiten und ihn, wo möglich, gefangen nehmen — ein angenehmerer Dienst würde ihm, dem Papste, nicht erwiesen werden können. Alexander war über den Weg Rainalds schlecht unterrichtet. Dieser entging allen Nachstellungen und gelangte glücklich nach Köln, wo er am 24. Juli feierlich empfangen wurde. Hocherfreut war man besonders über die Leiber der heiligen drei Könige; man ahnte, daß die Stadt in ihnen einen Schatz von unberechenbarem Werthe gewonnen hatte. In der That pilgerte man bald von allen Theilen der Welt zu diesem Heiligthum. Der Wohlstand der Stadt und die Stadt selbst wuchsen so, daß nach kurzer Zeit ihre Ringmauern erweitert werden mußten. —

Als sich der Kaiser von Rainald getrennt hatte, lag ihm der Gedanke noch fern, bald seinem so vom Glück begünstigten Diener über die Alpen zu folgen, aber nach dem unglücklichen Zuge gegen Verona drängte sich ihm mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, gleichfalls den Boden Italiens zu verlassen.

Als Friedrich nach Pavia zurückgekehrt war, schickte man sich freilich dort zu einer Krönungsfeier an, aber es war eine Feier mit mattem Glanz und wenig Freude. Bareso war glücklich aus Sardinien entkommen, um sich die Königskrone zu holen, welche ihm der Kaiser versprochen hatte. Allerdings hatten die Pisaner ihm noch Hindernisse zu bereiten gesucht. Als die kaiserlichen Gesandten mit acht genuesischen Schiffen nach Sardinien gingen, hatten auch sie acht Galeeren unter einem Consul dorthin geschickt; aber mit Gewalt den Gesandten des Kaisers entgegenzutreten, wollten sie doch nicht wagen. So konnte

Bareso ungefährdet nach Genua übersetzen; den größten Theil seines Schatzes ließ er in der Burg von Arborea, die ihm von seinem Lande fast allein noch geblieben, unter dem Schutz seiner Gemahlin und seiner Getreuen zurück, doch hatte er seine Geldkästen reichlich gefüllt, die freilich bald genug leer werden sollten. In Genua, wo man sich von diesem Schützling große Herrlichkeiten versprach, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet; zwei Consuln Genuas unter Begleitung mehrerer Rechtskundiger führten Bareso dann zum Kaiser nach Pavia. Am 3. August setzte der Kaiser, selbst mit der Krone geschmückt, in der Kirche des heiligen Syrus dem Sardinier eine Königskrone auf, die in Genua gefertigt war, und der Gekrönte leistete ihm den Vasalleneid für sein Inselreich. Wie einst dem Böhmenherzog, gab der Kaiser jetzt dem Richter von Arborea die königlichen Ehren, aber er hat von dem Sarden weniger Dank gewonnen, als von dem Czechen.

Auch pisanische Gesandte waren bei der Krönung zugegen; sie stellten dem Kaiser vor, daß einem Bareso, der nicht von hoher Geburt und ihr Vasall sei, die Krone nicht gebühre; überdies gehöre Sardinien ihnen und nicht dem Richter von Arborea. Dagegen machten die Genuesen geltend, daß Bareso ein vornehmer Mann sei, von dem viele Pisaner Lehen genommen; auch gehöre Sardinien nicht Pisa, sondern sei von Genua den Arabern genommen und dem römischen Reiche unterworfen worden*). Darauf erklärte der Kaiser den Pisanern: „Meines Wissens gehört Sardinien dem Reiche, und wenn ich Bareso Sardinien verleihe und ihn zum König der Insel erhebe, so thue ich dies auf den Rath meiner Großen und nach dem Rechte des Reichs.“ Die Pisaner wußten keine Antwort und verließen bestürzt den Hof. Die Genuesen wurden gnädig entlassen und kehrten mit Bareso freudestrahlend in ihre Stadt zurück.

Aber schon nach wenigen Tagen wurden der neue König, der Consul Baldizo und einige andere Genuesen wieder nach Pavia beschieden. Bareso benutzte hier die Gelegenheit, um sich eine Urkunde über seine Belehnung ausstellen zu lassen, gerieth aber in große Bestürzung, als der Kaiser jetzt die versprochenen 4000 Mark verlangte;

*) Diese Behauptung der Genuesen entsprach nicht den geschichtlichen Thatsachen. Vergl. Bd. II. S. 176.

er bat um Aufſchub der Zahlung, bis er nach Sardinien zurückgekehrt ſei. Der Kaiſer gab ihm zur Antwort: „Ich ſitze zu Roß und habe die Füße in den Stelgbügeln: du aber ſprichſt mit mir, als ob du mir entſchlüpfen wollteſt. Wer ein Königreich gewinnt und eine Krone trägt, muß mehr zahlen, als er verſprochen, und du haſt, wie ich glaube, die gleiche Summe oder noch mehr meinen Hofleuten gegeben. Auf die That kommt es mir an, nicht auf Worte.“ Bareſo erneuerte ſeine Bitte um Aufſchub, bis das Geld aus Sardinien herbelgeſchafft werden könne. Der Kaiſer erklärte ihm dagegen, daß ſchon in den nächſten Tagen das Geld gezahlt werden müſſe; auch auf dem Feſtlande werde er dazu die Mittel finden. Auf briefliche Anfrage des Baldizo fanden ſich darauf die Conſuln von Genua bereit das Geld dem Könige von Sardinien vorzuſchleßen. Erfreut begaben ſich Bareſo und Baldizo zum Kaiſer, dieſer wollte ſie aber nicht anhören, ſondern wies ſie an den Pfalzgrafen Otto, an Graf Gebhard von Leuchtenberg, den Erzbiſchof von Mainz und den Biſchof von Lüttich. Baldizo theilte dann dieſen mit, daß er im Namen Genuas die Abtragung der Schuld bis Weihnachten verſpreche. Die deutſchen Herren verlangten dagegen, das Geld müſſe bis zum anderen Tage gezahlt ſein; wenn nicht, würde der Kaiſer Bareſo nach Deutſchland mit ſich führen. Baldizo erbot ſich endlich, nachdem Bareſo volle Sicherheit in Genua den Conſuln zu ſtellen gelobt hatte, in 32 Tagen die volle Summe zu zahlen, und die deutſchen Herren gaben ſich damit zufrieden. Mit Erlaubniß des Kaiſers gingen ſie nach Genua und empfingen hier ſchon nach wenigen Tagen die Zahlung.

Der Sarde hat in der Folge viele ſchwere Stunden den Genueſen bereitet. Noch mehr Betrüger, als Abenteurer, nahm er theils von der Stadt, theils von reichen Bürgern ungeheure Geldſummen auf, um eine Flotte und ein Heer zu rüſten, mit dem er ſeine königliche Macht in Sardinien feſtſtellen könne; zugleich bekannte er ſich urkundlich als Vaſall Genuas, obwohl er nur darauf ſann, wie er ſich der Gewalt der Genueſen und damit ſeinen Verpflichtungen gegen ſie entziehen könne. Schon mißtraute man ſeinen Verſprechungen, und als er am 22. November mit ſeiner Flotte abſegelte, begleiteten ihn ein Conſul und einige andere erfahrene Männer nach Arborea, wo er alle ſeine Schulden abzutragen verheißen hatte. Aber die Zahlung wurde abſichtlich von Tag zu Tag verzögert; inzwiſchen erſchien eine

piſaniſche Flotte, und die Genueſen befürchteten, daß Bareſo ſich derſelben gegen ſie bedienen könnte. Da gaben ſie den Seeleuten den Befehl nach Genua zurückzukehren (Februar 1165) und wider ſeinen Willen mußte der König Sardiniens dann ſechs Jahre dort verweilen; unter die Obhut vornehmer Bürger geſtellt, lebte er in der Stadt wie in einem Gefängniß.

Der Kaiſer hat ſich um das Schickſal dieſes Königs, den er wohl bald genug durchſchaute, wenig mehr bekümmert. Was er durch ihn erreichen wollte, hatte er erreicht; im Uebrigen war mit einem ſolchen Vaſallen wenig Ehre zu gewinnen. Den Kaiſer bedrängten andere und ſchwerere Sorgen. Die Stimmung in den Städten der Lombardei und Romagna wurde immer bedenklicher. Bologna wußte ſich des kaiſerlichen Podeſtà Bezo zu entledigen*). Auf die Treue Piacenzas hatte der Kaiſer nie ſicher zu rechnen. Im September verließ Arnold von Dorſtadt Piacenza, wohl nicht aus freiem Entſchluß; denn um Michaelis zerſtörte der Kaiſer mit Hülfe der Paveſen mehrere Burgen um die Stadt. Auch Como, welches dem Kaiſer ſo viel verdankte, wurde ſchwierig; es beſtritt ihm die Burg Baradello, wo der Podeſtà Magiſter Pagauus ſeinen Sitz hatte, und fügte ſolcher Unbill noch andere hinzu.

Der Krieg gegen Sicilien war vom Kaiſer bereits aufgegeben, aber er ſah, daß er ohne ein ſtarkes deutſches Heer nicht einmal den Kampf mit dem Veroneſer Bund wieder aufnehmen könne. So war die Rückkehr nach Deutſchland für ihn zur Nothwendigkeit geworden, und er hatte in Italien nur noch Maßregeln für die Zeit ſeiner Abweſenheit zu treffen. Die Treuen wollte er durch Vergünſtigungen in der Treue erhalten, die Schwankenden durch Zugeſtändniſſe gewinnen oder durch den Schrecken zügeln.

Pavia verbriefte er aufs Neue die freie Wahl der Conſuln, welche gleiche Gewalt haben ſollten, wie die Markgrafen in ihrer Mark und die Grafen in ihrer Grafſchaft; er gewährte der Stadt alle ihre Rechte und Lehen, die ſie vor dem Roncaliſchen Tage gehabt, wie die Regalien in der Stadt und auswärts auf allen ihren Beſitzungen. Auch die Stadt Aſti erhielt ausgedehnte Privilegien; er er-

*) Nach ſpäteren Nachrichten ſoll dieſer Bezo, wahrſcheinlich ein Bologneſe, in einem Aufſtande erſchlagen ſein.

ließ ihr 100 Mark von dem diesjährigen Tribut, welchen sie für die Regalien zu zahlen hatte, erlaubte ihr das Prägen von Münzen und bewilligte, daß die Leute in gewissen von der Stadt abhängigen Orten nur ihr zu Diensten und Abgaben verpflichtet sein sollten. Besonders aber erwies sich der Kaiser gegen die großen Vasallen, die ihn unterstützten, freigebig. Die Grafen von Lomello, der Graf Albert von Prado, der Pfalzgraf Hildebrand von Tuscien, vor Allem die Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Opizo Malaspina empfingen werthvolle Privilegien.

In dem traurigen Loos der Mailänder wurde wenig gebessert, obwohl Bischof Heinrich von Lüttich gegen Ende des August gestorben war. Er hatte noch kurze Zeit vor seinem Tode eine neue Jahresabgabe, die von jeder Hufe, von jedem Joch Ochsen und jeder Feuerstelle erhoben wurde, eingeführt und dadurch neue Klagen erregt. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Markward von Grumbach, welcher sich auch nach kurzer Zeit in der Pfalz von Roceta zeigte. Die Mailänder brachten ihm als Geschenk ein silbernes Mischgefäß im Gewichte von 14 Pfund, aber sie irrten sich, wenn sie damit Erleichterung der Steuern zu gewinnen hofften. Markward bestellte sogleich fünf Männer — es waren Geistliche und Laien, sämmtlich Italiener — um den Tribut für das laufende Jahr einzusammeln, und diese verlangten ihn sogar von Aeckern, die seit zwanzig Jahren nicht bebaut, von Wiesen und Wäldern, die keinen Nutzen mehr gaben. Als eine besondere Härte erschien es auch, daß sie ein Register anlegten, in welchem die Zahl der Hufen, der Ochsengespanne und der Feuerstellen verzeichnet wurden. Man nannte dieses Register das „Buch der Trübsal" oder das „Buch der Schmerzen."

Wie im Mailändischen, blieben in den meisten anderen Stadtgebieten kaiserliche Podestàs oder Procuratoren. In der Grafschaft Como behielt der Magister Paganus seine Stellung; ebenso in der Grafschaft Seprio Graf Gozwin von Heinsberg, während in der Martesana und im Gebiete von Bergamo ein deutscher Herr, Ruinus mit Namen, eingesetzt wurde. Brescia erhielt nach Markwards Versetzung ein gewisser Berthold*). In Piacenza waltete zuerst wieder Aginulf, dann

*) Wahrscheinlich aus dem Geschlecht der Freien von Schauenburg an der Bergstraße, Vasallen des Klosters Lorsch.

wieder Arnold von Dorstadt als kaiserlicher Podestà. In Parma folgte auf Azo der Bischof und Cardinal Aicardus, aus einer vornehmen einheimischen Familie*), als höchster kaiserlicher Beamter mit erweiterten Vollmachten. In Lodi wurde Lambert von Nymwegen zum Procurator bestellt, der seine Gewalt auch über das Gebiet von Crema erstreckte. So wurden auch an anderen Stellen in der Lombardei Procuratoren eingesetzt, um die kaiserlichen Gefälle einzutreiben. Die obere Leitung aller lombardischen Angelegenheiten übergab der Kaiser der bewährten Treue Markwards von Grumbach, und eine ähnliche Stellung für Tuscien erhielt der Kanzler Christian, ein Geistlicher von eben so großer Ergebenheit, als staatsmännischer Begabung.

Um den 1. Oktober verließ der Kaiser Pavia, am 4. war er in der Burg Belfort bei Varese, wo er sich mehrere Tage aufhielt. Hier stellte er eine Urkunde aus, in welcher er der Stadt Como und ihrem Bischofe die Burg Baradello und den Thurm von Ologno überließ, indem er zugleich den Bürgern alles verzieh, was sie gegen ihn gefehlt hatten; mit anderen Urkunden gewährte er damals den Rittern und der Gemeinde von Val Camonica wegen der vortrefflichen von ihnen geleisteten Dienste die Reichsfreiheit und die freie Wahl der Consuln, wie dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat eine erhebliche Erweiterung seines Gebiets. Auf dem kürzesten Wege ging er darauf über die Alpen, indem er wahrscheinlich die Straße über den Septimer einschlug. Schon am 1. November war er in Ulm, von wo er Einladungen zu einer großen Tagfahrt ergehen ließ, die er am 18. November in Bamberg halten wollte.

Wohl sprach Friedrich von seiner ruhmreichen Rückkehr nach dem Vaterlande, aber er selbst konnte sich nicht verhehlen, daß er in Italien diesmal nicht allein in seinen Hoffnungen auf einen erfolgreichen Zug nach dem Süden getäuscht war, sondern auch in der Lombardei eine bedenkliche Demüthigung erlitten hatte. Seine Freunde sahen mit Besorgniß, seine Feinde mit Freude, daß sich die Erwartungen, welche sich an den Fall Mailands geknüpft hatten, nicht so schnell erfüllten. Ohne ein stattliches deutsches Heer — soviel hatte sich deutlich gezeigt — war

*) Aicardus von Cornazzano erscheint zuerst als Propst in Parma, Ende 1160 als Cardinaldiacon Victors IV., 1162 wird er zum Bischof von Parma erhoben, im März 1164 tritt er urkundlich als Cardinalpriester, Bischof und Podestà von Parma hervor.

Friedrichs Herrſchaft in Italien noch keineswegs geſichert; er gedachte in kurzer Friſt mit deutſchen Kriegsſchaaren zurückzukehren, die ihn zum unbeſtrittenen Herrn der Halbinſel machen ſollten.

12.

Friedrich I. inmitten der Weltverhältniſſe.

So lange es ein römiſches Kaiſerthum deutſcher Nation gab, waren die Aufgaben deſſelben immer die gleichen geweſen. Die viel geſpaltene abendländiſche Chriſtenheit gegen ihre Feinde zu ſchützen, inmitten derſelben Recht und Geſetz gegenüber der Gewaltthat und Willkür aufrecht zu halten, die Kirche in der Durchführung chriſtlicher Lebensordnungen und in ihrer Miſſionsarbeit auf alle Weiſe zu fördern: darin vor Allem ſah man den Beruf des Kaiſerthums. Glanzvoll ſtrahlte die Kaiſerkrone, aber ſie legte dem, der ſie trug, Pflichten von unermeßlicher Schwere auf; ſelbſt Herrſcher vom friſcheſten Muth und den größten Hülfsmitteln erlagen unter ſolcher Laſt. Das Ideal ſchien unerreichbar, aber doch wurde es immer von Neuem verfolgt, da es nach den Vorſtellungen des Mittelalters mit dem innerſten Weſen der imperatoriſchen Gewalt verbunden war, die man von Gott ſelbſt eingeſetzt glaubte und an deren Beſtand man das Heil der Welt knüpfte.

Nichts hatte das Kaiſerthum mehr in der Entwickelung ſeiner Macht und damit an der Erfüllung ſeiner Aufgabe gehindert, als daß das Papſtthum den günſtigen Zeitpunkt benutzte, um die ihm drückend gewordene Abhängigkeit vom Reiche abzuſchütteln und ſelbſt die oberſte Leitung der abendländiſchen Chriſtenheit in die Hand zu nehmen. Allerdings wollte es das Kaiſerthum beſtehen laſſen, wie es auch nicht anders konnte ohne ſich mit der ganzen Vergangenheit der Kirche in Widerſpruch zu ſetzen, aber doch nur in abhängiger, ihm dienender Stellung. Als ſich die Kaiſer in eine ſolche Dienſtbarkeit nicht fügen wollten, entbrannte der Kampf — ein heißer und langer Kampf ohne Gleichen. Die römiſche Kirche, welche ſonſt den Thron der Kaiſer geſtützt hatte, ſuchte jetzt ihn wankend zu machen, in Deutſchland und Italien ſchürte ſie den Aufſtand und zog alle die Mächte an ſich, die ſich der kaiſer-

lichen Herrſchaft entwinden wollten. Vor Allem ſtrebte ſie die Mächte Italiens von ſich abhängig zu machen: die Länder des Südens gab ſie den Normannen zu Lehen, in Rom und der Campagna beſeitigte ſie die kaiſerliche Gewalt, mit den rebelliſchen Städten der Lombardei trat ſie in Bund und durch das Teſtament der großen Gräfin ſuchte ſie ſich ein glänzendes Fürſtenthum auf beiden Seiten des Po zu gewinnen.

Die Päpſte hatten große Erfolge, aber ſo weit gediehen ſie doch niemals, daß ſie das Kaiſerthum ganz ſich hätten dienſtbar machen können. Der ermattete Kampf concentrirte ſich zuletzt in der Frage über die Einſetzung der Biſchöfe und Aebte, die zugleich Kirchen- und Reichsfürſten waren, und kam hier mit einem Ausgleiche, den man traf, zum vorläufigen Abſchluß. Aber es war kein Friede, ſondern nur Waffenſtillſtand. Das Kaiſerthum und Papſtthum behaupteten in gleicher Weiſe von Gott mit der höchſten Gewalt ausgerüſtet zu ſein. Die neu aufgekommene Lehre von den *beiden* Schwertern, dem geiſtlichen und dem weltlichen, welche Gott der Chriſtenheit gegeben, gewann allgemeine Geltung, doch wußte Niemand die Grenzen der höchſten geiſtlichen und weltlichen Macht zu ziehen; der Papſt gab ſo wenig ſein Regiment in den weltlichen Dingen, wie der Kaiſer das ſeine in den kirchlichen Angelegenheiten ſeiner Reiche auf. Man ſprach wohl von einer Gleichſtellung der beiden Gewalten, aber ſo lange die römiſche Kirche an dem Grundſatz feſthielt, daß der Papſt, der ja über den Kaiſer richtete, keinem Gericht unterworfen ſei, ſo lange man in Rom behauptete, daß dem Papſte nicht allein die Kaiſerkrönung, ſondern auch die Verleihung der kaiſerlichen Macht zuſtehe, konnte von einer Gleichſtellung und Gleichberechtigung nicht ernſtlich die Rede ſein.

Den Frieden mit der Kirche zu erhalten haben ſich Kaiſer Lothar und Konrad, der erſte Staufer, ernſtlich bemüht und um des Friedens willen die alten Rechte des Reichs nicht ängſtlich gehütet. Aber mit ihrer Nachgiebigkeit erreichten ſie, obwohl die Päpſte ihrer Zeit nicht gerade heroiſche Naturen waren, doch keine Ruhe. Der Streit um die Herrſchaft in Italien dauerte fort, in Deutſchland wurde der Hader der Factionen von der römiſchen Curie, welche es bald mit den Welfen, bald mit den Staufern hielt, gefliſſentlich genährt, und ſo tief griffen die römiſchen Legaten in die Angelegenheiten der deutſchen Kirche ein, daß ſelbſt in den geiſtlichen Kreiſen die Mißſtimmung eine allgemeine wurde.

Indem das Papstthum schon das Spiel gewonnen zu haben schien, gerieth es aber in die hülfloseste Lage. Ein Schisma, welches lediglich aus den in Rom und an der Curie selbst mächtigen Adelsfactionen hervorging, schwächte die Autorität des Oberhauptes der Kirche, und kaum war das Schisma beseitigt, so mußte sich der Papst fast willenlos dem Könige von Sicilien ergeben; zugleich wurde ihm in der eigenen Stadt mit geistigen Waffen und mit Gewalt die Herrschaft bestritten, so daß er längere Zeit im Exil zu leben genöthigt war. In solcher Hülfslosigkeit zeigte sich das Papstthum zugleich der leitenden Stellung, welche es in den Weltverhältnissen beanspruchte, in keiner Weise gewachsen. Die Hauptschwierigkeiten erwuchsen ihm gerade aus jenen glorreichen Eroberungen, welche es vor einem halben Jahrhundert im gelobten Lande gemacht hatte. Mit der Begründung der lateinischen Herrschaften im Orient war der Kampf gegen den Islam in Permanenz erklärt, und diesem Kampfe konnte auch das Kaiserthum in Byzanz nicht gleichgültig zusehen. Ueberdies drohte das griechische Kaiserthum, in unversöhnlichem Kampfe mit der Normannenherrschaft in Unteritalien, auch hier wieder festen Fuß zu fassen und damit dem Papstthum neue Schwierigkeiten zu bereiten. Wie wenig dieses unter solchen Umständen die Weltlage zu beherrschen vermochte, hatte sonnenklar das unselige Ende des zweiten Kreuzzugs gezeigt.

In so schwere Bedrängnisse gerieth der Papst, daß er, um seine Existenz zu sichern, einen Hülfsruf nach dem anderen über die Alpen ergehen lassen mußte. Wenn selbst die römische Kirche ihre Rettung nur noch von einem deutschen Herrscher und einem deutschen Herrn erwartete, wie hätte da nicht auch an anderen Orten das Verlangen sich regen sollen, daß das deutsche Kaiserthum in seiner alten Kraft erstehen möge, um abermals der Welt zu leisten, was es einst ihr geleistet hatte? Wunderbar genug, daß gerade der deutsche Episcopat und die lombardischen Städte, die früher zur Schwächung des Kaiserthums so hülfreich gewesen waren, jetzt nach einem kräftigen Kaiser verlangten.

In dieser Weltlage war Friedrich auf den Thron Ottos des Großen durch die Wahl der deutschen Fürsten erhoben worden. Er selbst hatte seine Wahl betrieben, nicht so sehr wegen der Interessen seines Hauses, wie um das Kaiserthum nach seiner alten Bedeutung herzustellen. Denn in dieser Herstellung sah er allein das Heil der Welt, an sie knüpfte er jede Hoffnung auf eine der Christenheit

erſprießliche Ordnung der Dinge. Er war eine jener urgewaltigen germaniſchen Perſönlichkeiten, wie ſie ſchon öfters im Laufe der Jahrhunderte hervorgetreten, die in ſich die Kraft fühlten, die gebeugte Menſchheit aufzurichten, die verirrten Völker auf den rechten Weg zu leiten, und in dieſem Vollgefühl ſeiner Beſtimmung übte er eine wunderbare Macht auf die Gemüther.

Keine neue Aufgaben hat Friedrich ſeinem Regiment geſtellt, ſondern weſentlich nur die gleichen, welche ſeine Vorgänger angegriffen hatten. Aber er war ſich wohl bewußt, daß die Löſung derſelben unter den veränderten Verhältniſſen unendlich ſchwieriger geworden war. Der Bereich der abendländiſchen Chriſtenheit hatte ſich weiter ausgedehnt, die einzelnen Staaten hatten ſich auf nationaler Grundlage ſelbſtſtändiger entwickelt, ſelbſt in den ihr unmittelbar unterworfenen Reichen war die kaiſerliche Gewalt beſchränkt und eingeengt worden. Aber die Hoffnung, daß ihm die unerſchöpfte Wehrkraft des deutſchen Volkes zu Gebote ſtehen, daß ihm die Dienſte der deutſchen Fürſten, namentlich der geiſtlichen, nicht fehlen würden, gab ihm den Muth, das große Werk anzugreifen, und als er es angegriffen, meinte er in der Herrſchaft über das reiche Italien die Mittel zu finden, das Kaiſerthum auf die frühere Höhe zu bringen, auf der ſie jede andere Gewalt weit überragte.

Von dem Augenblicke, wo Friedrich die Herrſchaft ergriff, hat er keinen Zweifel darüber gelaſſen, daß er in dieſer Weiſe das römiſch-deutſche Kaiſerthum erneuern, die beherrſchende Stellung des deutſchen Volks herſtellen wolle. So deutlich er dabei zu erkennen gab, daß er ſich der mit der kaiſerlichen Gewalt verbundenen Pflichten gegen die Kirche, namentlich gegen die römiſche, vollſtändig bewußt ſei, vermied er jedoch jedes Anerkenntniß irgend einer Abhängigkeit vom apoſtoliſchen Stuhle. Gleich vom Anfange an zeigte er, daß er die Rechte, welche ihm das Wormſer Concordat bei der Beſetzung der Bisthümer ließ, im weiteſten Umfang beanſpruche und Schwierigkeiten, die ihm der Papſt dabei bereitete, zu begegnen wußte. Schon die erſten römiſchen Legaten, welche zu ſeiner Zeit in Deutſchland erſchienen, kamen zur Erkenntniß, daß ſie dort nicht wie ihre Vorgänger ſchalten konnten, ſondern ihre Macht, ſobald ſie über die Abſichten des Königs hinausgingen, ſchnell ein Ende fand.

Bald nach ſeinem Regierungsantritt hatte Friedrich mit dem

Papſte einen Vertrag geſchloſſen, in welchem er ſich als der Schutzvogt der römiſchen Kirche bekannte und ihr ſeine Waffen gegen das empörte Rom und den feindſeligen König von Sicilien verſprach; dagegen hatte der Papſt ihm nicht allein die Kaiſerkrone, ſondern auch bereite Unterſtützung zur Aufrechthaltung, Vermehrung und Förderung der Reichsmacht zuſichern und ſich verpflichten müſſen gegen Alle, welche die Ehre und Macht des Reichs antaſteten, mit canoniſchen Strafen einzuſchreiten. Hätte der Vertrag Beſtand gewonnen, ſo wäre der Papſt in eine ähnliche Stellung zu Friedrich gekommen, wie einſt Leo IX. zu Kaiſer Heinrich III. Aber wie wenig dachte Hadrian IV., ein ganz von gregorianiſchen Grundſätzen durchdrungener Angelſachſe, an ſolche Fügſamkeit! Die Kaiſerkrone verweigerte er zwar Friedrich nicht und gern hätte er die deutſchen Waffen gegen das aufſtändige Rom und gegen das übermüthige Sicilien gewendet: aber als der Kaiſer wider Willen den Kampf gegen Rom und Sicilien aufgeben mußte, zögerte er nicht den Bund mit ihm zu löſen und ſchloß mit dem Sicilier, dem offenkundigen Feinde des Kaiſers, ſeinen Frieden, der ihm dann nach Rom zurückzukehren ermöglichte.

Weiter und weiter gingen ſeitdem die Wege des Papſtes und des Kaiſers aus einander. Gleich dem erſten Verſuche Hadrians, die Abhängigkeit des Reichs von der Kirche zur Anerkennung zu bringen, trat Friedrich mit ſchneidiger Schärfe entgegen und fand dabei die Zuſtimmung der deutſchen Fürſten, ſelbſt des geſammten Episcopats. Als der Papſt dann mit Forderungen hervortrat, welche die kaiſerlichen Rechte in Rom, im Patrimonium Petri, im Mathildiſchen Hausgute, im Herzogthum Spoleto, auf den Inſeln Sardinien und Corſica, den Lehnseid der italieniſchen Biſchöfe u. ſ. w. betrafen, erklärte ſich der Kaiſer zwar bereit die Entſcheidung über dieſe Forderungen einem Schiedsgericht zu unterwerfen, aber er ſtellte zugleich eine Reihe von Gegenforderungen und Beſchwerden gegen den Papſt auf, deren Erledigung um ſo weniger zu erwarten war, als dieſer keinen Richterſpruch über ſich anerkannte.

Es lag zu Tage, daß die neue Erhebung des Reichs in Hadrian und in jedem ſeiner ſinnesverwandten Nachfolger nicht Förderung, ſondern vielmehr Widerſtand finden würde. Der Ausbruch eines neuen Kampfes zwiſchen Kaiſerthum und Papſtthum ſchien unvermeidlich, und die Frage war nur, wann er ausbrechen würde. Der Kampfplatz

mußte um so mehr Italien sein, als Friedrich schon auf seiner Romfahrt gezeigt hatte, daß er kein Reichsrecht, welcher seine Vorgänger je hier geübt, für erloschen erachte; schon damals hatte er erklärt, daß er in Bezug auf Rechte des Reichs keine Verjährung anerkenne. Der harte Druck, welchen Mailand auf die ganze Lombardei übte, hatte ihm gerade hier einen großen begeisterten Anhang verschafft; nirgends hatte man die neue Erhebung des Kaiserthums mit lebhafterem Jubel begrüßt. Wie hatte man schon frohlockt, als Friedrich die Bundesgenossen Mailands mit unnachsichtiger Strenge züchtigte, und als er dann mit einem starken Heere zurückkehrte, die gehaßte Stadt einschloß und auf das Tiefste demüthigte, da überboten sich die Lombarden an Dienstwilligkeit. Auf dem Roncalischen Tage von 1158 wurden die kaiserlichen Rechte in Italien im weitesten Umfange hergestellt und damit wesentlich eine neue Ordnung der Dinge für Italien geschaffen. Auf demselben Boden, wo die städtischen Freiheiten zur vollsten Blüthe gediehen waren, legte Friedrich die Fundamente einer Monarchie, wie sie seit Jahrhunderten diesseits und jenseits der Alpen nicht mehr gekannt war.

Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit hatte Friedrich inzwischen seine Autorität in den deutschen Ländern festgestellt. Nicht allein daß er den heillosen inneren Kriegen zwischen Staufern und Welfen ein Ziel gesetzt, daß er durch strenge Handhabung der Gesetze einen ungewohnten Friedenszustand herbeigeführt: er wußte auch den seditiösen Geist der deutschen Großen gegen die Krone endlich einmal zu bannen. Seine Oheime Heinrich von Oesterreich und Herzog Welf, wie der ihm ebenfalls verwandtschaftliche Berthold von Zähringen hatten nicht unbegründete Beschwerden gegen ihn, aber trotzdem wagten sie nicht die Hand gegen ihn zu erheben. Feste Stützen seines Ansehens fand er an seinem Vetter Heinrich dem Löwen, der seit der Befriedigung seiner Ansprüche auf Baiern ganz Ergebenheit schien, und in dem gesammten deutschen, nun einmal wieder völlig dem Kaiserthum zugewandten Episcopat. Friedrich wußte freilich nur zu gut, daß er die Treue der deutschen Fürsten nicht auf eine harte Probe stellen durfte: deshalb ergriff er ohne Zustimmung der Großen keine irgend erhebliche Maßregel, vermied ihnen Dienste zuzumuthen, welche über ihre Kräfte, wenigstens über ihre Willigkeit gingen. Es schien fast, als ob die Fürsten mehr als er in Deutschland regierten. Aber die hergestellte kaiserliche Autorität in den deutschen Ländern machte sich doch sofort nicht nur in Italien, sondern

auch in allen andern Ländern des Abendlandes fühlbar. Die Könige von Frankreich und England, im persönlichsten Hader mit einander, buhlten um des Kaisers Gunst. Der Dänenkönig bedurfte der deutschen Hülfe, um seine Herrschaft im Inneren zu sichern und sich gegen die wendischen Piraten zu schützen. Der Böhmenherzog hatte vom Kaiser eine Königskrone genommen und stellte seine kriegslustigen Schaaren in den Dienst desselben im Süden und Norden. Der Polenherzog wurde gezwungen seine alten Verpflichtungen gegen das Reich anzuerkennen. Ungarn konnte nur mit Mühe seine Selbstständigkeit wahren.

Wenn ein Kaiser mit so unbestrittener Autorität in Deutschland selbst, unterstützt durch eine erhebliche Hausmacht, welche er in Burgund durch die Ehe mit der Beatrix gewonnen hatte, jetzt die reichen Kräfte der italienischen Städte zu seiner Verfügung erhielt, ließ sich eine Macht herstellen, welche nicht nur die Ansprüche des Papstthums niederhalten und alle anderen Reiche des Occidents von sich abhängig machen oder mindestens an sich ketten, sondern sich sogar im Morgenlande geltend machen konnte, dessen Verhältnisse man seit dem letzten unglücklichen Kreuzzuge nie ganz aus dem Auge verloren hatte. Aller Orten empfand man, daß das deutsche Kaiserthum wieder in den Mittelpunkt der Weltangelegenheiten getreten war, daß man am Anfange einer neuen Weltordnung stand. „Der deutsche Tyrann," sagt Johann von Salisbury, „hatte mit dem Rufe seines Namens den Weltkreis erschüttert und nicht nur die meisten benachbarten Staaten sich unterjocht, sondern auch das griechische Reich mit Schrecken erfüllt, so daß er, wenn Gesandtschaften zu ihm kamen, vielmehr Unterwerfung als Bundesfreundschaft verlangte. Die benachbarten, wie die entferntesten Nationen bebten bei seinem Wink, und sein Wort genügte, um Krieg oder Frieden nach seinem Gefallen den Völkern zu geben." Es ist Uebertreibung in den Worten des phrasenreichen Engländers, aber man erkennt doch, zu welchem Ansehen es Friedrich in wenigen Jahren gebracht hatte.

Unter solchen Verhältnissen war die Erhebung Mailands und einiger ihm verbundener lombardischer Städte gegen die Roncalischen Beschlüsse ein Ereigniß. Papst Hadrian IV. sah in ihr die Rettung des Papstthums und Italiens von der deutschen Herrschaft und trat mit den empörten Städten in Bundesgenossenschaft; nur der Tod

hinderte ihn den Bannſtrahl gegen den Kaiſer zu ſchleudern. Für den Kaiſer, der vor den Mauern Cremas ſah, welche Kräfte des Widerſtands noch in der Lombardei beſtanden, war es eine Lebensfrage, wer dem Engländer auf dem Stuhle Petri folgen würde. Die Cardinäle konnten ſich nicht einigen: die Mehrzahl wählte den Cardinal Roland, den perſönlichen Gegner des Kaiſers, die Seele der ihm feindlichen Politik, der ſogleich die unter Hadrian eingeſchlagenen Bahnen weiter verfolgte; die Minderheit entſchied ſich für Octavian, den alle ſeine Antecedentien auf die deutſche Seite verwieſen. Beide Wahlen hatten unter Formverletzungen ſtattgefunden, welche ihre Gültigkeit in Frage ſtellten.

Mit Recht ſah Friedrich die größten Gefahren für Kirche und Reich in einem neuen Schisma; mit Recht glaubte er, daß nur durch ein allgemeines Concil dieſe Gefahren beſeitigt werden könnten; und er vor Allen hielt ſich als Kaiſer befugt ein ſolches Concil zu berufen. Aber die Biſchöfe, welche dem Gebot des Kaiſers folgten, waren nicht als eine allgemeine Vertretung der abendländiſchen Kirche anzuſehen; vornehmlich fehlte der Klerus von Frankreich und England, deſſen Stimmen ſo ſchwer in das Gewicht fielen. Alexander ſtellte ſich nach ſeinem Grundſatz der päpſtlichen Unverantwortlichkeit nicht der Synode, während Victor ſeine Sache dem Urtheile der Biſchöfe unterwarf. Damit erreichte der Letztere, daß ſeine Wahl von der Synode und dem Kaiſer anerkannt, die ſeines Gegners verworfen und das Anathem über Roland und ſeine Anhänger ausgeſprochen wurde. Alexander, der ſchon früher über Octavian den Bann verhängt, antwortete damit, daß er nun auch gegen den Kaiſer die Excommunication verkündigte.

So bedrängt Alexanders Lage anfänglich war, gewann er doch bald im Abendlande, wie im Orient Anhang; denn ein Papſt, der nur unter dem Schutz des Kaiſers lebte, entſprach wenig den Vorſtellungen der Zeit, am wenigſten denen, die im Klerus Frankreichs, Englands, Spaniens und des Orients herrſchend waren. Selbſt in dem deutſchen Episcopat gab es entſchiedene Alexandriner, und unter ihnen Biſchöfe, welche dem Kaiſer perſönlich ſehr nahe ſtanden. Unter den deutſchen Kirchenfürſten, welche bisher das Kaiſerthum ſo kräftig unterſtützt hatten, trat ein Bruch ein, äußerlich zwar noch wenig fühlbar, aber doch in die Tiefe reichend. Und nicht allein die rührigſten

Kräfte der Kirche wußte Alexander zu gewinnen, er rief auch die Fürſten gegen eine Gewalt auf, welche ihnen alle gefährlich werden konnte. Er rief nicht umſonſt; überall fing man an gegen den Stauſer zu conſpiriren. Am lebhafteſten ergriff König Ludwig von Frankreich, unter dem Einfluß ſeines Bruders, des Biſchofs von Beauvais, der aus dem Orden der Ciſtercienſer hervorgegangen war, die Partei des freien Papſtthums und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, eine große Coalition gegen das Kaiſerthum zu Stande zu bringen.

Es waren eitele Pläne, mit denen er ſich trug; denn der Kaiſer, noch immer vom Glücke gehoben, gewann neue Erfolge. Nachdem er den heldenmüthigen Widerſtand Cremas gebrochen, ward es klar, daß Mailand nur noch den Todeskampf zu beſtehen hatte. Alexander verließ Rom, dann Italien und fand in Frankreich eine Zufluchtſtätte. Mailand mußte ſich auf Gnade oder Ungnade dem Kaiſer ergeben und wurde unter dem Jubel der Lombarden dem Erdboden gleich gemacht. Bis zu den Mauern Roms und den Grenzen Apuliens lag bald ganz Italien zu den Füßen des Kaiſers. Schon konnte er davon ſprechen, daß er die Macht des Reichs auch über die Meere erſtrecken werde. Piſa und Genua, dieſe mächtigen Städte, ſtellten ſich zum Kriege gegen Sicilien in ſeinen Dienſt; auch Venedigs durch alle Jahrhunderte erhaltene Freiheit war jetzt ernſtlich bedroht.

Da beſchlich Ludwig die Furcht, daß der Schutz, den er Alexander gewähre, zu ſeinem Verderben ausſchlagen könne. Er trat mit dem Kaiſer in Verhandlungen, die auf die Anerkennung Victors hinausliefen. So wichtig ſchien dem Kaiſer die Beſeitigung eines Gegners, welcher alle die alten Anſprüche des Papſtthums wieder zur Geltung zu bringen ſuchte und die Welt gegen ihn mit Conſpirationen erfüllte, daß er den Zug gegen Apulien abbrach und nach St. Jean-de-Losne eilte, um in Gemeinſchaft mit König Ludwig durch ein allgemeines Concil Victor zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen. Gelang dies, ſo ſchien nach der Lage der Dinge Alles gewonnen; denn das erneute Reich hatte einen Widerſtand der Kirche dann nicht mehr zu befürchten.

So nahe dem vollſtändigen Siege, erlitt des Kaiſers Politik eine ſchwer zu verwindende Niederlage. Die Verhandlungen an der Saône-Brücke ſcheiterten an dem Widerſtande des gallicaniſchen Klerus, der Beſorgniß Heinrichs von England vor einer Verbindung zwiſchen dem Kaiſer und König Ludwig zu ſeinem Nachtheil, vor Allem an der

Feſtigkeit und der geſchickten Politik Alexanders. König Ludwig wußte ſich den eingegangenen Verpflichtungen gegen den Kaiſer zu entziehen; unter dem Schutze der Könige Frankreichs und Englands war Alexander geſicherter als je, der Muth ſeiner Anhänger wuchs, und neue Freunde wurden zu den alten gewonnen. Schon trug er ſich mit der Hoffnung, daß das Schisma bald beſeitigt, Victor vernichtet ſein würde; er begann ſogar mit dem Kaiſer ſelbſt zu unterhandeln, und dieſer wies ſeine Anerbietungen nicht ganz zurück; nur verlangte er von Alexander, daß er ſich einem Schiedsrichterſpruch unterwerfen ſolle, allerdings eine Forderung, die für dieſen faſt unannehmbar ſchien.

So ſehr es Friedrich drängte nach Italien zurückzukehren, mußte er doch zuvor die deutſchen Länder aufſuchen, um ſie gegen einen franzöſiſchen Angriff zu ſchützen und dem bedrohten Frieden zwiſchen den deutſchen Fürſten zu wehren. Kaum war dies erreicht, ſo eilte er über die Alpen. Aber ein deutſches Heer konnte er nicht mit ſich führen; vorzüglich auf die Streitkräfte Italiens mußte er im Kampfe gegen Sicilien rechnen. Aber bald zeigte ſich, daß die lombardiſchen Städte dieſem Kriege wenig geneigt waren und nur unwillig das Joch der neuen Herrſchaft trugen. Es erſchwerte die Lage des Kaiſers, daß die Unterhandlungen wegen Beendigung des Schisma ſich zerſchlugen, die Cardinäle Victors nach deſſen Tode vielmehr in Paſchalis III. einen neuen Gegenpapſt wählten, zu deſſen Anerkennung ſich der Kaiſer verſtand. Zugleich erhob ſich in den bedeutendſten Städten der Veroneſer Mark ein Aufſtand gegen ihn, deſſen weiterer Verbreitung er nur durch große Zugeſtändniſſe an die unzufriedenen Bürgerſchaften vorbeugen konnte. Ein kurzer Feldzug des Kaiſers gegen Verona und ſeine Bundesgenoſſen bewies, daß er ohne ein deutſches Heer den Aufſtand nicht mehr bewältigen könne. Er mußte nach Deutſchland zurückkehren, um Mittel zu ſuchen, wie er dem weiteren Abfall von ihm und dem von ihm anerkannten Gegenpapſt vorbeugen könne. Den Glücksjahren war eine Zeit des Mißgeſchicks gefolgt, in welcher ſich erſt recht Friedrichs Kraft zu erproben hatte.

Der Veroneſer Bund war durch Venedig gegen den Kaiſer in die Waffen gebracht worden; denn kaum anders wußte ſich mehr die Republik gegen ihn zu ſchützen. Seitdem ſie ſich in ihrer Freiheit bedroht ſah, hatte ſie nicht nur ihr früheres Bündniß mit Sicilien erneuert, ſondern ſich auch mit dem Kaiſer von Conſtantinopel gegen

Friedrich verbündet; hauptsächlich mit dem Golde von Byzanz war der Veroneser Aufstand hervorgerufen worden und wurde er erhalten.

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß gerade zu derselben Zeit, wo Friedrich dem Kaiserthum im Abendlande neue Bedeutung gab, auch auf dem Throne von Byzanz ein Fürst saß, der sich das Kaiserthum des Ostens in seinem alten Umfange und nach seiner alten Bedeutung herzustellen nicht ohne Erfolg bemühte. Kaiser Manuel folgte nur den Wegen, welche bereits sein Vater in Asien und Europa eingeschlagen hatte, aber die persönliche Bedeutung, die ritterliche Tapferkeit des jungen Fürsten hatten seinen Thaten doch einen besonderen Glanz gegeben; man begann die Griechenheit auch im Abendlande höher zu schätzen, als man es sonst gewohnt war. Wir wissen, wie nahe Manuel gleich nach seinem Regierungsantritt dem deutschen Hofe trat, wie er sich sogar mit einer Schwägerin König Konrads vermählte, wie der enge Bund zwischen ihm und den Deutschen auf dem zweiten Kreuzzuge noch fester geschlossen wurde und es bei demselben besonders auf die Zerstörung des Normannenreiches abgesehen war. Manuel und Friedrich, gleich an Jahren und in vielen Beziehungen gleichen Sinnes, müssen sich im zweiten Kreuzzuge auch persönlich näher getreten sein. Als Friedrich dann den Thron bestieg, war er besonders auf den Bund mit Manuel verwiesen, und es schien eine kurze Zeit, als sollten ihre Wege auch ferner zusammengehen. Aber bald wurde es klar, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation mit dem gräcisirten Imperium des Ostens nicht mehr auf die Dauer gemeinsame Sache machen konnte, daß beide Mächte in ihrem Aufschwunge hart an einander gerathen mußten.

Obwohl Manuels Gedanken vom Anfange an auch auf die Bewältigung der lateinischen Herrschaften in Syrien, namentlich der Grafschaft Antiochia, gerichtet waren, wandte sich seine Thätigkeit doch bald vorzugsweise dem Westen zu. In Italien und Ungarn festen Fuß zu fassen, wurde das Hauptaugenmerk seiner Politik. Da Friedrich ihm dabei mehr Hindernisse bereitete, als Förderung gewährte, ließ sich ein aufrichtiges Freundschaftsverhältniß nicht erhalten, die Bundesgenossenschaft verwandelte sich in ängstliches Mißtrauen. Allerdings hat Friedrich sich dann noch einmal mit dem Gedanken getragen, durch die Vermählung mit einer griechischen Fürstin sein Interesse mit dem Manuels fester zu verbinden, aber die Verhandlungen scheiterten und

ließen nur Erbitterung zurück. Umſonſt beanſpruchte Manuel 1156 die Unterſtützung Friedrichs im Kampfe gegen die Ungarn, und nach dem Mißgeſchick, welches ihn im Kriege gegen die Normannen traf, mußte er ſogar 1158 einen dreißigjährigen Waffenſtillſtand mit König Wilhelm ſchließen; wohl hauptſächlich Friedrich wird es der Komnene beigemeſſen haben, wenn ſeiner Politik hier wie dort die Erfolge mangelten. Zwar fehlte es auch dann nicht ganz an Verbindungen zwiſchem dem deutſchen und dem byzantiniſchen Hofe, wie ſie ſchon die verwandtſchaftlichen Verhältniſſe herbeiführten, doch eine Verſtändigung über die politiſchen Ziele der Herrſcher wurde nicht mehr erreicht. Als die deutſche Gemahlin Manuels ſtarb, entfremdeten ſich die beiden Höfe faſt völlig. Es iſt bezeichnend, daß als Manuel ſich zum zweiten Male vermählte (December 1161), ſeine Wahl eine Tochter des Fürſten Raimund von Antiochia traf, eine Prinzeſſin von franzöſiſchem Geblüt. War dabei auch zunächſt die Erwerbung von Antiochia in das Auge gefaßt, ſo hat Manuel doch ſelbſt ſpäter dieſe Heirat zugleich als eine Annäherung an König Ludwig und die franzöſiſche Nation bezeichnet.

Der Fall Mailands, der enge Anſchluß Piſas und Genuas an die wachſende Macht Friedrichs erfüllten Manuel mit Sorgen, daß eine neue Invaſion von Deutſchland und Italien über den Orient kommen könne; zugleich ſah er ſich in ſeinen Abſichten auf Ungarn behindert, welche er bei den inneren Wirren des Landes nach König Geiſas II. Tode mit Leidenſchaft verfolgte. Jetzt trat er, wenn er auch noch ein offenes Hervortreten ſcheute, doch im Geheimen dem deutſchen Kaiſer überall feindlich entgegen. Er bemühte ſich die Piſaner vom Bunde mit Friedrich abzuziehen, obſchon vergeblich*), er unterſtützte Venedig mit Geld, und zugleich ſuchte er eine Verbindung mit Papſt Alexander, König Ludwig und dem Könige von Sicilien gegen den Stauſer zu Stande zu bringen. So wichtig ſchien es ihm, hemmende Schranken jetzt dem früheren Bundesfreunde zu ziehen, daß er dem Haupte der abendländiſchen Kirche und den beiden Königen, welche ſich bisher als die erbittertſten Feinde der Griechenheit gezeigt hatten, die Hand zu reichen entſchloſſen war. Er bot ihnen Bundesgenoſſenſchaft an, aber er umgab den bedenklichen Schritt mit dem tiefſten Geheimniß.

*) Vergl. oben S. 313.

Im Januar 1163 ſandte Manuel auf einem Kriegsſchiff den Abt Hugo vom Marienkloſter in Adrianopel, wohl einen Franzoſen von Geburt, und den Prior Petrus den Deutſchen vom Johamiterſpital zu Conſtantinopel mit einigen weltlichen Begleitern ab, um Botſchaften nach Frankreich zu überbringen. Nach einer vielfach behinderten Reiſe legten ſie bei Meſſina an, und König Wilhelm, der ihre Beſtimmung erfuhr, ließ ihnen mit zehn Galeeren ſicheres Geleit bis zur franzöſiſchen Küſte geben. Im Anfange des Juli langten ſie endlich zu S. Gilles an und meldeten dem Papſte ſogleich ihre Ankunft. Sie theilten zugleich ihm mit, daß ſie wichtige Aufträge vom Kaiſer hätten, die ſie aber nur König Ludwig und ihm, dem Papſte, eröffnen dürften. Alexander ſchickte ſogleich einen Boten an die Geſandten mit der dringenden Aufforderung zu ihm zu eilen, zugleich machte er dem Könige Meldung und erbat von ihm ſicheres Geleit für die Geſandten. Dieſe geriethen durch die Aufforderung des Papſtes in Verlegenheit, denn nach ihren Aufträgen ſollten ſie zuerſt den König, nicht den Papſt aufſuchen. Ludwig wurde hiervon unterrichtet und ſandte alsbald einen Boten, um die Geſandten zu geleiten. Aber inzwiſchen hatte ſich der eine Geſandte, während der andere erkrankt zurückgeblieben war, zum Papſte begeben, dieſem aber mitgetheilt, daß er ihm ſeine Botſchaft nicht eher als dem König eröffnen dürfe. Der Papſt wünſchte jetzt eine Zuſammenkunft mit Ludwig, damit ſie gemeinſchaftlich die Aufträge der Geſandten vernehmen könnten. Aber zu dieſer Zuſammenkunft kam es nicht, und mehr als zwei Monate vergingen, ohne daß die Geſandten zum König gelangten. Endlich konnten ſie ſich unter Geleit, welches ihnen der Graf Raimund von S. Gilles ſtellte, an den Hof begeben. Ludwig hörte ihre Botſchaft im Rathe ſeiner Großen, zeigte ſich erfreut über die günſtige Meinung, welche der Kaiſer über Papſt Alexander zu erkennen gab und erwies ſich auch ſonſt den Anerbietungen deſſelben nicht abgeneigt. Er ſetzte ſogleich den Papſt hiervon in Kenntniß, der am 16. October 1163 ſeinem Danke in einem Schreiben lebhaften Ausdruck lieh und die Zuſicherung gab, daß er ſeine Erklärung an den Kaiſer dem Könige mittheilen werde. Unzweifelhaft haben ſich die Geſandten dann auch zum Papſt begeben und ihre Aufträge auch hier erfüllt. Nachdem ſie ihre Miſſion ausgerichtet, rüſteten ſie ſich zur Rückkehr, auf der ſie nach dem Befehl des Kaiſers Sicilien berühren und mit König Wilhelm verhandeln

ſollten; Ludwigs Geſandte ſollten ſie hierhin begleiten, auch ein Schreiben deſſelben an den Sicilier war ihnen in Ausſicht geſtellt.

Um Nachſtellungen zu entgehen, wollten die Geſandten Manuels nicht bei S. Gilles, ſondern bei Narbonne in See gehen. Geſandte König Ludwigs an Wilhelm von Sicilien erſchienen zwar hier zu ihrer Begleitung, aber ſie führten kein königliches Schreiben mit ſich. Der Abt und der Prior waren darüber ſehr ungehalten und ſandten einen eilenden Boten an Ludwig, um das Schreiben zu erbitten, aber dem Anſchein nach ohne Erfolg. Als ſie ſich einſchifften, begleiteten ſie Geſandte des Papſtes und der Grafen Raimund von S. Gilles, welche Briefe ihrer Herren an den Kaiſer zu überbringen hatten. Auch König Ludwig hatte eine Geſandtſchaft mit einem Schreiben an Manuel zu ſchicken verſprochen, aber die Geſandten, die bereits abgegangen, waren auf dem Wege zurückgerufen. Nachdem der Abt und der Prior ſchon abgereiſt waren, drangen deshalb Graf Raimund und ein zurückgebliebener Begleiter der griechiſchen Geſandten in den König das Verſäumte nachzuholen, ohne jedoch damit etwas zu erreichen. Es iſt klar, daß es zu einem Bündniß, wie es der Kaiſer geplant hatte, nicht gekommen war. Die Verhandlungen waren ohne ein ſicheres Reſultat geblieben und hatten überdies den Argwohn Wilhelms von Sicilien, wie die Lateiner im gelobten Lande erregt. Am 19. November 1163 hielt es der Papſt für nöthig, ſich für den Prior beim Großmeiſter des Johanniterordens zu verwenden, damit jener nicht gegen den Willen des Kaiſers von Conſtantinopel abgerufen wurde.

Auch nach der Abreiſe der griechiſchen Geſandten ruhten Alexander und ſeine Cardinäle nicht, den Bund zu betreiben. Auf ihr Anſuchen entſchloß ſich endlich König Ludwig einen entgegenkommenden Schritt zu thun; er erließ ein Schreiben an den Kaiſer, in dem er beſonders ſeine Anhänglichkeit an Alexander betonte. Mit der Beförderung deſſelben wurde der Erzbiſchof Heinrich von Benevent betraut; zugleich ſollte dieſer ein Schreiben des Cardinals Wilhelm an den Kaiſer beſorgen, in welchem dem Wunſche Ausdruck gegeben wurde, daß zwiſchen dem Kaiſer, dem Papſte und dem Könige ein feſter Bund geſchloſſen würde, der „wie ein dreifacher Strick“ nicht zerriſſen werden könne; durch gegenſeitige Unterſtützung würden die drei Mächte ſich ſchützen und behaupten. Der Cardinal erſuchte den Kaiſer möglichſt bald Geſandte und ein Schreiben an den König zu ſchicken.

Erzbischof Heinrich übersandte durch einen besonderen Boten die Briefe nach Constantinopel, und dieser Bote erhielt dann ein Antwortsschreiben des Kaisers an König Ludwig, welches er selbst nach Frankreich brachte. Die Ankunft des Boten meldete der Papst am 26. Januar 1165 dem Könige. Das Schreiben des Kaisers, welches uns erhalten ist, läßt erkennen, daß der Eifer desselben für den Bund bereits zu erkalten begann. Der Kaiser erklärt, daß die Mittheilungen des Königs ihn in der Verehrung Alexanders bestärkt hätten, daß er auch über die weiteren Absichten des Königs und des Papstes, wenn ihm hinreichend bevollmächtigte Gesandte geschickt würden, in Verhandlungen einzutreten bereit sei; er selbst habe nur deshalb keinen eigenen Boten gesandt, weil die Reise für angesehene Männer gefährlich sei und sich niedere Personen für eine solche Botschaft nicht schickten; einem Gesandten, den er kurz zuvor seinen ersten Gesandten nachgeschickt habe, sei die Reise durch das sicilische Reich nicht erlaubt worden und er habe deshalb zurückkehren müssen. Schließlich fordert der Kaiser den König zu einer Antwort auf. Dringlich erschien es dem Cardinalbischof Hubald, daß diese Antwort unverzüglich durch denselben Boten befördert werde, aber der König hatte wohl weniger Eifer. Von der Fortsetzung der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und Ludwig, wenn sie überhaupt noch fortgeführt sind, fehlt jede Nachricht.

Noch wiederholt ist später an Alexander das Anerbieten eines griechischen Bündnisses herangetreten, und er hat sich dann die Gefahren eines solchen nicht verhehlt; nichtsdestoweniger ist klar, daß er damals dem Kaiser des Morgenlandes gegen Friedrich die Hand zu reichen bereit war. Offenbar sind es nicht die Scrupel des Papstes gewesen, sondern die Bedenken König Ludwigs und der französischen Großen, an welchen die von Manuel geplante große Coalition gegen Friedrich scheiterte. Nicht allein dem alten Griechenhaß, dem tiefgewurzelten Mißtrauen der Franzosen gegen Manuel wird man die resultatlosen Verhandlungen beizumessen haben, sondern auch den eigenthümlichen Schwierigkeiten, in welchen sich zur Zeit König Ludwig und sein Reich befanden.

Noch immer war Frankreich keinen Augenblick vor einem deutschen Angriff sicher. Wir wissen, wie bedrohlich die Maßregeln erschienen, welche Erzbischof Rainald in der Gegend von Lyon getroffen hatte. Um dieselbe Zeit schrieb der nach Hugos Entfernung in Cluny einge-

ſetzte Abt Stephan an König Ludwig: durch die Zwietracht der Großen ſei das franzöſiſche Burgund in völliger Auflöſung und werde überdies durch eine Schaar von 400 Deutſchen, welche man Brabanzonen nenne, auf das Gräßlichſte verwüſtet; Niemand wage ihnen Widerſtand zu leiſten, und wenn ſchon ein ſo kleiner Haufe ſo Schlimmes vollführe, was ſei erſt von einem großen Heere zu fürchten? Die Rückkehr Kaiſer Friedrichs nach Deutſchland mußte die Beſorgniß vor einem Angriff rege halten, und dieſe wurde dadurch noch vermehrt, daß Ludwig der Hülfe Heinrichs von England keineswegs mehr ſicher war.

Lediglich politiſche Vortheile hatten König Heinrich vermocht ſich für Alexander zu erklären, nur aus politiſchen Erwägungen hatte er ſich im entſcheidenden Augenblicke entſchloſſen Ludwig die Hand zu reichen, um Alexander zu ſchützen. Die engliſche Kirche ſtand ſeit der normanniſchen Eroberung in weit größerer Abhängigkeit von der Krone, als in den Ländern des Kaiſers, und Heinrich, welcher die Zügel des Regiments auf das Straffſte anzog, war niemals gewillt geweſen der Kirche in ſeinem Reiche eine freiere Bewegung zu gewähren, als ſeine Vorgänger. Dennoch ſah er nur zu bald, wie durch die Verbindung mit Alexander gregorianiſche Grundſätze auch in den engliſchen Klerus eindrangen. Nach dem Tode des alten Theobald von Canterbury (18. April 1161) hatte Heinrich nach längerer Sedisvacanz endlich im Mai 1162 ſeinen Kanzler Thomas Becket zu deſſen Nachfolger beſtellen laſſen. Er glaubte in dieſem Manne, den er aus dem Staube emporgezogen, in dem er bis dahin in allen Dingen, auch bei ſeinem kirchlichen Regiment, das geſchickteſte und gefügigſte Werkzeug gefunden hatte, am wenigſten fürchten zu müſſen, aber er ſollte dieſelben Erfahrungen mit ihm machen, wie einſt Kaiſer Heinrich V. an Adalbert von Mainz. Als König Heinrich im Januar 1163 nach langer Abweſenheit in ſein Inſelreich zurückkehrte, gerieth er alsbald mit ſeinem alten Günſtling in die erbittertſten Streitigkeiten.

Thomas, welcher auf dem Concil zu Tours Alexander näher getreten war, kehrte aller Orten die Grundſätze von der freien Stellung der Kirche im Staate hervor und hielt ſich als Primas von England für berufen ſie durchzufechten. Schon auf einer Verſammlung in Weſtminſter (October 1163) wurde der Gegenſatz zwiſchen ihm und dem König offenkundig; es handelte ſich um die Beſtrafung verbrecheriſcher Kleriker durch die weltliche Obrigkeit, aber darüber hinaus über-

haupt um die Geltung gregorianiſcher Grundſätze in der engliſchen Kirche. Obwohl es ſchon damals hervortrat, daß nicht der geſammte engliſche Episcopat auf Thomas Seite ſtand, gelang es dieſem doch einen Beſchluß durchzuſetzen, welcher mit den neuen kirchlichen Satzungen in Einklang zu bringen war und deshalb den König auf das Höchſte erzürnte. Seitdem ließ dieſer Nichts unverſucht, um dem Erzbiſchof in der engliſchen Geiſtlichkeit Feinde zu erwecken: die Gegner deſſelben wurden begünſtigt, ſeine lebhafteſten Vertheidiger exilirt, er ſelbſt gerieth in eine ſo bedrängte Lage, daß er ſich perſönlich dem Könige die Befolgung des alten Herkommens zu verſprechen herbeiließ. Als dann der König im Januar 1164 einen Reichstag in Clarendon verſammelte, um die in Frage geſtellten Rechte der Krone gegen den Klerus in aller Form zu ſichern und die Anerkennung der ſechszehn Conſtitutionen, in welchen ſie aufgezeichnet waren, von Thomas verlangte, verſuchte dieſer zwar noch einmal einen Widerſtand zu erregen, gab aber doch ſchließlich nach. Aber kaum war dies geſchehen, ſo ergriff ihn Reue über ſeine Schwachmüthigkeit, und er erbat ſich vom Papſte die Abſolution, die dieſer ihm gern gewährte.

Nichts wäre dem Papſte erwünſchter geweſen, als wenn der üble Streit, den ſeine eigene Stellung bereits bedrohte, damit beigelegt wäre. Aber bald ſtellte Heinrich auch an ihn die Forderung, die Conſtitutionen von Clarendon anzuerkennen und zugleich den Erzbiſchof von York, den Widerſacher des Thomas, zum päpſtlichen Legaten zu beſtellen; er forderte damit vom Papſte, was dieſer unmöglich gewähren konnte. Die Weigerung Alexanders entrüſtete den König, und trieb ihn zu neuen Maßregeln gegen den alexandriniſchen Erzbiſchof, den er mehr und mehr zu fürchten begann. Am 8. October 1164 berief er eine Verſammlung der geiſtlichen und weltlichen Großen Englands nach Northampton und klagte vor derſelben Thomas wegen Bruchs der Lehnstreue an, verlangte überdies von ihm Rechenſchaft über die Verwaltung der Kanzlei, obwohl er ihn früher bereits von jeder Verantwortlichkeit für dieſe Verwaltung befreit hatte. Die Verſammlung verurtheilte Thomas nach dem Willen des Königs zu hohen Geldſtrafen, aber dieſer appellirte an den Papſt und entzog ſich der Strafe durch Flucht. Im Anfange des November landete er an der franzöſiſchen Küſte und nahm alsbald ſeinen Weg nach Soiſſons, wo er mit König Ludwig zuſammentraf und von ihm die Zuſicherung ſeines

Schutzes erhielt. Es ſei, ſagte der König, ein alter Ruhm der franzöſiſchen Krone, Flüchtlinge, namentlich des geiſtlichen Standes, gegen Verfolgung zu ſchützen. Als der Erzbiſchof darauf den Papſt zu Sens aufſuchte, erwirkte er, daß dieſer die Conſtitutionen von Clarendon verwarf und ihn des Verſprechens, welches er Heinrich gegeben hatte, förmlich entband. In dem Ciſtercienſerkloſter Pontigny, welches ſich Thomas für die Dauer ſeines Exils zum Sitz erwählt hatte, bereitete man ihm einen begeiſterten Empfang (30. November 1164).

Indeſſen hatte König Heinrich Verordnungen erlaſſen, welche alle Appellationen an den Papſt ohne ſeinen Willen unterſagten und mit Kerkerſtrafen bedrohten, das Kirchengut im Beſitz des Thomas und ſeiner Anhänger mit Beſchlag belegten, alle ihre Verwandten aus dem Reiche verwieſen. Der Kirchenſtreit war in England ausgebrochen, und Heinrich führte den Kampf ſogleich mit viel ſchneidigeren Waffen, als der Kaiſer bisher angewendet hatte. Er richtete ſich nicht allein gegen Thomas, ſondern auch gegen König Ludwig und gegen Alexander, welche ſich des Flüchtlings angenommen hatten. Wie aber ſtand es um Alexanders Sicherheit, wie um den Frieden Frankreichs, wenn ſich Heinrich und der Kaiſer verſtändigten, um die gregorianiſchen Grundſätze zu bekämpfen, die ihnen beiden gleich hinderlich waren? Schon öfters hatte Heinrich ſich um die Gunſt des Kaiſers beworben, und am Hofe deſſelben waren Staatsmänner, welche den günſtigen Augenblick auszunutzen verſtanden. Eine enge Verbindung zwiſchen dem Kaiſerreiche und England war ſeit Jahren das Schreckensgeſpenſt in Ludwigs Politik; jetzt trat dies Geſpenſt ihm näher als je und mußte ihm den Muth nehmen, ſich in weitausſehende Unternehmungen einzulaſſen.

Und konnte König Ludwig mit dem Kaiſer von Conſtantinopel gemeinſame Sache in einer Zeit machen, wo die Lateiner im Orient mehr als je von der Macht Manuels unterdrückt zu werden fürchteten, wo ſie die Hülfe der Franzoſen, ihrer natürlichſten und nächſten Verbündeten, nicht minder gegen die Griechen als gegen die Moslems auf das Dringlichſte forderten? Ein Bund Ludwigs mit den Griechen hätte im Orient geradezu als ein Verrath des heiligen Grabes erſcheinen müſſen.

Seit dem zweiten Kreuzzuge hatten ſich die Dinge im gelobten Lande immer mehr vom Schlimmen zum Schlimmeren gewendet; eine

lange Leidenszeit war über die lateiniſchen Herrſchaften dort gekommen. Bald, nachdem König Ludwig Paläſtina verlaſſen, ſtürzte ſich unkluger Weiſe der Fürſt Raimund von Antiochia in einen Kampf gegen Nureddin, der ihm ſelbſt das Leben koſtete (12. Juni 1149) und über ſein Fürſtenthum die ſchwerſten Bedrängniſſe brachte. Nureddin drang bis zu den Mauern von Antiochia vor, wo Raimunds Wittwe Conſtantia mit ihren unmündigen Kindern weilte; nur das Anrücken eines Heeres des jungen Königs Balduins III. rettete die Stadt und bewog Nureddin Frieden zu ſchließen. Nach Jahresfriſt überfiel Nureddin dann Tell Baſchir, den Sitz des Grafen Joscelins II.; hier der Gefahr entronnen, gerieth der Graf doch kurz darauf in die Gewalt ſeines Gegners, der ihn dann neun Jahre in Haft hielt; nach und nach gewann der Sultan auch die letzten Reſte der Grafſchaft Edeſſa. Als einen großen Sieg des jungen Königs ſah man es an, daß im Auguſt 1153 Ascalon den Ungläubigen entriſſen wurde; doch die Freude über dieſe glückliche Waffenthat ſchwand, als im folgenden Jahr Nureddin ohne Schwertſtreich Damascus gewann und nun ſeinen Sitz von Aleppo hierhin verlegte. Ueberall waren jetzt die lateiniſchen Herrſchaften im Rücken von dieſem unverſöhnlichen Feinde eingeſchloſſen, der ſie planmäßig Schritt für Schritt zurückdrängte. Schon damals fürchtete man in Jeruſalem ſeinen Angriff und war froh einen Waffenſtillſtand von ihm zu gewinnen.

An Kriegsmuth hat es König Balduin nicht gefehlt, und auch andere königliche Tugenden werden ihm nachgerühmt. Aber die Umſicht, welche die ſchwierigen Verhältniſſe ſeines Reiches geboten, war von ſeiner Jugend nicht zu erwarten. Seine Thatkraft wurde überdies durch die ärgerlichen Streitigkeiten gelähmt, in welche er mit ſeiner herrſchſüchtigen Mutter Meliſende gerieth und welche niemals ganz beigelegt wurden*). Auch ſonſt gab es in der königlichen Familie Aergerniß genug. Die jüngſte Schweſter Meliſendens lebte mit ihrem Gemahl, dem Grafen Raimund von Tripolis, in ſolchem Unfrieden, daß ſie ſich von demſelben zu ſcheiden beſchloß; doch kaum war dies geſchehen, ſo fiel Raimund unter dem Thore von Tripolis unter den Dolchen von Aſſaſſinen (1152); die Grafſchaft ging auf Raimund II. über, den einzigen, zwölfjährigen Sohn des Ermordeten, für den ſeine

*) Meliſende ſtarb erſt am 15. September 1161, nicht lange vor Baldnin.

Mutter die Regierung übernehmen mußte. Weiber und Knaben an der Spitze der Fürſtenthümer, innere Diſſolution, Zwietracht und Unbotmäßigkeit aller Orten: das war der Zuſtand des Königreichs Jeruſalem in einer Zeit, wo es Tag für Tag von der wachſenden Macht Nureddins bedroht war.

Es war eine große Unbeſonnenheit, daß Balduin i. J. 1157, den Waffenſtillſtand verletzend, den mächtigen Sultan mit Krieg überzog, zumal er gleichzeitig in Feindſeligkeiten mit Egypten lebte. Bei der Jakobsfurt am Jordan erlitt das chriſtliche Heer eine vollſtändige Niederlage, welche die tiefſte Entmuthigung zur Folge hatte. Zur guten Stunde erſchien damals der Graf Theoderich von Flandern, ein alter Jeruſalemsfahrer*), mit ſeiner Gemahlin Sybille, einer Stiefſchweſter König Balduins, und einer Begleitung von 400 Rittern. Er kam nicht ohne ehrgeizige Abſichten, aber er fand doch die freudigſte Aufnahme und gewann ſogleich auf die Angelegenheiten im gelobten Lande einen bemerkenswerthen Einfluß. Man war hoch erfreut, daß die Kämpfer am heiligen Grabe doch im Abendlande nicht ganz vergeſſen waren. Unter Theoderichs Einfluß näherte ſich Balduin dem Hofe zu Conſtantinopel, indem er ſich mit Theodora, einer Nichte Kaiſer Manuels, vermählte; zugleich nahmen die Lateiner den Kampf gegen Nureddin auf und führten ihn einige Zeit nicht ohne Glück. Im Juli 1158 erfocht man am See von Tiberias einen rühmlichen Sieg über Nureddin, der ſelbſt nur mit Mühe das Leben rettete. Doch der Sieg trug keine Frucht. Theoderich gerieth in Hader mit Rainald von Chatillon, einem franzöſiſchen Ritter, der ſich die Gunſt und die Hand der Conſtantia und damit die Herrſchaft in Antiochia gewonnen hatte, die Gewalt aber in der wüſteſten Weiſe mißbrauchte. Mißvergnügt verließ der Graf von Flandern das gelobte Land, wo er ſeine Gemahlin im Kloſter von Bethanien zurückließ. König Balduin konnte nicht einmal einen Waffenſtillſtand, den er dringend wünſchte, von Nureddin erlangen.

Im Jahre 1159 erſchien Kaiſer Manuel mit einem zahlreichen Heere in Syrien. Die nächſte Veranlaſſung war, die Greuel zu rächen, welche ſich Rainald von Chatillon in Cypern erlaubt hatte, aber Manuels Abſicht war zugleich ſeine Oberherrſchaft in Antiochia dauernd zu ſichern. Die Lateiner haßten den Griechen noch mehr als die Sarazenen, doch

*) Vergl. Bd. IV. S. 292.

ſie fühlten, daß ſie ihm nicht mehr widerſtreben konnten. Rainald demüthigte ſich auf das Tiefſte, um ſich nur Antiochia zu bewahren. Manuel ließ ihm das Fürſtenthum, hielt aber einen glänzenden Einzug in Antiochia und ſchaltete hier wie im eigenen Hauſe. Dann wandte er ſeine Waffen gegen Nureddin, zwar ohne durchſchlagende Erfolge, aber er erreichte doch einen Waffenſtillſtand, der einer großen Anzahl gefangener Chriſten die Freiheit gab. Nichtsdeſtoweniger jubelten die Lateiner, als der verhaßte Grieche endlich Syrien wieder verließ; mit Mißtrauen ſahen ſie es auch an, als er ſich zwei Jahre ſpäter mit einer Fürſtin von Antiochia vermählte. Zu ihrem Unglücke verſuchten ſie indeſſen aufs Neue ihre eigenen Kräfte gegen den Sultan. Balduin griff Damascus an, mußte aber bald das Unternehmen aufgeben, weil Rainald von Chatillon bei einem Einfall in die Grafſchaft Edeſſa in die Hände der Ungläubigen gefallen war (November 1160). Der König eilte nach Antiochia, traf hier Vertheidigungsmaßregeln und übergab die interimiſtiſche Regierung des Fürſtenthums dem Patriarchen. Bald ſah er ſich ſelbſt am Ende ſeines ſo kurzen und zugleich ſo ruheloſen Lebens; am 10. Februar 1162 ſtarb er durch das Gift eines ſarazeniſchen Arztes, der im Dienſte des jungen Grafen von Tripolis ſtand.

Unter den traurigſten Verhältniſſen übernahm Balduins jüngerer Bruder Amalrich die Regierung des Reichs. An Kriegsluſt hat es auch dieſem Sohne Fulkos nicht gemangelt, aber die Kräfte des Reichs waren nahezu erſchöpft; nur in den ritterlichen Schaaren der Templer ſtand ihm noch eine verläßliche Mannſchaft zu Gebot. In ſolcher Noth erließ er am 8. April 1162 die dringendſte Aufforderung an König Ludwig, dem heiligen Grabe zur Hülfe zu eilen; er verſprach ihm Alles, was er ſein nenne, zu unterwerfen; ſchon vorher hatte Bohemund III. von Antiochia, der junge Sohn Rainalds, kläglich Ludwig gebeten, ſchleunigſt herbeizueilen, wenn nicht ſein Fürſtenthum unrettbar verloren gehen ſolle. Aber die Hülfe Frankreichs war weit und die Gefahr nahe. Die Noth gebot Amalrich ſich dem Hofe zu Conſtantinopel zu nähern. Er ſchied ſich von ſeiner Gemahlin und warb um die Hand einer Verwandten des Kaiſers. Die Werbung fand nur langſam Gehör; erſt nach zwei Jahren wurde ihm Maria, die Tochter des Protoſebaſtos Johannes, eines Neffen Manuels, als Braut zugeführt.

Gleich im Anfange der Regierung Amalrichs zogen auch die Ver-

hältniſſe Egyptens, das ſich unter Balduin zu einem Tribut verpflichtet hatte, die Aufmerkſamkeit der Jeruſalemiten auf ſich. Die Macht der Fatimiden war hier längſt im Verfall. Statt der Chalifen führten ihre Veziere, die ſich Sultane nannten, die Regierung, aber bei den wirren Zuſtänden wurden dieſe Sultane ſo ſchnell geſtürzt als erhoben. So verlor damals Schaver ſeine Macht und mußte ſich vor ſeinem Widerſacher Dargam aus dem Lande flüchten. So entkräftet ſchien Egypten, daß Amalrich es nicht für zu gewagt hielt einen Angriff auf das Land zu machen, deſſen Beſitz faſt zur Nothwendigkeit geworden war, wenn man die heiligen Stätten noch behaupten wollte; den Vorwand zum Kriege bot der rückſtändige Tribut. Ein Chriſtenheer rückte in das Nilland ein, bei Peluſium wurde Dargam geſchlagen: dennoch trat Balduin, nachdem er den Tribut erhalten und mit Dargam ein Bündniß geſchloſſen hatte, alsbald den Rückzug an. Entſchloſſener ergriff Nureddin die günſtige Gelegenheit, um ſeine Herrſchaft auszubreiten. Durch ſeinen Feldherrn Schirkuh und deſſen Neffen Saladin, den Sohn Ejubs, ließ er den flüchtigen Schaver nach Egypten zurückführen. Der vertriebene Sultan zog wieder in Kairo ein, und im öſtlichen Theile des Landes blieben Schirkuh und Saladin mit einem Heere zurück. Aber nach kurzer Zeit wurden Schaver ſeine Beſchützer läſtig, und er bot Amalrich ein Bündniß gegen Nureddin an, auf welches der König um ſo eher einging, als Egypten in Nureddins Hand eine unermeßliche Gefahr für ſein eigenes Reich war; auch der Küſten Syriens wäre man dann nicht mehr ſicher geweſen und hätte leicht vom Abendlande völlig abgeſperrt werden können.

Von Neuem rückte ein Chriſtenheer in Egypten ein und umſchloß mit Schavers Macht vereinigt Schirkuh in Belbeis. Aber bald mußte die Belagerung aufgegeben werden, denn mit überlegener Macht griff Nureddin zu gleicher Zeit die lateiniſchen Fürſtenthümer an. Obſchon er auf einem Zuge gegen Tripolis eine bedenkliche Niederlage erfuhr, wandte er ſich doch gleich darauf gegen die Burg Harem im Gebiete von Antiochia, welche die Chriſten erſt vor wenigen Jahren ſeiner Gewalt entriſſen hatten. Ein chriſtliches Heer, bei dem ſich die jungen Fürſten Bohemund von Antiochia und Raimund von Tripolis mit dem Grafen Joscelin befanden, zog zum Entſatze von Harem aus, gerieth aber durch Unvorſichtigkeit am 20. Juli 1164 ganz in die Gewalt der Feinde; die Führer wurden gefangen genommen, und nur

Bohemund erlangte nach kurzer Zeit wieder die Freiheit. Am 11. Auguſt fiel Harem, am 16. October Paneas in die Hände Nureddins, der ſich darauf anſchickte Antiochia ſelbſt zu belagern. Auf dieſe Schreckensnachricht ſchloß Amalrich mit Schirkuh Friede, entließ ihn und Saladin aus Belbeis und eilte ſogleich nach Tripolis und Antiochia, um dieſen Städten gegen Nureddin Schutz zu gewähren. Zufällig erſchien gerade damals wiederum Theoderich von Flandern, aber er führte kein Geleit mit ſich, welches dem Verderben hätte ſteuern können. Widerwillig genug bequemte man ſich jetzt zu entgegenkommenden Schritten gegen die Griechen. Bohemund begab ſich, kaum aus der Gefangenſchaft befreit, nach Conſtantinopel, um ſeine Ergebenheit zu beweiſen; auch Amalrich zeigte freundliche Mienen dem Kaiſer, mit dem ihn bereits Verwandtſchaft verband. Man erwartete, daß der Kaiſer in kürzeſter Friſt mit einem Heere anrücken werde, aber man fürchtete ſeine Ankunft weit mehr, als man ſie wünſchte.

Die Augen aller Lateiner im Orient ſahen dagegen mit dem heißeſten Verlangen nach Frankreich. Vor Allem von König Ludwig erwartete man die Rettung aus dem Elend. Geſandte und Briefe König Amalrichs und der Templer eilten zu ihm; in der eindringlichſten Weiſe ſchilderte man ihm die Gefahr, in welcher beſonders Antiochia ſchwebe. „Täglich“, ſchrieb König Amalrich ſchon im Jahre 1163 „erwarte man die Ankunft des griechiſchen Kaiſers; ohne Hülfe werde Antiochia ſicher in die Hände der Griechen oder Türken fallen“. Im folgenden Jahre ſchrieb der Großmeiſter der Templer: „Es iſt nicht mehr zweifelhaft, daß Antiochia in die Gewalt der Griechen und Türken kommen wird, und zwar ſchon in nächſter Zeit, wenn nicht das göttliche Erbarmen und Eure Herrlichkeit eilige Hülfe ſchafft. Denn unſer König iſt außer Stande zugleich zur Vertheidigung von Antiochia, Tripolis, Jeruſalem, und Egypten ein Heer aufzuſtellen, während Nureddin zu derſelben Zeit an allen vier Orten mit den unermeßlichen Schaaren ſeiner Hunde angreifen kann“. Aehnliche Klagebriefe ergingen an Papſt Alexander, den man im Orient anerkannt hatte. Aber alle dieſe Nothrufe hatten doch zunächſt nur geringen Erfolg. Dringendere Sorgen erfüllten den Papſt und den König; auch war die Stimmung der Maſſen nach dem Elend des zweiten Kreuzzugs einer neuen Pilgerfahrt nicht ſonderlich günſtig, und es fehlte ein heiliger Bernhard, um die ermattete Begeiſterung wieder zur hellen Flamme anzufachen. Merkwürdiger Weiſe

war es der vom Papſtthum angegriffene Friedrich, der zuerſt dem Gedanken an eine neue große Kreuzfahrt näher trat — ein Gedanke, der allerdings bei der Fortdauer des Schisma ſchwer zu verwirklichen war.

Man fürchtete in Syrien eine neue griechiſche Invaſion, denn man wußte nicht, daß Manuel damals ganz mit den ungariſchen Angelegenheiten beſchäftigt war. Noch einmal rüſtete er ein großes Heer, mit dem er im Sommer 1164 Stephan III. angriff. Den Vorwand zum Kriege gab, daß dem Alexius Dalmatien, die für ihn beanſpruchte Erbſchaft, vorenthalten wurde*); auch die Vertreibung ſeines Oheims, der noch immer eine Partei in Ungarn für ſich hatte, wurde dem jungen König zum Vorwurf gemacht. Von Alexius und dem verjagten Ungarnkönig begleitet, ging der Kaiſer über die Donau und Sawe; Titel, Peterwardein und Bacz fielen ohne Widerſtand in ſeine Gewalt. Der Ungarnkönig und ſeine Mutter geriethen über den unerwarteten Angriff in gewaltige Beſtürzung und verlangten dringend vom Böhmenkönig die verſprochene Hülfe. Obwohl ſich die Böhmen anfangs weigerten in die Thronſtreitigkeiten Ungarns einzugreifen, wußte Wladiſlaw doch leicht ihren kriegeriſchen Muth zu entflammen. Ein ſtarkes Böhmenheer, bei dem auch Wladiſlaws Sohn Friedrich mit dem Mährern ſich befand, drang verwüſtend in Ungarn ein. Der Ungarnkönig hatte an der Theiß ſeine Schaaren geſammelt, aber ohne die böhmiſche Hülfe nicht über den Fluß zu gehen gewagt. Unendlicher Jubel war im Heere der Ungarn, als die Böhmen endlich erſchienen; vereint rückten ſie dann ſogleich gegen die Griechen vor.

Ueber die Hülfe, welche die Ungarn unerwartet gefunden, höchlich beſtürzt, war der Kaiſer bis an die Donau zurückgegangen. Um die Stärke des böhmiſchen Heeres zu erkunden, entſandte er einen Mährer, Boguta mit Namen, der im zweiten Kreuzzuge nach Conſtantinopel gekommen und dort zu Ehren gelangt war; zugleich ſollte er, wo möglich mit Wladiſlaw, welcher dem Kaiſer perſönlich von jenem Kreuzzuge her bekannt war, Verhandlungen anzuknüpfen verſuchen. Boguta erfuhr, daß Wladiſlaw nur gekommen ſei, um die Herrſchaft des jungen Königs zu ſchützen, und daß er darauf hinzielenden Verhandlungen nicht abgeneigt ſei. Während Boguta zum Kaiſer zurückkehrte, rückten die Böhmen, den Ungarn voran, auf die Griechen zu und

*) Vergl. oben S. 380.

ſchlugen endlich in der Nähe des griechiſchen Lagers an der Donau ihre Zelte auf; am anderen Morgen ſollte es zum Kampfe kommen. Aber noch in der Nacht ging der Kaiſer mit einem Theile ſeines Heeres über den Fluß zurück; er ließ Stephan im Stich, der dann ſogleich die Flucht ergriff und das Lager preisgab. Beim Anbruche des Tages fielen die Böhmen in das griechiſche Lager ein und machten dort die reichſte Beute; auch viele vornehme Griechen fielen in ihre Hände.

Seitdem begann Manuel Verhandlungen mit Wladiſlaw und unter Vermittelung deſſelben mit dem Ungarnkönig ſelbſt, und ſchließlich wurde ein Friede zum Abſchluß gebracht, in welchem Stephan III. als der rechtmäßige König Ungarns anerkannt, dem jungen Alexius aber die beanſpruchte väterliche Erbſchaft geſichert wurde; von den Anrechten Stephans IV. war nicht weiter die Rede, und die letzten Anhänger deſſelben ſchienen ſich zur Ruhe zu geben. Wladiſlaw trat damals in ein Freundſchaftsbündniß mit dem Kaiſer, welches durch die Verlobung der Helena, der Tochter ſeines Sohnes Friedrich, mit Petrus Comnenus, einem Neffen des Kaiſers, beſiegelt wurde*). Dann trennten ſich friedlich, die zum Kriege gegen einander ausgezogen waren. Reich beſchenkt von König Stephan und ſeiner Mutter, kehrte Wladiſlaw nach der Heimat zurück, wo man ſich jetzt des Krieges freute, der Böhmen wenig Blut gekoſtet, aber mit unbekannten Herrlichkeiten bereichert hatte.

Kaiſer Manuel hatte wohl nur deshalb ſich enger an Wladiſlaw angeſchloſſen, um ihn von einer neuen Unterſtützung des Ungarnkönigs abzuziehen; denn er hatte noch keineswegs ſeine Abſichten auf Ungarn aufgegeben und den Frieden nur zum Schein geſchloſſen. Nichts zeigte dies deutlicher, als daß er den älteren Stephanus im ſüdlichen Ungarn zu bleiben geſtattete und zu ſeinem Schutze an der Grenze den Nicephorus Chaluphes mit einem Heere zurückließ, auch bald ein anderes Heer unter Michael Gabrias nach Sirmien ſandte. Die Folge war, daß ſchon im Anfange des nächſten Jahres der junge Stephan wieder zu den Waffen gegen ſeinen Oheim griff, ihn zurücktrieb und endlich in Semlin belagerte. Im April 1165 ſtarb plötz-

*) Die böhmiſche Fürſtin wurde 1165 nach Conſtantinopel geſchickt und dort die Hochzeit gefeiert.

lich, angeblich durch Gift, dieſer unruhige Nachkomme des Arpad, und wenigſtens vor ſeinen Oheimen war jetzt Stephan III. ſicher, aber nicht vor dem Griechen, gegen den er in der Folge mehr durch deutſchen als böhmiſchen Beiſtand geſchützt werden mußte.

Man hat von einer großen Coalition geſprochen, die ſich gegen Friedrich aus Alexander, Frankreich, Ungarn, dem griechiſchen Reiche, Venedig, dem Veroneſer Bunde und Sicilien im Jahre 1164 gebildet habe. Eine ſolche hat, wie wir ſahen, in Wahrheit nicht beſtanden, wie ſehr auch Alexander um die Bildung eines ſolchen Weltbundes ſich bemüht haben mag. Zu verſchiedenartig waren die Intereſſen der einzelnen Staaten, als daß ſie ſich zum Kampf gegen Friedrichs Kaiſerthum förmlich hätten verbinden können. Ungarn, unmittelbar vom griechiſchen Kaiſer bedroht und auf den Schutz Friedrichs angewieſen, konnte den Feinden deſſelben nicht die Hand reichen, und einem Bündniß von Frankreich und Conſtantinopel ſtanden die Verhältniſſe Englands und der lateiniſchen Herrſchaften im Orient hemmend entgegen. Aber ſicher iſt, daß das hergeſtellte Kaiſerthum, wie es beſtimmend wieder in alle Weltverhältniſſe hineingetreten war, ſo auch ſogleich aller Orten den Widerſtand erregte. Die gregorianiſche Kirche, in dem Papſtthum Alexanders vertreten, nahm ſogleich entſchloſſen den Kampf auf; das Kaiſerthum von Conſtantinopel trat mehr verſteckt, aber doch nicht erfolglos dem ſiegreichen Staufer entgegen. Venedig, im Bunde mit Conſtantinopel, wußte den Aufſtand gerade da zu organiſiren, wo er Friedrichs Macht am gefährlichſten war. An die Empörung in der Veroneſer Mark knüpften ſich die Hoffnungen Aller, welche im Weſten und Oſten die Erfolge der deutſchen Waffen voll Bangen ſahen, und es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Empörung Friedrich in nicht geringe Bedrängniß brachte, zumal in einer Zeit, wo das Schisma, deſſen Ende man bereits gehofft hatte, durch die Erhebung Paſchalis III. neues Leben gewann und neue Gefahren bereitete.

Wenn Friedrich auch ſeine mißliche Lage der Welt zu verdecken ſuchte, er ſelbſt verbarg ſich nicht, daß das frühere Glück von ihm gewichen; doch entmuthigt war er deshalb mit Nichten. Gerade dadurch hat er beſonders die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen erregt, daß er mit Standhaftigkeit auch die härteſten Schickſalsſchläge ertrug, kein Mißgeſchick ihn rathlos traf. War er im Siege wohl geneigt über das

nächſte Ziel hinauszuſtürmen und ſo den ſicheren Gewinn in Frage zu ſtellen, ſo hat er in ſeinen Niederlagen dagegen umſichtig immer Mittel und Wege zu finden gewußt, um die Macht des Reichs, der alle ſeine Kämpfe galten, aufrecht zu halten. Er iſt darin eine faſt einzige Erſcheinung in der Geſchichte, daß ſeine Majeſtät in den Tagen, wo er überwunden ſchien, nur um ſo glänzender hervortrat und ſelbſt von denen, die ihm den Sieg abgewonnen, anerkannt werden mußte.

Es liegt in der Beſchaffenheit unſerer Quellen, daß die kriegeriſche Thätigkeit Friedrichs mehr in die Augen ſpringt, als die politiſche, doch wird von den Zeitgenoſſen auch ſein Eifer und ſeine Umſicht in den Staatsgeſchäften rühmend erwähnt. Die Regierung des Kaiſerreichs, wie er es hergeſtellt hatte, war ohne Zweifel eine der ſchwierigſten Aufgaben, welche ſtaatsmänniſcher Geſchicklichkeit geſtellt werden kann. Nicht nur daß die offenen und geheimen Feinde, welche überall das Reich umgaben, ſtets im Auge behalten werden mußten, es war in Deutſchland mit der Dienſtwilligkeit jedes einzelnen Fürſten, in Italien mit der Botmäßigkeit einer jeden Stadt zu rechnen. Sehr bemerkenswerth iſt, wie Friedrichs Regiment ein ganz anderes in Deutſchland iſt, als in Italien. Während in Deutſchland die Autorität der großen Herren eher erhöht als gemindert erſcheint, ſie ſich in ihren Gebieten durch die kaiſerliche Gewalt kaum beſchränkt ſehen, werden in der Lombardei, der Romagna und Tuſcien monarchiſche Inſtitutionen eingeführt, welche dem Kaiſer und ſeinen Beamten alle Hülfsquellen des Landes öffnen. Wenn der Kaiſer aus ſeinem deutſchen Reiche beſonders die kriegeriſchen Kräfte zu gewinnen ſucht, ſo muß ihm Italien die Geldmittel liefern, deren er im reichſten Maße bedarf*).

*) Der Walliſer Walther Map erzählt, es habe ihm einſt König Ludwig VII. von den Reichthümern der verſchiedenen Könige geſprochen und dabei geſagt: „Edelſteine, Löwen, Pardel und Elephanten ſind die Schätze des Königs von Indien. Gold und Seide haben der Kaiſer von Byzanz und der König von Sicilien, aber ihre Leute verſtehen Nichts als zu ſchwatzen, denn zum Kriege ſind ſie untüchtig. Der römiſche Kaiſer, den man den Deutſchen nennt, hat waffentüchtige Männer und Kriegsroſſe, aber nicht Gold und Seide oder anderen Reichthum; denn Karl der Große, als er das Land den Sarazenen (!) abnahm, hat außer den Burgen und Caſtellen alles den Erzbiſchöfen und Biſchöfen gegeben, welche er in den bekehrten Städten einſetzte. Deinem Herrn, dem König von England, fehlt Nichts; er hat Leute, Pferde, Gold, Seide, Edelſteine, Früchte des Ackers, wilde Thiere und Alles. Wir in Frankreich haben Nichts als Brod, Wein und Vergnügen" — Walther Map findet

Keiner von unſeren früheren Kaiſern hat über ſo regelmäßige Einnahmen verfügt, wie Friedrich, aber doch haben ſie den geſteigerten Bedürfniſſen des Reichs kaum entſprochen. Daher erklärt ſich, daß der Kaiſer, wiewohl er öfters betheuerte, daß ihm Nichts um Geld feil ſei, doch auf den Gelderwerb unabläſſig bedacht war. Außer dem nicht geringen Aufwand für den Hofhalt gingen große Summen für den planmäßig betriebenen Bau kaiſerlicher Pfalzen und Burgen auf, nicht geringere mußten zur Belohnung geleiſteter Dienſte verwendet werden. Es war von Anfang ſeiner Regierung an, wie Friedrich ſelbſt ausſpricht, ſein Grundſatz, die Treuen zu belohnen, um Andere zu gleicher Ergebenheit anzuſpornen; geſchah dies auch meiſt entweder durch Privilegien, wie er ſie den deutſchen Biſchöfen für ihre mit großen Opfern verbundenen Dienſte ertheilte, oder durch Verleihung von Reichslehen, wie bei den weltlichen Herren Deutſchlands und Italiens, oder durch Ueberlaſſung von Regalien, wie bei den lombardiſchen Communen, ſo wurden doch auch vielfach Anweiſungen auf die Reichseinnahmen ſelbſt den Dienſtbefliſſenen ertheilt.

Zu den Geſchäften des Regiments bedurfte der Kaiſer vieler und verſchiedener Diener. Die politiſchen Angelegenheiten gingen zum großen Theil durch die Hand des Kanzlers, der jetzt in gleicher Weiſe für das Reich diesſeits und jenſeits der Alpen amtirte. Obgleich die Ausfertigung der Urkunden, die von dem Protonotar und Notaren beſorgt wurde, ihn kaum noch berührte, lag doch eine große Laſt auf ihm, zumal auch Geſandtſchaften und ſelbſt die Leitung der Heere ihm zeitweiſe übertragen wurden. Für die richterlichen Geſchäfte in Italien hat der Kaiſer öfters Vicarien beſtellt, obwohl dies Amt unter ihm noch nicht ein ſtändiges wurde. Kaiſerboten, Podeſtàs oder Procuratoren waren in den unterworfenen Städten Italiens regelmäßig in Thätigkeit, während in Deutſchland die feudalen Gewalten in alter Weiſe fortbeſtanden, neben denen beſondere kaiſerliche Beamte nur einen ſehr beſchränkten Wirkungskreis hatten. Friedrich hat viele getreue Diener gefunden, die ihm mit einer ſolchen Hingebung ihre Kräfte widmeten, daß man mehr perſönliche Verehrung als Rückſicht auf Entgelt als Motiv anſehen muß. Wir haben ſie nicht ſo ſehr unter den erſten

---

dieſe Worte des Königs ebenſo witzig als wahr, aber mit der Wahrheit ſteht es doch bedenklich.

weltlichen Fürſten des deutſchen Reichs zu ſuchen, als in dem Stande der geiſtlichen Fürſten, der Biſchöfe und Aebte, dann bei den Grafen und Herren, ſelbſt unter den Miniſterialen. Es ſind Männer wie Rainald von Köln, Hermann von Verden, Eberhard von Bamberg, dann Otto von Wittelsbach, Markward von Grumbach, Gebhard von Leuchtenberg, Heinrich von Diez, Konrad von Ballhauſen. Auch Italiener haben ſich ganz in den Dienſt des Kaiſers geſtellt, wie Biſchof Garſidonius von Mantua, Markgraf Wilhelm von Montferrat, Graf Guido von Biandrate und die beiden Lodeſen Otto und Acerbus Morena. Manchen unter dieſen Dienern des Kaiſers gebührt ohne Zweifel ein erheblicher Antheil an ſeinen Erfolgen, aber die Summe des Regiments lag doch immer in ſeiner eigenen Hand. Alle ſeine Beamten blieben mehr oder weniger nur Werkzeuge ſeines Willens, und er hat, wenn es ſeinen Abſichten entſprach, kein Bedenken getragen ihre Maßregeln aufzuheben. Während ſeiner langen Regierung haben vielfach ſeine Räthe gewechſelt, ſeine Politik aber iſt weſentlich immer die gleiche geblieben.

Die Wege des Staatsmanns pflegen ſelten die geraden zu ſein; nichtsdeſtoweniger ſetzt in Verwunderung, wie oft Friedrich Erwartungen, die er ſelbſt erregt, getäuſcht hat. Wir wiſſen, wie wenig er die Zuſagen gehalten hat, welche Berthold von Zähringen wegen der burgundiſchen Länder empfangen hatte, wie er den Herren von Baux Verleihungen in der Provence machte, die er nach zwei Jahren für ungültig erklärte, wie er Herzog Welf aus den großen italieniſchen Lehen, welche er ihm ertheilt, nach und nach zu verdrängen wußte; dem Bisthum Belluno verbriefte er die Reichsunmittelbarkeit und unterwarf es doch ſchon nach wenigen Wochen wieder dem Erzbiſchof von Aquileja; der Stadt Mailand beließ er nach der erſten Einnahme die Wahl der Conſuln und ſprach ihr ſchon nach kurzer Friſt dieſe wieder ab. Wie weit dieſe politiſchen Wandlungen gerechtfertigt waren, iſt nicht immer im Einzelnen leicht zu beurtheilen, aber bemerkenswerth iſt, daß ſie von der Empörung Mailands abgeſehen, nicht zu bedenklichen Verwickelungen führten. Es ſpricht dies für das perſönliche Anſehen des Kaiſers, nicht minder aber für die Jedermann gefährliche Kunſt, mit der er die Staatsangelegenheiten behandelte. In den italieniſchen Privilegien Friedrichs findet ſich vielfach die Clauſel: salva per omnia imperiali iusticia oder salva in omnibus imperiali iure, nachgebildet der in der päpſtlichen Kanzlei bereits früher üblichen:

salva sedis apostolicae auctoritate, und es ſollte mit jener Clauſel nichts anderes bezeichnet werden, als daß dem Reiche gegenüber die Privilegien keine unbedingte Gültigkeit hätten. Denn das war allerdings Friedrichs Meinung, daß jeder Rechtsanſpruch, und ob er ſelbſt ihn begründet, hinfällig ſei, ſobald er Intereſſen des Reichs verletze. Wir hören in einzelnen Fällen, daß er nach dem Rathe der Fürſten ſeine frühere Entſchießung änderte, und vielleicht mag es nie ohne ihre Einwilligung geſchehen ſein; doch konnte dies nicht verhindern, daß die Beeinträchtigten ſich tief verletzt fühlten.

Berthold von Zähringen hat den Kaiſer in ſeinem Unmuth einen Zerſtörer der Geſetze genannt, und die Alexandriner haben ihn häufig als einen Tyrannen bezeichnet. Wollte man aber deshalb Friedrichs Regiment als Abſolutismus betrachten, ſo würde man ſich mit den offenkundigſten Thatſachen in Widerſpruch ſetzen. Allerdings war an ſeinem Hofe das unbeſchränkte Kaiſerthum, wie es die Geſetzbücher Juſtinians lehrten, nicht unbekannt, und man hat aus denſelben manche Folgerungen gezogen. Dennoch hat der Kaiſer nicht wie ein unbeſchränkter Herrſcher regiert. Bei allen wichtigen Angelegenheiten hat er die Fürſten in Deutſchland, wie in Italien zu Rath gezogen, und wir wiſſen aus beſtimmten Vorgängen, daß er ſich ihrer Entſcheidung, ſelbſt wenn ſeine Meinung eine andere war, willig unterwarf. Auch die ſo einſchneidenden Roncaliſchen Beſchlüſſe und die ſo verhängnißvolle Zerſtörung Mailands gingen keineswegs aus Acten kaiſerlicher Willkür hervor. Die imponirende Perſönlichkeit Friedrichs hat wohl meiſt auf den Reichstagen den Ausſchlag gegeben, aber nicht immer haben ſich die deutſchen Fürſten ſeiner Anſicht unterworfen. Und nicht mit Unrecht iſt Friedrich vielfach als ein Freund des Rechts und der Geſetze geprieſen worden. Jedermann weiß, wie ſehr er ſich bemühte das geſchriebene Recht wieder zur Geltung zu bringen, wie er mit unnachſichtiger Strenge jeder Selbſthülfe entgegentrat und darauf drang, daß alle Streitigkeiten vor dem Richter nach den Geſetzen entſchieden würden. Auch darf es nicht vergeſſen werden, daß er wiederholt ſeine Streitpunkte mit Rom durch ein Schiedsgericht erledigen laſſen wollte und gerade das den Päpſten zum ſchwerſten Vorwurf machte, daß ſie keinem Gericht ſich unterwerfen wollten. Zur Herſtellung und Aufrechterhaltung des Reichs konnte er der Waffen nicht entbehren, aber die Vollendung deſſelben ſah er in einem durch Geſetz und Recht geſicherten Frieden.

Das ganze Regiment Friedrichs trägt einen ſtrengen und herben Charakter*); es hat ſchwer auf den Lombarden gelaſtet, und auch die deutſchen Fürſten ſeufzten oft unter den Bürden, die es ihnen auferlegte. Aber es verſöhnte mit demſelben, daß der Kaiſer ſelbſt die ſchwerſten Pflichten auf ſich nahm und ſich ganz in den Dienſt des Reiches ſtellte, in deſſen Erhaltung und Erhöhung er das Heil der Welt ſah und an welches ſich in der That noch immer große Intereſſen der Menſchheit knüpften. In ſo ſcharfer Realität meiſt ſein Walten erſcheint, es war doch von einer großen Idee getragen. Die Idee des Reichs war die Quelle ſeiner unverſieglichen Kraft, ſeines niemals gebrochenen Muthes; ſie hielt ihn aufrecht in den Drangſalen der letzten Jahre und hob ihn noch höher in den ſchwereren Kämpfen, die ihm noch bevorſtanden.

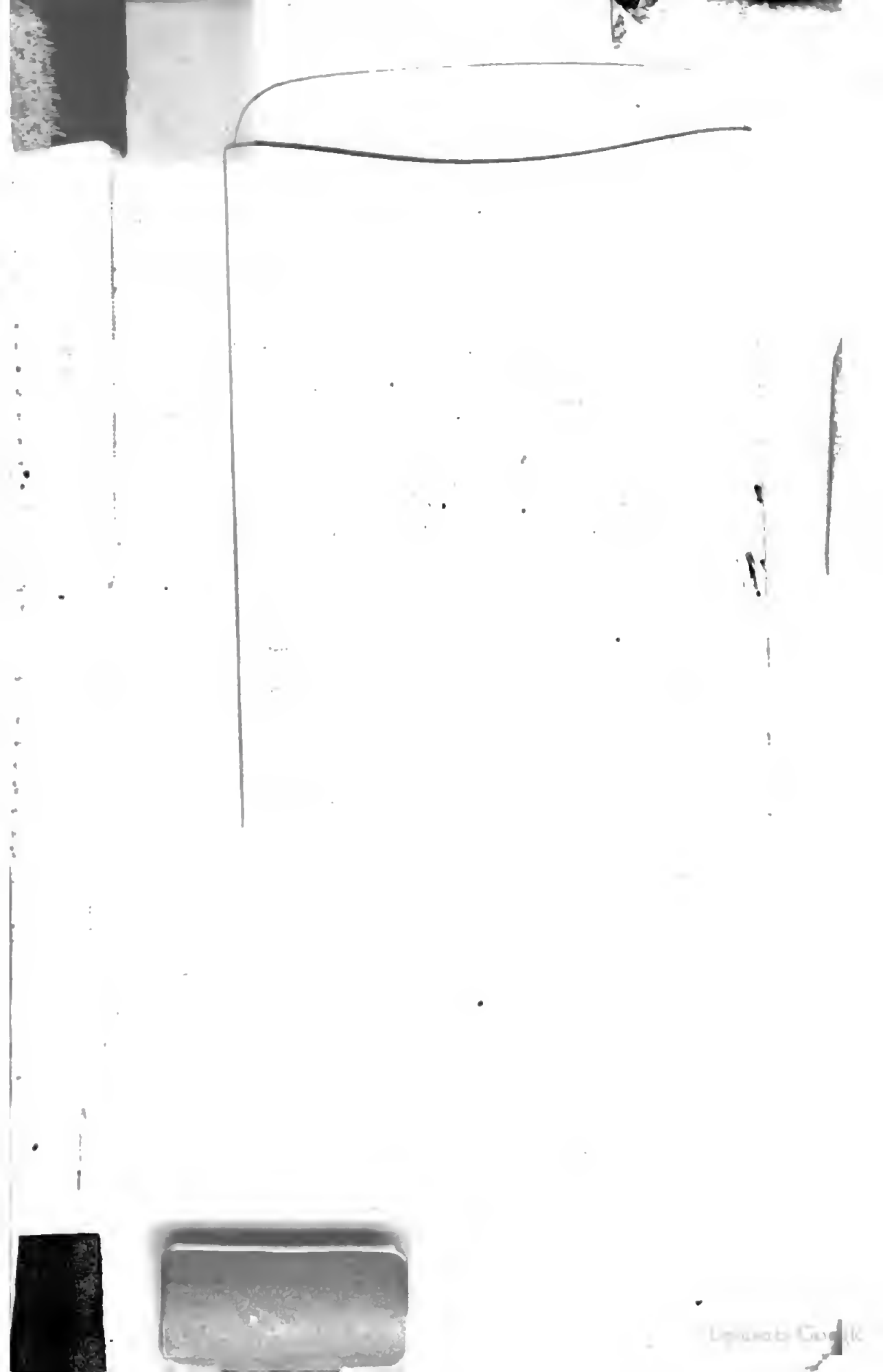
Als der unerſchrockene Vorkämpfer des römiſchen Reichs deutſcher Nation hat Friedrich der Rothbart ſich die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen errungen, und auch die Deutſchen unſerer Tage, die ein römiſches Reich nicht mehr kennen, wahren dankbar ſein Andenken, weil er, ein deutſcher Fürſt durch und durch, die Ehre und Hoheit der deutſchen Nation inmitten großer Weltverwickelungen rühmlich behauptete.

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß ein Einfluß der Frauen auf Friedrichs Regiment ſich faſt gar nicht bemerkbar macht; von den früheren Kaiſern hat ſich nur Heinrich V. in ähnlicher Weiſe weiblichen Einwirkungen entzogen.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

89095946661

B89095946661A



89095946661
b89095946661a